C. M. Wielands
Leben.



Neu bearbeitet
von
J. G. Gruber.



C. M. Wieland.

C. M. Wielands

Leben.

Neu bearbeitet

von

J. G. Gruber.

Mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands.

Erster Theil.

I. und II. Buch.

Mit dem Portrait Wielands.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1827.

Vorrede.

Als ich in den Jahren 1813 und 1814 an der bei Brockhaus erschienenen Schilderung von Wielands Leben und Wirken arbeitete, machten es die damaligen Zeitumstände und meine eigne Lage mir unmöglich, so genaue Erkundigungen einzuziehen, als ich sie wünschte, und ich war selbst nicht so glücklich, von denen, die ich um Mittheilungen gebeten hatte, Antwort zu erhalten. So kam es denn, daß man in jener Biographie zwei Irrthümer hat nachweisen können. Ungeachtet ich nun von dem einen habe beweisen können, daß er nicht auf meine, sondern auf Wielands eigne Rech-

nung zu setzen sey; *) so bleibt die Schuld des andern doch auf meinem untreuen Gedächtniß, und ich hielt es daher um so mehr für meine Pflicht, jetzt, da ich ohne Zweifel das Letzte, was ich über Wieland schreibe, dem Publikum übergebe, über alle sein Leben betreffenden Umstände nochmals die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Diesmal hat mich das Glück besser begünstigt. Aus Schwaben, aus der Schweiz, aus Erfurt, aus Weimar, Leipzig, Dresden und Hamburg, habe ich zwar nicht alle Nachrichten, die ich wünschte, aber deren doch sehr viele, theils bestätigende, theils berichtigende, theils neue erhalten, wofür ich mich den würdigen Männern und Frauen,

*) Er betrifft Wielands Geburtsort. In C. M. Wielands Selbstschilderung als Erläuterung der die letzte Ausgabe begleitenden Kupfersammlung (Leipz. 1826. bei Fr. Fleischer, auch als Supplementband zu dieser Ausgabe dienend), habe ich nicht nur aus vielen gedruckten Stellen, sondern auch mit Wielands eigner Handschrift bewiesen, daß er stets Biberach als seinen Geburtsort genannt hat. So hatte er mir es auch stets mündlich gesagt.

denen ich sie danke, aufs innigste verpflichtet bekenne. Namentlich muß ich die seltne freundschaftliche Gefälligkeit des Herrn Archivar D. Erhard rühmen, mit welcher er mir Aktenstücke über Wieland, die er selbst so eben herauszugeben im Begriff war, in Abschrift mittheilte. *) Außerdem konnte ich jetzt folgende Quellen benutzen:

1) Briefe teutscher Gelehrten. Aus Gleims litterarischem Nachlasse herausgegeben von W. Körte. 3 Bände.

---

*) In Hinsicht auf Mehreres, was über Wielands Leben in Erfurt hier nur Auszugsweise mitgetheilt ist, verweise ich auf den zweiten Heft von Herrn D. Erhards Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte, worin er mittheilen wird, was er von und über Wieland in dem Archiv der Erfurter Universität aufgefunden hat. Frühere Nachrichten aus Erfurt verdankte ich durch die Güte des Herrn Prof. Petri einem Zeitgenossen Wielands, dem Herrn Prälaten Muth. Vielleicht hat sich dabei in Beziehung auf den P. Jordan Simon (Seite 532) ein Gedächtnißfehler eingeschlichen; ich bin aber nicht im Stande gewesen, ihn zu berichtigen.

2) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland, herausgegeben von Ludw. Wieland. 2 Bände. Wien 1815.

3) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 bis 1810 geschrieben. 4 Bände. Zürich 1815 u. 1816.

4) C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche, herausgeg. von Franz Horn. Berlin 1820.

5) Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel. 2 Bde. Lpz. 1827.

6) Briefe von Wieland und Nachrichten über ihn in den Morgen-, Abend- und Mitternachtblättern, dem Gesellschafter u. a. Zeitschriften.

7) Laudatio Wielandii. Oratio habita a C. Ph. Conz. Tübingen 1818.

8) Mehrere seitdem erschienene Briefsammlungen und Biographien von Wielands Zeitgenossen.

9) Eine bedeutende Anzahl noch ungedruckter Briefe Wielands aus Weimar und Osmanstädt.

So war ich denn nicht um Stoff, sondern weit öfter um die Auswahl aus demselben verlegen, und ich muß bekennen, daß ich durch die Menge desselben mich oft in der freien Bewegung gehemmet gefühlet habe. Es kam aber hier nicht blos darauf an, nur bewährte Thatsachen darzustellen, sondern auch die Ueberzeugung zu geben, daß alle dargestellten Thatsachen wirklich bewährt sind. Wieland hat noch immer eine ansehnliche Partei gegen sich, durch welche die grundlosesten Urtheile über sein Leben und seine Schriften in Umlauf gekommen sind. Die Meisten davon kennen sein Leben so wenig, als sie seine Schriften gelesen haben, scheuen sich aber nicht, die härtesten Beschuldigungen und gröbsten Verleumdungen gegen beide auszusprechen, und vor Wieland zu warnen wie vor dem leidigen Satan. Hört man diese

Herren, so sollte man glauben, Wieland habe seine Nazion an den Abgrund des ungeheuersten sittlichen Verderbens geführt, und habe, gleichgültig für Wahrheit und Tugend, mit seinen Schriften die Grundpfeiler der öffentlichen und häuslichen Glückseligkeit untergraben. Man sollte es für unmöglich halten, daß ein Mann dieses vermocht habe, dem sie zugleich Genie und Geschmack absprechen, ein Mann, der blos zusammen geborgte Gedanken nicht einmal in einem sonderlichen Stil hat vortragen können. Gar manchem von dieser Partei dürfte es freilich ergehen wie jenem Einen, dem eine von ganz Teutschland hochgeachtete Dame ein Gedicht von Göthe mittheilte, worüber er in enthusiastische Bewunderung ausbrach. Ein zweites Gedicht von Wieland erfuhr die bitterste Kritik, bis die Dame lachend den Eifer mit den Worten unterbrach: „Aber, mein Herr, das erste Gedicht war von Wieland, das zweite von Göthe.“ Man hätte vermuthen sollen, daß

Göthe's meisterhafte Beurtheilung Wielands zur Berichtigung der Urtheile über ihn aufs kräftigste hätte wirken müssen; allein nur Einigen hat sie ein höchst mäßiges und kaltes Lob abgezwungen. Was nun Göthe nicht vermocht hat, wie sollte ich das mir zutrauen? Nein, ich erwarte gar nicht, von diesen Anklägern Wielands gelesen zu werden, und also auch nicht, sie zu einem gerechteren Urtheil zu bewegen. Noch giebt es aber Viele, die zu einem gerechten Urtheile geneigt, jedoch durch die Anklagen jener Partei — unter der sich unleugbar sehr achtungswerthe und verdiente Männer befinden — daran verhindert sind. Diesen alle zu einem gerechten Urtheil erfoderlichen Punkte und Umstände so vor Augen zu legen, daß ihnen kein Zweifel bleiben kann, welches Urtheil die Gerechtigkeit erheische, war mein Vorsatz. Hätte ich nun blos bewährte Thatsachen dargestellt, so hätte ich bei ihnen leicht in den Verdacht eines bloßen Lobredners kommen können. Um dieses zu vermeiden,

schien mir nothwendig, die Ueberzeugung zu geben, daß alle angegebene Thatsachen wirklich bewährt sind; welcher Zweck nur durch Vorlegung der Aktenstücke selbst sicher zu erreichen war. Ich habe daher aus mehr als zwölf Bänden des Wielandischen Briefwechsels alles das herausgehoben, was zur Charakterisirung Wielands wesentlich ist; und eben das, was für die Unparteiischen nothwendig schien, wird, hoffe ich, den Verehrern Wielands angenehm seyn; sie erhalten somit gleichsam die Quintessenz jener sämmtlichen Briefsammlungen. Was ich für die, welche Wieland noch nicht aus seinen Schriften kannten, durch eine Anthologie aus diesen, die zugleich seine Selbstschilderung ausmacht, in den Erklärungen der Kupfer zu seinen Werken zu bewirken versucht habe, dasselbe habe ich hier in Ansehung seiner Briefsammlungen gethan. Man wird leicht erkennen, daß ich mit der größten Unparteilichkeit verfahren bin, nicht bestochen von Verehrung, Dankbarkeit und Liebe, die ich für den ehr-

würdigen Greis, der mir im Leben so viel Wohlwollen bewiesen hat, und der bei unserm letzten Abschied eben so gerührt war wie ich, freilich stets treu in meinem Herzen bewahren werde. Es brauchte aber hier nichts bemäntelt und beschönigt zu werden, denn Wieland hatte Recht zu sagen: „Ich habe noch nie bei einem guten Menschen dadurch verloren, daß er mich genau kennen gelernt hat.“

War das Bisherige nöthig für die Schilderung des Menschen, so schien ein Anderes nöthig, um dem Schriftsteller Wieland die gebührende Gerechtigkeit zu verschaffen. Hiezu giebt es kein sichreres Mittel, als Wielands Streben und Wirken im Zusammenhange nicht nur mit dem litterarischen Streben und Wirken seiner Zeit, sondern unserer gesammten Litteratur überhaupt, darzustellen. Wielands schriftstellerisches Leben mußte daher zugleich die Bildungsgeschichte eines halben Jahrhunderts umfassen; nur aus dieser

erklärt sich, wie er wurde, wie er eingewirkt hat, und — ob wir ihm etwas zu verdanken haben, und was.

Alle diese Rücksichten haben mir so unerläßlich geschienen, daß ich mich unmöglich darüber, sie genommen zu haben, entschuldigen kann. Wünschen muß ich jedoch, daß mein Freund Göschen nicht darunter leide, daß mein Stoff über mein eignes Erwarten angewachsen ist. Die Freunde Wielands werden ihn aber, dies hoffe ich zuversichtlich, nicht darunter leiden lassen, zumal wenn sie erfahren, daß der folgende Band eine Reihe noch ungedruckter Briefe Wielands aus seiner interessantesten Periode enthält, welche die Schilderung Wielands im eigentlichen Sinne erst vollenden.

Halle den 24. Febr. 1827.

Gruber.

Erstes Buch.

I.

Zu Biberach in Schwaben, jetzt zum Donaukreise des Königreichs Wirtemberg gehörig, lebte, als die Stadt noch eine freie Reichsstadt war, seit langer Zeit ein Geschlecht der Wielande, dessen sämtliche Glieder, beinahe von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an, ansehnliche öffentliche Aemter in dieser kleinen Republik verwaltet, und um dieselbe sich wohlverdient gemacht hatten. Der Letzte dieses Geschlechts, der in seiner Vaterstadt starb, war Matthäus Wieland, der Vater des Dichters Christoph Martin Wieland, dessen Name in keinem Theile der gebildeten Welt ganz unbekannt geblieben ist.

Als unser Dichter am 5. September des Jahres 1733 geboren wurde, war sein Vater Prediger zu Ober-Holzheim, einem zum Gebiete der Stadt Biberach gehörigem Dorfe, vier Stunden von derselben, unfern der nach Ulm führenden Landstraße, gelegen. Nicht lange darauf ward er nach Biberach versetzt, wo er anfänglich Prediger an der Marien-Magdale-

renkirche, und zuletzt Senior des geistlichen Ministeriums war. So kam noch als ganz kleines Kind unser Wieland nach Biberach, und dies mag wol die Ursache seyn, warum er von Biberach nie anders als von seiner Vaterstadt sprach, und überall behauptet, daß er auch daselbst geboren sey. In Biberach wurde sein einziger Bruder geboren, der in seinem Jünglingsalter an einer vieljährigen außerordentlichen Engbrüstigkeit starb.

Keiner seiner Voreltern hatte bedeutende Glücksgüter erworben, vielmehr schien sie, wenigstens bis zum vierten aufsteigenden Grade von ihm an gerechnet, das Glück geflohen zu haben, und was ihm noch einige bessere Aussicht hätte geben können, vernichtete der funfzehnjährige Prozeß einer Großmutter, welche das Schicksal, zum Vortheil der Advokaten und Nachtheil ihrer Nachkommen, mit einer ungemeinen Prozeßlust begabt hatte. Der Enkel tröstete sich gern damit, daß seine Ahnen seit ein Paar Jahrhunderten den Ruhm der ehrlichsten und edelmüthigsten Leute in ihrer Vaterstadt behauptet hatten, und daß sein Vater an eine solche Reihe von Voreltern sich würdig anschloß. Dieser treffliche Mann, da er seine Kinder nicht durch die Geburt in Umstände versetzt sah, die zur leichteren Begründung ihres dereinstigen Glückes dienen konnten, wendete desto größere Sorgfalt auf ihre

Erziehung; und die mannichfaltigen Entbehrungen, welche dadurch nöthig wurden, half auch seiner häuslichen Gattin — einer gebornen Kieke — die Mutterliebe gern erleiden. Um an dem Nöthigsten nichts fehlen zu lassen, war sie aufs sorgfältigste bedacht, nicht nur als kluge Wirthin jede unnöthige Ausgabe zu vermeiden, sondern auch alles zu erhalten, was doch irgend einmal noch gebraucht werden könnte. Still lächelnd sah ihr Sohn ihr noch in späteren Jahren zuweilen zu, wie sie selbst die Reste aus Arzneiflaschen zusammen goß, weil es ja Schade darum sey, wenn sie ungebraucht bleiben sollten. Sie war übrigens eine Frau von der sanftesten Gemüthsart, wenn gleich nicht ohne leichte Reizbarkeit, und von ihrem Naturell scheint das Meiste auf ihren Sohn übergegangen zu seyn. Scherzend behauptete dieser öfters, daß seine Mutter ihm auch sehr viel Zärtlichkeit angeboren haben müsse, denn wie lasse sich sonst erklären, daß er schon als einjähriger Knabe seine Greth, eine ziemlich häßliche Wärterin, mit einer Art von Leidenschaft geliebt haben solle. Bald darauf war es seine Mutter, der er hauptsächlich seine Neigung zuwendete, so wie er die ihrige in hohem Grade besaß. Wahrscheinlich dankt er auch ihr seine frühe Neigung zur Reinlichkeit; und wenn er Recht hat, ein Kind mit dieser frühen Neigung für ein Kind von guter Hoffnung

anzusehen, *) so gab es nicht leicht ein Kind von besserer Hoffnung als ihn, der lieber hungern, als sich beschmutzen wollte. Einst war ihm sein Dreier, wofür er beim Gange in die Schule sich sein Frühstück einzukaufen pflegte, aus der Hand und in den Rinnstein gefallen; mit Betrübniß sah er ihn dort liegen, aber konnte sich nicht entschließen, ihn heraus zu langen, ließ ihn liegen, und hungerte.

Schon in seiner ersten Kindheit aber bemerkte man an ihm auch eine besondere Anlage zum Ernst, der sich sogar in seinen Kinderspielen äußerte. Dieser war ihm vom Vater angestammt, und wurde durch dessen Beispiel verstärkt, welches auch in anderer Hinsicht von sehr bedeutendem Einfluß auf des Sohnes Leben und Wirken geworden ist. Dies macht ein Wort über des Vaters Bildungsgeschichte ganz unentbehrlich.

Die Mutter seines Vaters hatte in einer schweren Schwangerschaft einen von ihren zwei Söhnen durch ein Gelübde dem geistlichen Stande geweiht. Der ältere Bruder studirte diesemnach Theologie. Da dieser aber plötzlich starb, erhielt ihr zweiter Sohn, Matthäus, der zu Tübingen die Rechte studirte, unerwartet den mütterlichen Befehl, zur Theologie überzugehen.

*) S. Bd. 49. S. 296.

Zu diesem Behuf begab er sich nach Halle, *) zu einer Zeit, wo von der dasigen neubegründeten, blühenden Universität ein neuer Geist in Theologie und Philosophie über Teutschland sich ausbreitete: der Geist der Theologie durch Speners Anhänger, Breithaupt, Anton, Franke und Joachim Lange; der Geist der Philosophie durch Christian Wolf und dessen Schüler. Das Hauptstreben der neuen theologischen Schule war nach Speners eigner Angabe: „die Theologie hauptsächlich und allein aus dem in unserer Kirche erkannten alleinigen Prinzip des Glaubens der heiligen Schrift vorzustellen, und die Glaubenslehren allezeit so zu lehren, wie daraus nothwendig die Früchte des Glaubens und Lebens fließen müssen, um von der Einbildung, durch bloßes Wissen selig zu werden, oder alle Kraft des Glaubens in dasselbe zu setzen, abzuführen.“ Daß auf diesem Wege viel Wünschenswerthes erreicht und geleistet worden, wer könnte dies läugnen? Unglücklicher Weise räumte man aber einem Gefühlsglauben zu viel ein, worin freilich wunderbare Ereignisse und wunderbar Ausgeführtes, wie sich im Leben des frommen und sanften

*) Zufolge der Matrikel dieser Universität wurde er daselbst unter Frankes Prorektorat am 5. April 1717 immatrikulirt.

Hermann August Franke findet, einen ohnedies religiösen Sinn nur zu sehr und zu leicht bestärken konnten. Aus solcher Quelle entsprang jener Hallesche Pietismus, der zu seiner Zeit eben so viele Anhänger als Gegner fand, der Letzteren Unduldsamkeit ging leider bald genug auch in die Schule des Pietismus über, die, während sie den religiösen Schein, ja die Schwärmerei, begünstigte, die anders Meinenden zu verfolgen anfing. Die Gelegenheit hiezu hatte sie in der Nähe, an Wolf und seiner Philosophie. „Wolfs Philosophie, die darauf ausging, worauf jede Philosophie ausgehen sollte, alles aus Gründen, welche als gewiß erkannt sind, herzuleiten, und auf bestimmte Begriffe zurückzuführen, konnte unmöglich den Beifall seiner theologischen Kollegen haben, und Wolf unmöglich von dem Mangel an Methode, den sie sich in ihrem Unterricht zu Schulden kommen ließen, erbaut seyn. Erlaubte er es sich gar in seinen Vorlesungen, der Schwächen seiner theologischen Kollegen nicht zu schonen (was er allerdings, wiewol nicht ohne Reizung gethan hat); so war wol nichts natürlicher, als daß hieraus eine persönliche Feindschaft entstehen mußte. Diese Feindschaft mochte lange Zeit beide Theile um so mehr gegen einander erbittert haben, da mehrere Theologen Wolfs Grundsätze ihren Zuhörern als

gefährlich dargestellt, und sie von seinen Vorlesungen abzuhalten gesucht, Wolfs Vorlesungen aber dennoch immer mehr Beifall gefunden hatten.“ *) Im Jahre 1721 wurde der Kampf öffentlich, und durch Lange's Leidenschaftlichkeit gedieh es dahin, daß Wolf am 8. November 1723 seines Amtes entsetzt, und ihm bei schimpflicher Lebensstrafe geboten wurde, binnen 48 Stunden die Preußischen Staaten zu verlassen. Der siegende Pietismus ahnete in seiner jetzigen Freude nicht, daß eben dieser Sieg ihm dereinst eine desto größere Niederlage bereiten würde.

Während der ersten Zeit dieser Parteiungen und Gährungen studirte nun Wielands Vater zu Halle. Da er schon aus der Wirtemberger Schule manche mystische dunkle Idee mit dahin gebracht hatte, so zog ihn dies allerdings zu der theologischen Schule hin, jedoch keineswegs so sehr, daß leidenschaftlicher Eifer ihn für die Verdienste der andern Partei hätte blind machen können. Er schätzte auch Wolf und deren Philosophie, deren Klarheit und Bündigkeit seinem Verstande sehr zusagte. Deshalb weckte das, was er sah und hörte, nicht einen blind eifernden Parteigeist, sondern im Gegentheil den Geist

*) Worte Hoffbauers in dessen Geschichte der Universität zu Halle. S. 104 fgg.

der Duldsamkeit in ihm auf, und die Folgen der Unduldsamkeit, die er nach seinem Abgange von der Universität erfuhr, machten diesen noch wirksamer in ihm, so daß er sich während seines ganzen Lebens als ein Muster der Duldsamkeit bewieß. Indeß hatte doch die theologische Schule so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich nie ganz über den Zauberkreis hinaus wagte, den diese um ihn gezogen hatte. Jahr aus Jahr ein predigte er die Heilsordnung, und als sein Sohn in den männlichen Jahren ihm einstmals Vorstellungen deshalb machte, erklärte er, es könne ja noch immer Einer in der Gemeine seyn, dem die Heilsordnung noch unbekannt sey, und dieser Eine müsse ihm mehr gelten als alle Unterrichtete. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit verfuhr er in seinem häuslichen Kreise, sorgsam bemüht, dem zarten Gemüthe des Kindes die Religion so einzupflanzen, wie er mit Spener glaubte, daß sie allein zum wahren Heil gereiche. Beispiel wirkte noch mehr als Unterricht, und das Herz des Knaben ward vom zarteſten Alter an mit reiner Pietät erfüllt.

Was in seinem Vater sich von Pietismus befand, war echter Art, und konnte keinen Verdacht eines Scheinenwollens erregen, unzertrennlich aber war damit jener gehaltene Ernst verbunden, der ein von der Welt abgewendetes Leben zu begleiten pflegt, und auch der prie-

sterlichen Würde vornehmlich zu geziemen schien.

Der Sohn, für alles leicht empfänglich, war es für des Vaters Beispiel auch in dieser Hinsicht, und wahrscheinlich bewog dies den Vater, mit der geistigen Bildung desselben frühzeitiger zu beginnen, als es sonst wohl rathsam seyn dürfte, zumal bei einem Knaben von so schwächlicher Natur, wie die seinige wenigstens schien.

Noch hatte der Knabe nicht sein drittes Lebensjahr zurück gelegt, als sein Vater ihm schon Unterricht zu ertheilen anfing, und um so eifriger damit fortfuhr, je freudiger er bemerkte, daß sich die größte Lernbegier mit der schnellsten Fassungskraft in seinem Sohne vereinigte. Die Anlagen waren trefflich, und selten der Fleiß des Knaben. Durch den Unterricht, den er theils von seinem Vater, theils in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt erhalten, hatte er in seinem vierzehnten Jahre nicht nur einen guten Grund im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Geschichte gelegt, sondern auch im Zeichnen und in der Musik gute Fortschritte gemacht.

All dieser angestrengte Fleiß, der sonst so oft nur das Gedächtniß auf Unkosten des ganzen Menschen anfüllt, wurde glücklicher Weise seinem Gemüthsleben nicht nachtheilig. Sein Gefühl blieb wirksam mit jugendlicher Innigkeit,

und seine Phantasie regte sich immer lebendiger, weshalb es wol als Glück zu betrachten war, daß er durch vielartigen Stoff von einem leeren Brüten in sich selbst abgezogen wurde. Bei der Wärme seines Gefühls und seiner leicht erregbaren Phantasie machten selbst die frommen Grundsätze seines Vaters eine bedenkliche Wirkung auf ihn, denn es entwickelte sich in ihm eine religiöse Schwärmerei, die auch seine moralische Gewissenhaftigkeit öfters bis zum Aengstlichen steigerte. Nur die gleich tiefen Eindrücke, welche auch andre Gegenstände des Unterrichts auf seine Seele machten, konnten jenen wohlthätig entgegen wirken. In seinem achten Jahre las er bereits des Nepos Lebensbeschreibungen von Helden Griechenlands und Roms mit den feurigsten Gefühlen, glühend vor Verlangen, ein Epaminondas oder Phozion zu werden; und im dreizehnten las er seinen Horaz und Virgil so, daß er sie, wenn nicht besser verstand, doch besser errieth, als sein Lehrer; wer zweifelt, ob zufolge seiner eigenen Dichteranlage?

Von seinem eilften Jahr an zeigte sich bei ihm selbst eine fast leidenschaftliche, immer wachsende Liebe zur Poesie. Im zwölften Jahre übte er sich sehr in lateinischen Versen, und viel zu stolz in seinen kindischen Gedanken, um kleine Versuche zu machen, schrieb er ein Gedicht in 600 Versen in der Art Anakreons von

der Echo, und ein großes Gedicht in Distichen von den Pygmäen, worin sich zuerst seine Anlage zu satyrischer Laune offenbarte: denn dies Gedicht war eine Satyre auf seines langen Rektors kleine Frau, wobei der schelmische junge Dichter den Vers des Juvenal zum Grunde gelegt hatte: Et levis erecta consurgit ad oscula planta. *) Aber auch in teutschen Versen versuchte er sich, freilich ohne solche Muster vor sich zu haben wie bei den lateinischen. Erschien ihm indeß gleich, wie seinen älteren Zeitgenossen, Gottsched als ein wichtiger Mann, so leiteten doch schon damals Gefühl und Verstand ihn weit mehr zu einem andern, in jener Zeit auch vielbelobten, Dichter hin. Brockes wurde sein Lieblingsautor, Brockes, von welchem Geßner sagte: „er hat die Natur in ihren mannichfaltigen Schönheiten bis auf das kleinste Detail genau beobachtet; sein zartes Gefühl wurde durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemälde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an

*) Leicht mit erhobener Sohle hebt sie sich auf zu seinem Kusse.

Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben, und jetzt wieder ganz lebhaft denken.“ Auf Wieland den Knaben machte dieser Dichter Eindrücke, welche dauernd durch des Mannes ganzes Leben geblieben sind. Noch im Jahre 1797 (Merkur St. 1. S. 86 fg.) schrieb er über Brockes: „Ich bewunderte oft, und bewundere noch jetzt die Gewandheit, den hartnäckigen Fleiß und die ungemeine Sprachfertigkeit, die dieser in der Geschichte unsrer Literatur so merkwürdige Mann in seinen Bruchstücken eines großen, aber nicht ganz zu Stande gekommenen, physikalischen Stanzenwerks bewiesen hat. Seine Trochäen rieseln zwar nicht ganz leicht, aber auch nicht wässerig und langweilig dahin; er macht sich in der fatalen Versart auch über die schwersten Materien verständlich, findet immer Mittel, die Schwierigkeiten, so sie ihm unaufhörlich entgegensetzt, zu überwältigen, und hierin sowol als besonders in seinen großen Schilderungen, z. B. einer Wasserflut, der in Feuer vergehenden Erde, des Innern der Erde und andern, steht ihm immer unsre ganze Sprache mit allen ihren damals bekannten und von ihm selbst ansehnlich vermehrten Schätzen zu Gebot. — — Ich wünschte, daß Sie hierdurch veranlaßt würden, in Hagedorns Auszügen der vornehmsten Brockesschen Gedichte (Hamb. bei Herolds Wittwe 1763) herum zu blättern, und sich dadurch

mit den für seine Zeit gewiß nicht geringen Vorzügen und Verdiensten meines frühesten Meisters in der Dichtkunst bekannter zu machen.“

Das Melodiöse und Malerische der Verse war es aber nicht allein, was den Knaben Wieland so sehr an Brockes zog; er ahmte ihm nicht blos in der Form, sondern auch im Stoffe nach, und schrieb eine unendliche Menge von Versen, besonders kleine Opern, Kantaten, Ballete und Schildereien nach der Art von Brockes, bis er in seinem dreizehnten Jahre das paulo majora canamus seines Virgil eingedenk, sich an ein Heldengedicht — die Zerstörung Jerusalems, wagte.

Man hat von jeher vorherrschende Neigung zu irgend einer besondern Geistesthätigkeit in Kindern, und frühzeitige, freiwillige, mit Liebe betriebene Uebung derselben, für Kennzeichen des Naturberufs zu einer Wissenschaft oder Kunst gehalten, aber auch richtig bemerkt, daß ein künftiger Meister nur daran erkannt werde, daß er die Schwierigkeiten nicht scheut, sondern mit Eifer sie zu überwinden bemüht ist. Bei Wieland war dies der Fall. Des Tages über durfte er keine Verse machen. Um also seine Neigung zu befriedigen, pflegte er seit diesem Verbot mit der ersten Morgenröthe aufzustehen, und um sich immer mehr selbst genug zu thun, unterzog er sich auch mit großem Eifer dem Studium dessen,

was zur poetischen Kunst gehört. Der erste Führer seiner poetischen Kindheit war Johannes Hübner, Rektor des Johanneums zu Hamburg, und allgemeiner Lehrer des protestantischen Teutschlands seiner Zeit. Unaufhörlich las er aber neben dessen Anleitung zur teutschen Poesie auch Gottscheds damals in großem Ansehn stehende kritische Dichtkunst, worin die gegebenen Beispiele freilich am wenigsten geeignet waren, einen guten Dichter zu bilden.

Uebertroffen wurden denn freilich auch diese Muster von dem Knaben nicht; was ihn aber auszeichnet, ist, daß er fühlte, dies alles tauge nichts. „Ich habe, sagte er, als Knabe eine unendliche Menge Papier überfudelt, ohne jemals etwas zu machen, das mir selbst gefallen hätte, und verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mutter nicht rettete.“ Diese hatte jedoch, aus mütterlicher Vorliebe, noch einen ziemlichen Vorrath gerettet; als sie ihm aber denselben späterhin einst zeigte, warf er auch diesen ins Feuer. Nur aus seiner frühesten Kindheit, in welcher er noch keine andre Poesie als die im Gesangbuche kannte, und nichts als fromme Lieder dichtete, war ihm der Anfang einer Strophe im Gedächtniß geblieben, womit er die Rechtmäßigkeit seines poetischen Auto da Fé lächelnd bewieß. Sie fing sich an:

Fromme Kinder, die gern beten,
Müssen vor den Herren treten.

Uebrigens verlebte er die Jahre seiner Kindheit auf die einfachste Weise höchst glücklich. Biberachs anmuthige Gegend, durchschnitten von dem Flüßchen Riß, umgeben von drei geräumigen freundlichen Wiesenthälern, unweit des Federsees, lud ihn zu einem Naturgenuß ein, dem er sich still mit ganzer Seele hingab. „Ich liebte, schreibt er, die Einsamkeit sehr, und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern.“ Die Erinnerung an jene Zeit war ihm immer ungemein werth, und mit welchem Gefühl er Biberachs gedachte, zeigt folgende Stelle aus einem Brief an eine Freundin vom Jahr 1780: „Ich danke Ihnen von Herzen im Namen des Orts, wo ich geboren wurde, und schreibe Ihnen zu Bezeugung meiner Dankbarkeit dafür eine Stanze aus meinem Oberon hieher, die mir ähnliche Erinnerungen und Empfindungen im verwichenen Sommer eingaben.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt;

O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schoos zu liegen!

Ich habe diese Stanze zwar nicht mir selbst, sondern einem gewissen Scherasmin, der mich gar nichts angeht, in den Mund gelegt, aber sie kam nichts desto weniger warm aus meinem eigenen Herzen."

An Leonhard Meister schrieb er am 28. Dec. 1787: „Die damalige große Frugalität und Simplizität der Lebensart und Sitten in Biberach, verbunden mit einer Art von Naturleben in einer sehr anmuthigen Gegend, bei nicht dürftigen, aber doch auf das Nothwendige beschränkten Vermögensumständen, hatten großen Einfluß auf meine erste Bildung."

2.

Da er in seinem dreizehnten Jahre so ungewöhnliche Fortschritte gemacht, und so große Hoffnung von sich erregt hatte, wollte sein Vater auch an seiner weitern Bildung nichts mangeln lassen, und beschloß, ihn einer höhern Lehranstalt zu übergeben, mit welchen Aufopferungen für ihn selbst es auch verbunden seyn mochte.

An der Wahl dieser Lehranstalt hatte wol seine religiöse Ansicht keinen geringen Antheil. Aus der Spenerschen theologischen Schule war auch ein neuer Geist der Pädagogik ausgegangen, für welche mit Franke's Stiftungen zu Halle eine neue Epoche beginnt. Die blühendsten Lehranstalten im Geiste dieser Pädagogik für Söhne aus den höheren und gebildeteren Ständen waren damals das noch jetzt blühende Pädagogium zu Halle und die in den letzten Kriegszeiten untergegangene Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg. Der Ruf dieser letzteren hatte sich vornehmlich seit 1732, da Joh. Adam Steinmetz Abt wurde, durch Teutschland immer mehr verbreitet, und Wielands Vater gab derselben wol darum den Vorzug, weil er der Meinung war, daß hier der Sohn das gewohnte häusliche Leben mehr wieder finden würde, während alles Uebrige der Anstalt zu Halle gleich sey.

Noch nicht völlig vierzehn Jahre alt, ging Wieland nach Klosterbergen ab, und in gewisser Hinsicht war sein Leben daselbst allerdings nur eine Fortsetzung dessen im väterlichen Hause. Er fand hier dieselbe stille Natur, dieselbe liebe Einsamkeit, dieselbe Einfachheit der Lebensart wieder, und für die Reinheit seiner Sitten nichts Störendes. Auch die Frömmigkeit des väterlichen Hauses ward hier nicht vermißt, nur war sie nicht ganz so einfach und anspruchlos.

Steinmetz war, nach Wielands Ausdruck, bis zur Schwärmerei devot; er suchte auf alle mögliche Weise den Halleschen Pietismus in seine Anstalt zu verpflanzen, auch dadurch, daß er die meisten Lehrer aus der Halleschen Schule wählte, zum Unglück aber nicht selten auf Schwärmer oder Heuchler traf. Die Gefahr, die bei allem Pietismus ohnehin zu besorgen ist, statt wahrer Frömmigkeit entweder Schwärmerei oder Heuchelei zu befördern, war deshalb hier um so größer, und Wieland war einer von denen, die solcher Gefahr vorzüglich ausgesetzt waren. Zum Heuchler hätte seine offene, aufrichtige, gerade Seele sich nie erniedrigen können, desto mehr aber neigte er sich zur Schwärmerei hin. Im Anfange seines Schullebens that es ihm keiner darin zuvor; und ihn rettete auch jetzt nur, was schon früher ihn gerettet hatte.

Jener Pietismus hatte es nicht übersehen, daß die Beschäftigung der Schulen mit so vielen heidnischen Schriftstellern seinem Christenthum Eintrag thun könne, und man hat sich darüber auch nicht ohne Aengstlichkeit geäußert. Schon aber, um den gelehrten Schulen nicht nachzustehen, wo die Humaniora, die ausschließlich so genannte klassische Literatur, vorzugsweise betrieben wurden, konnte man die Heiden und des Heidenthums klassische Bildung nicht füglich verdrängen. Wieland nun wendete sich zu diesen

mit einem brennenden Eifer, und während der zwei Jahre, die er in Klosterbergen verlebte, hatte er den Livius, Terenz, Horaz, Virgil für sich gelesen, und Cicero war als philosophischer Schriftsteller sein Liebling geworden. Von Tage zu Tage mehr zog ihn überhaupt die Philosophie an, und da er in seinem funfzehnten Jahre über Wolfs Schriften und Bayle's Dictionnaire kam, so verlor er sich gänzlich in ihr. Aber, sagt er selbst, „durch eine poetische Manier in den methaphysischen Terris incognitis herum zu vagiren, kam ich bald wieder ins Freie und von einem System auf das andre.“ Mit seiner pietistischen Schwärmerei wollte sich das nun freilich nicht zum Besten vertragen, und er litt oft unglaubliche Seelenangst, da er von der einen Seite mit Hülfe der Philosophie so gern die Wahrheit aufgefunden hätte, von der andern Seite aber die Ewigkeit der Höllenstrafen fürchtete, wenn ihm sein Glaube zu wanken schien. Daß die Hölle ihm große Angst verursachen mußte, kann man selbst aus folgender Anekdote sehen, die er Böttigern erzählte.

„Mein erstes Französisches, sagt er, lernte ich aus den Aventures de Rosigli und aus einer französischen Uebersetzung von Richardsons Pamela mit Hülfe eines erbärmlichen Wörterbuchs, meist durch Errathen, wie fast alle meine neuen

Sprachen. Rosigli und Pamela waren damals unter Steinmetz allein in Klosterbergen zu lesen erlaubt. Der zu meiner Zeit angestellte französische Sprachmeister sprach immer in der höchsten Octave, und, ob er gleich ein baumlanger Kerl war, so klar, daß jedermann lachen mußte, wenn er zu pipen anfing. Mir war's durchaus unmöglich, das Lachen zu lassen, wenn seine Fistel zu erklingen anfing. In einer Lehrstunde platzte ich zweimal los, ob ich mir gleich Hölle und Verdammniß vorstellte, welches damals mein bestes Hausmittel zur Behauptung der Ernsthaftigkeit war, indem es bei meiner angestammten und im elterlichen Hause tief eingeprägten Frömmigkeit die vollste Wirkung that. Beim zweiten Mal stand der Monsieur Peuplier auf, und versetzte mir eine derbe Ohrfeige. Ueber solchen Schimpf konnte ich mich gar nicht zu frieden geben, und heulte unaufhörlich, so, daß der Herr Abt, um mich doch endlich zu besänftigen, und keine Scene zu veranlassen, selbst seinen Liebling — denn dies war jener Sprachmeister durch seine Heuchelei und Kopfhängerei geworden — eine Art von Ehrenerklärung an mich mußte machen lassen. Aber mit dem Besuch der französischen Lehrstunde hatte es doch von jener Zeit an auf immer ein Ende."

Er lernte indeß doch französisch, und selbst

die Furcht vor der Hölle konnte ihn nicht davor bewahren, daß nicht französische Schriftsteller ihn noch tiefer in die Irrgewinde hineingelockt hätten, in die er einmal gerathen war. Wie Verbote von Büchern noch allezeit das Gegentheil von dem bewirkt haben, was man damit beabsichtigte, so auch hier. Wieland las mehrere französische Schriften von Fontenelle, d'Argens und Voltaire; und obgleich der letzte, wenn er mit der Religion Spott trieb oder zu treiben schien, ihn abstieß, so war doch von der andern Seite auch so viel Zauber in ihm, daß er immer wieder angezogen wurde. Unvermerkt war er so immer weiter und weiter in die Freidenkerei hineingekommen, die man damals überhaupt der Gottlosigkeit gleich achtete, und nun vollends in einer Schule wie die damalige Klosterbergische war. Sein erster philosophischer Versuch wäre ihm bald sehr übel bekommen.

Er war etwas weniges über funfzehn Jahre alt, als er nach Art des Pygmalions von St. Hyacinthe einen philosophischen Aufsatz verfaßte, worin er aus Prinzipien, die er durch einen Synkretismus von Demokritischen und Leibnitzischen Lehren herausgebracht hatte, die Möglichkeit zeigen wollte, wie Venus gar wol, ohne Zuthun eines Gottes, durch die innerlichen Gesetze der Bewegung der Atomen, aus Meer-

schaum habe entstehen, und auf gleiche Weise das ganze Universum, ohne einen Gott, aus ewigen Elementen sich habe bilden können. Indeß suchte er doch zu gleicher Zeit zu beweisen, daß Gott nichts desto weniger als die Seele dieser Welt existire.

Dieser Aufsatz fiel seinen Lehrern in die Hände, und man kann denken, welch ein Aergerniß man daran nahm. Er hatte darüber sehr großen Verdruß, und würde noch weit größeren gehabt haben, wenn nicht die Billigkeit eingetreten wäre, sein tadelloses, rein sittliches Leben in die andre Wagschale zu legen. Dies brachte ihm jedoch nur Ruhe von außen, nicht im Innern, denn sein Gedankengang ließ sich nicht hemmen. Er strebte in seinem Forschen immer weiter, wollte nichts ohne Prüfung glauben, und fiel endlich in Zweifel über die Wirklichkeit Gottes. Darüber klagte er aber sich selbst hart an, rieb sich in schlaflosen Nächten die Hände fast wund, und badete sich in Thränen des Schmerzes. Der Zustand, worein dieser innere Zwiespalt ihn versetzte, war beklagenswerth.

Zum Glück fehlte es ihm nicht an einem weisen Freunde. An einem seiner Lehrer, Namens Räther, hatte er einen zweiten Vater gefunden. „Er gab sich, sagt er, viel Mühe, mein Herz zu bilden, und es gelang ihm ziemlich, da er mich vollkommen kannte, und ein

Menschenfreund war.“ Ein anderer seiner Lehrer, der Konventual Gräter, nach dem er sich noch als Greis sehr angelegentlich erkundigte, scheint von einer andern Seite auf ihn eingewirkt zu haben. „In seinem äußern Wesen, Gang und Gebehrden, — schreibt er von ihm, — hatte er etwas besonders Munteres, Flüchtiges, und was die Franzosen nonchalant nennen. In seinen ziemlich tief stehenden Augen war ungemein viel Geist und Feuer, in seinen Zügen und um seinen Mund einige zurückgehaltene, aber ihm doch öfters echappirende Spuren von satyrischer Laune. Er sang zwar überhaupt das Lied des guten alten schwärmerischen, aber grundehrlichen, Steinmetz, wie alle seine Kollegen; doch schien mir schon damals, daß er in diesen Dingen seine eigne Manier zu sehen habe, und daß zwischen ihm und einigen seiner am heißesten schwärmenden confratribus eine große Kluft befestigt sey. Besonders erinnere ich mich, daß er in dem letzten Winter, den ich zu Klosterbergen verlebte, mir einst in seiner Zelle große Tiraden aus Pater Abrahams und St. Klara Predigten vorlas, und daß wir uns beide über die schnackischen Einfälle und Ausdrücke dieses geistlichen Hanswursts beinahe todt lachten, dabei aber dem gros bon sens, der moralischen Tendenz, und dem zuweilen sehr wol angebrachten und treffenden

Witz dieses zu seiner Zeit so beliebten und berühmten Karmeliters alle Gerechtigkeit widerfahren ließen."

Vielleicht den größten Einfluß aber auf Wielands Denkart und Gesinnung gewann ein todter Freund, den er unter den griechischen Schriftstellern fand, und den er, je mehr er ihn kennen lernte, immer lieber gewann: Xenophon. „Die Bücher, so erzählte er einst Böttigern, die in Klosterbergen sehr stark auf mich wirkten, waren Xenophons Cyropädie, in der ich Araspes und Panthea nicht satt werden konnte zu lesen, und darum auch diesen Gegenstand zuerst mit bearbeitete, als mir der Flaum am Barte gesproßt war, und die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die ich unter allem, was wir aus der Sokratischen Schule übrig haben, fürs herrlichste Werk halte, und am liebsten das Evangelium der griechischen Welterlösung nenne." Seine ganze Seele neigte sich bey dem Lesen dieser Schriften mehr und mehr zu der Sokratischen Kalokagathie hin. Jene, damals allgelesenen Wochenschriften der Engländer, der Spectator, Tatler und Guardian, die, sebst in Gottscheds Uebersetzung, auch bei den Teutschen Beifall erhielten, kamen ihm zugleich in die Hände, und halfen den Keim weiter ausbilden, der durch Xenophon in den fruchtbaren Boden seiner Seele gepflanzt war.

Kaum braucht's gesagt zu werden, daß Wieland zu denen gehörte, die nicht des Sporns, sondern des Zügels bedurften. In diesen zwei Schuljahren legte er einen festen Grund in den philologischen, mathematischen und philosophischen Wissenschaften, und bereitete sich zugleich auf die Theologie vor, welcher er gewidmet war. Auf Bildung des Geschmacks und Unterricht in der Muttersprache war damals noch keine Schule bedacht, und ein gelehrter Schulmann jener Zeit würde es für schimpflich gehalten haben, wenn er sich mit dergleichen Dingen hätte beschäftigen sollen. Für Wieland war dies eine wichtige Angelegenheit, und wenn er gleich hier wenig selbst dichtete, so blieb doch seine Liebe zur Poesie gleich stark, und zum eigentlichen Studium der Poesie ladete ihn vornehmlich der schweizerische Kritiker, Joh. Jak. Breitinger, ein, dessen Kritische Dichtkunst (Zürich 1740 mit Vorrede von Bodmer) er hier kennen lernte, in deren erstem Theile die poetische Malerei in Absicht auf Erfindung, im zweiten (oder der Fortsetzung) in Absicht auf den Ausdruck und die Farben untersucht, und mit Beispielen aus Alten und Neuern erläutert wurde. Außerdem las er noch eine Menge kritischer Schriften, die für den, welcher schon so viel selbst versucht, und so viele poetische Werke mit Interesse gelesen hatte, wol nützlich werden

konnten, indem sie ihm Stoff zum Vergleichen und Prüfen darboten. In der Poesie unsrer Muttersprache mußten Hallers Gedichte schon des philosophischen Inhalts wegen ihn anziehen, wenn es auch nicht die seltne Gediegenheit seiner Sprache gethan hätte. Kaum scheint es, daß er Hagedorn und Gellert damals schon gekannt habe. Die meisten, denen es um die Ehre der teutschen Literatur zu thun war, fanden es als ein zweckmäßiges Mittel, das Beispiel der Engländer nachzuahmen, und durch Wochen- oder sonstige Zeitschriften allmälig auf den Geist und Geschmack der Nazion zu wirken. Deren erschienen, seitdem Bodmer die Discourse der Mahlern (nämlich der menschlichen Sitten, Zürich 1721—1723. 4 Bde.) herausgegeben, in Ober- und Nieder-Sachsen mancherlei, eine der vorzüglichsten aber eben in Wielands ersten Jünglingsjahren: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, von dem Verlagsort Bremen gewöhnlich die Bremer Beiträge genannt. (Zuerst 1744 u. 1750 schon die dritte Auflage.) Die merkwürdigste Erscheinung in denselben enthielt des vierten Bandes viertes Stück, die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias. Was man für beinah unmöglich gehalten hatte, sah man mit einem Male wirklich, ein großes episches Gedicht, wetteifernd mit dem bewun-

derten Milton, im heroischen Sylbenmaße der Alten. Die Wirkung war wie bei jeder seltnen Erscheinung. Die Bedächtigen schüttelten die Köpfe, klagten über Dunkelheit, und prophezeihten nichts Gutes; die Gleichgültigen gafften sie erstaunt an wie ein Meteor, die Empfänglichen geriethen in Enthusiasmus und Entzücken. Von allen aber gewiß keiner mehr als Wieland, der hier für Geist und Herz, für seine Religiosität und seinen poetischen Sinn volle Genüge fand. Wir werden noch sehen, wie dies entscheidend wurde für sein ganzes Leben.

Um Ostern 1749 verließ er Klosterbergen, und begab sich nach Erfurt, wo er ein Jahr lang bei einem Anverwandten blieb, dem Dr. Joh. Wilh. Baumer, der nachmals als Professor der Medizin und Chemie nach Gießen kam, und als Hessen-Darmstädtischer Bergrath daselbst gestorben ist. Der Zweck war, sich in der Philosophie zu vervollkommnen. Baumer war nicht blos Mineralog, sondern auch Philosoph, und wirklich ein philosophischer, und dabei witzig satyrischer Kopf, der aber doch nicht für rathsam halten mochte, gegen den sechszehnjährigen Jüngling sich rein auszusprechen. Wieland war weder von dem Manne noch von seiner Philosophie sonderlich erbaut, und schrieb zwanzig Jahre später an Riedel: „Vergessen Sie die Satyre gegen Baumer nicht, den ich

besser kenne, als Sie vermuthen, weil ich das Glück oder Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter seinen Augen zu leben, an seinem Tische zu hungern (denn vom Essen war nicht viel die Rede), und von seiner Philosophie eine abscheuliche Menge von Seelenblähungen zu bekommen." Gegen Bodmer drückte er sich gelinder aus. „Baumer, schreibt er, lehrte mich viel Gutes und Böses in der Philosophie. Ich prüfte aber alles; war eine Zeitlang Materialist, und kam endlich auf die Spuren einer wahren Philosophie. Erst alsdann gefiel mir die Theodicee, weil sie mit den Meditazionen, auf die ich selbst gerathen war, oft koincidirte, und ich verband ihre Lektüre mit Bayle und Bruckern." Wie es scheint, hatte Baumer die Absicht, seinen jungen Anverwandten indirekt und durch sich selbst auf den Weg zu bringen, den er eigentlich selbst ging, und dazu hätte er wol kein schicklicheres Mittel wählen können, als welches er wirklich wählte, er las ihm ein Privatissimum über den — Don Quixote, und dieses hat ihm Wieland Zeitlebens gedankt. „Daraus, sagte er, lehrte er mich zuerst Menschen- und Weltkenntniß. Er lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe blos die spanische Chevalerie darin lächerlich machen wollen. Don Quixote und sein Sancho, sagte er, sind die wahren Repräsentanten

des Menschengeschlechts, es mag Schwärmer oder Tölpel seyn, wie es will. Ueber diesen vielseitigen Text ließ sich denn herrlich kommentiren.“ — Uebrigens war es die Wolfische Philosophie, welche Baumer ihm nach der damals beliebten mathematischen Methode vortrug, und Wieland war späterhin billig genug, zu erklären: daß man wenigstens sich selbst dabei verstanden, und es am Ende doch klare Vorstellungen gegeben habe. Noch als er nach Osmanstädt zog, besaß er das Kompendium, dessen er sich damals bedient, und in welches er sich Anmerkungen mit Bleistift beigeschrieben hatte.

Der Poesie vergaß er auch in Erfurt nicht gänzlich über der Philosophie, sondern fing ein episches Gedicht in Hexametern an, ließ es aber, nachdem er schon einen ziemlichen Theil ausgearbeitet hatte, wieder liegen, weil, wie er sagt, das Sujet eine Götterfabel war. Beinahe möchte man glauben, daß auch hiebei seine Frömmigkeit über seinen poetischen Genius einen Sieg davon getragen habe.

Uebrigens lebte er in Erfurt so einsam wie in Klosterbergen: „Ich hatte, schreibt er, dort keinen Freund; denn ich fand Niemand, der Geschmack und Liebe zur Tugend in sich verband.“ Gewiß gehörte beides dazu, um Wielands Freundschaft zu erwerben: allein es verdient

wol bemerkt zu werden, daß er überhaupt nirgend eines Jugendgespielen, eines Jugendfreundes gedenkt; immer sind es ältere Personen, an die wir ihn sich enger anschließen sehen. Es war aber nicht Mangel des Gefühls, was ihn hinderte, in sorgloser Unbefangenheit sich an die Genossen seines Alters fröhlich hinzugeben, sondern der tiefere Ernst seines ganzen Wesens, der selbst dann unverändert sich erhielt, als an der Sonne der Liebe alle Blüthen seines Gefühls reich und herrlich sich entfalteten.

3.

Ein Jüngling von noch nicht völlig siebzehn Jahren, kehrte er ins väterliche Haus zurück, um den Sommer des Jahres 1750 in Biberach zu verleben. Er kehrte dahin zurück so rein an Sitten als er es verlassen hatte, an Kenntnissen weit über sein Alter reich, an Geiste weit über sein Alter reif, jedoch in einem kritischen Zustande. Die widerstreitenden Elemente von mystischer Frömmigkeit und Freidenkerei, heidnischer Philosophie und christlich-protestantischer Dogmatik, Wolfischem Dogmatismus und Baylescher Skepsis, nebst Sokratischer und Cervantescher Ironie und Laune, mußten wol wunder-

seltsam in ihm gähren, und ihn so lange sich ungleich machen, bis endlich dies alles sich würde ausgeglichen, und aus dem Chaos eine Welt gestaltet haben. Wie nach einer schönen griechischen Sage das alte Chaos zu einer harmonischen Welt sich bildete durch die Macht der Liebe, so sollte es auch bei ihm geschehen: was er jetzt ward, ward er durch die Liebe; und er hatte daher wol Recht, jenen Sommer als die merkwürdigste Epoche seines Lebens zu betrachten.

Der Gegenstand von Wielands Liebe war Maria Sophia Gutermann. Ihr Vater, ein gelehrter Arzt, Gutermann Edler von Gutershofen, der Sohn des Senators und Hospitalmeisters Gutermann zu Biberach, hatte früher in Kaufbeuern gelebt, und war jetzt Dekan der medizinischen Fakultät zu Augsburg. Auf Sophie, seine Erstgeborne, hatte er alle Sorgfalt eines Vaters gewendet, schon aber von den frühesten Jahren an es auf eine literarische Bildung abgesehen. Um ihr Liebe zu den Büchern einzuflößen, trug er sie schon als Kind von zwei Jahren oft in seine Bibliothek, damit das Ergötzen an den Zierrathen der Einbände und Titelblätter ihr eine Neigung zu den Büchern einflößen möchte. Zeitiger Unterricht kam hinzu; mit drei Jahren konnte sie schon vollkommen lesen, und mit fünf Jahren hatte sie die Bibel ganz durchgelesen. Als zwölfjähriges Mädchen

ward sie scherzweise von ihrem Vater zu seinem Bibliothekar ernannt, weil sie an bestimmten Tagen der Woche, an denen er eine Gelehrten-Gesellschaft hatte, benöthigte Bücher in der Bibliothek aufsuchen und nachher wieder aufstellen mußte. Der kleine anmuthige Bibliothekar ließ es aber nicht bei der Bücherkenntniß von außen bewenden, sondern suchte auch Unterricht in den Büchern und sonst auf alle Weise Befriedigung der erregten Wißbegier. Ihr väterliches Haus in Augsburg lag oben am Berge, und hatte einen hohen Altan, von welchem man einen ausgedehnten Himmel übersehen konnte. Dorthin führte sie ihr Vater oft in schönen Sommernächten, und sie lernte von ihm die Sternbilder kennen und das allgemeine der Sternkunde. Frühzeitig hatte sie schon Unterricht im Französischen und der Geschichte erhalten, und war eine Art von zeitiger Gelehrten, jedoch ohne Nachtheil ihrer Weiblichkeit. Dieses war ihrer Mutter großes Verdienst, die des Kindes Empfänglichkeit für das Schöne auf ihre Weise zu nähren gesucht hatte, indem sie die Kleine auf ihren Spaziergängen ins Feld oder in den Garten mitnahm, sie dort in Blumen setzte, mit Blumen schmückte, ihre Kleidchen damit einfaßte, und sie Sträuße pflücken und binden ließ, die sie dann zu Hause unter die Kinder der Nachbarschaft austheilte.

Späterhin erhielt sie gleichmäßig Unterricht im Zeichnen und Sticken, Musik und Tanzen, aber auch ihren Antheil an den Haushaltungsgeschäften. Von Natur gut und aufrichtig, gefühlvoll und thätig, und mit dem zartesten Sinn für das Schickliche und für äußere wie innere Reinheit ausgestattet, war sie zur Jungfrau erwachsen, die gewiß nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte. Und doch sollte sie noch größere Vollkommenheiten erlangen. Sie stand in ihrem siebzehnten Jahre, als Bianconi, damals Fürstbischöflich-Augsburgischer Leibarzt, nachmals Churſächsischer Resident in Rom, sich um den Besitz der liebenswürdigen Jungfrau bewarb, und gleich geneigte Aufnahme bei den Eltern wie bei der Tochter fand. Er, welcher die Talente seiner Geliebten zu schätzen wußte, hatte nun kein angenehmeres Geschäft, als zur immer größeren Ausbildung derselben beizutragen. Durch ihn wurde sie mit Italiens Dichtern und Schriftstellern, mit Kupferstichen griechischer und römischer Denkwürdigkeiten bekannt, er munterte sie auf zur Ausbildung ihrer schönen Singstimme durch einen Singmeister am Klavier und wohnte ihren Singübungen selbst bei, ja er unterrichtete sie selbst in der Mathematik und manchem andern Wissenswürdigen. Da starb ihre Mutter, als Sophie achtzehn Jahre alt war, und ihre Verbindung mit Bianconi

mußte um ein Jahr verschoben werden, ward aber, noch ehe dieses verflossen war, gänzlich aufgehoben, weil zwischen Vater und Bräutigam ein Religionszwist entstanden war. Bianconi war katholisch, Sophie lutherisch. Indem man nun an den Artikeln des Ehevertrags arbeitete, gestand Bianconi zwar seiner künftigen Gattin Religionsfreiheit zu, verlangte aber, daß alle Kinder aus ihrer Ehe katholisch werden sollten; der Vater dagegen, daß die Töchter lutherisch werden müßten. Da die Hartnäckigkeit auf beiden Seiten gleich groß war, so hub der Vater, aufs Höchste erbittert, die Verbindung gänzlich auf. Bianconi drang in die Geliebte, sich heimlich mit ihm zu verbinden; er wollte sie mitnehmen, und der Welt mehr als dreißig Briefe vorlegen, worin sie ihm versprochen war. Sophie, ungeachtet Liebe und Dankbarkeit sie zu Bianconi hinzogen, versagte es, denn sie wollte ihren Vater nicht betrüben, noch ohne dessen Segen aus seinem Hause gehen. Bianconi mußte ohne sie abreisen, Sophie aber am Tage darauf von der Erbitterung ihres Vaters das Härteste erdulden, was es für sie geben konnte. Alle von dem Geliebten empfangene Briefe, Arien, und ihre pünktlich ausgearbeiteten mathematischen Uebungen mußte sie in das Kabinet des Vaters bringen, Alles zerreißen, und in einem Windofen verbrennen, sein Bildniß aber mit der

Schere in tausend Stücke zerschneiden, einen Ring mit seinem Namenszug, in Brillanten gefaßt, mit zwei in den Ring entgegen gesteckten Eisen entzwei brechen, und die Brillanten auf dem Boden umherrollen sehen. Da man auf so grausame Weise das Andenken des Mannes, dem ihr Geist so viel Schönes und Gutes verdankte, und von dem ihr Herz das Glück des Lebens gehofft hatte, aus ihrer Seele reißen wollte, that sie, im Innersten empört, das Gelübde: „Ich bin losgerissen von dem Manne, von dem ich das Beste, was ich weiß, gelehrt wurde; ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht für ihn leben; er wird keine Frucht von der verehrungsvollen, zarten Bemühung genießen, seiner künftigen Gattin Kenntnisse und Ausbildung der Talente zu geben: nun denn, so soll auch Niemand mehr jemals meine Stimme, mein Klavierspiel, die italienische Sprache, oder irgend etwas von dem, was Er mich lehrte, von mir hören, oder nur in mir vermuthen!“ Und alles dies, was ihrer Eigenliebe oft so sehr hätte schmeicheln können, opferte sie wirklich seinem Andenken; sie hielt Wort, streng und buchstäblich und lebenslang. Man mag daraus nun auf ihren Charakter schließen.

In Wielands väterlichem Hause konnten diese Vorfälle nicht verborgen, und mußten wol öfters der Gegenstand des Gesprächs seyn, da Wielands

Mutter und Sophiens Vater Geschwisterkinder waren, und diese Angelegenheit also die Wielandische Familie nahe genug berührte. Welchen Antheil der siebzehnjährige Jüngling daran nahm, erräth sich leicht. „Ich wurde abwesend, schrieb er, mit einer Base bekannt, deren Seele ich mit der meinen vollkommen harmonisch fand, daß ihr zur Gleichheit nur meine Fehler gebrachen.“

Sophie trug ihr Schicksal mit der Resignazion eines großen Herzens, voll echter Gottergebenheit. Ihren Kummer verbarg sie in stiller Zurückgezogenheit; sie lebte klösterlich einsam, und richtete ihren Geist allein durch Lesen interessanter, meist wissenschaftlicher, Schriften auf. Fühlte nun der Vater ihre Stille als Vorwurf, oder war er sonst besorgt um die Tochter, oder geschah es aus einer andern Ursache, genug, in eben dem Sommer, den Wieland in Biberach verlebte, ließ er Sophien zu ihrem Großvater eben dahin reisen, wo denn diese beiden Blutsverwandten sich auch als Seelenverwandte finden sollten.

Beide waren sich einander so ähnlich an früher Bildung, an Neigung für das Wahre, Gute und Schöne; beide waren in ihrer Art so seltene Wesen; hatten einander schon aus der Ferne hochgeachtet: da hätte die Nähe viel Störendes haben müssen, wenn beide sich nicht

immer mehr hätten befreunden, und wenn aus dieser Freundschaft nicht Liebe hätte werden sollen.

Sophie belauschte ihren Vetter zum ersten Male bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach, und keine Zeit hat die Erinnerung an diesen Augenblick in ihrer Seele verwischt. Wie es scheint, bestätigte sich ihr hier die Bemerkung, daß Liebe zur Natur unter die Kennzeichen einer schönen Seele, und Liebe zur Einsamkeit unter die Kennzeichen einer stillen Seelengröße gehören. Was konnte ihr, bei ihrer Lage, bei ihrer Stimmung des Gemüths, erwünschter seyn als Stilleben? Und konnte da ein ihr befreundeter edler Jüngling, der allen Freuden der Welt solch ein Stilleben vorzog, ihr gleichgültig seyn, selbst wenn er minder große Hoffnungen durch seinen reichen Geist erregt hätte?

Wieland hatte an Sophien den ungewöhnlich ausgebildeten Geist und ihr Streben nach Kenntnissen, wonach die meisten Mädchen nie verlangen, bewundert, und für den Adel ihrer Seele, für ihre Tugend die innigste Hochachtung empfunden, — und würde unter allen Umständen so empfunden haben: allein um wie viel tiefer wurde doch der Eindruck, da ihm Seele und Tugend in Sophien verkörpert erschienen, in dieser zwar schlanken und zarten, aber

hohen Gestalt, mit diesem seelenvollen Auge, dieser Belebtheit ihres ganzen Wesens, diesem Adel ihres ganzen Benehmens bis auf die geringste Bewegung und Gebehrde! — Sophie war für Wieland eine Erscheinung vom Himmel hernieder gestiegen; alles, was von Verehrung und Zärtlichkeit in seiner Seele war, wendete mit unwiderstehlicher Gewalt sich ihr zu, und alle Blüthen seines Gefühls erschlossen sich zu einem reichen Frühling der Liebe.

Doch, er hat ihn ja selbst geschildert den Zustand der ersten Liebe in seinem Gedicht an Psyche; — man lese also ihn selbst!

Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt für uns ein neues bess'res Leben.
So sehen wir im Lenz der Sommervögel Heer
Auf jungen Flügeln sich erheben;
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr
Die Erdenkinder von vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, schweben
Wie Geister, ohne Leib, einher
In einem Ozean von Wonne.
Bestrahlt von einer schönern Sonne
Blüht eine schönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unsre Triebe,
Und alles haucht den Geist der Liebe.

Selbst das, worin Wieland und Sophie sich ungleich waren, mußte zur Beförderung ihrer Liebe dienen. Wieland, um zwei Jahre jünger,

hatte an Kenntnissen größeren Umfang, in Wissenschaften festern Grund; aber Sophie hatte großes Interesse daran, wenn er ihr seine Entwürfe für den Anbau in dem Gebiete der Wissenschaften vor Augen legte, zumal wenn es mit all dem poetischen Enthusiasmus geschah, der von seiner Seite gewiß nicht fehlte, und dessen sie, zwar keineswegs völlig ermangelte, aber doch weniger besaß, als ruhig sinnigen Geist der Betrachtung. Sophie hatte zwei Jahre voraus, und eben darum, als Weib, einen gegen des Jünglings Alter ungleich bedeutenderen Vorsprung an vollendeter Bildung und innerer Haltung, die sogar durch Prüfungen des Schicksals noch mehr befestigt worden war. Ihr Charakter hatte Festigkeit: und da er auf der Grundlage tugendhafter Gesinnung ruhte; so gab dies ihrem Wesen eine Würde, welche, durch weibliche Anmuth aufs lieblichste gemildert, ihrem enthusiastischen Liebhaber die Tugend selbst in ihrer Liebenswürdigkeit offenbarte. „Der, obwol kurze, Umgang mit Sophien (in diesem Sommer), schrieb er an Bodmer, machte mich plötzlich zu einem ganz andern Menschen. Kaum ging mit dem Junius Brutus eine solche Veränderung vor. Aus einem flüchtigen und zerstreuten Kopfe, ward ich gesetzt, zärtlich, edel; ein Freund der Tugend und Religion.“ Nicht als ob er vorher das Gegentheil gewesen wäre;

die Hauptsache war nur, daß er jetzt, nachdem die Liebe ihre veredelnde Wirkung auch an ihm, wie an allen schönen Seelen, bewiesen hatte, alles, was bisher nur zerstreut in ihm gelegen, und was ihm oft gegen einander durch Geist und Herz gegangen war, zu ordnen, ja in ein System zu bringen, Gelegenheit fand; in ein System, dessen Basis und Gipfel, wie man leicht vermuthen wird, die Liebe war.

Hiezu fand er noch eine besondre Veranlassung. Eines Sonntags hatte er eine Predigt seines Vaters über den Text angehört: Gott ist die Liebe. Er begriff gar nicht, wie man über solch einen Text so kalt predigen könne, und fühlte, daß Er darüber viel feuriger, viel beredter und durchdringender predigen würde. Auch that er es wirklich fast in denselben Stunden noch. Der Sommertag war sehr schön; wie er daher aus der Kirche kam, wandelte er mit Sophien ins Freie. Wer fragt wol, ob er nun jenes Thema auf seine Weise ausgeführt habe? „Ich redete, erzählt er selbst, von der Bestimmung der Geister und Menschen, der Würde der menschlichen Seele und von der Ewigkeit mit ihr. Niemals bin ich beredter gewesen als damals. Ich vergaß nicht, in der himmlischen Liebe einen großen Theil des Glückes der Geister zu setzen. Diese Unterredung rührte die Liebenswürdige so sehr, daß sie etliche vergnügte

Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Mienen waren Zärtlichkeit und Seele. Damals versprach sie mir, mir ihre Empfindungen zu schreiben, und dieses war der Anfang meiner Zufriedenheit."

Als Greis erzählte er, daß, wie sich von selbst verstehe, weder er noch Sophie im mindesten an der Richtigkeit seines Systems gezweifelt hätten, daß Sophie aber, vermuthlich weil die Ordnung seines Vortrags zu lyrisch gewesen, den Wunsch geäußert, er möge dieses alles zu Papiere bringen, was er natürlicher Weise sogleich zugesagt habe. — Wie er des Versprechens sich entledigt, werden wir noch hören.

Ueber den Gang und die Art seiner Liebe erklärte er sich gegen Bodmer also: „Sophie hat meinen Empfindungen auf eine solche Art geantwortet, welche ihrer geraden und edlen Seele würdig war. Mein Charakter gefiel ihr, ehe sie mich gesehen hatte, sie fand ihn mit dem ihrigen übereinstimmig. Ein Liebhaber, der sie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas neues, und das, was sie immer gewünscht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig: ich sagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich, ihre Seele zu unterhalten und zu verschönern, und ließ ihr merken, daß dies der edelste Beweis meiner Liebe sey. Sie

beweinte öfters heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe; meine Mama war zuweilen ein Zeuge davon. Sie las ein Manuskript von mir durch, welches den Versuch einer Tugendlehre enthielt (jetzt aber von mir verbrannt worden); diese Schrift machte sie mir sehr gewogen. Meine Ernsthaftigkeit und Abneigung von den Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um so mehr, je neuer ihr ein solcher Charakter an einem Jüngling war. Unterdessen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit, ohne ihre Liebe glücklich zu seyn, und es war nichts unwahrscheinlicheres, als zu hoffen, daß ich es werden könne. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, zärtlicher zu seyn als ich. Meine Liebe zu ihr war die reinste Begierde, sie glücklich auf Zeit und Ewigkeit zu machen, und es durch sie zu werden. Ich sahe, wie sehr es ihr an wahrer Glückseligkeit fehlen würde ohne die Liebe eines solchen Freundes. Sie sah es auch ein."

Vier Monate waren den Liebenden nur allzuschnell verschwunden, als der Herbst sie trennte. Sophie kehrte zurück nach Augsburg, Wieland bezog im November die Universität zu Tübingen.

Er bezog die Universität. In diesen Worten ist alles eingeschlossen, was die Erfüllung jeder seligen Hoffnung und aller sehnlichen Wünsche der Liebenden ziemlich in Aller Augen

unwahrscheinlich machte, außer in Wielands. Wie dieser durchaus nicht daran glauben wollte, beweist ein Brief an seine Mutter, worin er schreibt: „Daß mein lieber Papa meiner Unbeständigkeit zutraut, daß ich einmal aufhören könnte, meine Sophie zu lieben, ist mir sehr leid. Niemalen bin ich ihr mehr eigen gewesen als jetzt. Tausend Leben, wenn ich so viele hätte, wären nicht zu viel, sie um eine so unschätzbare Person aufzuopfern. Die ganze Welt ist mir ein Nichts gegen meine englische und mehr als englische Sophie. Millionenmal lieber zu ihren Füßen sterben, als alle Kronen der Erde ohne sie besitzen. Sie hat ein unschätzbares Herz. So phantastisch als dieses meinem lieben Papa vorkommt, so lieb wäre es mir, wenn er gewiß seyn könnte, daß ich keinen Augenblick ohne die Liebe meiner Unvergleichlichen leben will. Ich bin gewiß, daß die Vorsicht uns nicht verlassen wird; aber wenn ich ihrer beraubt werden sollte, so schwöre ich auf das Heiligste, daß ich mein Unglück partout nicht überleben will. Verzeihen Sie mir, meine theure Mama, diese Gedanken, welche von einer edlen Passion kommen, die nur mit dem Tode meiner Seele aufhören kann. — — Die Verse von meiner Geliebten sind unvergleichlich, und ihre Gedanken und Empfindungen zu erhaben zärtlich und englisch, daß ich ganz durchdrungen von Vergnügen

und Hochachtung bin. O Himmel, ich soll aufhören können, eine so anbetungswürdige Person zu lieben? Wäre ich wol der Wirklichkeit mehr werth, wenn ich es thun könnte? — — Daß mein liebster Papa den Weg, durch meine Sophie der Glückseligste zu werden, vor schwer hält, dünkt mich zu kleingläubig. Ich werde an meinen Pflichten durch den Beistand Gottes nichts fehlen lassen; und gesetzt, die Fr. v. G. und Fr. Pred. Z. und andere solche Körper ohne Seele sind mir feind, ja gesetzt, ich habe gar keine Gönner, so ist doch ein vollkommen weises, liebreiches und mächtiges Wesen auf unserer Seite und wird vor uns sorgen; und dieses gilt Millionenmal mehr als die Gunst aller Fürsten der Welt. Wehe dem, der dieses nicht glauben kann! Ich danke Gott, daß ich es nicht nur glaube, sondern gewiß weiß."

Die Meisten dürften nun vermuthen, daß Wieland, um zu Sophiens Besitz zu gelangen, sich über Hals und Kopf in eine der sogenannten Brodwissenschaften werde hineingestürzt haben: allein das that er nicht. Nach dem jetzigen Plane sollte er die Rechte studiren, konnte ihnen aber keinen Geschmack abgewinnen, und blieb bald davon. Die Schwäche seiner Brust zum Predigen hielt ihn von der Theologie, und ein mechanischer Ekel vor todten Körpern, Krankenstuben und Spitälern, von der Medizin ab;

er befaßte sich also mit gar keiner jener Fakultäten, die ihre treuen Anhänger mit Ehre und Reichthum belohnen. — Nun, so besuchte er vielleicht die Vorlesungen der Mathematiker, Physiker, Chemiker? Auch das nicht, denn — er besuchte gar keine Vorlesungen. Wurde er also vielleicht unordentlich, und hatte das Universitätsleben und die akademische Freiheit einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Fleiß und seine Sitten, wie es häufig auch bei gutgearteten Jünglingen der Fall ist, wenn sie früher in zu großer Abhängigkeit und Beschränkung lebten? Nichts weniger als dies, denn er hatte hier keine Freunde und überhaupt keinen Umgang, sondern lebte stets allein für sich, als ein wahrer Einsiedler, so daß er am Ende selbst befürchtete, dies möchte ihn sauertöpfisch und pedantisch machen, wie sehr ihm auch beides zuwider sey. — Was trieb er denn nun aber, dieser Einsiedler? Er wird sich doch wol nicht blos der Schwärmerei der Liebe überlassen, und also gerade das gethan haben, was ihn von seinem ersehnten Ziel am weitesten entfernen mußte? — Wenn man will, ja! die Liebe hatte sich allerdings seiner so völlig bemächtigt, daß er allein in ihr zu athmen und zu leben schien; und alles, was er that, that er aus Liebe und für die Liebe. Nur freilich, zwischen Liebe und Liebe ist ein mächtiger Unterschied.

Dies hat er selbst uns offenbart in dem schönen Prolog zu seinem Gandalin oder Liebe um Liebe (Bd. 21. S. 47.), wo er sagt:

— — Auch die Macht der Kunst,
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Rafael seine Galathee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
Du Gott in uns? — Doch stille, Gesang!
Verletze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Schauen
Von diesem Geheimniß empfangen haben!
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das herzerfreuende Licht;
Wir leben das wahre Leben; athmen
In reinen Lüften mit freier Brust,
Und sehen was ist, mit unbefangnen
Augen, und hören Götterstimmen,
Und durch die tiefe Nacht der Wesen
Den Schwung der alles bewegenden Räder,
Und fürchten nichts! und schwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns, immer getroster,
Die ewigen Wogen der Zeit hinab.

Wielands Liebe war also reine und echte Begeisterung für das Sittlich-Schöne, für die Weisheit und die Tugend selbst, die er, wie Sophien, mit dem vollen, heißen Herzen eines jugendlichen Dichters umfaßte, und die er auch in Sophien selbst nur liebte. Es war

nicht dichterische Redensart, sondern bloßer Ausdruck erkannter und gefühlter Wahrheit, wenn er Sophien in einer Ode damals schrieb:

Dich, Sophie, dich gab der Himmel mir,
Mich der Tugend liebreich hinzuführen;
Ja, ich war bereit mich zu verlieren;
Gott! Du sahest es, und gabst sie mir!
Jetzo dring' ich sicher durch verwachs'ne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie
Sind bei mir, welch' Unfall kann mich schrecken?

O mein Engel, wenn wird einst ein Tag
Mich dir, liebstes Herz, auf ewig anvertrauen,
Und mein Glück auf solche Felsen bauen,
Die kein Orkan nicht zertrümmern mag!
Dann bin ich beglückt der Noth entgangen,
Die des Weisen Auge oft benetzt;
Dann wird nie ein Dunst von mir geschätzt,
Denn die Tugend selbst hält mich in dir umfangen!

Eine Liebe dieser Art kann ihr Leben nicht verträumen noch vertändeln; sie wurde vielmehr für den Jüngling ein Sporn zum immer rüstigeren Streben nach Vollkommenheit, wie seines Geistes und Herzens überhaupt, so insbesondere seines poetischen Vermögens, denn die Liebe, die ja ohnehin der Poesie so förderlich und die schönste Poesie des Lebens selbst ist, befeuerte ihn auch zu dem edlen Ehrgeiz, Sophiens nicht bloß sich würdig, sondern seine Liebe auch dadurch zu beweisen, daß er die schönsten Geistesblüthen,

die ihm sein Genius bieten würde, zu einem Kranze um das Haupt seiner Geliebten flocht, um sie vor ganz Teutschland zu verherrlichen, während er selbst, noch ein Jüngling, ehrenvoll in den Chor der teutschen Dichter einträte.

Eingedenk der Zusage, die er an jenem schönen Sommermorgen Sophien gegeben, das ihr mit so vieler Begeisterung vorgetragene System für sie zu Papiere zu bringen, ließ er es jetzt sein Erstes seyn, sein Wort zu lösen. Die Gelegenheit, alle seine Neigungen hiebei auf einmal zu befriedigen, seine Neigungen nämlich für die Philosophie, für die Poesie und für Sophien, war allzulockend für ihn, als daß er hätte widerstehen können; und so gestaltete sich sein System zu einem — philosophischen Lehrgedicht. Die Frucht jenes enthusiastischen Spazierganges war sein Gedicht: die Natur der Dinge, welches er in den Monaten Februar, März und April des Jahres 1751 zu Stande brachte. Daß dieses Gedicht gerade so wurde, wie es war, davon schob er späterhin mit vieler Laune die Schuld auf die abscheuliche Menge jener Seelenblähungen, die er von Baumers Philosophie bekommen habe. „Ohne Amors Beistand — schrieb er im J. 1768 an Riedel, — der mich im August 1750 durch den ersten Anblick der liebeathmendsten Kreatur, die ich jemals gekannt habe, plötzlich

metamorphosirte, würde ich nimmermehr wieder davon zurechte gekommen seyn. Das Uebel mußte wirklich groß gewesen seyn, weil sogar die mirabiles amores, welche mir diese Dame, die damals meine Göttin war, einflößte, und die erstaunliche Veränderung, welche sie in meiner Seele wirkte, dennoch einen so großen Widerstand in der metaphysischen Verwickelung meines Gehirns fanden, daß das erste Opfer, welches ihr meine glühende Liebe brachte, ein so seltsamer Zwitter von metaphysischem Schulgewäsche und von der besten Poesie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menschen von 17 Jahren eingehaucht hat, war, wie Sie vermuthlich das Lehrgedicht: Von der Natur, mit mir finden werden." Wer wird diese launige Selbstkritik nicht unterschreiben? Und wer verkennen, daß der junge Dichter zugleich auch ein kleiner Pedant war? Gewiß aber auch ein seltner Mensch, und ein seltner Liebhaber dazu; oder wäre das nicht eine seltne Wirkung der Liebe, daß ein siebzehnjähriger Jüngling mit poetischen Anlagen, voll des Feuers seiner ersten Liebe, nicht etwa ein Sonnett auf die schönen Augen der Geliebten, (deren Wirkung Wieland doch im Alter noch nicht vergessen hatte), oder eine Ode voll Wonne und Sonne, Musen und Busen, oder eine Elegie über die Trennung dichtet, worin die Bäume und Felsen seinen

Schmerz anhören müssen, und die Echo ihn mitleidig theilt, sondern daß er sich einsiedlerisch verschließt, und binnen drei Monaten ein ernstes philosophisches Lehrgedicht in sechs Büchern schreibt? Der Seltenheit eines solchen Liebhabers gleicht vielleicht nur die Seltenheit der Geliebten, welcher der liebende Dichter mit solch einem Gedichte sich zu empfehlen, und ihr Vergnügen zu machen, hoffen durfte.

Mit eben diesem Gedicht trat aber Wieland in den Chor der vaterländischen Dichter ein; und welchen Empfang durfte er sich da versprechen? Um dies einzusehen, und nachmals überhaupt Wielands Verdienste zu würdigen, ist's nothwendig, daß wir der Geschichte unsrer Poesie und ihres damaligen Zustandes insbesondere uns bestimmter erinnern.

4.

Die Poesie hat in Deutschland mehr als einmal eine Zeit schöner Blüthe gehabt, allezeit unter Umständen, die eine besondre Mundart begünstigten. Nur wenig wissen wir aus der ältesten Periode der Franken. Daß man altfränkisch alles Veraltete genannt hat, zeigt klar, woher die Vergessenheit desselben

stammt, bis die neuesten Forscher auf Entdeckungen ausgingen, die nicht ganz unbelohnt geblieben sind. Als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die romantische Denkart ihren Strich auch über Teutschland nahm, erblühete die Ritterpoesie in schwäbischer Mundart; doch mit dem Untergange des Hohenstaufischen Kaiserhauses ging auch die Poesie der Minnesänger unter, und nur ein matter Nachhall der romantischen Poesie erklang in der Schule des Meistersänger (von 1346 — 1517.). Teutsche Gelehrte wurden lateinisch gebildet, und wenn die teutsche Sprache nicht in Verfall gerieth, so war dies nicht der Gelehrten Verdienst. Die so bildsame Muttersprache hätte bis zu hohem Grade verwildert seyn müssen, wenn Karls V. hartes Urtheil, daß er sie nur mit seinen Pferden sprechen könne, nicht das bloße Vorurtheil eines Abgeneigten wäre, der selbst das nicht kannte, oder nicht zu schätzen verstand, was unter seinem größeren Vater Maximilian sogar Vortreffliches war geleistet worden. Inzwischen hatte sich die südsächsische Mundart ausgebildet, und Luther wurde durch seine Bibelübersetzung, nach Voßens Ausdruck, Stammvater des neueren Sprachenbaues. Einen frischen kräftigen Geist regte die gewaltige Zeit auf, und von der Begeisterung, welche sie weckte, erstarkte auch die Poesie. Man denke

nur an Hutten, Fischart, Rollenhagen, Weckhrlin u. A. Wie der rege Geist selbst die Schule der Meistersänger durchdrang, beweist vor allen der treffliche Meister Hans Sachs. Eine neue Periode der teutschen Poesie ging mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges an (1618 — 1648.). An ihrer Spitze standen der Schlesier Opitz und der Sachse Flemming; man nennt sie aber nicht mit Unrecht die Schlesische Periode, nach der Mehrheit der zu ihr gehörigen Dichter. Gleichzeitig entstanden verschiedene Gesellschaften zur Beförderung des teutschen Sprachenbaues, der Palmenorden oder die Fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar seit 1617, der gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer zu Nürnberg, von Harsdörfer von Klai gestiftet im Jahr 1644, die teutsch gesinnte Genossenschaft (auch Rosengesellschaft), besonders für Sprachreinigung, von Filipp von Zesen und Dietrich Peterson im Jahr 1643 zu Hamburg gestiftet, und der von dem wackern Dichter Joh. Rist im Jahr 1660 zu Pinneberg im Holsteinischen gestiftete Schwanenorden an der Elbe. Löblich war der Zweck, den Teutschen eine Schriftsprache zu bilden, und gewiß das Streben angeregt von einem lebhaft gefühlten Bedürfniß nach dem,

was man durch das Hochteutsch erhielt; allein was sich erwarten ließ, geschah: alle diese Gesellschaften, die sich in Spielereien mit besondern Namen und Sinnbildern ihrer Mitglieder und Ceremonien gefielen und zu sehr verloren, leisteten für Erreichung des Zweckes weit weniger als jene Schlesischen Dichter, die mit großem Ernst um Veredlung der Sprache sich bemühten, und ihrer veredelten Sprache durch ihre Werke zugleich Eingang in das Leben verschafften. Opitz und Flemming selbst, Tscherning, Andreas Gryphius, Logau, Scultetus, Moscherosch, Lohenstein (in seinem, nach Voß, von Sprachgewalt strotzenden Arminius) u. A. erwarben sich in dieser Hinsicht die dankeswertheſten Verdienste um das gemeinsame teutsche Vaterland. Eine Würdigung ihrer Poesie wird Niemand hier erwarten; nur die Bemerkung darf nicht übergangen werden, daß man in dieser Periode den Anfang machte, dem klassischen Alterthum und dem Ausland als Mustern nachzustreben, während die eigne Poesie der vaterländischen Vorwelt unbekannter wurde, wozu die Umbildung der Sprache nicht wenig beitrug. Falsche Muster leiteten zu Verirrung des Geschmacks, und der Reiz der Neuheit begünstigte dieselbe um so mehr, da zwei geniale Dichter, Hofmannswaldau und Lohenstein, den Ton angaben.

Beide, wie verschieden in allem Uebrigen, hatten doch die falsche Ansicht von dem Schönen und Interessanten mit einander gemein, verwechselten jenes mit dem glänzend Geschmückten, dieses mit dem Pikanten, und verfielen in manirirten Prunk. Ein gesuchter kostbarer Witz verdrängte das einfach Natürliche im Naiven wie im Erhabenen, und dieses mußte daher in Schwulst ausarten. Das Beispiel, welches hierin Lohenstein gab, mußte um so verführerischer wirken, da man bei so viel echtem Schmuck, den er wirklich hat, den unechten um so leichter übersah. Einen ähnlichen Geist athmeten die Romane jener Zeit, die ihren Ursprung den in Prosa aufgelößten, nun als Volksbücher viel gelesenen, älteren epischen Gedichten verdankten. Zieglers asiatische Banise und des Herzogs von Braunschweig Anton Ulrichs römische Octavia und durchlauchtige Syrerin Aramena schlossen sich in dem neuen Tone an jene an, ohne Lohensteins Arminius zu erreichen.

So stand es mit unserer Poesie und Sprache zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und die neue Schule, welche sich hervorthat, den Zittauischen Rektor Christian Weise und den Schlesier Benjamin Neukirch, der anfangs fest an Lohenstein hielt, an der Spitze, war nicht geeignet, den Geschmack zu verbessern,

vielmehr wurde er, nur in entgegengesetzter Richtung, weit verdorbener. An die Stelle des Feuers trat schleichendes Wasser, — an die Stelle des Pikanten langweilige Geschwätzigkeit, an die Stelle des Prunks die gemeinste Natürlichkeit, und an die Stelle der Schwulst Plattheit; man war aus einem Aeußersten in das Entgegengesetzte verfallen. Wie so gar nicht man das Wesen der Poesie kannte, davon geben die im ersten Viertel dieses Jahrhunderts erschienenen Anweisungen zu derselben den traurig überzeugenden Beweis. Bis zu welchem Grade der Barbarei aber die Sprache verwildert war, davon hat man jetzt kaum eine Vorstellung.

Der Einfluß, welchen Frankreichs Uebergewicht unter Lud. XIV. auf die teutschen Höfe erhalten hatte, gab auch der französischen Sprache ein Uebergewicht in der sogenannten galanten Welt, die ihre Muster von den Höfen nahm, während die lateinisch gebildeten Gelehrten fortfuhren voll Schuldünkels die Muttersprache zu verachten, und, um ihr doch einige Annehmlichkeit zu geben, ihr so viel Latein einzupfropfen als nur möglich. So boten sich den Galanterie und Pedanterie zum Verderben der Muttersprache wechselsweise die Hand, und die damals neubegründete Universität zu Halle war die erste, wo sie es wagen durfte, sich hören zu lassen. Christian Thomasius erklärte damals: „die grie-

chischen Philosophi schrieben auch nicht hebräisch, noch die römischen griechisch, sondern jeder gebrauchte seine Muttersprache. Die Franzosen wissen sich dieses Vortheils heut zu Tage sehr wol zu bedienen. Warum sollen denn wir Teutschen stetswährend von andern uns wegen dieses Vortheils auslachen lassen, als ob die Philosophie und Gelahrtheit nicht in unsrer Sprache vorgetragen werden könnte? Daß diese Schreibart vor diesem nicht gebraucht worden, oder von andern verworfen wird, ist wol die Ursache, weil man gemeinet, oder sich noch beredet, als wenn Aristoteles, Thomas, Scotus, Carteſius, Gassendus u. s. w. der Probierstein der Wahrheit wären.“ Zwar wimmelt auch des Thomasius Styl von fremden Wörtern, allein ihm gebührt doch das Verdienst, die Bahn gebrochen zu haben. Leibnitz, der, wie schon das Wenige beweist, was er gethan, so viel hätte thun können, stand zu viel mit Höfen und Ausländern in Verbindung, als daß er nicht selbst dann eine denselben beliebtere Sprache hätte vorziehen sollen, wenn auch nicht, wie er ausdrücklich erklärte, die teutsche Sprache für abstrackte Begriffe zu arm gewesen wäre. Wolf war es zuerst, der den Teutschen eine Sprache für die Philosophie bildete, welche sie vor ihm nur stammelte.

Zu eben der Zeit, wo diese Sprache mühsam

nach Ausdruck für den Ertrag im Gebiete der Wahrheit rang, schien sie aber den Ausdruck des Gefühls verlernt zu haben. Kraft und Zartheit, Würde und Anmuth schienen aus ihr verschwunden; was sie einst zu leisten fähig gewesen, kannte kaum Jemand; von einer Geschichte der Poesie hatte man nur höchst kärgliche Versuche. Selbst die Literatoren achteten die Schätze für Poesie und Sprache nicht, sondern vernachlässigten sie auf unverantwortliche Weise. So hinderte denn nichts das immer zunehmende Verderben der Sprache und Sinken der Poesie. Nur einige Dichter erhoben sich über die Menge nach dem Besseren strebend; v. Canitz, v. Besser, Brockes, Liscov, Drollinger. Günther würde weit mehr geleistet haben, wenn er nicht durch wüstes Leben seinen Untergang beschleunigt hätte.

So stand es, als zwei poetische und kritische Schulen feindselig gegen einander traten, die Leipziger und die Schweizerische oder Zürcherische. Das Haupt der ersten war Joh. Christoph Gottsched (geb. 1700 gest. 1766), das der zweiten Joh. Jacob Bodmer (geb. zu Greifensee 1698 gest. zu Zürich 1783) nebst seinem Freunde Joh. Jakob Breitinger (geb. 1701 zu Zürich u. gest. das. 1777). Beide Parteien strebten anfänglich nach demselben Ziele. Gottsched gab 1730 einen Ver-

such einer Critischen Dichtkunst heraus, die vor allen ähnlichen Werken seiner Vorgänger unleugbare Vorzüge hat: und hatten Bodmer und Breitinger das Streben der neuern Dichter, mit Ausnahme Weniger, als geschmackwidrig und gehaltlos getadelt, und dagegen die Vorzüge der alten Schlesischen Schule hervorgehoben, so stimmte ihnen Gottsched, Bodmers öfters mit Lobe gedenkend, völlig bei; denn wirklich ging sein, wie der Schweizer, Streben auf Verbesserung des Zeitgeschmacks, und Gottsched zeigte dabei besonders einen rühmlichen Eifer für Reinigung der Sprache von aller Ausländerei. Gottsched und Bodmer endlich begegneten sich in dem lobenswerthen Bemühen, alte Schätze der vaterländischen Literatur aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder ans Licht zu ziehen. Unglücklicher Weise wollte aber Gottsched auch selbst Dichter seyn. Nicht nur aber hatte die Natur selbst ihm hiezu jedes Talent versagt, sondern auch seine Grundsätze über den Styl machten ihn zu aller poetischen Darstellung untauglich. Diesen zufolge konnte er nur Prosa reimen, und zum Unglück war auch seine Prosa ohne alle Kraft, weibisch-geschwätzig. Deutlich war alles, aber langweilig; fließend, aber seicht. Nichts desto weniger nannten ihn seine Freunde den Leipziger Horaz, unter anderem auch darum, weil Horaz eine Dichtkunst

geschrieben habe, und Gottsched auch, jener gegen die elenden Versemacher in Rom, dieser gegen die in Leipzig. Daß der Zweck aber, sie zu vermindern, erreicht worden wäre, konnte man nicht finden; im Gegentheil wuchs die Anzahl derselben in eben dem Maße, als durch die gegebenen Muster die Leichtigkeit zu dichten (was man nämlich dichten nannte) befördert wurde. Die langweiligsten, gehaltlosesten Reimer gingen aus Gottscheds Schule hervor, welche zu stiften der Professor an einer vielbesuchten Universität weit mehr Gelegenheit hatte, als die einsam stehenden Schweizer. Gottsched, eitel wie er war, betrachtete sich nun als Teutschlands Musageten, als den im Gebiete der Poesie Ton angebenden Diktator. Beinahe zehn Jahre lang hatten die Schweizer sich begnügt, ihn blos still zu beobachten, wenigstens waren nur kleine Plänkeleien vorgefallen; im Jahre 1740 aber brach der offene Krieg los. Da gab Breitinger auch eine Kritische Dichtkunst heraus, und es ward überall merklich, daß Gottsched dies als eine Art von Eingriff in seine Diktatur betrachtete; er konnte seine Empfindlichkeit nicht verbergen. Zu gleicher Zeit gab der, Gottscheden befreundete, Doktor Triller, erst in seinen poetischen Betrachtungen einige Proben äsopischer Fabeln, und gleich darauf eine ganze Sammlung dieser Fabeln heraus. Diese Fabeln

griff in seiner Dichtkunst schon Breitinger, dann aber auch Bodmer an in seinen Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter, so wie in der Sammlung kritischer, poetischer und andrer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie (Beide 1741). Gottsched ließ zuerst seinen Unmuth aus in den Beiträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, worin er im Jahre 1740 Bodmers Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlornen Paradiese nicht ohne Erbitterung angriff. Schon in der zweiten Ausgabe seiner Dichtkunst (1737) hatte Gottsched gegen Milton mit Gründen der französischen Kritik gestritten, jetzt war ihm erwünscht, zugleich den Uebersetzer Miltons, Bodmer, angreifen zu können. Klagte Bodmer über die Vernachlässigung Miltons, so spottete Gottsched über einen Dichter, der sich nicht selbst empfehlen könne, sondern erst auf Anderer Empfehlung warten müsse. Schob Bodmer die Schuld der Vernachlässigung „auf den Zustand

der teutschen Leser, als die mit so vortrefflichen Poeten, als Milton ist, wenig Bekanntschaft hätten, und sich in so kurzer Zeit von dem ungereimten und wunderlichen, jedoch ihnen geläufigen Ergötzen, das sie von ihren gemeinen Poeten empfangen, nicht haben entwöhnen können;" so rief Gottsched: „da haben wirs! Der Vertheidiger rückt nunmehr mit der Sprache heraus! Sein Milton, in den er sich durch seine Uebersetzung selbst verkleidet hat, liegt ihm so sehr am Herzen, daß er alle bisherige teutsche Poeten nicht nur unter ihn herunter setzet; sondern sie gemeine Poeten schilt, daraus die Deutschen bisher nur ein ungereimtes und wunderliches Ergötzen empfunden haben sollen. So weit kann einen Menschen die Selbstliebe treiben. Man übersetzt ein Werk, das den Deutschen nicht gefällt. Das Buch ist schön; denn es gefällt meinen Landsleuten und mir; meine Uebersetzung ist auch schön: denn ich habe sie selbst gemacht. Folglich sind die Deutschen unverständige Leute, und alle ihre Poeten, daran sie sich ergötzen, haben ihnen nur eine ungereimte und wunderliche Lust erweckt. Vortrefflich geschlossen!" — Am Ende fügt Gottsched noch hinzu: „Der Herr Verfasser macht sich die trostreiche Hoffnung, daß die neue critische Dichtkunst, die nämlich in Zürich neulich herausgekommen, nicht wenig dazu

beitragen werde, den Milton in Ansehn zu bringen. Künftige Dinge sind ungewiß, und wir wollen ihm also nicht vor der Zeit alle Hoffnung absprechen. Allein nach vielen Wahrscheinlichkeiten, die wir hier besser, als in der Schweiz haben können, zu urtheilen, sollte man eher das Gegentheil glauben; indem auch diese neue Dichtkunst vielleicht noch ein Buch bedürfen wird, welches sie anpreise und beliebt mache."

Ein Umstand kam hinzu, um Gottsched noch mehr zu erbittern, und beide Parteien für immer zu entzweien. Einer von Gottscheds oder Trillers Freunden hatte eine Vertheidigung von des Letztern äsopischen Fabeln geschrieben, Ernesti aber als Censor den Druck derselben verweigert. Ob nun aus Zufall oder aus Absicht, genug Breitinger erhielt diese Schrift — als Umschlag um Taback, der ihm zugesendet wurde, und gab sie heraus unter dem Titel: Nothwendige Ergänzungsstücke zu der Vorrede des Herrn D. Tr*ll*rs vor seinem neuen Aesopischen Fabelwerke, durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben errettet, und den Verehrern der Tr*ll*rischen Muse mitgetheilet von einem ihrer Schweizerischen Zunftgenossen. — So spottende Verachtung konnten Gottsched und die Seinigen nicht verzeihen; der Krieg brach nun öffentlich aus. Die Schweizer nahmen die Partei der Engländer, Gottsched rief die Franzosen für sich

zu Hülfe, und jede Partei erklärte die Poesie der Nazion, für welche sie sich entschieden hatte, für ihr Muster. Je unbehülflicher die Schule Gottscheds in ihrer Nachahmung war, desto leichter ward den Schweizern der Sieg, und es war nicht zu verwundern, daß alle besseren Köpfe sich auf ihre Seite schlugen.

Solcher hatten sich bereits seit der Zeit von Bodmers und Gottscheds erstem Auftreten mehrere hervorgethan, und vorzüglich kündigten Haller und v. Hagedorn eine neue, rühmlichere Periode an. Jener, männlich-ernst, voll Gediegenheit und Kraft, erhob Sprache und Poesie der Deutschen wieder zu ihrer Würde, dieser, heiter scherzend und geistreich fröhlich, zeigte sie in lieblicher Anmuth. Aus der Schule Gottscheds selbst trat ein Verein von Jünglingen hervor, deren gemeinschaftliches Streben die schönsten Hoffnungen erregte. Unter ihnen war Gellert, dessen glückliche Leichtigkeit so ganz geeignet war, dem bessern Geschmack den Eingang zu verschaffen, den jeder der Vereinten, Rabener, Cramer, Elias und Adolf Schlegel, Ebert, Gärtner, Zachariä, Giesecke, auf seine Weise zu befördern eifrig bemüht war. Alle fühlten die Schmach, das Vaterland als geist- und geschmacklos verachtet zu sehen. Hatte nicht Swift behauptet, zu Entdeckungen müsse nicht viel gehören, weil die

drei wichtigsten, die Buchdruckerkunst, das Schießpulver und der Kompaß, die dümmste Nazion gemacht habe, die teutsche? Hatte nicht Bouhours die Frage aufgeworfen, ob der Teutsche Geist haben könne? Jene Jünglinge, die sich fühlten, vereinigten sich, die Ehre des Vaterlandes zu retten. Sie durften nicht hoffen auf ein goldenes Zeitalter eines Ludwigs XIV., auf kein Fürstengold und keine ehrende Auszeichnung, denn alle unsre Höfe waren ja französisch, und alle Vornehmen und Reichen hatten französische Erzieherinnen: es schien fast, als wäre die Zeit Karls V. zurückgekehrt. Nicht lüstend aber nach Beifall, welchem Gold folgt, nur erfüllt von reiner Vaterlandsliebe, strebten jene edlen Jünglinge des teutschen Namens Ehre zu retten auf die einzig rechte Weise, durch Geisteswerke, die würdig wären, denen des klassischen Alterthums und den besten des Auslands gleich gestellt zu werden. Wozu sie in jugendlichem Enthusiasmus sich entschlossen, das auszuführen sind sie ihr Leben lang nicht ermüdet: und mögen wir es nie undankbar vergessen, daß wir ihrem Eifer es verdanken, die nachmalige Höhe erreicht zu haben.

Etwas später als die Genannten kamen Klopstock (Ostern 1746), Lessing (Michaelis 1756) und Weiße nach Leipzig, ohne daß die beiden letzten Klopstock kennen lernten, oder

mit jenem Bunde in Berührung kamen. Klopstock, zurückgezogen, ging seinen eigenen Weg; Lessing und Weiße, freundschaftlich vereint, den thrigen. Sie alle aber theilten jenes Gefühl, waren begeistert von derselben Idee, und sie strebten, Klopstock und Lessing sogar noch rüstiger, nach demselben Ziele.

Es ist bereits erinnert worden, daß man periodische Schriften für das zweckmäßigste Mittel hielt, auf das Publikum zu wirken. Seit den Diskursen der Maler erschien zu Hamburg (1725) der Patriot, herausgegeben von Weichmann, woran Brockes, Fabricius, Richey, u. A. Mitarbeiter waren. Dieser Patriot, und die Vernünftigen Tadlerinnen, welche Gottsched herausgab (Halle 1724), hatten das für jene Zeit bedeutende Verdienst, der damals so heillosen Sprachmengerei sich mit Eifer entgegen zu stellen. Außerdem erschienen aber unter Gottscheds Leitung auch die Kritischen Beiträge zur Historie der teutschen Sprache (1733 — 1744), der Neue Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste (1745 — 50), nachher unter dem Titel: das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit (1751 — 63). Mit dem Jahre 1741 begannen die Belustigungen des Verstandes und Witzes, so gut wie von Gottsched selbst herausgegeben,

indem der Herausgeber, M. Joh. Joachim Schwabe, Gottscheds immer getreuer Waffenträger und Vorfechter war. „Die besondre Absicht dieser Schrift, sagten die Schweizer, worinnen man einige Früchte des deutschen Witzes und Verstandes zu sammeln Willens ist, stellet uns der Herr Magister auf dem Titelblatte vor Augen, — unter dem Sinnbilde eines sitzenden Bären, der an der Tatze sauget, und solches mit der Aufschrift Ipse alimenta sibi erläutert: wodurch er den eigentlichen Reichthum und die Fruchtbarkeit des deutschen Witzes auf eine recht edle, lebhafte und sinnreiche Art erhebet.“ Die Meisten aus dem obgenannten Dichterbunde hatten Antheil an diesen Belustigungen, die im Ganzen den Tadel der Schweizer nicht verdienten; allein Alle fühlten bald, daß sie von Gottsched sich gänzlich lossagen müßten, um ihr Ziel zu erreichen. Nachdem sie schon eine Zeit lang unter sich eine kritische Gesellschaft gebildet hatten, bot sich ihnen ein Buchhändler von Bremen dar, der eine ähnliche periodische Schrift wünschte. Gärtner, Cramer und Adolf Schlegel vereinigten sich zu diesem Behuf, und so erschienen von dem Jahre 1744 an die sogenannten Bremischen Beiträge, wovon Gärtner Herausgeber, alle oben Genannten Mitarbeiter waren. Die Strenge, welche die Mitarbeiter unter einander gegen ihre eignen

Arbeiten ausübten, das Gesetz, nur allgemein gebilligte Stücke aufzunehmen, sicherte ihnen den glücklichen Erfolg. Man hat nicht Unrecht, dieser Beiträge zur Bezeichnung einer neuen Epoche in unserer Literatur sich zu bedienen. Doch muß gesagt werden, daß sie diese Ehre vornämlich Einem verdanken, den ein glücklicher Zufall jenem Leipziger Dichterbunde zugesellte. Dieser Eine, der an Geniuskraft alle übrigen übertraf, und bald darauf als ein Stern erster Größe an Teutschlands poetischem Himmel hervorstralte, war — Klopstock. Ohne die ersten Gesänge seines Messias, ohne seine ersten Oden und Elegien in diesen Beiträgen, würden sie zwar immer einen guten, aber keinen so tiefen Eindruck gemacht, ihre Zeit zwar wol gefördert, aber nicht mit so gewaltiger Kraft aus langer Ohnmacht empor gerissen haben. Klopstock stand in jedem Betracht über seiner Zeit, und wie er selbst sich fühlte, so mußte auch sein Leser fühlen, daß er „gesellet sey

Jenen alten Unsterblichen,
Deren dauernder Werth, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt."

Lessing selbst trat bei weitem so bedeutend nicht auf als Klopstock. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, zwei Lustspiele, gab er in den Ermunterungen, einer Hamburgischen,

von Agricola herausgegebenen Wochenschrift, welche längst vergessen ist, ein Schicksal, welches, ohne Klopstock, die Bremer Beiträge doch auch wol würden erfahren haben.

Früher noch, als durch jenen Leipziger Dichterbund für unsre Poesie so schöne Aussichten sich eröffneten, hatten sich in Halle ähnlich gesinnte Jünglinge zusammen gefunden. Zuerst sind hier zu nennen aus den Jahren 1735 und 36 Pyra (aus Cottbus) und Lange (aus Halle), deren Gedichte nachmals — nebst denen von Lange's Gattin — unter dem Titel: Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder (1745) erschienen. Eine Merkwürdigkeit in jener Zeit waren Lange's Horazische Oden (1747), als der erste Versuch, durch Hinweglassung des Reimes, den lyrischen Sylbenmaaßen der Alten sich zu nähern. In dem Jahre 1738 kam aber Friedr. Wilh. Gleim, und im Jahr 1739 Joh. Peter Uz, späterhin J. Nicol. Götz, auf die Universität nach Halle; K. W. Ramler im Jahr 1742. Nur die drei ersten hatten noch Gelegenheit, den scharfsinnigen Alexander Gottlieb Baumgarten zu hören, der den ersten Versuch wagte, eine Wissenschaft des Schönen aufzustellen, welcher er den bis dahin noch nicht gehörten Namen der Aesthetik gab. Sein lateinisches Werk unter diesem Titel erschien zwar erst im Jahr 1750, allein er hatte

schon in einer akademischen Schrift vom Jahre 1733 die Grundlinien derselben gezogen, und sein Schüler Georg Friedrich Meier, nachmals auch Professor zu Halle, gab eigentlich Baumgartens System noch vor diesem selbst heraus unter dem Titel: Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften (Halle 1748). Halle war sonach die erste Universität, auf welcher Vorträge über Aesthetik gehalten wurden. Wie viel jene Jünglinge davon benutzten, weiß ich nicht, gewiß aber ist, daß sie mit Meier, dem Freunde von Lange und Pyra, sich ebenfalls befreundeten, und durch fortgesetzte Uebungen ihre poetischen Anlagen auszubilden eifrig strebten, wobei die Aesthetik wenigstens die Wirkung haben mußte, daß sie nicht auf Gottscheds Weg kommen konnten, wenn sie ja ihr eigner Genius nicht gewarnt hätte. Uz übte sich in Uebersetzung griechischer Dichter, und mit Götz gemeinschaftlich übersetzte er Anakreon und Sappho. Im Jahr 1746 erschien diese Uebersetzung, und späterhin umgearbeitet von Ramler. Aber auch an eigenen poetischen Versuchen ließen sie es nicht fehlen. Von Uz erschien in den Belustigungen eine Ode auf den Frühling, die erste genau nach griechischem Sylbenmaaße gemessene; Gleim dichtete hier, was er nachher als Versuch in scherzhaften Liedern (Berl. 1744) herausgab. Ramler

lieferte verschiedenes zu den Bremischen Beiträgen; mehrere übersetzte Horazische Oden sind von ihm; die Sehnsucht nach dem Winter, in der Sammlung seiner Gedichte, ist vom Jahre 1744.

Gleim befreundete sich nachmals in Berlin mit Pyra, welcher Konrektor am dasigen Gymnasium geworden war, aber schon im Jahr 1744 starb. Als Staabssekretair bei dem Prinzen Wilhelm von Schwedt, den er in einen Feldzug gegen Oesterreich begleitete, gewann Gleim die Freundschaft seines Ewald von Kleist, von welchem während des Jahres 1744, wo er sich in Leipzig befand, einige Gedichte in den Belustigungen erschienen waren, und der schon damals an seinem lyrisch-malerischen Gedicht, der Frühling, arbeitete, welches, als es im Jahr 1749 zum erstenmal erschien, dem Dichter alle Herzen gewann. An Beide schloß sich dann in Berlin Ramler an, und späterhin knüpfte sich eine freundschaftliche Verbindung zwischen diesem und Lessing, zwischen welchem und Kleist sie schon in Leipzig bestanden hatte. Im Jahr 1750 vereinigte sich Ramler mit dem Schweizer Joh. Georg Sulzer zur Herausgabe einer gelehrten Zeitung unter dem Titel: Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, an deren Fortsetzung aber sie vom folgenden Jahr an keinen Antheil hatten. Dagegen lieferten sie Beiträge zu der Wochen-

schrift, der Druide, die ihr gemeinschaftlicher Freund Sucro herausgab, der jüngere Bruder des damals durch seine Versuche in didaktischen Dichtungen bekannte Joh. Gr. Sucro. Nachdem im Jahr 1747 Gleim als Domsekretair in Halberstadt angestellt war, erhielt er eine so günstige Stellung, daß er gleichsam der Mittelpunkt aller nun weit Zerstreuten wurde. Er wurde der Freund Klopstocks, und dadurch der Freund von allen dessen Freunden.

5.

Während so die Meisten des neu aufblühenden Geschlechts in ihrem Emporstreben durch das Anschließen an Gleichgesinnte, und durch gemeinschaftliches Prüfen mannichfaltig gefördert wurden, und bei ihrem Auftreten der freudigen Theilnahme wenigstens ihrer Partei gewiß waren, mußte der zu Tübingen einsiedelnde Wieland aller dieser Vortheile entbehren. Seine Liebe zur Poesie theilte niemand mit ihm; kein kritischer Freund stand ihm zur Seite; nur auf das eigne Gefühl, auf das eigne Urtheil mußte er sich verlassen. Und wer sollte ihn in das Publikum einführen? Auch dazu hatte er keinen Freund und Berather, und doch war dies zu jener Zeit kein gleichgültiger Umstand.

Der Dichterkrieg zwischen den Schweizern und Sachsen wurde mit immer steigender Erbitterung geführt, in welcher man von beiden Theilen gleicher Ungerechtigkeit sich schuldig machte. Die Schweizer sahen mit Vergnügen, daß die Beiträger sich auf ihre Seite gewendet hatten, und Sulzer, Bodmers inniger, beinahe blind anhänglicher, Freund, machte den Werber für ihn in Berlin, wo schon Pyra einen „Erweis, daß die Gottschedische Sekte den Geschmack verderbe," geschrieben hatte. Man freute sich des Beitritts von Lange, und erwartete besonders viel von Gleim. An diesen schrieb Bodmer vom 11. Jul. 1745: „Wir wären unempfindlich, wenn wir, der echten Poesie und Beredtsamkeit aufzuhelfen, uns nicht zum wenigsten so enge vereinigten, als Andere sich der Barbarei zu Gunst verbinden, und wir wären zaghafte Leute, wenn wir uns für die gute Sache nicht so öffentlich erklären, und so munter streiten wollten, als die Andern für die verderbte! — Ihre Freundschaft ist daher Herrn Breitinger und mir nichts weniger denn gleichgültig, zumal da wir, die Wahrheit zu bekennen, so streitbar nicht sind, daß wir nicht müde würden, uns mit der Dummheit herumzuschlagen, wofern wir nicht durch tapferes Zurufen und Mitstreiten andrer Freunde des Geschmacks aufgemuntert würden. Pyra ist mitten in seinen Siegen

gestorben, Liscov ist ein schlafender Löwe, Rost kämpft in der Kriegskanzlei, Hagedorn hält hinterm Berge; die Zeit wird uns darum lange, bis daß Ew. mit Ihren Freunden den Harnisch anlegen." Wer sich auf solche Aufforderungen lau bewies, wurde mit mißtrauischen Augen beobachtet, als einer, der es mit keiner Partei verderben wollte. Wer nicht mit uns ist, hieß es, ist wider uns; ein Grundsatz, welchem zufolge bei den Schweizern gar mancher Mittelmäßige eben so erhoben wurde, wie bei Gottsched. Mit dem Tadel ging es von beiden Seiten nicht gerechter zu; denn suchte Gottsched, Haller und Klopstock herabzusetzen, so verfuhr Bodmer gegen Uz, Ramler, Lessing, und nachher Weiße nicht besser, blos weil diese nicht mit ihm seyn — konnten.

Unbedingt mit ihm zu seyn, hatte Bodmer aber jetzt um vieles schwerer gemacht als früher, denn man hatte es nun nicht mehr allein mit Bodmer dem Kunstrichter, sondern auch mit Bodmer dem Dichter zu thun, und die Vergleichung mit Gottsched mußte in zwiefacher Beziehung angestellt werden.

Bodmer hatte zwar schon früher einige poetische Versuche in Alexandrinern, jedoch ohne sonderliches Glück, gemacht, und trat erst in einem Alter als Dichter hervor, in welchem die Meisten an das Zurücktreten denken. Er war

seinem 50sten Jahre nah, als ihn die Idee eines epischen Gedichtes, Noah, lebhaft beschäftigte. Um diese Zeit erschienen die ersten Gesänge des Messias. Die Wirkung derselben, überall groß, mußte noch weit größer auf den Uebersetzer und Lobredner Miltons seyn; sie war ein hoher Enthusiasmus nicht blos für das Gedicht, sondern auch für den Sänger des Messias. Bodmer war gleich entzückt über den Gegenstand wie über die Ausführung; er wünschte der Religion, er wünschte Teutschland Glück, und fand für sich selbst nicht blos eine mächtige Ermunterung, sondern auch große Erleichterung; wenigstens kam's ihm so vor. Der Messias war nämlich auch dadurch eine einzige Erscheinung, weil er den *Hexameter*, das epische Sylbenmaß der Alten, bei uns einführte, und so eine Bildsamkeit unsrer Sprache bewies, deren die ausländischen neueren Sprachen nicht fähig waren. Gottsched zwar hatte schon vor Jahren zu Versuchen dieser Art ermuntert, und zum Beweis der Möglichkeit des Gelingens selbst mehrere, zum Theil ganz untadelige, Hexameter selbst verfertigt; allein der Versuch im Großen entschied erst, und diesen hatte Klopstock gemacht. Es würde unbillig seyn, von einem ersten Versuch Vollkommenheit zu erwarten: allein diese konnte auch eigentlich niemand damals erwarten. Die Meisten freuten sich einer neuen Aehnlichkeit

der Teutschen mit den Alten, Bodmer aber insbesondere der Befreiung von dem Alexandriner und den Fesseln des Reimes, die ihm oft so viele Qual verursacht hatten. Sein Muth zu Dichten wuchs, seitdem er sich des Hexameters bedienen konnte. Was nun aber Bodmer auch „von dem Zauberton von wohlgesetzten Füßen“ reden mochte, die Natur hatte ihm kein Ohr für Musik gegeben, und was Wunder also, wenn seine Hexameter eine Qual für musikalische Ohren wurden. Zum Dichter selbst war er auch wol so wenig geboren als Gottsched, doch hatte er unstreitig des poetischen Talentes mehr als dieser, und dabei mehr poetische Empfänglichkeit, mehr Geschmack, und ein eignes Geschick, seine große Belesenheit für seine poetischen Zwecke zu benutzen, und das, was ihm bei andern gefallen hatte, als wohlerworbenes Eigenthum in seine Darstellungen aufzunehmen. Diese waren darum allerdings nicht so leer als die Gottschedischen, reicher an Gedanken, von oft körnigem Ausdruck, interessanter in Anlage und Situazionen, und überhaupt von einem männlicheren Geiste durchdrungen. Der Eindruck, den sie machten, mußte aber doch sehr verschieden seyn.

Man kann bei der Aufnahme der Bodmerischen Muse drei Parteien unterscheiden. Daß sie in der Schule Gottscheds nicht die freundlichste

gewesen seyn werde, läßt sich erwarten. Hier nahm man an Klopstock ein um so größeres Aergerniß, je größer Bodmers Entzücken über denselben war, und, weil Bodmer auch Hexameter machte, an den Hexametristen überhaupt. Bodmer hatte den Professor Meier zu Halle, mit dem er durch die neue Aesthetik in Bekanntschaft gekommen war, aufgefordert, für den Messias zu schreiben, und Meier suchte dieser Aufforderung zu genügen durch seine Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias (Halle 1749), welche gar wunderliche, zum Theil komische, Folgen veranlaßte. Gottsched erklärte zuerst, daß er „den Schwung der unbildsamen Gedanken Klopstocks und die Mäander seiner Ausdrücke schlechterdings mißbillige," und, „daß der neue Hexameter, in dem eine und die nämliche Sylbe bald kurz bald lang gebraucht werde, für ihn kein Hexameter sey, und es ihm vielmehr herzlich leid thue, durch seine in der critischen Dichtkunst ohnlängst gegebenen Proben und deren mäßigen Wohlklang, den Unfug, den man nun mit dem heroischen Sylbenmaaß in der Epopöe treibe, veranlaßt zu haben." Er beschloß, an den seraphischen Sängern, wie man spottweise Klopstock und seine Nachahmer nannte, exemplarische Rache zu nehmen, durch einen recht feierlichen Aktus. Konnte er keine Dichter bilden, so stand es

doch in seiner Macht, als Dekanus der philosophischen Fakultät, welche zu kreiren und zu krönen, die wenigstens der Kaiser anerkennen mußte, — denn sie waren kaiserliche Dichter, — wenn sich auch die Natur von ihnen lossagte. Diese Ehre widerfuhr dem Königlich Polnischen und Churfürstlich Sächsischen Lieutenant der Reiterei, Domherrn und mehrerer teutschen Gesellschaften Mitgliede, Freiherrn Christoph Otto von Schönaich, der auf einmal mit zwei Heldengedichten, jedes von zwölf Gesängen, hervortrat, denen niemand in der Welt Schwung der Gedanken, weder bildsamer noch unbildsamer, und Mäander der Ausdrücke vorwerfen konnte. Hatten die Schweizer an Klopstock einen Homer, warum sollte Gottsched nicht auch den seinigen haben? Und der edle Freiherr war so dankbar, daß er sogar seinen Lorbeerkranz daran wagte, und gegen die Alpinischen Riesen auszog, um sie zu vernichten, wozu Trillers Wurmsaamen nicht Kraft genug gehabt hatte. Ja, er wagte es sogar, zwei Feinde auf einmal anzugreifen, — und es lag wenigstens nicht an seinem Muthe, wenn sie nicht auch beide geschlagen wurden, — die Schweizer und Meier, der hällische Aesthetiker und Klopstockische Vorfechter. Schönaich schrieb die Aesthetik in einer Nuß oder das neologische Wör-

terbuch, in denen jeder alles den Gottscheden Anstößige der „neumodischen epischen Gedichte“ findet, und ein besonderes Lobgedicht auf Meier, das man aus zwei Versen vollständig beurtheilen kann:

O selge Epocha ästhetischer Gedichte,
Reim, Wohlklang und Vernunft, ihr seyd, ihr seyd zu nichte!

Man sieht, die unschuldige Aesthetik mußte mit entgelten, was Klopstock und seine Bewunderer, Bodmer und Meier gesündigt hatten, und daß man deshalb keine ästhetischen Gedichte dulden wollte. Allerdings komisch genug! Indeß hatten doch die Gottschedianer in manchen Stücken so ganz Unrecht auch nicht; denn wer möchte sagen, daß ihr Tadel Bodmers halsbrechende Hexameter, ja selbst Klopstockische, mit Unrecht getroffen habe? Eben so rügten und verspotteten sie nicht ohne Grund die Menge fremder Wörter, deren sich Bodmer unaufhörlich bediente, als da waren Seraphisch, Cherubinisch, Olympisch, Empyreisch, Aetherisch, Sympathetisch, Aromatisch und dergl., und Bodmers Sache konnte darum nicht besser werden, wenn er Gottsched deshalb mit dem Spottnamen Teutoboch belegte, unter welchem er in den Schriften jener Zeit oft vorkommt.

Die Partei der Freunde Bodmers entschuldigte damit, daß die Gedanken schadlos hielten für den Mangel an Anmuth und Melodie, und traten so im Allgemeinen dem Urtheile Liscovs bei, welcher sagte: „Was werden die Ausländer von uns denken, wenn sie sehen, daß die Verfechter des deutschen Witzes so unbändig auf rechtschaffene Männer losziehen, die weiter nichts gesündiget haben, als daß sie behaupten, man müsse etwas gelernt haben, wenn man schreiben will, nicht schreiben, ohne zu denken, in der Poesie nicht kriechen, und alle mal, wenn man schreibt, mehr auf einen männlichen Nachdruck, als auf eine weibische und süße Zierlichkeit sehen? Ist es nicht eine Schande, daß diese seichte und ekle Herren alles, was in dem Geschmack geschrieben ist, als schwülstig, dunkel, hart und rauh verwerfen, und, da sie wider die Sachen nichts aufzubringen vermögen, oft über ein einziges Wort, das ihren zarten Ohren ungewöhnlich klinget, einen kindischen Streit anfangen? Ich tadle nicht, daß man sich bemühet, rein deutsch zu schreiben: ich bin kein Feind des Wohlklanges und der Zierlichkeit; aber mich deucht, man muß eine kleine Seele haben, wenn man, wie gut auch die Gedanken sind, um eines harten und ungebräuchlichen Ausdrucks willen kläglich thut. Wer so verwöhnte Ohren hat, dem sage ich, daß seine Ohren nicht werth

sind, an einem Menschenkopf zu sitzen. — Leute, die dergestalt an Kleinigkeiten kleben, die laufen große Gefahr, lächerlich zu werden, wenn sie sich erkühnen, von höhern Dingen zu reden."

Schon aber bildete sich eine dritte Partei, die, ohne jene Kleinigkeiten, auf die am Ende doch recht viel ankommt, unberücksichtiget zu lassen, fähig war, auch von höhern Dingen zu reden, ohne Gefahr, sich lächerlich zu machen. An deren Spitze standen Ramler mit seinem feinen Ohr und seiner strengen Kritik, und der philosophische, scharfsinnige Lessing, der furchtbare Gegner Gottscheds, aber auch Lange's, nicht gemacht, einer Partei, sondern nur dem anerkannten Guten zu huldigen, das Treffliche lobend, das Mißlungene tadelnd, wo es sich auch fand; wie er denn zugleich Klopstocks Bewunderer, Uebersetzer und gerechter Beurtheiler war. Sulzer, der es selbst gestand, daß ihm Klopstock „in seinen Gedanken und Ausdrücken zuweilen zu hoch sey, daß es ganze Verse und einzelne Begriffe gebe, da er ihn nicht erreichen könne," und der bei dem Noah „Milton und Messias" missen wollte, Sulzer wurde seinem ehemaligen Freunde Ramler in eben dem Grade mehr entfremdet, als dieser sich in Ansehung Bodmers kälter und gleichgültiger zeigte. „Ich höre, schreibt er, (1753), daß Ramler an einem komischen Gedichte über das Schachspiel

arbeitet. Was für ein edler Inhalt, wenn man gegen ihn den Noah, die Sündfluth u. s. f. vergleicht.“ — „Herr Ramler hat mir sein Schachspiel gebracht. Dies seltsame Gedicht bestätigt mich vollends in der Meinung, daß er klein denkt. Ahitophels Weisheit ist zur Narrheit worden. Schade für die schönen Farben, auf ein so schlecht erfundenes Gemälde. Ich sagte ihm, noch ehe ich's gelesen, er würde sich vermuthlich den Lockenraub zu Nutze gemacht haben. Hm, sagte er, das ist eben nicht das Beste von dieser Art.“ — Den Vollgehalt Lessings, „er ist Zeitungsschreiber bei einem hiesigen Buchführer,“ scheint Sulzer nicht erkannt zu haben, und man sieht, welche Hoffnungen er sich von ihm gemacht hatte, wenn er an Bodmer schreibt: „Wenn er noch nicht ganz ist, wie Sie ihn wünschen, so sind seine Jugend, seine Umstände und sein Vaterland Schuld daran.“ Lessing erfüllte diese Hoffnungen so wenig, daß er vielmehr erklärte, „schweizerische Hexameter wären nichts anders als Prosa.“ Ungeachtet nun Sulzer inzwischen der Meinung geworden war, „wer Lessing beleidige, der habe sich unversöhnliche Feinde gemacht;“ so faßte er doch den Vorsatz, gegen ihn zu wirken, und „schmeichelte sich, dem schlechten Geschmack der neuesten Teutschen, der, — Lessinge und Ramler, einen sehr schweren

Streich beizubringen.“ — Ramler sagte freilich gegen die schweizerischen Hexameter nichts, denn die seinigen waren oft nicht viel besser, aber auch Kästner persiflirte sie in einem Sinngedicht.

Seht die epischen Zeilen, frei vom Maße der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart, wie Zyrchische Verse,
Leer, wie Meißnische Reime; Seht der glückliche Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen y y
Zum Ermyden des Lesers, besser zu nytzende Bogen. *)

p. p.
Mein nun seraphisches Minchen, hoch oben in glycklichern Sphaeren
Mit Myriaden von Kyssen aesthetisch, aetherisch umarmen.

Weil Kästner und auch Haller damals in Göttingen lebten, so mißtraute man auch den Göttingern, und Sulzer urtheilte über Hallers Anzeige des Noah, „daß sie für einen halben Ueberläufer noch gut genug sey.“

*) Die epischen Gedichte Bodmers waren mit lateinischen Buchstaben gesetzt, und statt eines ü allzeit ein y, weshalb die Gottschedianer, wen sie spotten wollten, nur von Zyrchischen Kunstrichtern schrieben.

Wieland in seiner Einsiedelei erfuhr von allem diesen sehr wenig; er kannte im Jahr 1752 kaum die Verfasser der Bremischen Beiträge, und wußte nicht, ob auch Schweizer daran Theil hätten: aber er kannte doch den Streit der Schweizer mit den Sachsen, und konnte keinen Augenblick bedenklich seyn, sich jenen, als der besseren Partei, anzuschließen. Er that dies auf eigne Weise. So wie er nämlich sein Lehrgedicht beendigt hatte, sendete er es, mit einem Schreiben ohne Unterschrift des Namens und Aufenthaltsortes, an Meier nach Halle, und überließ es diesem, ob er es wollte drucken lassen. Meier muthmaßte auf einen Adligen in Schwaben als Verfasser, ließ aber das Gedicht drucken, „weil — wie er in der Vorrede dazu sagt — es uns Teutschen noch bis jetzt an großen Original-Lehrgedichten fehle, und ihm dieses Gedicht gefallen habe.“ Kaum hatte Wieland aber seine Handschrift nach Halle abgesendet, als er den Plan zu einem Heldengedicht in Hexametern, Herrmann, entwarf, und auch sofort an die Ausarbeitung ging. In wenigen Monaten war er mit fünf Gesängen fertig, und diese sendete er, wieder ohne sich zu nennen, an Bodmer. Die günstige Aufnahme, welche diese Probe bei Bodmer fand, veranlaßte zwischen ihm und Wieland einen Briefwechsel, der ihr Verhältniß immer inniger machte.

Daß die Verborgenheit, in welcher Wieland sich anfangs hielt, wol rathsam seyn mochte, beweisen Meiers und Sulzers Urtheile über ihn. Meier in seiner Vorrede sagte: „Die Welt ist oft nicht unpartheiisch genug, um die Werke eines Mannes nach ihrem innern Werthe zu beurtheilen, ohne sich in dieser Beurtheilung entweder durch Vorurtheile für oder wider denselben verblenden zu lassen. Ist aber der Urheber dieses Gedichts unbekannt, so haben wenigstens diese Vorurtheile keine Stärke mehr. Der Dichter, dessen Gedicht ich itzo der Welt übergebe, hat also, wenn er sich anders überall so verborgen gehalten, als in Absicht auf mich, den Vortheil, daß man sein Gedicht um seiner Person willen weder loben noch tadeln wird.“ Oder um seiner Partei willen, hätte er hinzu setzen sollen, denn in welcher Stärke sich hiebei die Vorurtheile zeigten, bewies Sulzer, den selbst Bodmers Lob des Herrmann nicht für denselben gewinnen konnte, weil er ihn für — Schönaichs Herrmann hielt. „Das Lob, schrieb er, welches Sie dem Verfasser des Arminius geben, ist mir sehr unerwartet gewesen. Ich habe die Schwachheit gehabt, dieses Gedicht zu verachten, ehe ich es gesehen, und muß dabei Ihre Anmerkung wiederholen: wie kann man so dumm und so klug seyn? Der Verfasser ist, wo ich nicht irre, einer vom Adel

aus Sachsen (ich kann es bald erfahren), und hat einem seiner hiesigen Freunde, der mir die Confidence davon gemacht, geschrieben, er habe sein Gedicht Gottscheden zur Beurtheilung geschickt. Was habe ich daraus schließen sollen, insonderheit, da Gottsched ihn ermuntert hat, fortzufahren, mit dem väterlichen Trost, er würde sich noch immer bessern."

Ein Plan der Klugheit, welche beabsichtet hätte, ruhig zwischen allen Parteien hindurchzugehen, konnte indeß Wielands Verborgenheit nicht seyn: vielmehr war es ihm offenbar um den Beifall der Bodmerschen Partei ernstlich zu thun, den er auch nicht verfehlte, und selbst dann noch erhielt, als ihm — nur kurze Zeit darauf — sein eignes Werk keineswegs mehr genügte. Wer würde aber auch behaupten wollen, daß er damit unwürdig in den damaligen Chor von Teutschlands Dichtern eingetreten sey? Ungeachtet aller seiner Mängel und Gebrechen, die es zum Theil Gottscheden wol empfohlen haben würden, wie viele poetische Werke dieser Art in jener Zeit standen viel höher? Erfuhr man aber, ein siebzehnjähriger Jüngling sey der Verfasser; so mußte dies ungemeine Erwartung von ihm erregen, und diese mußte sich um vieles vermehren, als bald darauf einige andre Schriften von

ihm erschienen, welche Hagedorn und Bodmer für Schriften ganz verschiedener Verfasser hielten.

6.

Während des Sommers bezog Wieland ein Häuschen, das ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt auf einem sehr schön angepflanzten Weinberge liegt, der sich sogleich vor dem Thore der Stadt, wo der Weg nach Stuttgart hinausführt, diesseit des Neckars, erhebt. Von diesem Häuschen aus genoß er einer herrlichen Aussicht, links in das anmuthige weit ausgedehnte, von mehrern Dörfern belebte, Neckarthal, auf der einen Seite von Weinbergen, auf der andern von Waldung begrenzt, über welche die Berge der schwäbischen Alpe, besonders der Roßberg und die Achalm, im Hintergrunde emporragen, rechts auf die Stadt Tübingen und die ehemalige Residenz der Wirtembergischen Herzoge, und über die Stadt hinaus noch weiter rechts in das Ammerthal, welches der Ammerbach durchschlängelt, und das seiner fruchtbaren Felder, und der sie begrenzenden Weinberge und Waldungen wegen mit dem Neckarthal an Schönheit wetteifert. Dieses Wein-

bergshäuschen, in dessen Besitz jetzt der Kanzler der Universität Tübingen Dr. v. Autenrieth ist, führt noch bis diese Stunde von seinem ehemaligen Bewohner den Namen: Wielandshäuschen.

Des jungen Dichters ganze Zeit war hier getheilt zwischen stillen Naturgenuß, einsames Studieren, Dichten, und seine Liebe. Statt alles Umgangs diente ihm der Briefwechsel mit Sophien und Bodmer. Wie aber auf sein Studiren und Dichten seine Liebe von wesentlichem Einfluß war, so war es auf seine Liebe — Klopstock.

Franzosen selbst haben gefunden, daß die Dichter keiner Nazion die Liebe so sentimental, so wenig als Galanterie und so sehr als Sache des Herzens, so wenig als Sinnlichkeit und so sehr religiös behandelt haben, als die Teutschen, und haben dabei angemerkt, wie treu die Teutschen in dieser Hinsicht ihrem alten, von Tacitus geschilderten, Stammescharakter geblieben. Unter allen Dichtern jener Zeit war aber dann, auch in dieser Beziehung, keiner teutscher als Klopstock. Er liebte, — wie Wieland, — seine Base, die Schwester seines Jugendgenossen Schmidt, die er im Jahr 1748 zu Langensalza, wo er Hauslehrer war, kennen lernte. So hatte nicht Petrarca seine Laura geliebt, wie Klopstock das Mädchen, dem er unter dem

Namen Fanny gleiche Unsterblichkeit mit Laura gegeben. In seinen auf diese Liebe bezüglichen Gedichten, welch ein Flug der Phantasie; welch eine Tiefe und zugleich welche Zartheit des Gefühls, welche Reinheit und Hoheit der ganzen Seele! Und wo reichte etwas in unserer Sprache an den Ausdruck, an die Darstellung dieser Liebe! Es war die Liebe des Sängers des Messias, und sie erregte als solche doppelt große Theilnahme, auch über Teutschland hinaus. Bodmer schrieb (1748) an Fanny: „Die geringste Sache kann mir nicht gleichgültig seyn, welche den Messias angeht; wie sollte mir gleichgültig seyn können, was für eine Person der Dichter zu seiner Vertrauten, zu seiner irdischen Muse, bei dem Werke der Erlösung erwählt hat? Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poet mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack der Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen: Ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat. Dieses Alles sollen Sie

thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde! Wiewohl ich ihn stark an Gemüthe sehe, so wird er doch herrlicher emporsteigen, wenn er von Ihnen aufgestützt wird. — Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen seyn!" Vermuthlich fühlte das Mädchen sich zu schwach zu solchem Berufe; Klopstocks Liebe blieb unerwiedert. Bodmer lud ihn, für den er besorgt war, nach der Schweiz ein, und wirklich reisete Klopstock im Jahr 1750 dahin ab. Weder Entfernung noch Kaltsinn minderten seine Liebe und seinen stillen, wenn gleich männlichen gehaltenen, Gram. Im Jahr 1751 schrieb er: „Mein Gleim! ich schwöre bei unserer Freundschaft, und wie kann ich Ihnen und mir was Theureres nennen? Bei dieser schwör' ich, so wird sie nie wieder geliebt werden. — Diese Wolke wird wohl über mein Leben ausgebreitet bleiben, und wenn ich sonst auch noch so glücklich seyn könnte." — Während dieser Zeit seiner Liebe nun dichtete Klopstock den vierten und fünften Gesang seines Messias, und verewigte darin seine damalige Gemüthsstimmung. .Wie elegisch weich sie war, zeigen uns Semida und Cidli. Aber auch reiner, religiöser kann sich die innigste Liebe nicht offenbaren

als in der Schilderung der Geschichte dieser beiden vom Tod erweckten Liebenden. Klopstock hat darin die Liebe in überirdischer Verklärung dargestellt.

Lange Zeit hatte keine poetische Darstellung solch einen Eindruck gemacht wie diese; bei Wieland mußte er schon darum weit tiefer seyn, weil er sich mit Klopstock in einer so ähnlichen Lage befand; wegen deren er sich wieder so von ihm angezogen fühlte, daß er kaum an etwas ein größeres Interesse hatte, als an Klopstock und dessen Liebe. Fast alle seine damaligen Briefe sind voll von enthusiastischer Bewunderung Klopstocks. Er schrieb an Sophie: „Den vierten und fünften Gesang des Messias werde ich Ihnen selbst bringen. In diesem ist eine unendlich schöne Beschreibung einer Liebe, wie die unsrige ist, nur daß das Herz des Liebhabers in ein Licht gesetzt ist, welches das meinige sehr verdunkelt. Ich bin gewiß, daß Herr Klopstock liebt, und ich glaube, daß seine Geliebte Ihnen sehr ähnlich, aber doch unvollkommener als Sie ist. So ist es bei uns vieren gerade umgekehrt. Ich weiche unstreitig dem Herrn Klopstock an vortrefflichen Eigenschaften, und seine Geliebte weicht Ihnen. Um sie, die Geliebte des Herrn Klopstock, vollkommener zu machen, gab ihr die Vorsehung einen Liebhaber, der sie übertrifft, und um mich

glückselig zu machen, erlaubt mir der Himmel, meine Sophie zu lieben, welche mir in allen Stücken vorgeht."

„Ich muß Ihnen, anbetungswürdige Freundin, eine Stelle aus dem vierten Gesang des göttlichen Klopstock abschreiben, welche ich recht in ihrer ganzen Größe empfinde:

Gott selbst lieb' ich noch mehr, weil Du sein hohes Geschenk bist,
Weil ich, wie auf Flügeln, von Deiner Unschuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen komm', der so schön Dich gebildet,
Der so fühlend mein Herz, und Deines so himmlisch gemacht hat!"

„Die Ode, die ich Ihnen schicke, drückt etwas von der großen Empfindung aus, die mir Ihr letztes Schreiben erweckte. Warum bin ich doch kein so schöner Geist als Herr Klopstock!"

An Bodmer schrieb er: „Ich nehme mir die Freiheit, Sie um einige nähere Nachrichten von Herrn Klopstock zu bitten. Ich bin unter seinen größten Bewunderern. Ich finde das Lob des Herrn Cramers zu klein für ihn; er ist mehr als Milton. — Bei ihm ist das Ganze größer und majestätischer; das Wunderbare natürlicher, glaubwürdiger, anständiger; die Charaktere besser ausgebildet, abwechselnder und rührender; die Erfindung wahrscheinlicher,

scharfsinniger, neuer, interessanter. Doch man müßte ein Buch schreiben, wenn man den Messias preisen wollte."

Gegen den Tadel einer Elegie in der Schweizerischen Monatsschrift, Crito, schreibt er: „Ich bin ernstlich böse auf den katonischen Kritikus eines Gedichts, welches ich so oft schon mit Entzücken gelesen habe. Welche Schönheit! welch ein Adel der Gedanken! welch eine Liebe, die darin geschildert wird! Ich glaube noch immer, daß diese Elegie von Klopstock ist."

„Ich liebe Klopstocken so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann. Wenn er wüßte, wie oft ich schon in meinem funfzehnten Jahre bei seinem Messias geweint habe, und wie ungemein zärtlich mein Herz gegen ihn ist; vielleicht würde er bedauern, daß wir einander wol nie sehen werden. Und ach! er weiß nicht einmal, daß ich bin. Wie bedauernswürdig bin ich, daß ich unter kleine Geister verdammt bin, und diejenigen nicht sehen soll, von denen ich lernen könnte."

„Ich danke Ihnen für die Nachrichten von Herrn Klopstock. Aber ich bin unersättlich, und werde es seyn, bis ich Jemand spreche, der ihn genau kennt, und mir von allen seinen Partikularien, wie alt er ist, wer seine Eltern sind, wo er studirt hat u. s. w. Nachricht geben kann. Sie schreiben mir von seiner Fanny,

daß er sie ehmals über alles Irdische geliebt habe. Liebt er sie etwa nicht mehr? Wie geht das zu? Ist sie gestorben? Doch dieses hindert nicht die Liebe, es soll sie vermehren."

„Der wahre Aufschluß zum Räthsel, warum so wenige, die sonst Kenner der Werke des Geistes sind, sich in den Messias finden können, ist die Denkungsart des Herrn Klopstocks und die Empfindung, die sein Gedicht beseelt. Man muß ihm nachdenken, ihm nachempfinden können, aber wie viele können das? Diese Unschuld in den Gemüthsbewegungen, diese neue und kühne Erfindung, diese himmlische Philosophie erfordert, außer der empfindlichsten Seele, eine gewisse Richtigkeit und einen Tiefsinn im Geist; Gaben, die wenigen zu Theil sind. Wir, die wir dieses unschätzbare Gedicht empfinden und einsehen, wir sind berechtiget, eine sehr gute Meinung von uns zu haben. Die Empfindungen, deren unser Herz fähig ist, sind Bürgen einer nicht gemeinen Vortrefflichkeit, die in uns liegt, und dieses muß uns aufmerksam machen, für unser Herz zu sorgen, diese erhabnen Triebe in uns zu pflegen, und zu mehrerm Leben zu bringen."

Bei einem so enthusiastischen Bewunderer Klopstocks und dessen Schilderungen der Liebe hätte man um so mehr Nachahmung Klopstocks vermuthen sollen, da, nach seinem eigenen

Geständniß, Lieblingslektüren allezeit so stark auf ihn wirkten, daß er unvermerkt, ja gegen seinen Wunsch und Willen, etwas von der Manier dessen annahm, der eben so viel bei ihm galt. Alles aber, was man als einen Nachhall von Klopstock bei ihm betrachten kann, wobei jedoch auch Kleists Frühling unverkennbaren Einfluß gehabt hat, ist ein Lobgesang auf die Liebe, den er zwischen seinem Lehrgedicht und seinem Herrmann in einigen Stunden des Maimonats 1751 aufsetzte, *) und sein Gedicht, der Frühling, das er im Mai des folgenden Jahres dichtete. Schon die metrische Form des Hexameters verräth Annäherung an Klopstock; an den Paradieseslauben, den Seraphim, Schutzgeistern, himmlischen Auen, Harfen der Engel, u. s. w. erkennt man den Leser Klopstocks; an einem leisen elegischen Anklang, und einer in der Liebe großartigen Gesinnung fühlt man den Eindruck, den Klopstock auf sein empfängliches Gemüth gemacht hat: dies ist aber auch alles, was auf Nachahmung hinweist, wenn man nicht etwa manche Wendungen

*) Er ist nachher von Wieland verworfen worden, steht aber noch in der dritten Auflage seiner poetischen Schriften vom Jahr 1770. Irrig aber ist daselbst als Jahr der Entstehung 1750 angegeben, richtiger ein Brief an Bodmer 1751.

der Sprache, Ausdrücke und Aehnliches hinzurechnen will. Wäre er über dieses hinaus doch ein Nachahmer zu nennen, so wird man wenigstens mit Klopstock sagen müssen, daß er Nachahmer war, wie Nachahmer nicht sind. Er wollte Klopstock gleichen als Mensch, ohne aufzuhören Wieland zu seyn. Nichts war leichter, denn er brauchte nichts von jenem anzunehmen, was er sich am Ende doch nur angelogen hätte. Klopstocks vorleuchtendes Muster konnte in Wieland nur erheben, nur verstärken, was von Natur schon in ihm lag, und dies geschah eben durch jene Verklärung, jene Heiligung der Liebe. Was Wieland damals schrieb:

Die echte Schönheit ist nur reinen Augen schön;

das sagte er nicht blos, sondern fühlte es nicht anders, und in der Liebe für diese Schönheit konnte ihn Klopstock nur noch mehr begeistern. Seine Liebe für die echte Schönheit war Liebe zu Sophien; freilich: aber seine Liebe zu Sophien auch Liebe für die echte Schönheit; und darum konnte er seinen Schutzgeist anflehn:

Lispl' ihr zu, wenn sie wieder aus ihren Gesichten erwacht ist,
Daß ich sie liebe. O könntest du dies auch der Göttlichen zeugen,
Daß ich, so sehr als ich liebe, geliebt zu werden verdiene!

Er, dem es um die eigene innere Vortreff-

lichkeit so hoher Ernst war, durfte dies Bewußtseyn hegen, und es ist wol so begreiflich als verzeihlich, wenn sich ein gewisser Moral-Stolz in seiner Seele ansetzte. Die Vergleichung des gewöhnlichen Lebens und Treibens mit der Welt, worin er lebte, mußte denselben befördern. Er lebte die meiste Zeit unter Büchern. Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter von allen Nazionen umgaben ihn: und hatte er mit den ersten das Ziel der Weisheit und Tugend aufzufinden sich bemüht, so traten in den andern ihm alle Heroen der Vorwelt entgegen, die jemals nach diesem Ziele gegangen waren. Der Enthusiasmus, womit der Knabe den Nepos gelesen hatte, war noch weit feuriger in dem Jünglinge. Sein Herz schlug hoch empor bei jeder edeln That, und schauderte vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen mit Abscheu zurück. Seine Phantasie machte es ihm leicht, mit der größten Behendigkeit Andre in sich, und sich in Andre zu verwandeln, und er verwandelte sich natürlicher Weise in die, die er seiner Natur nach liebte und bewunderte. Was manchem dieser Heroen am Ideal fehlte, das lieh ihm des Dichters Phantasie, und es mag wol seyn, daß er manchen auch nur in sein eignes Ideal verwandelte; genug aber, er lebte nur in einer idealen Gesellschaft und fühlte sich dieser verwandt.

Dies ist der Einfluß, welchen Klopstock und die Liebe auf sein Studiren hatten, zu dessen Zweck er sich die Weisheit gesetzt hatte, nicht eine unfruchtbare Gelehrsamkeit. Er selbst hat uns die Züge des Gemäldes seiner Seele in folgender Schilderung geliefert.

— — Sein Büchersaal stellt zwar
Kein Chaos ohne Form von allen Schriften dar,
Die, zu der Motten Lust, Pansoph in Schränke schließet;
Doch wird hier kein Homer, kein Sophokles vermisset.
Er braucht, was er besitzt. Ihn lehret Tullius,
Roms Karnead, wie man vernünftig zweifeln muß.
Des besten Weisen Bild entwirft mit Meisterzügen
Ihm Xenophon, gleich groß im Schreiben und im Siegen.
Er sieht im Theophrast die Thoren seiner Zeit,
Hält sie an Neuere, und lacht der Aehnlichkeit.
Er steigt an Platons Hand zum Urbild der Ideen;
Und wenn sein blödes Aug sich müd und stumpf gesehen,
Lockt ihn ein Theokrit zur Hirtenlust zurück.
Bald macht ihn Seneka zum Meister vom Geschick;
Er sieht im Livius den Wuchs geringer Staaten,
Als sie die Väter noch vom Land aufs Rathhaus baten.
Will er in seiner Brust der Tugend Reiz erhöhn,
So läßt ihm sein Plutarch der Helden Bilder sehn,
Wovon die Züge noch an edlen Seelen haften.

Dann führt ein Bakon ihn durchs Feld der Wissenschaften,
Und stürzt die Götzen um, wovor die halbe Welt,
Zur Schande der Vernunft, abgöttisch niederfällt.

Glückselig, wessen Herz schon in der ersten Jugend
Der Weisheit Reiz gefühlt, und die Gewalt der Tugend!
Eh noch ein Vorurtheil das neue Auge trügt,
Und Alcibiades den Aristid besiegt.
O Kindheit! schönste Zier von der Gelehrten Leben,
Da vorm erstaunten Blick noch jene Helden schweben,
Die man, weil uns die Kraft, sie zu erreichen, fehlt,
Zur Schande unsrer Zeit, jetzt kaum für möglich hält;
Da sich ins weiche Herz die schönen Bilder drücken,
Die im Polybius, im Nepos uns entzücken!

O Lehrer jener Zeit, die, aller Sorgen bloß,
Mir, wie ein sanfter Bach, voll stiller Freuden, floß,
Wie, soll ich euch vielleicht, um einen Duns zu fassen,
Den Afterweisen gleich, den Schulen überlassen?
Soll ich, taub für Horaz und blind für Tacitus
Im hochgelehrten Staub, den Star verschlucken muß,
Aus allen Pansophis und Encyklopädieen,
Wie aus dem tiefsten Schacht, die Wahrheit mühsam ziehen?
Lauft immer, wenn ihr wollt, versteckten Pfützen nach,

Durch Blumen fließt mir hier der Wahrheit lauterer Bach.
Und bin ich nicht gelehrt, und meß' ich nicht die Seelen,
Bei Sokrates wird mir kein Glück des Weisen fehlen.
Der träume Kirchern gleich, der steig' auf Newtons Bahn,
Dir, o Cassini, nach, den reize Conring an;
Mir schimmert dort Athen von alter Tugend Bildern,
Den ich nachahmen will, soll Xenophon mir schildern.

So eigen nun dieser Einfluß Klopstocks und der Liebe auf Wielands Studiren, eben so eigen war er auf sein Dichten, wobei er eine für sein Alter gewiß seltne Selbsterkenntniß zeigt. Wie sehnlich er wünschte, Klopstocks hohen Flug mitfliegen zu können, so machte er doch keinen Versuch weiter. „Die Philosophie, — so schrieb er an Bodmer, der ich mich fast ganz übergeben habe, macht mich in gewissen Maßen, und sonderlich jetzt, unfähig, in der Dichtkunst etwas Ernstliches zu versuchen. Die eigentlichen philosophischen, die moralischen und satyrischen Gedichte sind mehr nach meinem Geschmacke, als diejenigen, worin die Dichtkunst herrschet. Zwar schätze ich die heroischen Gedichte unendlich hoch, und glaube mit meinem geliebten Horaz: quod Homerus, quid sit pulcrum,

quid turpe, quid utile, quid non, plenius ac melius Chrysippo et Crantore dicat: allein ich überlasse größern Geistern darin groß zu seyn, oder sich zu versuchen, und begnüge mich, die wenigen Nebenstunden, die mir meine Muse gleichsam entwendet, dazu anzuwenden, in philosophischen und moralischen Gedichten, und also in Absicht der Dichtkunst in einer kleinern Sphäre, die liebenswürdige Tugend zu preisen.“ Bei diesen Gedichten verließ er sogar die Form des Hexameter wieder, und rechtfertigte sich deshalb gegen Bodmer, der, seit der Hexameter auf die Bahn gekommen, ein Gegner des Reimes war, also: „Ich kann nicht läugnen, daß mir die gewöhnliche Versification der Abendländer, und sonderlich die unsrige, sehr wol gefällt. Außer Heldengedichten und Heroischen oder eigentlich Horazischen Oden fallen mir die Dactyle, Trochäen, Anapästen und wie sie heißen, sehr beschwerlich. Ich halte den Reim und unser sechsfüßiges jambisches Metrum für Stücke, die manche Arten von Gedichten sehr musikalisch und den Ohren gefällig machen, ob sie gleich einen Messias entstellen würden. Est inter Tanaim quidquam socerumque Viselli, est modus in rebus. Die Gedichte, welche Sie selbst, wie auch Herr von Haller, Hagedorn, Gellert, Schlegel, und lange vor ihnen Opitz und Canitz,

im gewöhnlichen Sylbenmaaß, so ausbündig schön gemacht, bezeugen die Wahrheit meiner Meinung a posteriori.“

Die Gedichte, die er von dieser Art in Tübingen verfertigte, sind die Moralischen Briefe, die in den zwei letzten Monaten des Jahres 1751 und in den drei ersten von 1752 geschrieben wurden, die Moralischen Erzählungen, geschrieben im Mai 1752, und den Anti-Ovid, in dem Sommer desselben Jahres. Zu den in Alexandrinern geschriebenen Briefen veranlaßte ihn das ungemeine Wohlgefallen, das er an den damals vielgelesenen épitres diverses des teutschen Barons Georg Ludwig von Bar *) fand; seine in reimlosen Jamben geschriebenen Erzählungen veranlaßte Thomson durch die in seine Jahreszeiten eingewebten, der in der freieren Versart der poesies fugitives gereimte Anti-Ovid, dessen Zweck der Titel schon ankündigt, ist nicht allein gegen den leichtfertigen Römer, sondern eben so sehr gegen gleich leichtfertige Franzosen gerichtet, von denen Crebillon und die Ninon de l' Enclos ausdrücklich bemerkt werden müssen.

---

*) Gestorben 1767 als Erblanddrost des Stifts Osnabrück. Des Herrn G. L. v. Bar poetische Werke übers. (von Lieberkühn). Berl. 1756. 3 Bde. 12.

Alle diese Gedichte muß man aber zusammen betrachten, um Wielands Charakter zu erkennen. Er malt sich idyllische Unschuldswelten, beklagt elegisch das mit der Unschuld verlorene Paradies, hebt satyrisch, in bald grelleren, bald feineren Zügen, den Kontrast hervor, worin die Wirklichkeit durch ihre Laster und Thorheiten mit dem wahren Ideal des Lebens steht, und sucht endlich belehrend dieses echte Ideal darzustellen, um dafür zu gewinnen. Daß dabei die Liebe nicht vergessen wird, versteht sich.

Tief in dem Heiligthum von unsrer Seele liegt
Der Liebe Quell, der Zug zum Guten und zum Schönen;
Und in der Harmonie, die unsre Triebe wiegt,
Die Seligkeit, wonach sich unsre Herzen sehnen.

Die Liebe, die zu dir, o Panthea, mich zieht,
Ist eben dieser Trieb zum Schönen,
Der für die edelsten von Gräciens Heldensöhnen,
Für dich, Leonidas, für dich, mein Brutus, glüht.
Mein Busen lernt durch sie von fremdem Schmerz sich dehnen,
Sie hat der Dido nie des Mitleids Zoll versagt,
Sie mischt die ihrigen in Klementinens Thränen,
Und bebt, wenn Abbadonna klagt.
Der gleiche Trieb läßt mich Entzücken fühlen,
Wenn mir Virgils und Miltons Harfen spielen.
Er wallt in mir, Natur, zu deinen Werken hin,
Und nähret sich von deinen sanften Freuden;

Er lernt dir ab, die Wahrheit einzukleiden,
Verschönt den Witz, und schärft den Sinn.

Doch soll der Liebe Glück, wie ihr, unsterblich seyn,
Soll sie mit euch in Welten übergehen,
Wo wir mit andern Augen sehen,
Wo uns der Erde Größen klein,
Und tausend Wünsche kindisch scheinen,
Um die wir hier so oft, wenn sie uns fehlen, weinen;
So läutert stets die Lust, die ihr genießt,
Und macht sie geistiger. O wie entzückend ist
Die Wollust, die kein Sklav der Sinne kennet,
Wenn uns harmonischer erhabner Triebe voll,
In jedem Blick der Seelen Gleichlaut rühret!
Indem der Tugend Weg uns holde Weisheit führet!
Die lieben, die man lieben soll!

Wer sieht nicht, daß Wieland alles dies, und gerade so, dichten mußte, wenn er — sich selbst genug thun wollte? Das Bedenklichste bei der Gattung von Poesie, deren Bearbeitung er sich gewählt hatte, ist wol, ob er der übernommenen Arbeit gewachsen war. Das meinte er freilich, denn er sagt selbst, „sein Hauptstudium sey gewesen, den Menschen kennen zu lernen, die Vorurtheile in sich zu tilgen, und der rechten Weisheit nachzustreben," was alles der in hohem Grade gethan haben muß, der sich mit Glück in jener poetischen Gattung versuchen will. Wo aber hätte Wieland den Menschen

kennen gelernt? Aus seinen Büchern? Sie konnten ihm nicht ersetzen, was man nur aus der Beobachtung des Lebens selbst gewinnen kann. Solche Beobachtung konnte er nicht anstellen, da er fast alles Umgangs ermangelte; es blieb ihm also nur die Beobachtung des eignen Innern übrig. An dieser ließ er es nicht fehlen, und er ging redlich dabei zu Werke, und war so aufrichtig gegen sich selbst, wie in seinem ganzen Leben gegen Andre: allein konnte er auch so unbefangen dabei seyn, als man seyn muß? — Wir finden ihn von ungewöhnlicher Reife über sein Alter hinaus: allein diese Unbefangenheit in einem Alter, das nur mit Schwärmerei liebt oder haßt, würde ein Wunder gewesen seyn. Er kam aber auch hierin nicht weiter, als es ein Jüngling, wenn auch ein vorzüglicher, vermag: er kannte die menschliche Natur im Allgemeinen gut genug, aber tiefere, umfassende Menschen- und Weltkenntniß fehlte ihm; er lebte in Idealen, mit Idealen und für ein Ideal, wie es vorzüglichen Jünglingen eigen ist. Die Ideale, in denen er lebte, bot ihm die Platonische und Stoische Philosophie dar; die Ideale, mit denen er lebte, waren die alten Heroen der Weisheit, wie er sich dieselben dichtete, unter den Lebenden eigentlich nur Bodmer und Klopstock; das Ideal, für welches er lebte, war Sophie, und in Ansehung

dieses Ideals verlockte sein Herz ihn zu allerlei kleinen Sophistenkünsten, die zwar seine Neigung mit seinem System von Weisheit glücklich in Zusammenhang brachten, aber sonst mehr von einer glücklichen Selbsttäuschung der Jugend, als von einer erfahrenen Weisheit und einer sonderlichen Weltkenntniß zeugen dürften. Folgende Stellen aus einem (französisch geschriebenen) Briefe an Sophien eröffnen uns den Blick in das Innerste seines Gemüths. „Wiewohl — schreibt er — tausend, und nicht eben lauter kleine, Fehler das, was Gutes an mir ist, verdunkeln können, so bin ich doch gewiß, ein gutes Herz zu haben und einigen Geist, und ich kann mit Wahrheit versichern, daß mein Geist es war, der mein Herz zu einem so guten gemacht hat, als es unser Geschlecht haben kann. Mein Herz verlangt Zufriedenheit in einem Zustande vollkommenen Genusses von Ruhe und Glück. Der Geist hat ihm gezeigt, daß es in dieser Unterwelt wenig Dinge gebe, die eine wahre Befriedigung und ein dauerndes, beständiges Vergnügen gewähren. Reichthum, gute Meinung des Volks von uns, Vergnügen der Sinne sind zu vorübergehende Güter, als auf die Dauer zu vergnügen, und zu grobe und irdische, als das unendliche Sehnen unsrer Seele zu befriedigen. Ich fürwahr bin von allen Menschen vielleicht der, dem diese, für die

Allermeisten so anziehenden, Güter am wenigsten Befriedigung und Ruhe gewähren. Ich habe zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß diese Gegenstände des Verlangens der niedrigsten Seelen, diese schönen Schimären, an denen mehr falscher Glanz als echter Gehalt ist, einer großen, für die Unsterblichkeit geschaffenen Seele nicht würdig, und für den Zustand eines wahren Glücks nicht gemacht sind. Auch ist mein Herz zu zart, um Befriedigung in dem Genusse von Dingen zu finden, die nur die Sinne und die Einbildungskraft auf kurze Zeit reizen können. Ich bedarf etwas Vortrefflicheren als der Materie und dessen, was daraus gemacht ist, wie angenehm und reizend es auch seyn möge. Ich verlange völlige Zufriedenheit, wobei mir keine Wünsche übrig bleiben, und mehr geistiges als sinnliches Vergnügen. Allein die Wissenschaften selbst und die Literatur, die doch sonst mein Hauptvergnügen sind, die spekulative Philosophie, die ich sehr liebe, nicht ausgenommen, geben mir jene völlige Zufriedenheit nicht. Ich sehe da zu viel Dunkel, zu viel Gewölk, Ungewißheit, Unvollkommenheit, verursacht durch die Mängel und Unvollkommenheiten des menschlichen Geistes überhaupt, und des meinigen insbesondere. Es fehlt dabei zu sehr an Mitteln, die Penetrazion der Sinne und des Geistes zu vermehren, und unser Leben auf diesem

Planeten ist zu kurz dazu; die Sehnsucht meines Herzens kann also auch hierdurch nicht gestillt werden. Was aber wird ihm nun Beruhigung und jene völlige Zufriedenheit geben? Auf unserm Planeten muß es seyn; alles andre liegt mir zu entfernt. — Zufolge der Beschränktheit meiner Natur stehe ich von dem vollkommensten Wesen zu weit ab, und ich bin unfähig, die erhabnen Vergnügen zu schmecken, in denen vollkommnere Wesen als ich in einer andern, dem Throne der Gottheit näheren, Welt ihr ganzes Glück finden. Mir muß sich Gott durch Mittel geringerer Art mittheilen, und dieser gute, vollkommen gute Gott gewährt den Geschöpfen nach Maaßgabe ihrer Natur. Es ist demnach ein Geschöpf, welches das Werkzeug meines Glücks in dieser Welt seyn muß, und dieses Geschöpf muß auf der Erde seyn. Es muß — um es kurz zu sagen, — eine Person seyn von viel Liebreiz und Schönheit, sowol um die Augen und die Einbildungskraft zu entzücken, als um, einem schönen Gegenstande gegenüber, die Fähigkeit des Geistes, Schönheiten zu bemerken und zu beurtheilen, kurz, seinen Geschmack zu zeigen. Diese Person muß aber auch Feinheit, Ernst und Gehalt des Geistes haben. Ein Schmetterling von Geist gefällt mir nicht. Sie muß so viel Scharfsinn haben, um mehr als gewöhnlich beobachten zu

können, und so viel Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart, um allezeit von diesem natürlichen Scharfsinn Gebrauch zu machen. — — Sie muß frei seyn von den groben Vorurtheilen, oder wenigstens für Aufklärung der Vernunft empfänglich, und muß so viel Wißbegier haben, um das zu lernen, was sie weiser und aufgeklärter machen kann. So viel von ihrem Geiste. Ihr Herz muß durchaus gut, empfänglich seyn für Eindrücke der Zärtlichkeit, des Mitleids, der Traurigkeit, aber nicht fähig des Zorns, den ich an Keinem, wer er auch sey, geduldig ertragen könnte. Sie muß aufrichtig seyn; ich liebe die Aufrichtigkeit bis zu den Fehlern, die sie oft veranlaßt: denn begeht jemand Fehler, weil er zu gut und zu aufrichtig ist (ich setze voraus, daß der Jemand Geist hat), so ist dies mehr ein Zeichen von der Bösartigkeit der Andern, die von der Güte und edeln Freimüthigkeit eines Herzens ohne Falsch schlimmen Gebrauch machen, als ein Beweis, daß zu große Aufrichtigkeit ein Fehler wäre. Sie muß zart in allen ihren Empfindungen seyn, und vornehmlich ihren Geliebten mit großer Zartheit behandeln. Bin ich der Gegenstand ihrer Liebe, so muß sie sich selbst die allerunverbrüchlichste Treue auferlegen. Gern würde ich auch einen kleinen Anflug von Eifersucht an ihr sehen, die von einer zärtlichen

Liebe unzertrennlich ist, wiewol sie, zu weit getrieben, nicht zu entschuldigen, und ein Beweis von ziemlicher Unvernunft ist, die dem geliebten Gegenstande mißtraut. Es hat Reiz für mich, zu sehen, daß die Person, die mich liebt, sich meinetwegen ein wenig beunruhigt, daß sie sehr besorgt um mich ist, und sich alle Mühe gibt, mich zufrieden zu stellen, wenn ich es nicht bin, ungeachtet ich nicht über sie aufgebracht oder zornig bin. Gern werde ich auch sehen, daß meiner innig Geliebten natürlich gutes Herz verschönert und vervollkommnet ist durch eine gesunde, zarte, nicht übertriebene, Moral und durch die Bemerkungen, die in den Schriften vieler großen Geister uns anziehen und erbauen, wie in dem Zuschauer, den Charakteren von la Bruyere, in der Pamela, den meisten Lustspielen von Moliere, Destouches, Barbier, den Schriften der Mamsell Soudery, den vernünftigen Tadlerinnen, dem Hamburgischen Patrioten u. a. Außerdem würde ich von ihr verlangen ein schönes Betragen, einige Welt-Kenntniß und Erfahrung, Artigkeit gegen Jedermann, und im Allgemeinen eine immer heitre Miene — sofern dies nämlich seyn kann, denn ich weiß sehr wol, daß es Augenblicke gibt, wo wir aufgebracht, traurig oder düster seyn müssen. Ich meine also hiemit bloß, daß ich es nicht ertragen würde, wenn die, die ich liebe,

die Art vieler Frauen hätte, oft aufgebracht oder unzufrieden zu seyn, ohne einen Grund dazu zu haben. — Da haben Sie die schönsten Züge des Gemäldes der Person, die mein größtes Gut in dieser Welt, mein Alles, die Quelle aller meiner Freuden seyn muß; die mir wahre Zufriedenheit geben und mein Glück machen kann. Ihrer beraubt zu seyn, würde mich für immer unglücklich machen. Sie werden nun aber auch wissen wollen, wie ich mich gegen diese anbetungswürdige Person betragen würde. Ich liebe sie mit aller nur erdenkbaren Zärtlichkeit, ich achte sie hoch über allen Ausdruck, ich ziehe sie allen andern vor, ich will mit ihr lieber in der kümmerlichsten Lage leben, als ohne sie König seyn, der nach der gemeinen Vorstellung der Glücklichste ist; ich will lieber für sie sterben, als von tausend andern Schönheiten geliebkoßt seyn. Mein Herz verlangt, nicht weniger gut und zart zu seyn, als das ihrige, und wird aufs eifrigste streben, einer so liebenswürdigen Person immer würdiger zu werden. Mit der größten Freude werde ich alle Kräfte aufbieten, um sie zufrieden und glücklich zu machen, ihr Freude zu schaffen, und zu zeigen, daß ich sie vor aller Welt auszeichne, und sie aller Welt vorziehe. Meiner Aufrichtigkeit kann sie immer gewiß seyn; nie würde ich sie auf irgend eine Weise täuschen, oder ihr irgend

etwas verbergen (außer wenn in einem besondern Falle die Klugheit es erfordert). Kurz, sie wird meine Wonne seyn, und ich werde sie mehr lieben als mein Leben. — O und nun wünschen Sie mir Glück, meine liebe, meine innig geliebte Sophie, wünschen Sie mir Glück, daß ich in Ihnen diese theure, zu meinem Glück so nothwendige Person gefunden habe! Sie allein sind es und werden es seyn, die meinem Geist und meiner Seele Befriedigung geben kann. Sie sind aufs genaueste die Person, deren Charakter ich Ihnen gezeichnet habe. Nicht ein Zug ist in meinem Gemälde, der sich nicht an Ihnen, nur schöner und vollkommener, fände."

Der Weltmann wird manches hierin zu belächeln finden, aber doch auch einem Jüngling Liebe und Achtung nicht versagen können, der sein ganzes Wesen mit einer Naivetät darstellt, die, trotz eines kleinen Anflugs von Pedanterie, liebenswürdig bleibt, und dessen Streben dann noch Achtung verdient, wenn auch ein wenig Selbsttäuschung dabei mit unterlaufen sollte. Er selbst wußte davon nichts, und lebte in seiner neunzehnjährigen Weisheit unschuldig hin, voll schönen Hoffens und Sehnens, und dadurch auch in der Gegenwart höchst glücklich. Zu seinem Glück trug wesentlich bei, daß er sein inneres Leben poetisch darstellen konnte,

weit mehr aber noch die Hoffnung, seine Sophie, indem er in seinen Dichtungen sich selbst ihr darstellte, schon jetzt vor aller Welt auszuzeichnen. Klopstock hatte dies gethan, Er wollte wenigstens hierin nicht zurückstehen; Klopstock hatte seine Sophie in eine Fanny verwandelt, Wieland verwandelte die seinige in eine Doris. Sie ist die Muse, die alles in ihm wirkt und schafft; sie ist es, an die er alles richtet; seine Gedichte sind Weihgeschenke, die er der Anbetungswürdigen — denn ohne ein wenig Abgötterei ist nun einmal keine Dichterliebe — darbringt. Wie sehr er sie allem in der Welt vorziehe, soll die Welt wissen. Der Weise bedarf nichts; die Tugend ist sich selbst genug; das Glück alles irdischen Besitzes und Genusses ist nur ein Wahn der Thoren; wie leicht läßt sich dies missen!

Die Güter miss' ich leicht, die Thoren angehören,
O Freundin, nur dein Herz, dies kann ich nicht entbehren!

So ist er überall voll seiner Liebe, voll ihres Preißes, und strebt eifrig danach, seine Doris so hoch zu stellen, als Klopstocks Fanny stand. Wenigstens verfehlte er dieses Ziel auch nicht gänzlich: denn stand Klopstock gleich höher als Dichter, so blieb Wieland doch nicht hinter ihm zurück an Adel der Gesinnung, Reinheit

des Gefühls und echtteutscher Liebe, und Wielands Doris muß gegen Klopstocks Fanny bei der Nachwelt gewinnen, da jene den Werth eines solchen Jünglings erkannte, diese aber für Klopstocks Werth keinen Sinn scheint gehabt zu haben.

Bodmer, der Vertraute der Liebe beider Dichter, schrieb an Gleim: „Sie werden Wieland glücklich schätzen, daß er, erst neunzehn Jahr alt, schon eine Diotima hat.

Blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich.

Und diese Doris ist kein poetisches Bild, das nicht gewesen ist, nicht ist, und nicht seyn wird. Wenn ich bedenke, daß diese Dinger, diese Dorisse einen so starken Einfluß auf das Gemüth der Jünglinge haben, sie tugendhaft, freundschaftlich, fromm zu machen, so wünschte ich, daß ein jeder die Seine gefunden hätte. Aber wenn ich ferner bedenke, daß der göttliche Charakter der Dorisse im Ehestande so gerne verschwindet, so darf ich kaum wünschen, daß jeder Damon sich mit seiner Doris vermählte.“ — Davon war Wieland nun freilich noch ziemlich weit entfernt; aber auch in jedem Falle würde es sehr vergebliche Mühe gewesen seyn, wenn die Erfahrung das glänzende Luftgebäude seiner Hoffnungen hätte zerstören

wollen, woran er eben jetzt eifriger baute, als je, nachdem er eine neue Aehnlichkeit der Geliebten mit sich entdeckt hatte, die oft allein zu Liebe und Ehe geführt, wenn gleich Bodmers schalkhafte Bemerkung zu widerlegen nicht sonderlich gedient hat. Mit innigem Vergnügen bemerkte er nämlich an Sophien auch Anlage — zur Dichterin, und schrieb ihr deshalb: „Ich wiederhole meine Ihnen so oft wiederholte Versicherung. Sie haben eine so liebenswürdige Seele, daß ich keine denken kann, welche würdiger wäre, einen so annehmlichen und schönen Leib, als der Ihrige ist, zu beleben. Und die Uebung wird Sie so verschönern, daß Ihnen alle Französinnen weichen werden. Wie freue ich mich schon im Geiste, daß das Bildniß meiner Geliebten einst das Portrait einer Chatelet, Bassi, Gottschedin u. s. w. so sehr überstrahlen wird. — Sie machen mir unendlich viel Vergnügen, wenn Sie sich in der Dichtkunst immer mehr üben, wie auch in der teutschen Sprache, welche viel schöner als die französische ist. — — Ihre Prosa ist unvergleichlich, mein Engel, und ich bin gewiß, daß es Ihre Verse auch bald seyn werden. — Sie verbinden mich unendlich, allertheuerste Seele, wenn Sie so fleißig, als Sie aus Liebe zu mir können, an Dero Lebensbeschreibung arbeiten, und sie so genau und richtig machen,

als ich mir von Dero vollkommen redlichem Herzen versprechen kann. Die schönen und geistreichen Betrachtungen und Anmerkungen, welche Sie so artig anzubringen wissen, werden diesem Aufsatz eine große Zierde geben. Eilen Sie ja damit, mein liebstes Herz, ich erwarte es wenigstens bis auf Michaelis, auf die Zeit, an die ich allemal mit einer Entzückung denke, die nur von der übertroffen werden wird, wenn ich Sie wieder umarmen werde. — — — O, du froher Herbst, wie bist du meines Verlangens so würdig! Wie werde ich so unaussprechlich zufrieden seyn! O was ist das für ein Glück, eine Person, wie Sie sind, zu lieben! Wie froh bin ich, daß ich mich stark genug empfinde, tausend Leben, wenn ich sie hätte, für Sie aufzuopfern. Vergeben Sie, vollkommenste Sophie, daß ich so unfähig bin, Ihnen Ihrer würdigere Gedanken zu sagen, mein Vergnügen ist zu groß, und die Zufriedenheit, die Sie über die meine haben werden, wovon Sie allein die liebenswürdige Urheberin sind, muß Ihnen anstatt der schönen Sachen seyn, die ich Ihnen billig sagen sollte."

7.

Gegen Ende des Junius 1752 verließ Wieland Tübingen, und kehrte zurück nach Biberach, voll der schönsten Hoffnungen und der süßesten Sehnsucht, die aber nicht so bald erfüllt werden sollten, als sein ungeduldiges Herz es verlangte. In der Mitte des Julius schrieb er Bodmern: „Meine Freundin ist noch nicht hier, ja es ist ungewiß, ob ich sie zu sehen bekomme. Est illi domi pater, und ach! — wär' es nur ein Sipha! *) — Er hat eine Freude, uns beide zu quälen, und nennt unsre Zärtlichkeit Phantasterei." Andere, scheint es, nannten seine ganze Lebensweise so, denn sie wußten nicht recht, was sie aus einem jungen Menschen machen sollten, der sich auf gar keine Brodwissenschaft gelegt, und statt zu treiben, was für ein Amt gefodert wird, seine Zeit mit Versemachen verschwendet hatte. Er hätte ohnehin, schon seiner Jugend wegen, auf eine nahe Anstellung nicht hoffen dürfen: auf jeden Fall aber mußte, so prosaisch als möglich, die Frage über seine zukünftige Bestimmung verhandelt werden. Sein Vater war der Meinung, daß

*) Einer der Patriarchen der Urwelt aus Bodmers Gedichten.

er nach Göttingen gehen, und sich das Recht, an dortiger Universität Vorlesungen zu halten, erwerben möchte, wogegen aber der Sohn eine große Abneigung bezeigte. „Er würde es, sagte er, für eine Strafe seiner Sünden halten, wenn er die Pflicht hätte, einer Menge wilder Jünglinge Sachen vorzusagen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht hören, oder doch nur hören, um sie sogleich wieder zu vergessen, und für die ein Lehrer zu gut sey, der, wider die Gewohnheit akademischer Lehrer, sich um ihr wahres Beste interessire, und seine Kräfte und Nächte dazu anwende, die glückselig machende Wahrheit mit ihnen vertrauter zu machen.“ Er sah es sehr wol ein, daß er zu gar Manchem nicht passen würde, mochte aber auch weder Ziel noch Richtung verändern. An Bodmer schrieb er: „Es ist Jemand, der befürchtet, es möchten diejenigen, die mich befördern könnten, eben so von mir sagen, wie der Minister beim Herrn von Bar:

Il s'est gaté l'esprit pour devenir un sage,
Il a sû réussir, je les plains, c'est dommage.

Doch ich hoffe, daß mich die Vorsehung nicht ganz unbrauchbar finden, und mir eine Gelegenheit anweisen wird, wo ich erst recht werde anfangen können, in den Wissenschaften etwas vor mich zu bringen.“ — „Meine ernsthaftesten

Absichten, schrieb er ein andermal, erstrecken sich nicht weiter als auf ein Professorat in einem Gymnasio, und wo möglich auf Umstände, die mir noch einige Freiheit lassen." Sein Hauptaugenmerk war dabei auf Braunschweig gerichtet, wo der Herzog Karl im Jahr 1745 das Kollegium Karolinum gestiftet hatte zum Unterricht für Jünglinge höherer Stände in Sprachen, Wissenschaften, schönen und gymnastischen Künsten. Dies Karolinum war nach Art der Kollegien in England eingerichtet, und es waren da Professoren und Hofmeister (Tutors) angestellt, welchen Letzten die besondere Aufsicht über eine gewisse Anzahl von Zöglingen anvertraut war. Solch eine Hofmeisterstelle zu erhalten, war nun vor der Hand sein sehnlicher Wunsch, hauptsächlich darum, weil er auf diese Weise zugleich mit mehreren der Bremischen Beiträger in Verbindung zu kommen hoffte, denn Gärtner, Ebert, Zacharia waren hier als Professoren angestellt; Braunschweig überhaupt aber war damals durch ein glückliches Zusammentreffen auch noch anderer ausgezeichneter Männer, von denen wir nur noch an Jerusalem erinnern wollen, in der öffentlichen Meinung beinahe das, was späterhin Weimar wurde.

Da Wieland indeß zur Erfüllung seines Wunsches keine nahe Aussicht hatte, so entwarf

er sich selbst einen Plan, nach welchem er, ohne seinen Eltern mit weiterer Unterstützung beschwerlich zu fallen, was er für unrecht hielt, seiner Neigung gemäß zu leben, nur auf keine schnelle Verbindung mit Sophien, hoffen durfte. Bodmer hatte ihm schon nach Tübingen geschrieben, wie sehr er ihn bei sich in der Schweiz zu sehen wünsche, und dieser Gedanke würde schon darum großen Reiz für ihn gehabt haben, weil er gewissermaßen in Klopstocks Fußtapfen trat, wenn er zu Bodmer in die Schweiz ging, weit mehr aber zog es ihn dahin, weil er nirgend anders einen zweiten Vater, gleichgesinnte Freunde und so große Theilnahme an seinem Streben zu finden hoffen konnte. Wieland sah in Bodmer, nicht in Klopstock, unsern Homer; „diese einnehmende Einfalt, diese Hoheit, dieses ungekünstelte, gefällige Wesen der Natur, finde ich — schrieb er ihm — nirgends so schön als im Homer und in Ihren Gedichten.“ Gleich Bodmers erste Briefe konnte er nicht ohne viele Bewegung lesen, und sie waren ihm neue Beweise von der Erhabenheit und dem Adel des Herzens dessen, der sie geschrieben.“ Welch ein liebenswürdiger Kritikus! — schrieb er ihm zurück, — welch ein edles Herz! Wie sind Ihnen alle Triebfedern des menschlichen Herzens, alle Mittel zu rühren und nach unserm Gefallen zu bewegen, bekannt. Wie einnehmend

flößen Sie uns diese unschuldigen und edeln Empfindungen der Natur ein; diese Empfindungen, welche hauptsächlich den Dichter bilden, und die sich so sanft in die menschliche Seele einschleichen, und so angenehme Wirkungen hervorbringen; daß dies eben ein richtiges Zeichen ist, daß sie die Stimme der Natur sind, die uns ruft, und uns den leichten Weg zur Glückseligkeit zeigen. Mein theurer Herr Professor! oft wünsche ich recht innig, zu der Zeit gelebt zu haben, da Sie ein Jüngling waren; wie ungemein würde ich Sie geliebt haben! Doch noch vielmehr wünsche ich, meine erste Jugendzeit unter Ihrer Aufsicht zugebracht zu haben. Wie glücklich wäre mein Herz, wenn es von Ihnen wäre gebildet worden! Wie viel edler und feiner würden itzt bei mir Geschmack und Neigung seyn! Wie viel würdiger würde ich Ihrer Freundschaft seyn! O könnte ich bei Ihnen des Lebens genießen, nicht unwürdig der Ewigkeit! Wie verborgen ist das Schicksal, das diejenigen trennt, welche die Natur für einander bestimmt hat.“ Wieland sah Bodmern durchaus in dem Lichte eines alten Weisen, eines Patriarchen der Urwelt, und stellte sich ihn, was Bodmer auch gern zugab, unter dem Charakter von dessen Sipha vor. In der Nähe nun solch eines Mannes zu leben, schätzte er sich für ein hohes Glück, zumal da er hoffen

konnte, auch ein Freund von seinen Freunden zu werden, unter denen er namentlich Breitinger schon seit langer Zeit so hochgeschätzt hatte. Unter Bodmers Freunden war aber auch ein jüngerer Mann, Namens Schinz, Pfarrer in Altstetten bei Zürich, einer der Mitarbeiter an Bodmers kritischen Zeitschriften, den Wieland zuerst durch eine Beurtheilung von Youngs Nachtgedanken liebgewonnen, und mit dem er darauf einen Briefwechsel unterhalten hatte. Er empfing, auf Bodmers Veranlassung, von Schinz den ersten Brief noch in Tübingen, und antwortete diesem: „Ich empfand diese Aufwallung des Herzens, diesen inwendigen Ruf der Natur, diese Art von Sympathie, welche ähnlichen edlen Herzen anzeigt, daß sie für einander geschaffen sind. Wie sehr bin ich erfreut, Sie näher kennen zu lernen, von Ihnen geliebt zu seyn, Sie meiner Liebe versichern zu können. — — Ich danke der Vorsicht für Sie, mein Freund. Mein zärtliches Herz hat sich, seitdem es sich fühlt, darnach gesehnt, die Liebe der Edlen zu verdienen. Aber ich habe bisher fast ganz ohne Freunde leben müssen, und der Himmel läßt mich jetzt in Zürich finden, was ich noch nirgends gefunden habe. Aber bin ichs auch würdig, Sie zum Freunde zu haben? Verdiene ich die Hochachtung und das Herz eines so edelmüthigen Geistes? Nein, ich

verdiene sie noch nicht, aber ich wünsche es, ich bemühe mich darnach. Ich sehe Sie und alle meine unbekannten Freunde, welche von mir nichts wissen, ob ich gleich fast täglich mit ihrem Geiste umgehe, aus dem schönsten Gesichtspunkte an. Sie sind meine Vorgänger, meine treuen Begleiter auf dem Wege zur Weisheit. Wir ermuntern uns unter einander, dem Ziele nachzuringen, das uns die Ewigkeit zeigt, wir werden edler, zärtlicher, überirdischer durch den himmlischen Affekt, der in dieser Welt so unbekannt ist. Wie sehr hat mein so oft träges Herz dieser Ermunterung nöthig! Wie oft wünsch' ich mich zu Ihnen nach Zürich, oder zu meinem Klopstock, der mich nicht kennt, obgleich mein Auge so oft nach ihm geweint hat."

Je länger der Briefwechsel dauerte, desto inniger erfreute sich Wieland, einen gleichgesinnten Freund an Schinz gefunden zu haben. „Ein einziger Freund, wie Sie sind, — schrieb er ihm — ersetzt mir genugsam das Mißvergnügen der traurigen Jahre, die ich ohne Freunde zubringen müssen. Welch ein himmlischer Affekt ist die Freundschaft! Wie schön kann sie edle Seelen bilden! Ich habe bisher der Freundschaft wenig zu danken gehabt: die Liebe ist mir zu Hülfe gekommen, und ohne sie würd' ich weder ein Dichter noch Ihr Freund seyn."

Die Züricher Freunde waren so begierig,

Wielanden bei sich zu haben, als er bei ihnen zu seyn sich sehnte. Eine Herbstreise nach Zürich war von ihm auf jeden Fall beschlossen gewesen, jetzt aber baute er darauf seinen Plan für die wenigstens nächste Zukunft. „Ich wünschte, schrieb er an Schinz, länger bei Ihnen zu seyn, als Sie denken, und ich wünschte bei Ihnen eine Arbeit zu haben, die mich auf meine künftige vermuthliche Lebensart vorbereitete. Wenn ich also unter folgenden Bedingungen einen jungen Herrn aus einer distinguirten Familie in Zürich unterrichten könnte, so würde ich desto lieber nach Zürich gehen. Erstens: Müßten seine Eltern so viel Discernement besitzen, daß sie selbst einige Einsicht in die Wissenschaften und eine wahre Gelehrsamkeit hätten. Zweitens: Müßte dieser Jüngling etliche Jahre jünger als ich, und schon über die ersten Elemente hinweg seyn; denn die Grammatik kann ich keinem lehren, weil ich selbst nicht viel davon verstehe. Drittens: Müßte seine Gemüthsverfassung von der Art seyn, daß ich Ehre an ihm einlegen könnte. Er müßte ein junger Xenophon seyn, so wollte ich versuchen, ob ich Sokrates seyn könnte. Gelehrt kann ich keinen machen, aber Dispositionen zur Weisheit und Tugend kann ich, mit dem Beistande Gottes, in einem erwecken, oder vielmehr denjenigen, die schon natürliche Dispositionen dazu

haben, Weisheit und Tugend bekannter und beliebter machen. Wenn Sie jemanden wissen, bei dem sich diese drei Punkte finden, so schreiben Sie mir's, und entdecken auch alsdann Herrn Bodmer meinen Antrag."

Die Eltern stimmten des Sohnes Plane um so lieber bei, da sie mit großem Vergnügen bemerkten, wie sehr ihr Sohn von seinen Freunden in der Schweiz geliebt werde: und da Wieland in seiner Herzensangelegenheit nur die Mutter auf seiner Seite hatte, so schien der Vater, der an einen glücklichen Ausgang nicht recht glaubte, auch um dieser Ursache willen, solch eine Entfernung und Beschäftigung für den Sohn ganz heilsam zu finden. Dieser wollte indeß Biberach doch nicht verlassen, ohne die Geliebte gesehen zu haben, wozu sich die Hoffnung von einer Zeit zur andern verzögerte. Diese ihm doppelt langweilige Zeit, von der er klagt, daß „seine Seele in eine gewisse Unwirksamkeit und Verdrüßigkeit falle, worin er sich oft selbst zur Last sey," suchte er sich dadurch zu verkürzen, daß er an einer Beurtheilung des Noah schrieb, womit er für dieses Gedicht ungefähr das thun wollte, was Meier für den Messias gethan hatte. Wir benutzen diesen Zeitpunkt, um der bisherigen Schilderung Wielands durch seine Selbstgeständnisse die gehörige Vollständigkeit zu geben.

Wieland über seine eignen Schriften.

1.

Mein Herrmann ist die Frucht einer gewissen Jugendhitze, ein übereiltes Werk, das den Früchten im Gewächshause gleicht. Es fehlt an einem richtigen Grundrisse. Ich war zu ungeduldig und zu ungeschickt einen zu machen, und da ich dem Maler in der Fabel des Herrn Gellert gleiche, so will ich meinen Kriegsgott ausstreichen. Ueberhaupt habe ich einen etwas ungeschickten Helden gewählt. — Er ist unfähig, den Helden einer Epopöie abzugeben; sein Ende ist hiezu zu tragisch.

2.

Mein Gedicht über die Natur der Dinge ist eine unreife Probe. Vielleicht vergiebt man, wenn man ohnehin von Natur zum Vergeben geneigt ist, einem Werke seine Fehler, das in 10 Wochen von einem Jüngling von 18 Jahren geschrieben ist. Ob man aber diesem Jüngling

die Kühnheit vergeben soll, seine petits ours mal lechés, wie Herr v. Bar sagt, in die Welt geschickt zu haben, ist eine andre Frage.

— — Sie haben allzu viel Nachsicht gegen die unreife Geburt, der ich den impertinenten Namen: die Natur der Dinge, gegeben habe. Ich wünsche Ihre Anmerkungen über dasselbe zu sehen, ich verbitte es aber ernstlich, in Ihrem Crito dessen nicht zu gedenken, es wäre denn, es zu tadeln. Vielleicht schicke ich eine Abhandlung von den Schönheiten der Poesie im Lukrez, welche, so viel mir bekannt, noch nicht genug bemerkt werden. Aber wie wenige Gelehrte lesen den Lukrez.

Ich habe nicht wenig darüber gelacht, daß man meinen jugendlichen Versuch einem verjährten Eubuliden oder Vasquez zugeschrieben. Ich dächte, man merkte ihm das Alter und den flüchtigen Geist seines Verfassers nur zu sehr an. Wenn ja meine Freunde so indulgent sind, diese Schrift zu dulden, so bitte ich, mir, wie ich vor dem ersten Buche schon gethan habe, sie auszubessern, nach Gefallen darin auszustreichen und zu ändern. Ich habe mehr als hundert Stellen, nur bei einem flüchtigen Durchblättern, gefunden, die ich geändert wissen möchte, aber selbst zu ändern zu verdrießlich bin.

Daß Herr Professor Sucro bezüchtiget worden ist, die Natur der Dinge gemacht zu haben, wird Ihnen ein wenig lustig vorgekommen seyn. Mich däucht, er wird sehr gegen diese Ehre protestiren, und diejenigen, so von diesem Gedichte urtheilen, werden weiter nichts daraus behalten haben, als daß es ein Lehrgedicht ist.

3.

Sie erhalten meine moralischen Briefe. Ich wünsche recht sehr, daß sie Ihnen gefallen; lassen Sie sich aber dieses nicht abhalten, sie mit kritischen Augen zu lesen. Geben Sie den neunten Brief Ihrer Geliebten zu lesen, und haben Sie genau Acht, ob sie dabei ganz gleichgültig bleibt. Wenn dieses ist, so wünsche ich, daß ihn mein Feind geschrieben habe.

4.

Ich werde den Frühling besingen. — Nach Thomson und Kleist sollt' ich keinen Frühling schreiben. — Es ist aber gewiß, daß der Frühling so reich an Empfindungen ist, daß ihn kein Dichter erschöpfen wird, und ich habe wirklich ein Dessein gemacht, welches meinen Frühling auf einer andern Seite zeigen wird,

als ihn meine großen Vorgänger geschildert haben.

5.

Im Anti-Ovid habe ich zeigen wollen, wie die Anakreontischen Scherze seyn müssen, wenn sie unschuldig seyn sollen. Habe ich meinen Zweck erreicht? — Aber hätte ich nicht besser gethan, wenn ich keinen Anti-Ovid, keine anakreontischen Oden, und keine so enthusiastische Ode über den ersten Kuß geschrieben hätte?

6.

Das Urtheil meiner Freunde über meine lyrischen Tändeleien ist zu hart; doch ist es gewiß, daß es mich sehr reut, sie gedruckt zu sehen. Meine erste Ode kann ich mir noch am leichtesten verzeihen. Sie ist nicht bloß poetisch; sie ist wirklich wahr, und der Vorwurf einer romanhaften Liebe ist doch nicht schlimmer, als wenn ich auf die gewöhnliche Art liebte. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, wenn ich glaube, daß man gewissen Geistern ihre Idiotismos lassen müsse. Ohne Zweifel würde ich sehr wenig von der Achtung edler Seelen verdienen, wenn ich mit weniger Entzückung die ersten Zeichen der Liebe einer Person empfunden hätte, der ich die glücklichsten Veränderungen

meiner Seele und meines ganzen Geschicks zu danken habe. Besondere Umstände würden alles deutlicher machen. Meine Liebeshistorie ist sonder Zweifel die außerordentlichste Begebenheit meines bisherigen und zukünftigen Lebens. Es ist also ganz begreiflich, daß man sich irren muß, wenn man ohne genugsame Nachrichten davon urtheilt. Dieses aber ist unläugbar, daß ich besser gethan hätte, wenn ich meine Liebe nicht der ganzen Welt bekannt gemacht. Dieses ist auch der große Fehler des Herrn Klopstock. Die Welt kann wol Pieandrische Liebe vertragen, aber keine Klopstockische.

7.

Die Erzählungen zu schreiben, faßte ich den Entschluß, als ich Bodmers aus Thomson übersetzte Erzählungen las; doch hatte mir schon vorher Pygmalion und Elisa etwas dergleichen eingegeben. Die Briefe der allerliebsten Rowe belebten diesen Vorsatz noch mehr. Ihr gehören die schönsten Gedanken und Bilder der Erzählungen. Ich habe gar wenig Erfindungskraft.

Keiner der kleinsten Fehler der Erzählungen ist, daß die Charaktere der Balsora, Gulhindy, Serena, Melinde und Selima, beinahe alle gleich sind.

Der Gulhindy merkt man es nicht an, daß sie ein arabisches Mädchen seyn soll. Selim ist noch eher im morgenländischen Geschmacke geschrieben. Ich will Ihnen aber die Quellen dieses Fehlers entdecken. Erstens: Bin ich noch nicht so glücklich gewesen, Herbelots Bibliothek, oder die Ihres Hottinger zu sehen, ich habe auch die von Schultens herausgegebenen Erzählungen nicht gelesen. Alles, was ich vom orientalischen Geschmack weiß, ist entweder aus der Bibel, oder aus allgemeinen Nachrichten von dem Genie und Charakter der Orientaelen. Zweitens: Meine Erzählungen sind zu schnell geschrieben. Ich hätte mich z. E. bei Verfertigung der zweiten Erzählung vorher recht in den Charakter dieser Nazion hinein setzen, und mir dasjenige, was ich von ihrer Denkungsart weiß, recht deutlich vorstellen, und dasselbe unterm Schreiben immer vor Augen haben sollen; dieses aber habe ich nicht genugsam gethan. Ich vergaß, daß meine Gulhindy eine Araberin sey, ich hatte nur das unschuldige, zärtliche und in der Liebe ganz unwissende Mädchen, kurz, nur ihren Individual-Charakter, nicht aber auch den Charakter der Nazion vor Augen.

Wielands Urtheile über seine Lektüre.

I.

Wie glücklich bin ich, daß der Frühling meines Lebens in eine Zeit fällt, wo die Wissenschaften in voller Blüthe sind! Bodmer hält unser Zeitalter vor das goldne Alter der schönen Wissenschaften; wer wird ihm nicht beistimmen? es müßte denn der Herr Gottsched seyn. Der Geist, der die Alten beseelte, lebt in vielen unsrer Landsleute wieder auf, und wir sind bereits fähig, alle abendländischen Völker herauszufodern, uns in ihrem Schooß solche Nachahmer und Uebertreffer der Alten zu zeigen, als wir besitzen. Ich kann mich nicht genug wundern, daß Herr Gottsched, bei all seiner vorgegebenen weitläuftigen Kenntniß im Reich der Wissenschaften, so still zu denen Werken ist, die Teutschland unsterbliche Ehre bringen. Woran mag es doch liegen? Warum tadelt man an Kleist, was man an Homer bewundert? Warum ist, was im Virgil schön ist, im Messias häßlich oder ausschweifend? Warum bewundert man Horazen, und schweigt von Langen? Dieses sind mir Räthsel.

2.

Der Gottschedisch-Schönaichsche Herrmann ist ganz herausgekommen in 12 Büchern, in langen Trochäen. Was hindert also, daß wir ihn nicht eine Aeneis heißen, zumal da sein Gedicht mit Mord und Todschlag aufhört, wie Virgil seines, und es bei ihm wie im Ruz van Schad heißt: son Tutti morti. Herrn Gottscheds Vorrede ist so schön gerathen, daß die vor der Schwarzias nur Kinderspiel dagegen ist. Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder weinen solle, wenn er diesen poetischen Abortum der Ilias, Aeneis, der Gierusalemma liberata und der Henriade an die Seite sezt.

3.

Ihr (Bodmers) Jakob und Rahel entzückt mich. Er macht mich gegen die Sündfluth und Jakob und Joseph ganz unempfindlich, obgleich auch diese ihren Urheber nicht verläugnen. Ich werde dieses liebenswürdige Gedicht noch oft lesen: Sie haben die edle Einfalt der damaligen Zeiten, und die einnehmenden natürlichen Charakter der unschuldigen Bewohner des damaligen goldenen Alters unvergleichlich ausgedrückt.

4.

Ich liebe die Erzählung ungemein und die äsopischen Fabeln sehr wenig. Gellert gefällt mir in jenen gar sehr, wie auch Hagedorn, ob er gleich zuweilen gar zu sehr Lafontainisirt. Der Dichter muß das Herz so delikat haben als den Geschmack. In größern epischen Erzählungen muß mich der Dichter in beständigem Affekt erhalten, und aus einem in den andern führen, wenn er mir gefallen soll. Er muß mir immer was Neues sagen; ich vergesse alsdann, daß ich auf der Erde bin.

5.

Die Monatschrift Crito hat mir der Absicht, Einrichtung und Ausführung nach sehr wol gefallen. Doch scheinen mir die Herren Verfasser zuweilen zu streng im Urtheilen. Wenn ich in 20 oder 30 Jahren einen kunstrichterlichen Schriftsteller abgeben sollte, so würde ich nur große Geister scharf beurtheilen, mit kleinen und elenden aber säuberlich verfahren. Ueberhaupt würde ich so tadeln, daß es den Verfasser so wenig als möglich schmerzen könnte, und loben, daß man sähe, daß ich auch tadeln könne.

Ernstlich böse bin ich auf den katonischen Kritikus eines Gedichts, welches ich schon so oft mit Entzückung gelesen habe. Welche Schönheit! welch ein Adel der Gedanken! welch eine Liebe, die darin geschildert wird! Ich glaube noch immer, daß diese Elegie von Klopstock ist. Das einzige, was ich an ihr ausetze, ist, daß der Dichter sie ein tibullisches Lied nennt; er verstehet zwar darunter nur eine zärtliche Elegie von Liebe, aber welch ein Unterschied zwischen Tibullens Liedern und den seinigen?

6.

Ich möchte gern Nachricht von den Verfassern der Bremischen Beiträge und vermischten Schriften haben. Ich möchte wissen, wer die schönsten Stücke macht, ob auch Schweizer Theil daran haben; ob Herr Gellert daran arbeitet. — — — Ich habe einige Fähigkeit, ein Freund eines Freundes des Herrn Klopstocks zu seyn. Ich kann zärtlich lieben, und bin voll Begierde und Bemühung, mich eines edlen Freundes würdig zu machen. Ich bin auch neugierig, den Verfasser der lyrischen Gedichte (Uz) zu kennen, und von den Umständen des Herrn v. Kleist und Herrn Gleims Nachricht zu haben.

7.

Sie machen mich ganz verliebt in meine alten Landsleute. (Die Minnesinger) Mir fehlt nur die genaue Kenntniß der Sprache, die mich alle diese Schönheiten empfinden ließe, die oft in einem Ausdrucke oder in einer einfältigen Wendung bestehen, welche nur der bemerkt, der den Genium der Sprache kennt. Werden Sie nicht bald das übrige aus der Manessischen Sammlung herausgeben? Wenn sich nur ein Uebersetzer fände, der alle Lieder und Gedichte, die man von Winsbeke und seiner Frau, Walthern, Veldig u. s. w. hat, in unsere heutige Mundart übersetzte, ohne ihnen etwas zu nehmen oder zu geben.

8.

Ich gestehe, daß sich vieles gegen die von mir gelobten und geretteten Stellen der unschätzbaren Messiade einwenden läßt; allein das meiste betrifft darin Empfindungen. Nach meiner Empfindung sind diese Stellen unendlich schön und rührend. Sie und Ihre Freunde und viele andere denken eben so; viele denken anders. Und wo ist endlich der Mensch, der sich die Welt gerade aus dem Gesichtspunkt

vorstellt, wie ich? Von solchen Dingen läßt sich aus beiden Seiten ins Unendliche disputiren.

9.

Ich werde nächstens das Englische zu lernen anfangen. Ich brenne vor Begierde, Milton, Pope, Addisson, Young, Thomson in ihrer Sprache zu lesen. Diesen Thomson, der mir nur aus den verteutschten Seasons bekannt ist, schätze ich unendlich hoch. Lebt er noch? Sein Herz ist ungemein zärtlich und edel, und sein Pinsel hat vieles von Miltons Stärke, und eine gewisse Virgilianische Anmuth über diese.

Den Franzosen bin ich ihres flüchtigen und affenmäßigen Nazionalcharakters wegen recht gram, und noch mehr denen Teutschen, die ihren Geist lieber nach diesen lächerlichen Geschöpfen bilden wollen, als nach den denkenden, männlich schönen und zuweilen Englischen Britten.

10.

Ich habe von der Dichtkunst keinen kleineren Begriff, als daß sie die Sängerin Gottes, seiner Werke, und der Tugend seyn soll. Inzwischen gefallen mir doch auch die natürlichen Ausdrückungen der jugendlichen Freude, wenn

sie unschuldig ist, und Gleim und Hagedorn haben mich oft ergötzt.

11.

Warum wollen wir doch so grausam mit Anakreon, diesem zärtlichen Freund des Bakchus und der Cythere umgehen? Ist es nicht genug, daß wir ihn in den Saturn verwiesen haben, soll er auch noch aus allen Gedichten verbannt, oder nur genennt werden, um ausgeschölten zu seyn? Wenn ich ihn wieder lese, so werde ich fast versucht, mich's reuen zu lassen, daß ich ihm in etlichen Schriften so übel mitgespielt. Doch ich nenne ihn ja auch meinen Anakreon. Ich liebe ihn in der That, und auch deswegen, weil er mir statt der Catulle, Properze und dergleichen Herren ist, die ich nie gelesen habe.

— — Ich muß mich dieses Patriarchen der Wollust ein wenig annehmen, da es mich dünkt, Sie thun ihm zu sehr Unrecht. Es ärgert Sie ein wenig, Anakreon zwischen Plato und Seneka zu sehen. Glauben Sie denn, Seneka sey ein so praktischer Weiser gewesen, als er in seinen Schriften scheint? Ja, wenn er kein Hofmann, und nicht so reich gewesen wäre, und wenn wir nicht andre Anzeigen seiner Foiblessen hätten. — — Plato ist unstreitig

ein übertriebner Philosoph, den es zuweilen zu verdrießen scheint, daß wir Menschen sind. Seine Betrachtungen werden sehr oft zu Phantomen und Hirngespinsten. Es ist daher sehr gut, daß man, wenn man zu tief in das Reich der Ideen hineingekommen ist, wieder in die Körperwelt zurückkehre. — Plato selbst aber, bei aller seiner Liebe zur Geisterwelt, war ein Freund des Anakreon. Vielleicht wären die Ideen des Plato weniger nach Anakreons Geschmacke gewesen, als seine Oden nach Platons Geschmack waren.

Die eigentlich so genannte platonische Liebe ist nichts als Freundschaft gegen eine Person des andern Geschlechts.

12.

Ich bin der Meinung, daß Untersuchungen über solche Materien, wie die Ewigkeit der Welt, die Monaden, die Quelle der Bewegung u. s. unnützlich sind. Etwa nach vierzig Jahren, so werden wir die Welt aus einem gründlichern Gesichtspunkte ansehen, und über unsere Systeme lachen. Ich werde gewiß niemalen in einen philosophischen Streit geflochten werden können über metaphysische Subtilitäten, worüber man schon etliche tausend Jahre raisonnirt, und doch nicht weiter gekommen ist als Plato und Pythagoras.

13.

Ich kenne Boccaccio und des Lafontaine Contes nur vom Hörensagen, und aus den Urtheilen der Gelehrten und Poeten (von Lafontaine habe ich nur die Fabeln gelesen.) Ich wage es nicht, meine Seele mit so schlimmen Schriften zu verunreinigen.

— Ich wollte kein Boccaccio oder Lafontaine seyn; ich verabscheue diesen fatalen Ruhm, den einige Unvorsichtige male feriati an diesen Männern als etwas Beneidenswürdiges ansehen.

— Allen Freunden des Crebillon bin ich unerträglich. Ich hasse einen Witz, der die Tugend untergräbt, und darüber zum Aberwitz wird. Doch habe ich den Sopha nicht gelesen. Ich lese lieber die Briefe meiner Rowe, die Messiade, den Noah, die kritischen Briefe, Mosheims Schriften und dergl. hundertmal, als daß ich meine Zeit mit jeder neuen Schmiererei verhunzen sollte, die herauskommt.

Wielands Urtheile über sich selbst.

Mich hat öfters verlangt, ein geborner Engländer oder Schweizer zu seyn, und nur so viel zu haben, daß ich von der großen Welt abgesondert, und von Königen und Ministern unabhängig, in einem ganz mittelmäßigen Zustand, der Tugend und Weisheit obliegen könnte. Allein es hat der Vorsehung, welche alles gut macht, anders gefallen, und ich bin jetzt wie Ulysses, der, da er an dem Phäacischen Ufer, nach seinem Schiffbruch, keine Wohnung und Flaumbetten fand, Baumblätter zusammenraffte, und sich daraus unter dem Obdach zweier dicker Oelbäume, so gut er konnte, ein Lager bereitete.

Ich bin so sehr geneigt, andre zu entschuldigen, als ich gewohnt bin, gegen mich streng zu seyn. Aus dieser Gemüthsart habe ich die Vermuthung Bodmers veranlaßt, daß ich, nach Art der Jünglinge, ein besonderer Freund mehrerer Anakreons und Properze sey. Ich liebe wol den Anakreon und Gleim, obgleich ihre Scherze mir nicht immer gefallen.

Ich bin ein groſser Wassertrinker und ein geborner Feind des Bakchus. Bin ich also nicht recht unparteiisch, wenn ich sage, daſs mir die Gedanken in Klopstocks Ode, von denen ich so gar keine Erfahrung habe, gefallen? Ich glaube in der That, und ich traue der Menge der Zeugen, die es sagen, daſs ein mäſsiger Gebrauch des Weines bei gewissen Personen diese Wirkung hat, indem er die Säfte etwas hurtiger laufen macht, ohne heftige Aufbrausungen zu verursachen. Nach der Harmonie zwischen Leib und Seele empfindet dann auch die Seele zärtlicher und feiner, der Wein wirkt alsdann Gedanken.

Ich bin ein Wassertrinker und ein geborner Feind groſser und munterer Gesellschaften. — Was risquire ich, da ich Ihnen diesen Jüngling zeigen werde, den Sie bisher so hochgeschätzt haben. Sie werden hundert Fehler und Foiblessen an mir entdecken müssen, und werden Sie mich dann auch noch so zärtlich lieben? Doch ja! Wenn Sie auch von Ihrer Hochachtung vieles nachlassen müssen, so werden Sie mich doch lieben, da Sie ein redliches Herz an mir finden werden, welches die gröſste Bereitwilligkeit hat, sich zu bessern. — — Der persönliche Umgang mit mir wird Ihnen zwar

einen gar nicht sauertöpfischen Jüngling, aber doch keinen Anakreon entdecken.

Ersparen Sie mir die Verwirrung und den Streit meiner Vernunft mit meiner Eigenliebe, welche durch ein zu großes Lob unordentlich bei mir wird. Ich bitte Sie und meine übrigen Zürcherschen Freunde, mich so wenig als möglich stolz zu machen. Ich bekenne es, daß ich das Lob weniger ertragen kann als den Tadel, ob mir schon jenes süßer dünkt als dieser. Ich bin ein so natürlicher geborner Feind der affektirten Bescheidenheit, daß ich im Gegentheil meine guten Eigenschaften gern erkenne, und Gott dafür preise; aber es wissen es alle, die mich näher kennen, daß zu viel Lob meiner Seele Gift ist.

Ich weiß nichts von dem Unterschied zwischen Tugend in der Poesie und Prosa. Sie werden mich eben so finden, wie ich mich in meinen Gedichten schildere; einen zärtlichen Jüngling, einen Menschenfreund, einen redlichen Schüler der Weisheit und Tugend. Sie werden Schwachheiten an mir finden; Eigenliebe, Flüchtigkeit und dergl. Doch wird die

Weisheit und Gnade hindern, daß sie zu wichtigern Fehlern und Lastern werden.

Ich bin einer der zärtlichsten Menschen, die je ein Dichter phantasirt hat. Darunter ist aber eine solche Dosis Kaltsinn, daß ich mir oft selbst ein Räthsel bin. — — — Mein Herz hat eine gewisse droiture inflexible, die nur ein in guten Umständen lebender Republikaner ohne sonderlichen Schaden haben kann. Wenn ich nicht liebte, so würde ich ein so einsiedlerisches Leben führen; allein wenn ich nicht liebte, so wäre ich nicht Ich.

Nur in seltenen Stunden bin ich mit mir und den Geburten meines Geistes zufrieden. Es ist in der That ein seltsames Gemisch von Hochschätzung und Verachtung meiner selbst in mir. Zuweilen dünkt mich, ich sey zu gut für diese Welt, und zuweilen scheint mir jedermann mehr zu seyn als ich. Von meinen Fehlern und von meinen Tugenden rede ich oft wie eine dritte und uninteressirte Person; man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß ich von andern einen thörichten Tadel gleichgültig ansehen könnte. In meinen muntern Stunden sehe ich mich in einem solchen Gesichtspunkte,

daß mir Urtheile, wie ich schon viele habe hören und lesen müssen, Verbrechen zu seyn schienen. Ich denke aber nicht nur von mir, sondern von allen edlen und freien Seelen so. Sie sind mehr verehrungswürdig und heilig, und ich kann mich sehr erzürnen, wenn Ungeweihte sich für fähig halten, über sie ein Urtheil zu sprechen. Da haben Sie wieder einige Züge meines Bildes. — — Doris meint, ich sey mit allen meinen ziemlichen Fehlern doch ihres Herzens würdig.

8.

An Schinz.

Biberach den 30. Jun. 1752.

Ich bitte Sie und Herrn Bodmer, keine zu gute Idee von mir zu fassen. Ich bin fast furchtsam, zu Ihnen zu kommen. Das, was ich, außer der innern Beschaffenheit der Seele, im Aeußern mit Bodmer ähnlich habe, ist, daß ich Wasser (kein Bier und keinen Wein!) trinke, allen großen Gesellschaften von Herzen Feind bin, und wo ich darein gezwungen werde, wegen meiner Stille für einen Pedanten oder Leutescheuen gehalten werde; da ich hingegen

bei wenigen, die nach meinem Geschmack sind, meist sehr munter, vergnügt und heiter bin. Ohne Zweifel wird sich Herr Bodmer mit viel mehrerem Anstand aus großen Gesellschaften ziehen als ich; aber dieses habe ich doch mit ihm gemein, daß ich sie nicht liebe. Ich rede gern von den ernsthaftesten und wichtigsten Sachen, und vergesse alles über einem Gespräche mit einem weisen Freunde.

Eine der vornehmsten Bedingungen, auf die ich nach Zürich kommen will, ist, daß ich die jungen Thoren absolument nicht zu sprechen verlange, die von meiner Liebe zu Ihnen, mein Theurer, so elend urtheilen. Es ist eine Antipathie zwischen mir und solchen Leuten; sie können mich nicht leiden und ich sie nicht. Ich bin nur für wenige auserlesene Freunde angenehm. — — Herr Bodmer, Breitinger, Sie, Heß und einige von Bodmers wahren Freunden sollen der Cirkel seyn, in dem mein Umgang eingeschlossen seyn wird.

Hier ist mein Umgang ganz und gar auf meine geliebten Eltern und auf meine Bücher eingeschränkt.

Auch sind im denkenden Kopf ein paar verschiedener Freunde,
Die nur selbst um Rath sich fragen und Antwort sich geben.

In sechs Wochen erwarte ich meine unschätzbare Geliebte, und dann wollen wir einige Wochen das Leben leben, welches ich in der Ode beschrieb. Gegen Mitte des Septembers hoffe ich bei Ihnen zu seyn.

An Bodmer.

Den 14. Jul.

So lange Sie leben, mein theurer Bodmer, brauche ich keinen Genius. Wie ernstlich bitte ich zu Gott, daß er Ihnen Youngs Jahre gebe. Ich darf Ihnen jetzt nicht weiter aus der Fülle meines Herzens schreiben, ich werde Ihnen desto mehr mündlich sagen, oder vielmehr durch Gedanken und edler Thaten zärtlichen Gleichlaut Ihnen meine Liebe ausdrücken. Der Eingang Ihres Schreibens hat mich sehr gerührt; bin ich's auch würdig, daß Sie mich so viel lieben?

An Schinz.

Den 15. Jul.

Beklagen Sie mich, daß man mich der kostbaren Hoffnung beraubt, meine Geliebte zu sprechen. Ich zittre jetzt noch zwischen Furcht

und einem kleinen Reste von Hoffnung und Zutrauen, daß es vielleicht der Vorsicht gefallen möchte, mir meinen unschuldigen Wunsch zu gewähren. Aber etwa in vierzehn Tagen wird alles decidirt seyn. Man ist recht unglücklich, wenn man unter Leuten steht, die uns so wenig kennen, als ein Blindgeborner die Farben. — Wenn man mir meine Freundin nicht zu sprechen erlaubt, so komme ich in mindestens sechs Wochen nach Zürich. Da sollen Bodmer und Sie mich trösten, und mich meiner Sophie würdiger machen.

Der Brief Ihrer theuersten Daphne hat mir ungemein gefallen; ich preise Sie glücklich, mein Theurer, daß Sie von ihr geliebt werden, die Vorsicht segne Ihre Liebe, und lasse Sie mir und allen Kindern der Tugend ein Beispiel der Glückseligkeit seyn. Was meine Doris und mich betrifft, so sind wir vielleicht durch außerordentliche Fügung bestimmt, in dieser Welt getrennt zu seyn und zu leiden. Die Ewigkeit, in der wir uns wiedersehen, und reiner lieben und unzertrennt besitzen werden, ist der Leiden weniger Jahre wol werth.

An Denselben.

Den 7. August.

Ich danke Ihnen recht sehr für das Bildniß des unschätzbaren Bodmers; meine Eltern und ich lieben dieses werthe Bild ungemein, und betrachten es immer, und preisen die Vorsicht, welche mich zu diesem verehrungswürdigen Mann führt, welcher so ganz nach meinem Herzen ist, und zugleich so ungemeine Vorzüge vor mir hat, daß die kleinste Zeit, die ich bei ihm zubringen werde, mir nützlicher und angenehmer seyn wird, als meine bisher halb gelebten und halb geträumten Jahre. Wie freue ich mich auf meine Reise! Doris ist noch nicht hier, und ich weiß noch nicht, ob sie kömmt. In drei Wochen werde ich Ihnen den Tag meiner Ankunft in Schafhausen melden können.

Herrn Bodmer küssen Sie für mich die Hand, und sagen Sie ihm, daß sein großmüthiges und zärtliches Herz keine kleine Freude empfinden werde, wenn er in Zukunft sehen wird, wie selig er mich durch seine Liebe macht, und wie viel er sich mich, die Meinigen, und alle Freunde des Guten verbindet, da er mein Herz und meinen Geist selbst noch mehr bilden, und in der Erkenntniß und Liebe des Wahren und Guten befestigen will. Welch eine Satisfaktion

nimmt ein solcher Menschenfreund mit sich in die Ewigkeit! Bodmers Name soll uns heilig seyn. Wir wollen die Vorsehung unaufhörlich flehen, daß sie uns diesen theuern Mann noch lange, lange lassen wolle. Habe ich nicht Bodmers Charakter getroffen, da ich ihn mit dem weisen Sipha verglich?

An Denselben.

Den 12. August.

Bin ich nicht ein Liebling der Vorsicht, die mir meine Sophie, Bodmern und Sie geschenket hat? Ist ein größeres Gut in dieser Welt als Liebe und Freundschaft? Welche Beweggründe zum Guten hab' ich! Die Weisheit in der gefälligen Gestalt der Freundschaft, die Tugend in allen Reizungen der Liebe sind mein! Kann man glücklicher seyn? Ihr Brief, mein Schinz, hat mich so zufrieden gemacht, daß ich ein wenig vergessen kann, daß Doris noch nicht hier ist. Ich bin, wenn ich ihn lese, lauter Freude und Hoffnung.

Ich sehe voraus, daß unsere Freundschaft so vollkommen seyn wird, als es auf dieser Welt seyn kann. Sie, mein theurer Schinz, sind, wie Sie sich mir in Ihren Briefen zeigen,

die die unverstellte Sprache des Herzens, des besten Herzens reden, ganz nach meinen Ideen. Sie sagen mir eben das von mir, und ich will es auch glauben, weil mir mein Herz sagt, daß ich den aufrichtigen Vorsatz habe, die Liebe der edlen und großen Seelen immer zu verdienen. Aber Sie werden etliche Fehler an mir finden, die ich zwar bestreite, die mir aber gar zu natürlich sind; die sind: Etourderie, Heftigkeit in an sich guten Affekten, und eine gewisse Empfindung meiner selbst, die mich zuweilen anwandelt und mich etwas eigensinnig macht. Können Sie mich lieben, ohne durch diese Fehler choquirt zu werden; können Sie dieselben, indem ich sie begehe, tragen, und mich dann mit Liebe und Vorsichtigkeit bessern, so sind Sie ganz nach meinem Herzen, und so werde ich Sie nach Doris und Bodmern über alle geschaffene Dinge lieben.

An Bodmer.

Den 2. September.

Meine innigsten Wünsche sind erfüllt durch die gütige Erlaubniß, die Sie mir geben, einige Zeit bei Ihnen zu seyn. Beleidige ich Ihr erhabnes und edles Herz, unschätzbarer Bodmer, wenn ich glaube, der Himmel habe Ihnen die-

sen Gedanken eingegeben? Ich hoffe, daß in wenig Wochen sich zeigen wird, wie heilsam meiner Seele der Umgang mit Ihnen sey. Ich werde in Ihnen einen Sipha finden, Sie werden mich in meinen guten Gesinnungen bekräftigen, mir meine Seele besser ordnen helfen, Wahrheiten, die ich noch nicht genug einsehe, mir aufklären, meine Irrthümer gütig und weislich heben, und die Früchte meines Geistes zu besserer Reife bringen. Hierdurch werden Sie Ihrem eignen großmüthigen Herzen genug thun; Sie werden die himmlische Freude empfinden, die mit dem Bewußtseyn, andern Gutes gethan zu haben, verknüpft ist. Ich werde künftig gereizt werden, Ihnen nachzuahmen, ich werde in künftiger Zeit, so weit mich auch mein Geschick von Ihnen reißen mag, mir beständig Ihr Bild zu meiner Ermunterung in der Tugend mit den zärtlichsten Bewegungen vorstellen. — Von dieser Art sind die Vorstellungen, die ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen mache. Uebrigens wird es eine wahre Beweisung Ihrer Liebe gegen mich seyn, wenn Sie mich, so lange ich bei Ihnen bin, als einen Hausgenossen ansehen; ich werde bemüht seyn, die Gegenwart meines Körpers, so wenig als möglich, merklich zu machen. Es ist ohnehin ein sehr unbeträchtlicher Theil von mir, und nicht geschickt, meine Seele zu empfehlen.

An Schinz.

Den 8. September.

Ich muß meine theure und aller meiner Hochachtung und Zärtlichkeit würdige Freundin erwarten, welche erst den 1sten oder 2ten Oktober hier seyn wird, indem ihre ganze Familie hieher gebracht wird. Ihr Umgang ist mir unumgänglich nöthig, um mich meinem Bodmer, dem verehrungswürdigsten Sterblichen, den ich aus Schriften kennen gelernt, so zu zeigen, daß er diesen sonderbaren Jüngling an mir finde, den er erwartet. Meine liebe Freundin hat außerdem in dem verflossenen Jahre wegen verschiedener Vorfälle so viel Mißvergnügen erlitten, daß es eine Barbarei wäre, wen ich ihr diese Probe der Freundschaft, etliche Wochen länger auf sie zu warten, versagte. Ich würde auch, wenn ich sie nicht zu sehen bekäme, so niedergeschlagen und zerstört zu Ihnen kommen, daß ich mich schwerlich erholen würde; und wie wenig würde ich die Projekte ausführen können, welche ich auf Zürich verspart habe. Wenn ich nur eine Woche in dem Umgang dieser unschätzbaren Person, deren Liebe ich so viel schuldig bin, zugebracht habe, so bin ich im Stande, munter und vielleicht thränenfrei von ihr auf etliche Jahre, wenn es seyn müßte, zu scheiden, und meine Seele, mein Witz, mein Herz wird alle die Vortheile erhalten, die ich in

meiner Ode beschrieben habe. Sie sehen, mein Geliebter, daß ich gute Ursachen habe, meine so lang erwünschte Reise zu Ihnen zu verzögern, und ich mußte sie Ihnen anzeigen, damit Sie nicht glaubten, ich sey so leichtsinnig, die Glückseligkeit, bei Bodmern zu seyn, nicht genug zu schäzzen. Nur meine Sophie, sonst nichts auf der Welt, kann mich abhalten, zu diesem theuersten Freund und zu Ihnen zu eilen. Wenn Sie sie nur eine Stunde sprechen könnten, würden Sie sagen, daß sie es werth sey.

Am 5ten Oktober schrieb er an Schinz, daß seine Abreise auf den 13ten festgesetzt sey, und daß er den 15ten Vormittags in Schaffhausen eintreffen, und Nachmittags in Wesperspühl, (einem ehemaligen Schloß in der Nähe des Rheins, wo Schinz sich damals aufhielt) ihn zu umarmen hoffe.

„Wenn ich meine Freundin nicht noch vorher sehe, so bedaure ich Sie und mich. An meiner Statt wird alsdann ein verdrießlicher, geistloser, stummer, zerstreuter Mensch kommen, der erst nach und nach wieder aufleben wird.“

An Bodmer.

Den 11. Oktober.

Eben jetzt kömmt die Unvergleichliche, die ich so lange und sehnlich erwartet. Meine Freude ist zu groß und zu unvermuthet, als daß ich Ihnen etwas mehr schreiben könnte, als dieses, daß meine Abreise zu Ihnen noch einige Tage aufgeschoben werden muß.

Nur meine Freundin kann mich von dem erhabnen Vergnügen, welches mir mein Aufenthalt bei Ihnen verspricht, und auch diese nur einige Tage, zurückhalten. Sie, mein theurer Herr Schinz und meine übrigen Freunde werden der wichtigste Gegenstand unserer Unterredung seyn.

Am funfzehnten Oktober traf Wieland zu Wesperspühl in der Nähe von Schaffhausen ein, und da empfing ihn Schinz mit seiner Verlobten in dem Landhause des mütterlichen Oheims von deren Mutter. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen daselbst, wo die Aehnlichkeit der Denkart ihn mit Schinz noch mehr befreundete, führten ihn die Verlobten wie im Triumphe zu Bodmer, der den Jüngling mit offenen Armen empfing.

Zweites Buch.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen, recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen:
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt, was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Göthe.

I.

Wieland war nun in Zurich, in Bodmers Hause.

Das Herz voll Liebe, bei wenig Hoffnung, ungeachtet aller Gegenliebe, durch seine Liebe glücklich zu werden; sehnsuchtsvoll nach nie empfundenem Genuß der Freundschaft, aber, obgleich nicht ohne Selbstgefühl des eignen Werthes, doch mit einiger Besorgniß den Freunden sich darstellend, voll reinen Eifers für Weisheit und Tugend, mit Vorliebe für moralische und religiöse Poesie, doch nicht ohne Anerkennung der Poesie, auch wenn sie, nur ohne Nachtheil für die Unschuld, den heiteren Genuß des Lebens zum Gegenstande hat; den Engländern huldigend, die Franzosen verurtheilend, doch mehr auf Andrer Bericht hin, als nach eigner Kenntniß und gegründeter Ueberzeugung: mit Menschenkenntniß, blos aus Büchern erworben, entschiedener Neigung zum Studium des Menschen, und doch mit dem Vorsatz, seinen Umgang auf

wenige Freunde zu beschränken, und anders Meinende gar nicht kennen lernen zu wollen; in öfterem Wechsel begriffen zwischen Enthusiasmus und kalter Prüfung; nicht verzärtelt für Lob, aber doch reizbar für Tadel, auch den, der seine Freunde traf; schon mit einigem Namen, aber unzufrieden mit seinen Leistungen, und voll des innigsten Verlangens, Vorzüglicheres zu leisten; zwar ohne in Dichtung und Kritik auf das eigne Urtheil Verzicht zu leisten, und bis zu einem gewissen Grade hierin Selbstständigkeit behauptend, aber doch seinem Urtheil mißtrauend gegen das Bodmerische: — so kam Wieland nach Zürich, höchst unentschieden in gar manchem wichtigen Punkte, von den Einwirkungen der Umstände um so mehr gefährdet, je empfänglicher sein Gemüth für Eindrücke, zumal von solchen war, die er zugleich verehrte und liebte, wenn gleich nicht ohne Mittel in sich selbst, um den Eindrücken auch Widerstand entgegen zu setzen. Die Umstände, die auf ihn einwirkten, waren indeß solcher Art, daß er nicht so bald an Widerstand denken konnte. Er lebte ja in Bodmers Hause! Dies Haus allein schon, in der Vorstadt bei der Grundborde gelegen, mit einer herrlichen Aussicht nach dem Schneegebirg und dem schönen See, konnte ihn in seinem Vorsatz bestärken, seine Gesellschaft sehr zu beschränken; vielmehr

aber noch Bodmer selbst, für den er mit der tiefsten Hochachtung erfüllt ankam.

Bodmer nahm damals an dem Aufstreben des jüngeren Geschlechts den innigsten Antheil. Bereits im Jahr 1748 hatte er an Lange geschrieben: „Es braucht so viel Stärke zu verwerfen, als zu verfassen; mancher berühmte Scribent hat seinen Ruhm so sehr dem zu danken, was er unterdrückt hat, als dem, was er behalten hat. — Ich rede dieses auf mich selber; ich fürchte, daß ich mit größerm Ruhme vieles ausgelöscht und vieles nicht unternommen hätte. Vor zehn, und noch mehr vor zwanzig Jahren, durfte man in der Wahl der Materie und der Ausbildung nicht so ängstlich seyn, weil man es mit schlechten Concurrenten zu thun hatte. Jetzt schreiben Jünglinge vortrefflich, und es ist verdrießlich, von Jünglingen überwunden zu werden. — — Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldenen hinüber geht. Ich sehe in meinen zunehmenden Jahren den Verdruß angenehm ersetzt, den mir so viele ungeschickte Scribenten gemacht haben, welche ich doch lesen mußte, wenn ich sie beurtheilen wollte. Jetzt kommen mir immer Aufsätze in die Hand, die mir nur die angenehme Arbeit machen, Blumen darinnen zu pflücken. Mit Freuden denke ich jetzo an die überstandene Arbeit:

Die Arbeit ist nun gethan, das Schwindeln, Taumeln und Gähnen,
Die mir das Schicksal im Zorn zugedacht!
Mit Lohenstein reit' ich nicht mehr auf Wolken, welche zerfließen,
Und sinke dann zu Menantes herab.

— — Sie fürchten, daß Herr von Hagedorn etwas Neid hege, und daß er den Reimen zu sehr ergeben sey. Ich habe das Vertrauen zu ihm, daß er es besser mit dem Geschmack meine, als daß er ein vortreffliches Werk beneide. Eine Schrift von seinem Geschmacke verursacht ein so empfindliches Vergnügen in einem wohlgearteten Gemüthe, daß alle Funken von aufglimmendem Neide darunter erlöschen. Mir giebt die Schrift auch des jüngsten Scribenten zu viel Freude, als daß ich ihn, statt ihm zu danken, beneiden könnte. Ich halte vielmehr den für meinen Freund, der so geschickt für mein Vergnügen sorgt. Daher habe ich Jünglinge von zwanzig Jahren zu Freunden. Die Muse ist ein Mädchen von unsterblicher Jugend, und schickt sich für Jünglinge!

Mir ist das funfzigste Jahr schon auf dem Nacken gesessen,
Und hat mir den Frost in die Adern gejagt.
Schon seh' ich am Ende der Bahn mein Ziel im Nähern sich größern,
Ich seh's und eile mit eifrigerm Schritt;

Denn jenseits öffnet sich mir ein Land voll himmlischen Segens,
Ein Paradies von Geruch und von Licht.
In Hochzeitlauben ruhn dort, ach! dort ruhn meine Geliebten,
Und der, um den ich so lange geweint!
Sie warten sehnlich auf mich; denn in dem Schooße der Wonne
Scheint ohne mich ihre Wonne nicht ganz!"

In solcher Gesinnung hatte Bodmer Klopstock beim ersten Erscheinen des Messias mit dem Enthusiasmus eines Jünglings begrüßt, das Glück seiner Liebe zu befördern gesucht, und ihn zu sich nach der Schweiz eingeladen. Leider aber hatte die persönliche Bekanntschaft die Erwartung eines jeden von dem andern getäuscht, und beide fühlten nur zu bald sich einander entfremdet. Klopstock, der im Julius 1750 nach Zürich gekommen war, schrieb zu Anfang Oktobers an Gleim: „Und Bodmer — — ich will noch gegen Sie schweigen. Ich habe mir in Betrachtung seiner ein System von Großmuth gemacht, von dem ich, wenn ich nicht aufs Aeußerste getrieben werde, nicht abgehn will;" Bodmers Empfindlichkeit aber giebt sich noch in Briefen von 1752 zu erkennen, wo er sich, statt Klopstock zu nennen, der Umschreibung bedient: „der liebe Mann, der die theure Messiade schreibt, — der liebe Freund, der die theure Messiade singt." Kurz, es war zwischen

beiden eine nie ganz wieder erloschene Kaltsinnigkeit eingetreten, die halb in einem Irrthum, halb in Eigensinn oder Eifersucht Bodmers ihren Grund hatte. Dieser hatte sich Klopstocken allzu seraphisch gedacht, und fand einen jungen Mann, zwar von würdigem Ernst, aber heiter, und nichts weniger als abgestorben den Freuden der Erde, so weit entfernt, den Schmerz seiner Liebe zur Schau zu tragen, daß er sehr wol fähig war, den artigen Mädchen — wie der Bruder seiner Fanny schreibt — seine halb weltlichen, halb geistlichen Galanterien vorzusagen, und sich überhaupt seiner Jugend wie ein Jüngling zu freuen auch mit der Jugend, und

Beim sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt.

Nahm schon hieran Bodmer Anstoß, so war es ihm doch weit verdrießlicher, daß Klopstock mit einem jungen Fabrikanten, Namens Rahe, eine so innige Verbindung einging, als daß er nicht dabei am Umgange mit Klopstock hätte verlieren sollen. Klopstocks Verbindung mit Rahe war aber von der Art, daß durch dieselbe der zwar von der Natur, aber nicht vom Glücke, reich begabte Dichter seiner Zukunft ruhiger entgegen sehen konnte, denn der junge Kaufmann bot ihm aus edelmüthiger Freundschaft Antheil an seiner Handlung

an. *) Bodmer scheint über dem Schmerze der Vernachlässigung, über der fehlgeschlagnen Erwartung, Klopstock werde in der Schweiz, wenn nicht ganz, doch meist für ihn leben, vergessen zu haben, was in solchem Falle die Freundschaft aufzuopfern hätte. Klopstock hergegen, überall großartig, und hier etwas Kleinliches bitterer empfindend, scheint gefodert zu haben, daß ein Freund so etwas nicht vergessen solle. Vorstellungen Bodmers konnten hier nichts helfen, denn Klopstock hatte ein gerechtes Selbstgefühl, war vollkommen selbstständig, und konnte nicht von Bodmers höherem Alter zu einer, seinem Charakter widerstrebenden, Nachgiebigkeit bestimmt werden, da, was Bodmer vor ihm an Jahren, er vor Bodmer an Geniuskraft voraus hatte, und der Aeltere doch des Jüngern Nachahmer war. Es kam von beiden Seiten bis zur Erbitterung, und wie groß diese gewesen seyn müsse, kann man aus dem ermessen, was Klopstock darüber an Gleim schrieb: „Sie werden mit mir die Anmerkung machen, daß Bodmer nicht einmal ein edelmüthiger Feind zu

*) Rahe verheirathete sich nachher mit einer Schwester Klopstocks, und eine Tochter aus dieser Ehe war die Gattin des Philosophen Fichte. Klopstock aber war zu Kopenhagen eine Zeitlang wirklich der Handlungsgenoß Rahes.

seyn weiß. Wenn wir einander wieder sehen, wollen wir weitläufiger darüber reden, daß ich einen nicht geringen Theil meines Lebens damit zubringen mußte, meine liebsten Freunde zu verlassen, eine weite Reise zu thun, um einen andern, von dem wir glaubten, daß er ein Freund, wie wir, seyn könnte, aufzudecken.“ Bodmer dagegen betrachtete stets Klopstocks Ode, der Zürchersee, mit scheelen Augen, was Wieland keineswegs billigte, dem nur das aufwallende volle Jauchzen des Jünglings nicht recht gefiel, der aber, wenn gleich ein Wassertrinker, doch sehr wol zufrieden war mit der Strophe:

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Bessre, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt.

Solche kleine Verschiedenheiten in Meinungen und Urtheilen gab es nun wol zwischen Bodmer und Wieland, allein das ganze Verhältniß zwischen beiden war von durchaus anderer Art, und hätte schon darum, weil Wieland um beinahe zehn Jahre jünger als Klopstock war, ein ganz anderes seyn müssen, wenn auch nicht andere Umstände hinzugekommen wären.

Wieland, als Dichter und Kritiker noch keineswegs über Bodmer stehend, sah in diesem einen Weisen, einen Dichter des ersten Ranges, einen Kunstrichter vom reinsten Geschmack, den

vielumfassenden Kenner alter und neuer Literatur; und solch ein Mann, dem Greisenalter sich annähernd, war ihm, dem namenlosen Jünglinge, als Freund entgegen gekommen, und hatte ihn aufgenommen in seinem Hause, zu einer Zeit, wo er sonst keinen Freund hatte! Dessen literarische Schätze waren alle zu seinem Gebrauch, und Gespräche darüber, sowol mit Bodmer selbst, der die Gabe hatte, sie durch Witz, Laune und Ironie zu würzen, als mit Bodmers Freunden, wurden ihm höchst lehrreich, und er konnte sich dabei zurück träumen in die Zeiten der Platonischen Akademie. Wie viel Veranlassung für Wieland zu Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit! Was die Zuneigung beider zu einander immer inniger machen mußte, war die sehr auffallende Aehnlichkeit in ihrer ganzen Art zu seyn und zu leben, ja selbst in der schwankenden Meinung über gewisse Punkte. Streng in Grundsätzen und Lebensart, war Bodmer höchst einfach und patriarchalisch; Wieland war es nicht weniger: der mäßige Bodmer und der mäßige Wieland hatten gleich wenig Bedürfnisse: Bodmer lebte gern still und einsam, und Wieland theilte diese stille Einsamkeit gern, und störte in nichts die gewohnte Weise des häuslichen Lebens; Bodmer las viel und schrieb viel, und Wieland füllte ebenfalls fast seine ganze Zeit damit aus; Bodmer war in

Beziehung auf metaphysische Spekulazion ziemlich Skeptiker geworden, wußte sich aber mit seinem Skeptizismus noch nicht recht zu behelfen, wenn er damit auf die Dogmatik stieß; ganz in demselben Falle befand sich Wieland: beide waren vielleicht ein wenig Ketzer, aber beide echt religiös, ja, trotz allem Anflug von Ketzerei, selbst nicht ohne Anwandlungen von Bigotterie. Bodmer war voll Feuereifers gegen die Anakreonten und Tibulle, und fand doch Freude an den Minnesingern, und war ein Freund von Hagedorn und Gleim; Wieland war zur Zeit noch billiger gegen Anakreon und Tibull, Venus, Amor und Bakchus, aber doch darin einstimmig mit Bodmer, daß sich die Poesie halten solle auf der „olympischen Höhe, in welche Klopstock sie erhoben habe."

Wenn Bodmer Wielanden vor sich sah, sah er sich selbst ganz wieder, wie er in seiner Jugend gewesen war, denselben, sonst nur dem höheren Alter eigenen, Ernst, dieselbe Scheu vor größere Gesellschaft, dieselbe Blödigkeit, dieselbe Schamhaftigkeit, dieselbe poetische, eines alten Minnesingers nicht unwürdige, Liebe. Er war so unglücklich gewesen, alle seine Kinder zu verlieren, und dachte oft mit Schmerz an den Sohn, in welchem er wieder aufzuleben gehofft hatte: statt des geraubten Sohnes schien ihm das Schicksal Wielanden gesendet zu haben

und sein Herz wurde wirklich für ihn das Herz eines Vaters.

Welche Gesinnung Bodmer für Wieland hegte, bezeugt alles, was er darüber seinen Freunden schrieb. Gleimen berichtete er (am 25sten März 1752): „Seitdem der dänische König den lieben Freund, der die theure Messiade singt, von mir hingenommen hat, so hat mir das gütige Schicksal den jüngern, zweiten Klopstock gegeben,

Ein Orakel des Alters schon in der Blüthe der Jahre."

Dem Prediger Meier schrieb er am 27sten December desselben Jahres: „Eine jede Stunde, die ich mit diesem lieben Freunde zubringe, ist mehr werth als ein Monat mit * * *. Er hat eine patriarchalische Seele, die Tiefsinnigkeit eines aufblühenden Leibnitzens, und die Poesie eines bessern * *. Die Vorsehung meinte es über meinen Wunsch und über mein Erwarten gut mit mir, als sie meinem Alter diesen Jüngling zuschickte, der seinem Gemüthe und Geist nach ein munterer Alter ist. Ich werde ihn so lange bei mir aufhalten, als es mir möglich seyn wird."

Das Verhältniß zwischen beiden war ein höchst glückliches.

Herz und Seele gingen Wielanden auch in der späteren Zeit seines Lebens auf, wenn er

sich zurück träumte in jene glücklichen Tage seiner Jugend, als er in Bodmers Hause lebte. „Da saß ich, sagte er, in seliger, ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beschränktheit, Weltunerfahrenheit, und jugendlicher Herzensfülle, in eben dem Museum, und schrieb an eben dem Tische, wo Bodmer wechselsweise bald den Eingebungen seiner patriarchalischen Muse horchte, bald sich von der Homerischen, ihrer Schwester, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen ließ, und schon damals einige Bücher der Ilias und Odyssee zu übersetzen anfing. Die nicht bei und mit ihm gelebt haben wie ich, nicht Vaterzärtlichkeit und Vatersfürsorge von ihm genossen haben wie ich, nicht Gelegenheit gehabt haben, seinen ganzen Charakter, seinen ganzen Geist und Sinn, sein so zartfühlendes, unverdorbnes, von keiner Thorheit, keinem Laster seines Jahrhunderts angestecktes, allem Guten, das ihm allein Schön war, offenes Herz, die Reinheit seiner Sitten, und die wahrhaft Homerische Einfalt seiner Lebensart so manche Jahre lang anzuschauen wie ich, die kennen auch den vortrefflichen Mann nicht so, diesen Mann, der mir einst so viel war.“ So sprach Wieland 24 Jahre nach seinem Leben bei Bodmer, und man mag daraus beurtheilen, was er für ihn fühlte zu der Zeit, als er mit ihm noch an demselben Tisch arbeitete. Es war

ihm Bedürfniß des Herzens, etwas zu thun, wodurch er seine Verehrung, Liebe und Dankbarkeit bewiese, und dieses bestimmte ihn zu mehreren literarischen Unternehmungen. Er vollendete seine Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes: der Noah (Zür. 1753), und veranstaltete eine Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des teutschen Geschmackes, wider die Gottschedische Schule von 1741 bis 1744. Vollständig in XII Stücken (Zür. 1753. 2 Bde.) In der Vorrede dazu erklärte er: „Despoten in den Wissenschaften und offenbare Hasser der Wahrheit müssen und sollen zu Boden getreten werden, oder es ist mit dem Geschmack, der Freiheit zu denken und den nützlichsten und menschlichsten Wissenschaften geschehen.“ War nun aber an Beispielen hier gezeigt worden, wie ein schöner Geist nicht seyn und verfahren sollte, so wollte Wieland doch auch das Gegenbild davon aufstellen, und that es in seinem Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes (Zür. 1753).

Bei allem diesem hatte er Bodmers Ruhm im Auge, seinen eignen suchte er durch neue Dichtungen mehr zu begründen; er dichtete hier die Briefe Verstorbener an ihre noch lebende Freunde, eine Mittelgattung von

Elegie und Heroide, wozu ihm ähnliche Briefe der engländischen Dichterin Elisa Rowe veranlaßten, und das kleine Epos aus der Patriarchenzeit, die Prüfung Abrahams, worin er, seines Wunsches theilhaft, daß Bodmer ihm ein Thema geben möchte, mit dem Sänger des Noah wetteiferte. Er hatte verlangt, ein Thema zu haben, „das mit keiner heydnischen Mythologie besudelt sey.“ Ein solches hatte er nun; aber die Muse und die Olympier vergaß er doch zurück zu lassen, und nahm sie auf den Moria mit, wo sie sich etwas fremdartig ausnehmen. *)

2.

Diese Gedichte Wielands waren zwar nicht so unmittelbar Huldigungen der Liebe, wie seine vorigen, allein unverkennbar ist doch auch in

---

*) Die strengste Kritik über die Prüfung Abrahams in der ersten Ausgabe findet sich in Hamanns Schriften, Th. 1. S. 400 fg. Die Kritik trifft nicht Wieland allein, und Hamann bemerkt daher selbst: „Ich halte mich hiebei so weitläufig auf, weil es der Mühe lohnt, einen solchen Verfasser zu beurtheilen.“ Der Billige und Gerechte wird Wieland mit Bodmer vergleichen.

ihnen der Einfluß der Liebe auf das Gemüth des Dichters, und öfters ließ er durch fremden Mund sein Gefühl aussprechen. Nichts in Beziehung auf Sophien war in ihm verändert. „Eher nicht, schrieb er ihr, als bis ich, so viel es bei mir möglich ist, der schönsten Unschuld und des besten Herzens, das je in einer menschlichen Brust geschlagen hat, würdig bin, will ich den Gedanken in seiner ganzen entzückenden Größe zu denken wagen, daß dieses Herz mein sey. Mein ganzes Herz versichert Sie einer ganz redlichen Zärtlichkeit. Die geringste Lauigkeit in der Liebe zu Ihnen ist ihr unanständig und gefährlich. Denn es ist gewiß eine Abnahme der Liebe zur Tugend, wenn die Liebe zu meiner Sophie auch nur um einen Grad der innigsten Zärtlichkeit herabgestimmt wird. — Ich muß mich öfters schämen, daß ich den Mustern so ungleich bin, welche ich in meinen Schriften vorbilde. In einer, welche nun auch bald gedruckt werden wird, sagt ein junger Liebhaber:

O wie däuchte mich da die selige Tugend so lieblich,
Leicht zu üben; ich liebte sie stets, doch schien mir, ich liebte
Itzo sie mehr, da Ribka von ihr mir ein sichtbares Bild war.

Dieses schrieb Wieland im Junius 1753 bei Gelegenheit eines Mißverständnisses, welches zwischen ihm und Sophien über ein Projekt Bodmers für ihn entstanden war. Wie es scheint, war es dasselbe, welches Wielanden bestimmte, den Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute zu entwerfen, bei welchem Plane der liebende Jüngling auf Sophiens dereinstigen Besitz mit gerechnet haben mochte. Er ahnete nicht, wie sehr sich inzwischen die Schwierigkeiten, zu diesem Besitz zu gelangen, gehäuft hatten, ja daß eintreten würde, was allen, welche diese gegenseitige zärtliche Liebe kannten, unmöglich schien.

Sophie — lebte damals in Biberach bei Wielands Eltern. Ein naher Verwandter von ihr machte eine Reise in die Schweiz, und brachte einige Tage in Zürich zu. Wieland führte ihn bei seinen Freunden ein, und der junge Mann gefiel sich in dem freundlichen Kreise. Nach seiner Rückkunft erzählte er in Biberach Sophien von dem Glücke, welches Wieland genieße. Er wiederholte seine Besuche, und Sophie nahm sie gern an, weil sie ihn gern von Wieland erzählen hörte. Anders aber deutete dieses dessen Mutter, welcher diese Besuche, die sie ihrem Sohn für nachtheilig hielt, sehr mißfielen. Es kam zu Vorwürfen, und

Sophie, im Gefühle ihrer Unschuld davon beleidigt, verließ das Haus der Verwandten, und kehrte zurück in das väterliche, worin sie aber auch nicht alles mehr fand wie ehedem. Sophiens Vater hatte sich nämlich zum zweiten Male vermählt. Hatte er nun schon früher über die Liebe seiner Tochter nicht zum günstigsten geurtheilt, so zeigte er sich jetzt derselben ganz abgeneigt. Jede andere nähere, wenn nur sonst annehmliche, Verbindung war ihm, der, außer Sophien, noch drei Kinder im Hause hatte, willkommen. Eine solche bot aber eben in dieser Zeit sich dar, und die Stiefmutter scheint derselben allen Vorschub gethan zu haben. Von dem September an blieben Sophiens Briefe bei Wieland aus. Weit entfernt indeß, eine nahe drohende Gefahr für seine Liebe hievon zu besorgen, hegte dieser vielmehr die erfreuliche Hoffnung, daß eben dieser Verzögerung wegen alles den Wünschen seines Herzens gemäß sich enden würde. Man denke sich nun aber seine Lage, als er nach langem vergeblichen Harren zu Anfang des Decembers einen Brief, welchen Sophie an ihre Stiefmutter geschrieben, von dieser zugesendet erhielt, und in diesem Briefe von Sophiens Hand las, nicht nur, daß sie ihre Verbindung mit ihm für aufgelößt erkläre, sondern zugleich die Anzeige ihrer Vermählung. In der Wuth des Schmerzes

über so unerwartete Untreue warf er das Bild der Geliebten zur Erde, und zerbrach das Glas auf demselben, ließ aber am folgenden Tage ein neues, vielleicht im neuen Gefühl von Hoffnung, darauf setzen. Acht Tage darauf aber erhielt er einen Brief von Sophien selbst, worin sie gegen ihn ihrer Liebe absagte, nicht ohne die (wahrscheinlich durch unbestimmte Aeußerungen von Wielands Mutter angeregte) Beschuldigung, daß Er es gewesen, der das Band zerrissen habe. Zu Anfange des Jahres 1754 war Sophie — Frau von la Roche.

Leicht ist's, Wielands Schrecken und Schmerz bei dieser so erschütternden Nachricht, und die Bestürzung seiner theilnehmenden Freunde, die es wußten, wie so ganz er in dieser Liebe gelebt hatte, sich zu denken. Ein Glück für ihn, daß er jetzt solche Freunde besaß, deren herzliche Theilnahme verhinderte, daß der harte Schlag ihn nicht danieder warf. Als edler Mensch würde er sich gewiß unter allen Umständen gezeigt haben; der treuen Freundschaft Werk aber war es, daß er sich auch als Mann zeigen konnte. Die Seelenstimmung, die er dadurch gewann, wird er selbst uns am besten schildern.

An Sophie.

Zürich den 12. December 1753.

Erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal in dem Angesichte Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden, und wir meinten damals, daß das so viel sey als ewig. Sollte diese Zusage itzt ungültig seyn? Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Zuneigung unserer Seelen, die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, hinwegnehmen? Nein! das halte ich für unmöglich! Sie müßten aufhören, die unschuldige, großmüthige, scharfsinnige und erhabene Sophie zu seyn, oder ich müßte mich in das Gegentheil von dem verwandeln, wofür Sie mich einst hielten. Wenigstens kann bei mir diese ewige Freundschaft, die ich Ihnen so oft gelobte, dadurch nicht zeitlich werden, daß Sie mit einem braven Manne verheirathet sind; was hat Ihre Vermählung wider unsere Freundschaft, daß eine die andere aufheben sollte? Lassen Sie uns also denen, welche sich, nach ihrer niedrigen Art zu denken, einbilden, unsre Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nimmer sehen werden, mit dem Herzen und durch unsre

gemeinschaftliche Liebe zur Tugend, und durch redliche Wünsche für unser beider Wohl, vereiniget bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wieder erkennen, und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen.

Es ist nichts, was mich wehmüthig macht, als der Verlust solcher Hoffnungen, die vielmehr jenes als dieses Leben angehen, mit denen ich mir in der angenehmen Zeit schmeichelte, da mir die Vorsicht Ihre Bekanntschaft und Liebe gegeben hat.

Und so leben Sie denn wohl, meine Geliebte, leben Sie auf ewig wohl! Seyn Sie immer so glücklich, als Sie ohne Zweifel itzt sind; ja wenn es zur Zufriedenheit Ihres Herzens gehört, so möge Ihr Gewissen Sie immer auf dem Gedanken lassen, daß ich zuerst das Band gebrochen, das uns einst verbunden hat. Leben Sie glücklich mit Ihrem künftigen Gemal, und erlauben Sie mir, daß ich mit unveränderter Hochachtung und Freundschaft mich unterschreibe Ihren ergebensten Freund und Diener.

An Herrn v. La Roche.

Den 19. März 1754.

Es ist mir eine herzliche Freude, daß dieses außerordentliche, werthe Geschöpf, welches ich ehedem mit so innigem Vergnügen mein nannte, und ewig mein zu nennen hoffte, da es mir genommen ward, an einen so edelmüthigen und seinen Werth so gut empfindenden Besitzer gekommen ist, wie Sie, mein vortrefflicher Freund, in Ihrem verbindlichen Schreiben sich mir gezeigt haben. Ich liebte diese werthe Abtrünnige (vergeben Sie mir diesen Ausdruck) so uneigennützig, als ich glaube, daß es in diesem irdischen Gewande möglich ist. Ich erduldete daher ihren Verlust, von dem ich selbst ihr nur wenig Schuld beimessen kann, in Absicht meiner, mit Gelassenheit und Muth. Aber eben weil ich sie selbst und ihre Glückseligkeit liebte, konnte ich darüber nicht gleichgültig seyn, wie es ihr gehe, und an was für ein Ufer sie das Schicksal auswerfe. Wie sehr haben Sie mich nun erfreut, da Sie mir durch die tugendhaften, klugen und edeln Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe entdecken, eine Gewißheit geben, daß meine ewig theure Serena*) bei

*) Dieser Name spielt auf eine von Wielands Erzählungen an.

Ihnen wol angebracht sey, und durch Sie glücklich werden könne. Dieser Gedanke ist mir so angenehm, daß er mich an meinen Eigennutz nicht denken läßt. Erlauben Sie mir aber die Eitelkeit, wenn es eine ist, Ihnen zu gestehen, daß mir das eine noch lebhaftere Freude gemacht hat, daß Sie einen Theil der Glückseligkeit, die Ihnen Ihre vortreffliche Gemalin gibt, auf meine Rechnung schreiben zu können glauben.

An Sophie.

Zürich den 20. März 1754.

Das Wichtigste, was ich aus Ihrem Schreiben ersehe, ist, daß Sie glücklich sind. — — Ich bin hierüber so zufrieden, als ich für meine eigene Ruhe immer wünschen kann. Von der ersten Minute an, da ich Sie liebte, bis itzt, hätte ich allemal Ihre Glückseligkeit mit der meinigen, wenn ich hätte wählen müssen, mit Freuden erkauft; itzo sehe ich Sie glücklich, ohne selbst unglücklich zu seyn, und alles, was dabei wider meine ehemalige Wünsche ist — doch, ich will gar nichts mehr hiervon schreiben, auch nichts von der kleinen Rechtfertigung Ihres Bezeugens gegen mich. Ich bin ungemein erfreut, wenn Sie Sich selbst hierüber genug thun können. — — —

Ihre Allegorie, das schöne Gebäude in der Wildniß, hat mir sehr wohl gefallen. Ich wünsche und hoffe, daß aus dem Ruin, von dem Sie reden, ein weit schöneres, dauerhafteres und nicht so einsiedlerisches Gebäude hervorsteige; meine eigenen süßen Träume möchte ich wol mit einem Zauberschloß vergleichen, welches auf den Wink einer mächtigen Fee plötzlich aus der Erde hervorkommt, aber ehe sich's der gute Ritter versehen konnte, wieder in Luft zerfließt. Es scheint in der That, die Vorsehung habe ein zu großes irdisches Vergnügen für mich nicht dienlich befunden, und mich von selbstgemachten eigennützigen Systemen eines glücklichen Lebens abgewöhnen wollen. Indessen ist doch meine Liebe etwas sehr Reelles gewesen, und ich bleibe Ihnen für alles Gute und Schöne, das ich derselben zu danken habe, ewig verbunden.

Die Art, wie Sie in Ihrem Schreiben Sich Ihrer Freunde in Zürich erinnern, rührt mich sehr, und gibt mir viel zu denken. Liebste Sophie, lassen Sie mich noch einmal offenherzig mit Ihnen reden! Erinnern Sie Sich an die Zeiten, da Sie gewiß waren, daß ich Sie, und vielleicht allein, kenne. — — Glauben Sie gewiß, daß ich noch eben diese Sophie in Ihnen sehe, die ich vor etlichen Jahren bewundernd geliebt. — Seyn Sie versichert, daß

ich Ihre zärtliche, erhabne Seele ewig lieben werde. — Erinnern Sie Sich auch, ich bitte Sie, daß ich den Besitz Ihres Herzens (nicht Ihrer Person) und seine Sympathien mit dem meinigen für meine süßeste Glückseligkeit hielt, — und urtheilen Sie nun, ob ich ohne Wehmuth gedenken kann, daß diese Sympathie nur ein Traum meiner Liebe gewesen. Nein, ich darf und will es nicht glauben, ich will mich immer mit der werthen Hoffnung ermuntern, daß eine andere Welt mir Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Dort trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Ich habe noch Ihr Portrait, ein werthes Hülfsmittel meiner Einbildungskraft, um meinem Herzen in Erneuerung Ihres geliebten Bildes beizustehen. Da ich aber jetzt kein vorzügliches Recht vor Ihren übrigen Freunden daran habe, so erwarte ich von Ihnen und von Herrn la Roche, wie Sie darüber disponiren wollen. Gefällt es Ihnen, es mir zu lassen, so werde ich es als ein ganz neues Geschenk mit Erkenntlichkeit annehmen. Und nun leben Sie wohl, theure Freundin, und genießen Sie aller der Güte des Himmels, und der wahren Glückseligkeit, die auch ich für Sie zu erbitten niemals aufhören werde.

Wieland ahnete nicht, wie tief er das Herz der Geliebten verwundete. Am wenigsten würde er ihr dann in einem der ersten Briefe seit der Katastrophe seiner Liebe, geschrieben haben: „weil seine Liebe von Anfang an rein und uneigennützig gewesen, so bezeuge er ihr seine geduldige Zufriedenheit über ihre Veränderung, von welcher er vermuthe, daß sie sich nach reiferer Ueberlegung dessen, was ihr am zuträglichsten sey, zu derselben werde entschlossen haben.“ Weder aus Leichtsinn noch in Folge eigennütziger Ueberlegung, und nicht ohne Schmerz und Kampf, hatte sie ihrer Liebe entsagt; ihr war keine Wahl geblieben. Zum Glück war es ein sehr achtungswerther Mann, dem sie im Drange der Verhältnisse ihre Hand gereicht hatte: sie fühlte aber auch, was für ein Herz sie verloren, und konnte bei dem Gedanken, was dieses Herz, das so ganz Liebe für sie gewesen, leiden würde, nicht ruhig, nicht glücklich seyn. Sie wurde es erst, als sie den edlen Jüngling völlig versöhnt mit sich wußte, und das wurde dieser, sobald der Schleier, der auf dieser Begebenheit geruht hatte, gehoben war. Von Winterthur aus, wohin er eine Reise gemacht hatte, schrieb er hierüber am 2. Jun. an Bodmer:

„Daß ich im höchsten Grad bedauernswürdig bin, und daß in der That eine Serena, und leider auch eine unglückliche Serena,

in der Welt ist, werden Sie aus dem traurigen Brief sehen, den ich Ihnen hiebei zuschicke. Sie werden nun ohne Zweifel mit mir überführt werden, daß meine Sophie unschuldig ist, und daß es ein Schicksal ist, das mich des liebenswürdigsten und redlichsten Mädchens beraubt hat; — ein dem ersten Ansehn und den Empfindungen nach, die es zuerst erweckt, herbes unglückliches Schicksal, aber welches doch im Grunde weise, gut und heilig wie unser Urheber ist. — Ich fasse mich, so gut wie möglich ist, und gewiß die Versicherung, daß meine geliebteste Sophie unschuldig, daß sie Serena ist, gibt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unserer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollesten Zufriedenheit wieder zu sehen. Was für Empfindungen wird dieses Wiedersehen geben! Mein lieber Herr Professor! ich weiß, daß Sie durch diesen Brief werden gerührt werden; es werden Ihnen wie mir allerlei Mittel einfallen, die wir, wenn wir früher gewußt, was wir jetzt wissen, hätten anwenden, und wodurch wir vielleicht unsre theure Unglückliche hätten retten können. Sie werden auch bemerken, daß es ein recht wichtiger Umstand ist, daß der Brief, den sie an

mich geschrieben zu haben meldet, ehe sie mir noch die Verbindung mit ihr aufgesagt, mir nicht zugekommen ist; denn Sie wissen, daß ich zehn Wochen lang, bis auf den letzten Brief, worin sie mir absagt, immer vergeblich auf Briefe von ihr gewartet habe. Auch dieses ist Schicksal; ohne Zweifel hätte sich die ganze Scene ändern müssen, wenn uns der Brief zugekommen wäre, und das hat nicht seyn sollen. Jetzt weiß ich nichts besseres und meiner Liebe und meinem Charakter gemäßeres zu thun, als nach meinem besten Vermögen diese theure Seele zu trösten, sie zu versichern, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, sie an die Weisheit und Güte dessen, der die Schickungen lenkt, zu erinnern, und die fast erliegende Großmuth in ihrem unschuldvollen und erhabenen, aber ungemein zärtlichen und in der That verwundeten Herzen wieder aufzurichten. Ich will mich so viel möglich alles dessen enthalten, wodurch ich ihre Zärtlichkeit für mich vermehren, oder den Schmerz über unsre Trennung vergrößern könnte; ich will wenig von meinem eignen Verlust reden, so groß er ist; ich will, anstatt die Sprache der Leidenschaft, die meiner wahren Gesinnung gemäßeste Sprache eines tugendhaften und weisen Freundes reden. —— Meine größeste Freude ist hiebei, eine Probe einer wahren Liebe abzulegen, und zu zeigen, daß

die platonische Liebe bei mir keine Schimäre ist. Dergleichen Freuden sind für mich Ambrosia; für eine einzige solche Empfindung lasse ich den weisen Schülern des Anakreon oder Ovids herzlich gern ihre nektarne Becher und ganze Welten voll rosenwangiger Mädchen aus Mohameds Unparadiese.“

Im Jahre 1756 schrieb er einem Freunde: Ich habe schon vor drittehalb Jahren die schönsten Hoffnungen vor mir verschwinden sehen, die ein menschlicher Mensch in diesem Leben haben kann, und ich habe es als einen mächtigen Wink aufgenommen, daß mich der Schöpfer ganz frei haben will, und verlangt, daß ich, als einer der ihm gewidmet ist, mich blindlings von ihm führen lasse.

3.

Frei wurde Wieland nun wenigstens von allen seinen bisherigen engeren Verhältnissen. Sein Gefühl hatte ihm schon längst gesagt, daß er nicht länger „Bodmers Gütigkeiten stillschweigend empfangen“ dürfe, wie es über ein Jahr lang geschehen war, und er hatte diesem daher

bereits gegen das Ende des Jahres 1753 den Ausdruck seiner innigsten Dankbarkeit geschrieben, und um die freimüthige Erklärung gebeten, ob er nach Bodmers und seines Hauses Konvenienz noch den Winter über bei ihm bleiben könne. Wielands Wünsche waren Bodmers eigne, und so blieb er bei seinem bewährten Freunde noch bis zu Anfang des Sommers, während welcher Zeit er indeß einige Frühlingsmonate in Winterthur verlebte, wo seine Schriften ihm Freunde erworben hatten. Es mußten nun wieder Plane für die Zukunft gemacht werden, und der Erfolg fiel zu Wielands völliger Zufriedenheit aus. Ohne Namen gab er seinen schon erwähnten Plan zu Errichtung einer Privat-Erziehungsanstalt heraus, und dieser Plan gefiel. Man wünschte die Realisirung desselben, ohne daß man dessen Urheber kannte, den jedoch Heidegger, ein würdiger Staatsmann, zu Wielands Vortheil errieth. Ein Edelmann und ein reicher Negociant beschlossen, ihm ihre Söhne zu übergeben, und er lehnte deshalb einen auch von Spalding unterstützten Antrag ab, nach Berlin zu kommen, wo ein Herr von Arnim seine Mitwirkung bei einer Erziehungsanstalt wünschte, die er in der Mark zu stiften Willens war. Wieland beharrte auf seinem Vorsatz, fürs Erste auf drei Jahre in Zürich zu bleiben, zumal da

auch sein Vater ihm hierüber seinen völligen Beifall bezeugte.

Als er am Morgen des 24. Junius 1754 Bodmers freundschaftliches Haus verließ, vermochte er nicht von demselben zu scheiden, ohne den Ausdruck seiner dankbaren Gesinnung und Gefühle zu hinterlassen: „Ich denke — schrieb er an Bodmer — jetzo, da mich die Veränderung meiner Umstände nöthiget, Ihr Haus zu verlassen, an die selige Schickung zurück, die mich zu Ihnen gebracht hat. Was für eine glückliche Periode meines Lebens geht von diesem Zeitpunkt an! Ich kann mit Wahrheit sagen, daß meine Hoffnung, so schön sie war, weit unter dem, was ich wirklich erfahren habe, zurückgeblieben ist. Wie theuer und liebenswürdig sind Sie mir jetzt, da ich durch Zurückschauen auf die lange glückliche Zeit, die ich mit Ihnen durchgelebt habe, mir einen richtigen und vollständigen Begriff von Ihrem Charakter und Leben mache! Hier muß ich Ihnen viel verschweigen, ob es sich gleich in meinem Herzen hervordrängt; aus Furcht der geringsten Aehnlichkeit mit einem Schmeichler. Sie haben die ganze Güte Ihres vortrefflichen Herzens über mich ausgebreitet; Sie waren väterlich für mich besorgt, und nahmen den zärtlichsten Antheil an meinen unglücklich scheinenden Begegnissen. Die Geschichte mit meiner Sophie hat Sie und

Herrn Breitinger mir so groß und liebenswürdig gezeigt, daß ich auch mit meinem kühnsten Wunsch keine edlern Freunde wünschen kann, als Sie beide mir vorkommen, wenn ich solche Eigenschaften des Herzens zu so ausnehmenden Vorzügen des Geistes hinzusetze. Ihre Güte gegen mich ist so groß gewesen, daß Sie mich aller Vertraulichkeit eines Freundes gewürdigt haben, und Ihre liebreiche Herablassung ist so weit gegangen, daß Sie mich den äußerlichen Unterschied des Alters und Standes nur durch einen höhern Grad von dem, was eigentlich Weisheit genannt zu werden verdient, haben merken lassen. Sie haben mir alle Gelegenheit mich zu verbessern gegeben; meine Erkenntniß ist bei Ihnen nicht wenig erweitert worden; und was würde für eine Schmach auf mir liegen, wenn mein Herz, in dem vertrautesten Umgange mit einem Herzen wie das Ihrige nicht gebessert worden wäre!

Wie edelmüthig und mit welcher zärtlichen Art haben Sie meine Fehler getragen und gebessert; Wohlthaten, deren Andenken in gewisser Maaße schmerzlich für mich ist, weil ich Ihnen nur zu vielen Anlaß, eine solche Großmuth auszuüben, gegeben zu haben fürchte. Ich bitte Sie von ganzem Herzen wegen aller meiner Vergehungen um Vergebung, und hoffe sie desto zuversichtlicher, da ich aus unzählbaren Proben

weiß, daß Ihnen das Gute an einem Dinge viel stärkere Eindrücke giebt, als das zufällige Fehlerhafte. — — — —

Ist nicht mein ganzes Leben bei Ihnen ein einziges zusammenhängendes Vergnügen gewesen, und wie konnte es anders seyn, da ich bei Ihnen war? Ich kann dieses mit desto größerer Wahrheit sagen, wenn ich es mit meinem vorhergehenden Leben vergleiche. Wie werde ich klein in meinen Augen, wenn ich besorgen muß, so vieler Vortheile mich nicht würdig genug bezeigt zu haben.

Wie groß aber zeigt sich Ihre Güte gegen mich, mein unschätzbarer, wohlthätiger Freund! wenn ich alle guten Folgen derselben erwäge, die ich eigentlich Ihnen zu danken habe! Alles Angenehme und Nützliche meines hiesigen Aufenthaltes ist gewissermaßen ein Geschenk von Ihnen, und (was Ihrem Herzen eine wahre Freude machen muß) Sie haben sich durch Ihre in unsern Tagen so ungewöhnliche Freundschaft gegen mich weit mehr als nur Ein edles Gemüth verpflichtet. Es wäre vielleicht einem andern unangenehm, sich mit so unzähligen Wohlthaten nur von einem Menschen (welches man sich sonst nicht gewohnt ist) überhäuft zu sehen; mir aber ist es recht angenehm, alle Verbindlichkeiten, die ich gegen Sie habe, alle Proben Ihrer Liebe, von denen ich nur etliche angeführt

habe, mir wieder vorzustellen, und ich fühle es, daß es angenehm ist, einem Bodmer verpflichtet zu seyn. Doch gestehe ich, daß die Empfindung unsers Unvermögens, einem solchen Freund (der, wenn er auch nicht unser Wohlthäter wäre, schon alle unsere Liebe verdiente) nach der ganzen Fülle unsers Herzens wirkliche Proben unserer eifrigen Gegenliebe zu geben, etwas ganz Schmerzhaftes ist.

Ich erkenne gar wol, daß eine so besondere und ausgebreitete Gewogenheit nicht blindlings gerade auf mich gefallen ist. Sie haben, wie ich es in einem meiner Gedichte ausgedrückt, meine Bestimmung erkannt; und hier preise ich die Güte Gottes, die mich endlich zu solchen Menschen gebracht hat, welche zu einer solchen Einsicht geschickt, und zugleich so geneigt waren, meine wahrgenommene Bestimmung kräftig zu befördern.

Ich bin nicht im Stand, mit Worten so viel als ich wünsche alle zärtliche Dankbarkeit auszudrücken, die ich für die ausnehmende Güte der Frau Professorin gegen mich in vollem Maaße empfinde. Sie hat mit aller Vorsorge und Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter gegen mich gehandelt, und sich bis zu tausend kleinen Bemühungen erniedriget, welche nur eine ausnehmende Leutseligkeit und eine mütterliche Gewogenheit ihr hat auftragen können. Der

Himmel segne Sie dafür, das ist mein und meiner lieben Mutter herzlicher und täglicher Wunsch.“

In Bodmers persönlichen Anekdoten (welche nie gedruckt worden sind), findet sich folgende Stelle: „Wieland ersetzte mir Klopstock, den verlornen Lebbäus. Die Muse des alten Mannes wetteiferte mit der Muse des jungen Menschen. Ich schrieb in meinem Zimmer, er in der schattigen Laube an der äußeren Ecke meiner Reben. Ich nahm seine Entschuldigung nicht an, da er sagte:

Albern ist und niedrig, der sich in Streit mit dem einläßt,
Der ihn nahm in sein Haus, und ihm gab die Liebe Edeln.

Ich entwöhnte mich mit Schmerzen von seinem täglichen Umgang, da er bei einem Kaufmann sich der Pädagogie unterzog.“

4.

Von nun an lebte Wieland vier Jahre lang in dem Hause des Herrn v. Grebel, dessen Söhne er unterrichtete, und fand hier alle die Wünsche erfüllt, die er für solch eine Lage gehabt hatte. Er war ein junger Sokrates unter

jüngeren Leuten, fand die größte Achtung; an einer der tugendhaftesten und klügsten Damen eine zweite Mutter, und mehr Rücksicht auf sich genommen, als er je erwartet hatte. Seine bloßen Winke wurden sorgfältig ausgespäht, um sogleich vollzogen zu werden. Er hatte mithin alle Ursache, mit seiner Lage zufrieden zu seyn, und war es auch, nur im Anfange nicht mehr so in sich glücklich, als er sich ehedem gefühlt hatte.

Wie männlich er auch den Verlust der Geliebten zu ertragen gesucht, so mußte doch dieser erste große Schmerz seines Lebens, die plötzliche Vernichtung aller seiner irdischen Hoffnungen, eine Wirkung auf sein Gemüth machen, die nur die Zeit allmählig vertilgen konnte, und diese Wirkung mußte um so tiefer nach innen gehen, je weniger ein leidenschaftlicher Ausbruch dem gequälten Herzen Erleichterung verschaffte. Zwar ergoß er seinen Schmerz in Elegien voller Klagen über die Trennung von seiner Geliebten (wovon in Zürich noch mehrere handschriftlich existiren), allein selbst diese, zur Linderung des Schmerzes sonst so dienlich, wo nicht gar einen schon gemilderten Schmerz verrathend, äußerten an ihm nicht ihre volle ganze Wirksamkeit. Mit der Geliebten hatte er ja zugleich auch seine ganze Haltung verloren, denn Sie hatte ihn ja bisher begeistert, Sie hatte er überall

nur im Auge gehabt, und alles nur gethan, um Ihrer werth zu seyn. Das alles war nun dahin, so unwiederbringlich dahin! — Da nun seine Sehnsucht kein Ziel auf Erden mehr hatte, so wendete sie sich ganz und ausschließlich nach oben, und er konnte sich Vorwürfe darüber machen, ein irdisches Wesen geliebt zu haben, wie er nur das ewige Wesen hätte lieben sollen. Die Liebe wich in seinem Herzen der Religion, der er sich aber in seinem jetzigen Seelenzustande nicht in die Arme werfen konnte, ohne daß er alle Eindrücke, die sie auf sein Gemüth als Kind gemacht hatte, in verdoppelter Kraft wieder gefühlt hätte. Sein zuweilen wankender Glaube, die Zweifel, die in ihm aufgestiegen waren, seine ganze Freidenkerei schienen ihm jetzt Verbrechen, die er abbüßen müsse.

In keinem Zeitraume seines Lebens war er sich selbst so wenig klar gewesen, als in dem jetzigen, und mehreres kam noch hinzu, ihn auch zu keiner Klarheit kommen zu lassen. Der Dichter der Prüfung Abrahams, dessen Einbildungskraft schon hiedurch mit dem Gedanken unbedingter Hingebung in den Willen Gottes jetzt mehr als je vertraut war, und der in seinem Sujet nur das Vorbild einer größeren, für die ganze Menschheit wichtigen, geheimnißvollen Opferung sah, studirte nun diese Zeit mit großer Anstrengung fast Tag und Nacht,

vornehmlich Platon, und es begreift sich leicht, daß er gerade jetzt das theologische System dieses Homers der Philosophen, mit allen Ideen und Idealen desselben, in keinem andern Lichte sah, als worin es die mystische Theologie unter den Christen seit dem heiligen Augustinus von jeher gesehen hat. Nebenher las er noch Kirchenväter, die Schriften vieler Mystiker, die Lebensbeschreibungen von Heiligen, unter denen ihn besonders die der heiligen Therese sehr anzog, und andre Werke ähnlicher Art, die ihn, dem es um die Tugend so redlicher Ernst war, immer mehr zu einer sehr strengen Ascese hinzogen. Die Poesie endlich und poetische Muster, vornehmlich Young und Klopstock, befeuerten seine ohnehin schon erhitzte Phantasie noch mehr, und unterhielten die Spannung seines überreizten Gemüths. Wie hätte er sich jetzt innerhalb der Grenzen einer ruhigen Forschung halten können! Wer in seinem Zustand und unter seinen Umständen kein Schwärmer wird, dem muß die Natur alle Anlage dazu versagt haben. An solcher Anlage fehlte es nun Wielanden ganz und gar nicht; bis zu welchem Grade sie sich aber entwickelt hatte, das können uns mehrere seiner damaligen Aeußerungen am besten beweisen.

„So einsiedlerisch ich hier Vielen scheine, so bin ich es doch noch lange nicht so viel, als ich es gerne möchte. Seyn Sie so gut und melden mir, ob es keine Wüste in Ihren Gegenden hat; ich habe schon seit manchem Jahr große Lust, ein Eremit zu werden. Ich versichre Sie im Ernst, daß ich der Thorheiten der Welt und meiner eigenen herzlich müde bin.“

Sehr vermuthlich kennen Sie die wahren Mystiker nicht durch sich selbst und aus ihren Schriften; ohne Zweifel halten Sie dieselben mit dem großen Haufen der Gelehrten und Ungelehrten für Phantasten und Fanatiker; aber wissen Sie auch, daß es wirklich in meiner Gewalt ist, Ihnen zu beweisen, daß Armelle mehr weise war, als alle Philosophen zusammengenommen, und daß der unfehlbare Weg, zum höchsten Grad der Glückseligkeit in dieser Welt zu gelangen, der Mystizismus ist, welcher, ohne eine gänzliche Verläugnung aller irdischen Dinge und unserer Selbst nicht bestehen kann, und daher ziemlich nahe mit dem Eremitenleben zusammenhängt. Mich dünkt, was Sie stößt, sey dieses, daß Sie meinen, man wolle die auf ihren höchsten Grad getriebenen mystischen Sätze zu allgemeinen Lebensregeln machen. Dieses ist gar nicht. Man will nur, daß es

einem erlaubt sey, ebensowol ein Eremit zu seyn, als es erlaubt ist, unverheirathet zu bleiben, und daß man ebensowol Gott über Alles und in Allem mit der reinsten Liebe, deren ein edles Herz fähig ist, lieben dürfe, als wir andern kleinen Seelen Geschöpfe von Staub lieben, deren Liebenswürdiges doch im eigentlichsten Sinn nur ein matter gebrochner Strahl oder, wenn ich so sagen darf, eine mißgestaltete Karikatur der göttlichen Vollkommenheit ist. Meinen Sie, ein Einsiedler müsse eo ipso, daß er einsam lebt, in der Welt unnütz und ein Timon seyn? — Nur ein solcher kann die Menschen recht uneigentlich lieben. Er kann für sie denken, für sie schreiben, für sie beten, und durch sein Exempel ihnen zeigen, daß es nur ihre allzugroße Gefälligkeit gegen sich selbst ist, wenn sie in Zähmung ihrer Leidenschaften nicht so weit kommen, als ein tugendhafter Mensch soll. Wie lange wollen wir doch so viel Geräusch mit unserer Aktivität machen? Ich möchte wol wissen, wie groß eigentlich der Nutzen sey, den wir stiften?

„Es ist eine meiner größten Freuden, wenn mir ein Mann von großen Talenten bekannt wird, der einen guten Gebrauch davon macht, und eine noch größere, wenn derselbe ein Christ

ist, dessen Herz von den großen Wahrheiten der himmlischen Lehre Jesu durchdrungen ist, und der zugleich so viel Gaben und Geschicklichkeiten besitzt, daß er zur Ausbreitung der Religion etwas kräftigeres als Wünsche, oder höchstens ohnmächtige und übelverstandene Bemühungen beitragen kann. Meine Freude ist ungemein, wenn ich an einem solchen Mann die Kunst des Redners finde, die ich wegen ihrer Gewalt über die Herzen, und wegen des Gebrauchs, den die Lehrer der Wahrheit von ihr machen können, für die schönste und beste aller Künste halte. Was haben wir sonst, da wir keine Wunder thun können, womit wir die schlummernden Menschen aufwecken, ihren Ekel vor der Wahrheit benehmen, ihre Triebe und Affekte, die für das Gute so unthätig sind, aufbringen, und ihren zerstreuten, herumflatternden Geist fixiren und aufmerksam machen könnten, die Stimme der Wahrheit und der Gottheit, die in ihnen redet, zu hören. Mich dünkt, wem der Herr der Geister dieses große Talent gibt, dem gebe er mit demselben Gewalt über viele Seelen, und fordere von ihm, alle seine Kräfte anzuwenden, daß er sie überrede, und mit süßer unwiderstehlicher Gewalt nöthige, sich ihrem Schöpfer zu heiligen, und ihrer großen Bestimmung gemäß zu leben. Ich habe keinen angelegenern Wunsch, als das Werk des Herrn mit

wahrem Eifer und gründlichem Nachdruck getrieben zu sehen, und es ist darum meiner Seele in ihrer Einsamkeit nichts entzückender, als immer mehr solche, mit ihr befreundete, und von dem gleichen Geiste getriebene Seelen zu finden, die ihre Stärke, ihre Gewalt über andere zu einem so seligen Zweck anwenden, als dieser ist, die Tugend, die Liebe zu Gott, den thätigen Glauben der göttlichen Wahrheiten und Offenbarungen zu erwecken und zu erhalten.“

Alle diese Aeußerungen Wielands sind von dem Jahre 1756, zwei Jahre nach der großen Veränderung seines äußeren und inneren Lebens, niedergeschrieben, und wenn dieser Nachhall seiner damaligen Gedanken und Empfindungen Aufschluß über seinen Gemüthszustand giebt, so dient uns dieser wiederum zum Aufschluß über den eigenthümlichen Charakter seiner damaligen Schriften.

Die von ihm in den Jahren 1754 bis 1756 erschienenen Schriften sind theils poetische, theils philosophische. Zu jenen gehören die, obgleich nicht metrisch abgefaßten, Psalmen, welche unter dem Titel: Empfindungen eines Christen, herauskamen, weil jener Titel damals anstößig schien, mehrere Hymnen, von denen

der Dichter nachmals nur den Hymnus auf Gott, nicht aber die auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers beibehalten, obschon Eschenburg einen davon in seine Beispielsammlung (Bd. 4. S. 198) aufgenommen hat, und die Erinnerungen an eine Freundin, ein moralisches Gelegenheitsgedicht. Zu den philosophischen Schriften gehören Timoklea, Wielands erster Versuch in Sokratischer Manier, der sich dem Inhalt nach an jene Erinnerungen anschließt, die Sympathien und die Platonischen Betrachtungen über den Menschen. Alle diese Schriften sind halb christlich, halb platonisch, die christlichen mystisch-ascetisch, voll eines frommen Eifers für den Glauben, die platonischen ruhiger betrachtend, voll Wärme für Tugend, Schönheit und Liebe. Derselbe Geist athmet auch in den zwei Aufsätzen, die er selbst als Visionen bezeichnet, in dem Gesicht des Mirza, eine Allegorie nach Art derer, womit so oft der Dichter Platon dem Philosophen aushalf, und in dem Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, dergleichen Wieland jetzt schon zum dritten Male hatte; ein Beweis seiner Vorliebe für einen Gegenstand dieser Art. Nur die Sympathien halten nicht ganz denselben Ton, sondern erinnern zuweilen an die — Empfindungen eines Christen,

mit denen wol schwerlich jeder gute Christ sympathisiren konnte, weil sein Eifer für Glauben und Frömmigkeit sich hie und da völlig wie der Eifer eines fanatischen Mönchs gebärdete. Er weiß nichts mehr vom Geiste der Duldung, sein Urtheil ist derb, hart und bitter, und seine Erbitterung steigt.

In den Sympathien — vom Jahre 1754 — spricht er das Verwerfungsurtheil aus, nicht blos über Ovid, sondern auch über Anakreon, Tibull, Chaulieu, Gay und Prior, und ruft dem Jünglinge, den er bekehren will, zu: „Wenn du so empfindlich für die Vergnügen der Einbildungskraft bist, hat denn die wahre Unschuld, die Rechtschaffenheit, die Religion keine Grazien? Oder ist es unmöglich, sie in einer gefallenden Gestalt, in ihrem vortheilhaftesten Licht und mit lieblichen Farben zu schildern? Aber diese leichtsinnigen Kupido's, diese Lehrer der Kunst, zu küssen und zu trinken, haben dir einen Geschmack an der Tändelei eingeflößt, die dich gegen die ernsthaften und frommen Musen gleichgültig macht. Schäme dich deines verwöhnten, unedlen Geschmacks! Erweitre deine Seele, und lehre sie ernsthaft seyn, wenn du die Welt und jedes Ding in seinem wahren und schönsten Licht und Ebenmaaß sehen willst. Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunst ihren rechten Namen

gegeben, da er ſie den Wein der Teufel nannte, womit ſie unbeſonnene Seelen berauſcht, um ſie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln.“

Schon derb genug; allein der Erguß von Galle kommt immer ſtärker. „Der Feind alles Guten, heißt es, da er ſah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des chriſtlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derſelben herrlicher zu machen, hat ſich klüglich entſchloſſen, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu ſeinem Zwecke zu kommen. Er verwandelt ſich bald in den Bakchus, bald in den Kupido, bald in einen unfläthigen Satyr, und begeiſtert die witzigen Jünglinge unſerer Zeit, uns ſcherzend und ſingend um den Geſchmack der Tugend zu bringen, die lüſternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeit zu ſchmücken, und einer Sittenlehre, die epikuriſche Theologie vorausſetzt, die Reizungen der Trägheit und Wolluſt zu leihen.“ Solchen Anſichten gemäß wird Gleim getadelt, daß er ein Anakreon ſey, und Gaben, welche ihn geſchickt machen, mit den himmliſchen Chören harmoniſch, die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu ſingen, im Lob einer erdichteten Phyllis verſchwende; Petrarcha wird bedauert, daß er von ſeiner Laura mit einem Entzücken ſpreche, worein uns keine menſchliche

Vortrefflichkeit setzen sollte; ja selbst Pindar hätte seinen erhabenen Geist nicht mißbrauchen sollen zur — — Verschönerung der Göttergeschichte. Wahrscheinlich aus Rache flüsterte ihm Pindars Geist den Gedanken ein, bei seinen Hymnen an Pindar zu erinnern. Sein frommer Paroxysmus stieg bis zu dem Grade, daß er endlich, mit Verleugnung alles ästhetischen Gefühls, rund heraus erklärte: „jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, sollte auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendliche mal vorziehen.“

Die erste Ausgabe der Empfindungen eines Christen — vom Jahre 1755 — war dem Ober-Konsistorialrath, nachmaligem Bischof, Sack in Berlin zugeeignet, und in der Zuschrift denunzirte Wieland diesem „schwärmende Anbeter des Bakchus und der Venus, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig austilgen.“ Er forderte auf, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten,“ und fügte

hinzu: Weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist; so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; Meine Lieder; Vermischte Poesien.“ Wer würde vermuthen, daß die hier denunzirten Lyrischen Poesien von Uz waren, nach dessen Namen er bei der früheren Ausgabe begierig gefragt hatte?

Gewiß, solch frommer Eifer war eines Anachoreten der thebaischen Wüste würdig, und es fehlt wenig zu einem Dominikaner! Keine Spur mehr von dem vorigen Wieland. Woher solch schwärmerischer Eifer? — Wie vielen Antheil hieran auch seine jetzige Stimmung oder Verstimmung haben mochte, so war sie doch nicht die einzige Ursache. Die Stelle eines Briefes von Geßner an Gleim löst das Räthsel. „Ich habe, schreibt dieser, Herrn Uzens neue Ausgabe seiner Lyrischen Gedichte gesehen. Sie wollen, daß man ihn verschone; für mich sag' ich's Ihnen zu, denn ich bin kein streitbarer Held. Ich ruhe mit Feder und Dintefaß gern im Schatten des Friedens. Bodmer und Wieland sind beleidigt; ich zweifle aber, daß sie ausziehen werden. Sie sind um so viel mehr beleidigt, weil Uz es ist, der gegen

sie aufsteht, einer von denen, die, wie Gellert und Hagedorn, allgemeinen Beifall haben, weil ihre Dichtarten jedermann gefallen müssen. Uzens Ausspruch wird viele determiniren, die noch zweifelhaft waren, denn seine Lyrischen Gedichte werden, die meisten mit Recht, bewundert." — Man sieht, daß Wielands Ausfall einen Angriff abschlagen sollte, und es war wol ohne Zweifel Bodmer, welcher Wielands damalige schwärmerische Frömmigkeit benutzte, den Gegner so derb und tüchtig als möglich abzuführen. War es doch auch Bodmer, welcher Wielanden um eben diese Zeit zu einem kritischen Feldzug spornte! Wieland schrieb noch in demselben Jahre auch die Ankündigung einer Dunciade für die Teutschen (Berl. 1755), ein Sündenregister Gottscheds, der durch eine eigne Art von Betrug die Schweizer neuerdings gegen sich aufgereizt hatte. „Wie wenig es Herrn Gottsched koste, heißt es S. 50 dieser Schrift, Streiche von dieser Art zu machen, davon hat er in einem vor zwei Jahren herausgekommenen Werkchen unter dem Titel: Briefe, nebst andern poetischen und prosaischen Stücken, eine neue und unerhört unverschämte Probe gegeben. Diese Schrift, welche einen verdienstvollen schwäbischen Freiherrn zum Urheber hat, wurde ohne Bekanntmachung seines Namens in

Leipzig gedruckt. Herr Gottsched war damals Censor. Er fand bei Durchgehung des Manuskripts in einem Briefe über die Neigung zum Wunderbaren eine Stelle, welche er mit geringer Mühe so verändern zu können glaubte, daß sie anstatt eines Lobes der Messiade und des Noah, wie die Urschrift wollte, den verächtlichsten Tadel derselben enthalten würde. Das Manuskript des Verfassers hatte folgende Stelle: Fragen Sie einmal Ihren Buchhändler, was für Bücher am meisten abgehen? Er wird Ihnen gewiß zwanzig Hexenhistorien, Robinsons, Geistergeschichten und dergleichen Skarteken, statt einer einzigen Ausgabe des Messias oder Noah, nennen. Herr Gottsched, welcher die Schrift zur Censur bekam, fand für gut, mit einer kleinen Versetzung der Worte diese Stelle zu verfälschen, und dem Freiherrn von G(emmingen) die Ehre anzuthun, ihn zu einem Duns umzuschaffen. Er setzte, wie man in besagter Schrift lesen kann:*) Er wird Ihnen gewiß zwanzig Hexenhistorien, Robinsons, Geistergeschichten des Messias oder Noah, und dergleichen Skarteken, statt einer ein-

*) In der neuen Ausgabe von 1769 S. 138 steht wie oben.

zigen Ausgabe alter Schriftsteller nennen. Der Verfasser dieser schönen Sammlung sahe sich genöthiget, in einem eigenen Bogen seine Ehre gegen diesen Falsarius sicher zu stellen, und desselben Schande aufzudecken.“ Wieland ließ es nun auch seinerseits in dieser Schrift, die nur die Vorläuferin einer größeren seyn sollte, so wenig hieran fehlen, daß Andreas Cramer urtheilte, wenn Gottsched nur noch einen Funken von Ehrgefühl habe, so müsse, nach Lesung dieser Schrift, der erste Strick ihm der liebste seyn, um sich aufzuhängen.

So zeigt sich denn Wieland hier überall in einer Art von leidenschaftlichem Zustande, wie ein mit Milz- und Gallsucht Behafteter. Man sehe nun aber, welch einen Abstich mit diesen Schriften schon seine philosophischen, selbst von demselben Jahre, machen, und man wird leicht erkennen, wie seine veränderte Lebensweise eine allmählige Rückkehr zu seiner natürlichen Stimmung bewirkte. Eine Art von Abspannung scheint damals bei ihm eingetreten zu seyn; die den höchsten Punkt erreicht hatte, als er gegen die Mitte des Jahres 1756 einem Freunde schrieb: „Ich verschlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz; ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowol meine sehr blöden Augen als mein Gehirn

dem denkenden Wesen oft versagen. Zuweilen wünsche ich, daß ich ein halb Dutzend muntre Seelen hätte, die der meinigen subordinirt wären, und alles das nach meinem Sinn ausführten, was ich nicht kann. Dergleichen Wünsche sind fast alles, was mir von meiner ehemaligen jugendlichen Lebhaftigkeit übrig geblieben.“ In der That machte er eine schriftstellerische Pause von einigen Jahren, aber gerade dieser Zeitraum anscheinender Unthätigkeit ist für die Geschichte seines innern Lebens sehr wichtig.

Durch Aufgeben des bisher nur zu treu befolgten Vorsatzes, in der Schweiz nur Bodmer und dessen Freunden zu leben, wovon die immer größere Entziehung von dessen Einfluß eine natürliche Folge war, durch eine größere Abwechselung, die in sein Leben kam, durch eine gewisse Geistesdiät, die er halb gezwungen, halb freiwillig beobachtete, erhielt allmählig sein Geist eine andre Richtung, sein Gemüth eine andre Stimmung. Die Festtage brachte er abwechselnd auf einer Besitzung des Fabeldichters Meyers von Knonau, oder zu Altstetten bei seinem Freunde Schinz zu, mit dessen kleiner Tochter er gern spielte, und der er oft auf einer blumenreichen Wiese Kränze wand. Für gewöhnlich las er jetzt nur des Vormittags, ehe er seinen Unterricht begann,

wendete freie Zwischenstunden zum Zeichnen und zur Musik an, und mußte einen beträchtlichen Theil seiner Zeit dem gesellschaftlichen Umgange widmen. „Ueberdem sind — schrieb er — etwa ein halb Dutzend Häuser, wo ich um allerlei Verbindungen willen von Zeit zu Zeit Besuch machen muß. Zu diesem allen setzen Sie noch drei oder vier liebe Freundinnen, deren Umgang unter diejenigen Vortheile gehört, die mir mein Leben am meisten versüßen, so werden Sie nun begreifen, wohin ein guter Theil meiner Abende kommt. In der That liebe ich das Haus so sehr als eine Schnecke, aber es ist mir nicht erlaubt, meiner Neigung hierin zu folgen, und wenn ich mich bemühe, in jeder Woche einige Abende für mich zu behalten: so riskire ich allemal, dem einen oder andern von meinen Freunden und Bekannten zu mißfallen. Es bleibt mir also keine Muse zu meinen Nebenarbeiten, als in jeder Woche ein Paar Abende, und die Stunden der Nacht, die ich dem Schlaf zu entwenden pflege.“

Neue Freundschaften mit jüngeren Männern, die er um diese Zeit stiftete, zogen ihn ebenfalls unvermerkt von der früheren Richtung ab. Zu seinen neuen Freunden gehörten vorzüglich der gemüthvolle Idyllendichter Salomo Geßner, dessen Bekanntschaft er in Bodmers Hause nicht hatte machen wollen, und Füeßli,

der rühmlich bekannte Kunstfreund; (der nachmals als Künstler berühmt gewordene Füeßli war damals erst 16 Jahre alt, erregte aber schon große Hoffnungen und Wielands Antheil an ihm;) doch scheint keiner mehr auf ihn eingewirkt zu haben als einer, den er erst späterhin persönlich kennen lernte, mit dem er aber, seit dem Anfange des Jahres 1756, Jahre lang einen sehr lebhaften Briefwechsel unterhielt. Dies war der damals zu Brugg im Kanton Bern als Stadtarzt lebende, nachmals so berühmt gewordene Joh. Georg Zimmermann, der zu jener Zeit an den Werken, die seinen Ruf begründeten, vom Nazionalstolz, von der Erfahrung in der Arzneikunde, von der Einsamkeit, arbeitete, dessen feuriger, vielumfassender Geist aber sich an der Beschäftigung mit so verschiedenartigen wissenschaftlichen Gegenständen noch nicht begnügte; Zimmermann sehnte sich, sein Vorbild, Haller, auch in der Poesie zu erreichen, und dies bewirkte die erste Annäherung zwischen ihm und Wieland. Eben damals hatte er ein Gedicht auf die Zerstörung von Lissabon verfertigt, welches er Wielanden in der Handschrift zusendete.

Den Umgang mit Bodmer und Breitinger vernachlässigte Wieland bei allem diesem keineswegs, allein Bodmer klagte doch, schon zu Ende des Jahres 1754, über Vernach-

läſſigung, tadelte die Veränderung, die er an ihm bemerkte, und warf ihm Verſchwendung der Zeit vor. Wieland folgte bei dieſen Vorwürfen im erſten Augenblicke den Eingebungen ſeines Unmuths, bald aber ſiegte ſein Gefühl für Bodmer, und er ſchrieb ihm zu ſeiner Rechtfertigung Folgendes: Ich finde in Ihrem ganzen Betragen gegen mich den edel für mich beſorgten gütigen Freund. Mein ganzes Herz dankt Ihnen dafür. Sie haben geglaubt, ich fange an, mich ſelbſt zu vergeſſen, und haben mich zu wecken verſucht. Sie haben Rückhaltung an mir entdeckt, und geglaubt, meine neuen Freundſchaften machen mein Herz von meinen beſten, weiſeſten und redlichſten Freunden abwendig. — Erlauben Sie mir, das redliche Herz Ihres jungen Freundes zu retten. — — — Es kommt mir nicht in den Sinn, mich Ihrer Aufſicht zu entziehen, oder Ihren ſcharfſichtigen Augen zu entfliehen. Ich habe auch keine Urſache dazu. Ich erinnere mein Herz oft an das Auge, welches Alles ſiehet. Ich hoffe, meine Handlungen, ſeitdem ich Ihr werthes Haus verlaſſen, haben mit meinen redlichen Abſichten, wenigſtens bis auf das unendlich Kleine, übereingeſtimmt. Indeſſen ſehen Sie gar wol, daß es demungeachtet Sachen geben kann, die man für ſich zu behalten Urſache haben kann, ob ſie gleich an und für

sich selbst allen Verständigen und Tugendhaften bekannt seyn durften. Man hat auf mancherlei Verhältnisse zu sehen, und diese sind nicht immer in unsrer Gewalt. Glauben Sie also, daß ich in meiner alten Offenherzigkeit mit Ihnen und Herrn Chorherr Breitinger umgehen werde, obgleich diese Offenherzigkeit durch Klugheit und andere Verhältnisse ihre Schranken bekommen muß. — — — Ich will aufs Neue bemüht seyn, meine Zeit aufs Beste anzuwenden; ob ich gleich eben das schon vor zwei und vier und acht Wochen zu thun bemüht war. Ich will das angefangne Werk *) vollenden, ich will lesen und schreiben und denken, und alles, was man von mir fordern kann. Es demüthigt mich sehr, daß ich gespornet werden soll. Von der zartesten Jugend an habe ich keinen Treiber nöthig gehabt. Ich habe immer gerne meinen Neigungen und Einsichten gefolgt, und habe daran recht gethan. Hätte ich's nicht gethan, so hätte ich Bodmern und Breitingern nie zu Freunden bekommen, und es wäre nichts von dem geschehen, was seit vier Jahren geschehen ist. Sie wissen wol, daß ich einen Genius in mir habe, der von sehr aktiver und entreprenanter Natur ist. Wir wollen ihm

*) Ohne Zweifel die Dunciade.

ein wenig etwas zutrauen. Sie wissen meine Absicht bei meinem ganzen Leben. Ich will glücklich seyn, und zwar nach meiner Einsicht glücklich seyn, und, so viel als möglich ist, nützen. Möge mich die Liebe aller Redlichen verlassen, wenn ich jemals aus Vorsatz oder Schuld meine Bestimmung verfehle."

Diese augenblickliche Rückkehr zu Bodmer und die dauernde Liebe und Hochachtung Wielands für denselben, die ihn zu jeder möglichen Rücksicht bewog, konnte aber das Verhältniß zwischen beiden doch nie völlig als das alte wiederherstellen, und diese Erklärung Wielands ist demnach als der erste Schritt zu betrachten, seine Selbstständigkeit gegen eine Art von Vormundschaft zu retten. Aeußerst nachgiebig in vielen Punkten, war er in manchen doch auch sehr hartnäckig, und ein solcher Punkt war der Umgang mit seinen — Freundinnen, den er immer mit großem Eifer verfocht.

Wie er späterhin scherzend äußerte, er habe in seinem siebzehnten Jahre eine Maitresse gehabt, dergleichen kein König sich rühmen könne, so sagte er auch, daß er zu Zürich sich ein Serail gehalten habe. Seine Sympathien zeigen uns auch, daß an die Stelle seiner Serena-Doris eine Selima, Diotima, Melissa, Cyane, Ismene, Arete, Eulalia, Sacharissa getreten sind. Von allen

diesen war keine die bloße Geburt seiner Phantasie, außer insofern diese etwa die wirklichen Personen in seine Ideale verwandelte, was denn freilich mehr als einmal, und zuweilen auf eine Weise geschah, über die sich mancher verwundern dürfte. So zog er der rosenwangigen Sacharissa Cyanen vor, ein Landfräulein, „aus deren Leibe man zwar wenigstens drei engländische Mädchen hätte machen können, die aber — eine sehr idealische Seele hatte.“ Noch auffallender aber wird man folgende Erklärung finden. „Junge Mädchen — schrieb er den 11. Jan. 1757 an Zimmermann — sind mir meistens verächtlich, oder höchstens so hoch geachtet als Papillons. Affektazion, Pruderie, Koquetterie und dergleichen kann ich nicht leiden; ein ehrliches, arbeitsames Bauermensch ist in meinen Augen eine vortrefflichere Kreatur als eine brillante Koquette; zum Umgang aber wünschte ich mir die letzte so wenig als die erste. Die wenigen Damen, mit denen ich hier einigen Umgang habe, sind alle über vierzig Jahre; keine davon ist jemals eine Beauté gewesen; alle sind einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig, eine davon hat viel Witz und Lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen, ohne es gegen Leute, die nicht ihre intime Freunde sind, anders als durch vorzügliche Bescheidenheit merken zu lassen; — eine andre hat eine

recht Englische Unschuld und Güte des Herzens, alles was man unter dem Wort Schönheit der Seele versteht; mit einer Demuth, die den Werth ihres Herzens und ihre vielen natürlichen Fähigkeiten und Vorzüge halb verhüllet; diese ist die Eulalia der Sympathien. Noch eine meiner liebsten Freundinnen ist ein satyrischer Kopf, eine halbe Philosophie, ein thinker, ein naseweises, spitzfindiges Geschöpf, das sich sehr geschickt albern stellen kann, um einem jeden andern seine Thorheit zu insinuiren. Wissen Sie nicht bald genug von meinem Serail? Ich bin in der That gewissermaßen der Großtürk unter ihnen, ich gebe ihnen wenig gute Worte, und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genie über die ihrigen, mich bon gré mal gré zu lieben. Das war sehr groß gesprochen, nicht wahr?“

War es nun aber bloßer Scherz von Wieland, daß er gegen die jungen Mädchen etwas hatte, wie er nicht blos hier, sondern wiederholt versichert? Es wäre möglich, daß diese Sonderbarkeit die Wirkung mehrerer zusammentreffender Ursachen gewesen wäre, von denen er selbst in dem genannten Briefe einige anführt, ohne es zu wissen. Die erste Ursache wäre dann ohne Zweifel seine erste Liebe zu einem Mädchen, das, wenn auch nur wenige Jahre, doch älter war als er; denn diese Liebe fiel in eine Zeit,

worin mit wenigen Jahren ein Mädchen vor einem Jünglinge viel voraus hat, auch vor einem Jünglinge wie Wieland, ein Mädchen wie Sophie. Durch sie war er verwöhnt, an das weibliche Geschlecht Ansprüche zu machen, die nicht jedes Mädchen so erfüllen konnte, wie das, welches er, auch jetzt, nichts weniger als vergessen hatte. „Sie war — schrieb er — meine Geliebte und Braut, — sie ist verheirathet, — genug davon! Es ist keine Sophie mehr, wenigstens nicht für mich. Ich kann kein Frauenzimmer angenehm finden, das in ihrem Charakter, in ihrer Gemüthsart, in ihren Empfindungen, oder in ihrer Person nicht einige starke Aehnlichkeit mit meinem Engel hat. — — — Die Ungenannte in den Sympathien ist die Königin meines Herzens. Das war sie und wird es allezeit seyn. Ach! sie war es so sehr, die Zauberin, daß sie mich, gleich der Circe, etliche Stunden lang sogar in einen anakreontischen Dichterling verwandeln konnte.“ So wenig nun aber die jungen Mädchen seinem Ideal entsprachen, eben so wenig entsprach Er dem Ideal der jungen Mädchen, und dies wäre die zweite Ursache, warum er sie nicht leiden konnte; diese zweite Ursache aber ist sehr bestimmt in einer Nachschrift zu jenem Briefe angegeben. „A propos! — heißt es — vous avez bien deviné! Ich kann kein rechtes

Kompliment machen, und bin ein ziemlich tölpischer Kerl. Und doch wurde ich einmal, so sehr als es möglich ist, von einem Frauenzimmer geliebt, welches an guten Manieren und dem, was man savoir vivre heißt, von niemand übertroffen und von jedermann bewundert wurde. Was mag die Thörin an dem Pedanten gesehen haben?" Unverkennbar ist es, daß Wieland hier im Selbstgefühl von seinem innern Werthe spricht: woher dann aber die nicht zu verbergende Empfindlichkeit darüber, daß die heillosen jungen Mädchen so viel Werth auf die äußere Manier legten, die er nun gerade nicht hatte? Fast scheint es doch, als ob er es nicht allzu übel würde empfunden haben, wenn ein junges Mädchen, freilich von einiger Aehnlichkeit mit Sophien, — etwas hätte die Phantasie wol dabei gethan, — sich darüber hätte hinwegsetzen können, ja als ob er es eigentlich nicht gern gesehen hätte, daß es keine that. Dies ging nun aber einmal nicht, blos weil junge Mädchen — junge Mädchen sind; es verhielt sich aber ganz anders bei Mädchen von einem gewissen Alter, und noch mehr anders bei Frauen und gar Wittwen, die unter seinem Vorsitz eine kleine Gesellschaft bildeten, welcher er Vorlesungen hielt, sämmtlich von der Art, wie die Aufsätze in seinen damaligen Schriften sind. Dieses nun macht eigentlich

die dritte, vierte und fünfte Ursache aus, warum Wieland die jungen Mädchen nicht leiden konnte. Diese Ursachen mögen aber jetzt unangeführt bleiben, weil Wieland damals sie selbst noch nicht kannte, und wol, wie es scheint, die Weiber überhaupt noch nicht sonderlich. Wenigstens legt er sehr naiv folgendes Geständniß ab: „Sie wissen, daß ich überhaupt ein Bewunderer und Verehrer des schönen Geschlechts bin. Vielleicht (unter uns gesagt) wäre ich es weniger, wenn ich viele Frauenzimmer durch mich selbst kennen gelernt hätte. Dazu habe ich nie Zeit genug gehabt. Ich liebte einsmals — — —“, es versteht sich, daß er nun auf Sophien zurückkommt, auf die Einzige, die er zu kennen — glaubte.

Man hätte vielleicht versucht werden können, ein so ehrwürdiges Serail vielmehr für ein Nonnenkloster anzusehen, — wie denn die Sympathien darin wirklich in Christliche Empfindungen übergingen, — wenn nicht der junge Großtürk eine Favorit-Sultanin gehabt hätte, welche Bodmern die Besorgniß einflößte, sie könne, bei ihrem doch noch nicht ganz ehrwürdigen Alter, verursachen, daß die Christlichen Empfindungen sich in den Sympathien verlören. Diese Favorit-Sultane, Arete und Eulalia in einer Person, war Madame Gr—, die Wittwe eines, wenige

Monate vor Wielands Bekanntschaft mit ihr verstorbenen, Mannes, mit dem sie mehrere Jahre in dem Verhältniß, das einst zwischen Scarron und der Fräulein d'Aubigné statt fand, wo nicht sehr glücklich, doch sehr zufrieden und exemplarisch gelebt hatte. Bekanntschaft mit ihr machte Wieland bald darauf, nachdem er Bodmers Haus verlassen; bald genug kamen aber auch Bodmers Warnungen, die von Wieland mit Eifer und Wärme abgelehnt wurden. „Ich muß, schrieb er, etwas von meiner vortrefflichen und hochgeschätzten Freundin, der Frau Gr., sagen. Ich wünschte, daß ich sie Ihnen so bekannt machen dürfte, als ich könnte, so würden Sie sich aufhören zu wundern, daß ich ihre Freundschaft für eins der besten Geschenke der Vorsicht erkenne und kultivire. Sie würde sehr betrübt seyn, wenn sie wüßte, daß sie unwissend dazu geholfen, „die Herzen meiner Freunde von mir zu entfernen.“ Sie verehrt in Bodmer den Menschenfreund, den frommen und weisen Dichter und meinen Wohlthäter. Sie würde lieber sich selbst eines Umganges, der ihr, wie sie glaubt, nützlich und angenehm gewesen, berauben, ehe sie mich an bessern Dingen, als was ich um ihretwillen thue, hindern sollte. Da ich ihren Werth kenne, so würde ich ein hassenswerther Mensch seyn, wenn ich sie aufgeben würde. Die Zeit, die ich dieser

theuern Freundin widme, ist sehr wenig; ich könnte mir eher Vorwürfe machen, daß ich zu wenig als zu viel für sie thue. — — Ich verdiene keine Vorwürfe wegen meines Umganges mit Frauenzimmern. Es sind wenige, und Personen von gutem Charakter und bekannten edlen Sitten, mit denen ich umgehe oder umgegangen bin. Ich habe mich schon oft über das erklärt, was ich liebe, es sind bei mir nicht nur Worte und Prahlereien. Mein Gewissen zeuget mir, daß ich rechtschaffen, menschenfreundlich und bescheiden mit diesen liebenswürdigen Geschöpfen umgegangen bin, und ich bin fest überzeugt, daß es zu meiner Bestimmung gehört, so zu handeln. Ich folge meinem Herzen, und bemühe mich nur, daß meine Neigungen immer der Vernunft und den Pflichten zu Dienst stehen, welches mir in vielen Stücken nicht schwer ist."

Wieland war also auf keine Weise zu bewegen, den Umgang mit dieser Dame abzubrechen, er wurde vielmehr in einem Zeitraum von vier Jahren immer vertrauter. Und gewiß, was konnte unschuldiger seyn, als daß ein Jüngling von 22 Jahren mit einer Dame von 44 Jahren — so viele zählte deren Madame Gr. — erst Bodmers Gedichte, dann Richardsons Romane, und besonders Karl Grandison las, dieses Original aller Tugendhelden, und daß er

für sie erst einige Sympathien und Christliche Empfindungen, und etliche Jahre später Araspes und Panthea, und zuletzt Theages, oder über Schönheit und Liebe schrieb? — Oder sollte dies Letzte doch vielleicht einigen Verdacht erwecken? Sollte die geistreiche und schöne Wittwe die Aspasia im Theages seyn, und sollte diese Aspasia vielleicht in Wielands Herzen den Platz eingenommen haben, den einst Sophie gehabt hatte? — Nun, wir brauchen nicht lange zu rathen, da wir Wielands eigenes Geständniß hierüber haben. „Ich — schreibt er — galt damals zu Zürich bei einer eben nicht sehr zahlreichen Klasse für eine Art von Genius, der vom Himmel herabgestiegen wäre, und sich nur gerade mit so viel irdischer Masse beladen hätte, um den Menschen sein Licht und seine Wärme mittheilen zu können, ohne sie zu verzehren. Wir befanden uns beide, die Dame sowol als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an; unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese, Trotz meiner mir anklebenden kindischen Schüchternheit, sich in eine reinmenschliche Art

zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre, und (nachdem wir einander aufrichtig gestanden hatten, es sey gleich unmöglich, daß sie mir zwanzig Jahre abgäbe, oder ich über Nacht um zwanzig Jahre älter würde) in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmählig mit guter Art zu entfernen, und — die Frau eines Zürchischen Magnaten zu werden. „Dieses Geständniß legte Wieland als Greis einer vortrefflichen teutschen Fürstin ab, allein schon um vieles früher waren ihm über diese Geschichte seiner platonischen Liebe die Augen geöffnet worden, denn schon im September 1758 schrieb er an Zimmermann: „So viel versichere ich Ihnen, daß ich nie jemand platonischer geliebt habe als dieses Frauenzimmer. Ich weiß aber nicht, wie es weiter gegangen wäre. Zu allem Glück charmirte mich eine Andere noch mehr, gerade um die Zeit, da meine sublime Liebe anfangen wollte, sich ein wenig zu bekörpern. Dieser Umstand machte es mir leicht, in die Schranken der gesetzten Freundschaft mit ihr zu kommen.“

Diese andere, welcher Wieland hier gedenkt, war diejenige, die er unter dem Namen Melissa aufführt, und die sein eigenes Zeugniß, daß er junge Mädchen nicht habe leiden können, doch ein wenig verdächtig macht, denn diese neue

Königin seines Herzens war ein junges, reizendes, geistreiches Mädchen. Man muß indeß doch hinzusetzen, daß sie, durch seinen Umgang gebildet, sich bald vor den übrigen auszeichnete. Wäre ihr Vater nicht zu reich und zu stolz gewesen, sie, (welche nachmals Hallers Schwiegertochter wurde) einem unbemittelten Gelehrten zur Frau zu geben, — wie anders würde dann die Richtung von Wielands Geiste geworden seyn!

Der alte Bodmer hatte nun freilich mit seinen Bedenklichkeiten und Warnungen nicht Unrecht gehabt, allein die Erkenntniß hievon konnte doch nicht dienen, Wielanden noch einmal zu dem unbedingten Anhänger seines dankbar verehrten Freundes zu machen: im Gegentheil mußte die Erfahrung, um die er jetzt reicher geworden war, ihn eben so gegen manche angenommene Meinung, wie gegen seine eigne Schwärmerei, mißtrauisch machen, zumal da diese Meinungen mit seiner Schwärmerei gar zu nahe zusammen hingen. Es ward ihm ein wenig unheimlich bei seinem platonisch-christlichen Mystizismus, bei welchem er das Religiöse, Moralische, Aesthetische und Sinnliche so sehr in einander gewebt sah, daß man, bei nicht ganz sorgfältiger Beachtung, alle Augenblicke in Gefahr stand, das Eine statt des Anderen zu ergreifen, und sich also zu vergreifen.

Er fing eine Scheidung bei dem an, was ihm am nächsten lag, bei der — Liebe, die von jetzt an ein Gegenstand seiner sorgfältigen Forschung wurde. Nach Sophiens Verlust war die Liebe der Religion, bei Frau Gr. die Religion wieder der Liebe gewichen; seine Religion hatte sich in Liebe, und seine Liebe sich in Religion verkleidet; und er selbst hatte sich, während er etwas überirdisch Heiliges in sich wähnte, auf so irdischen Empfindungen ertappt, daß er sich nun selbst räthselhaft war. Der Reiz, dies Räthsel zu lösen, war stark genug, und mußte ihn zu einer tieferen Erforschung der menschlichen Natur überhaupt führen, wodurch seine Lektüre und sein ganzes Studiren eine sehr veränderte Richtung erhielten, welche, zugleich von außenher vielfach begünstigt, ihm immer deutlicher erkennen ließen, wie gefährlich er sich verirrt hatte, und wie nothwendig es für ihn sey, einen Weg zu verlassen, der eben so weit von der Wahrheit abführen müsse, als er sich von der Natur entfernte.

Vernehmen wir aber hier seine Selbstgeständnisse auch aus dieser Zeit, wie er sie seinen Freunden, hauptsächlich Zimmermann, mittheilte; sie müssen uns ja die sichersten Aufschlüsse geben, wie und wodurch er sich allmählig veränderte.

Wieland zu Ende des Jahres 1754.

Karl Grandison ist ganz meiner Freundin, und mein Held. Er ist es auch ganz und gar unsers Bodmers, der ihm an Rechtschaffenheit so ähnlich ist. Wir werden ihn diesen Winter recht genießen. Wir haben noch fünf Theile zu erwarten.

1755.

Jetzt verspreche ich nicht viel, in der Hoffnung, immer etwas zu thun, das mich gegen den Vorwurf sicher stelle, als ob ich schlummere. Meine Zeit wird wohl angewandt, wenn ich gleich nicht immer schreibe und drucken lasse. Muß man nicht auch wieder lesen und denken, Ideen sammeln und rangiren und bearbeiten, ehe man wieder schreiben kann? Voyés Shaftesbury's Advice for an Author.

1756.

An Zimmermann.

Ich danke Ihnen verbindlichst für Hartley;*) ich muß Sie aber bitten, daß Sie uns ihn noch ein Paar Wochen erlauben. Bald habe ich mich durch den physiologischen Theil hindurch gearbeitet, der mir Mühe macht, weil diese Art von Spekulazion mit meinen herrschenden Ideen an einem so schwachen Faden zusammenhängt. Ich bin, ungefähr wie Sokrates, und zwar nicht aus Nachahmung, über die Erklärung der Phänomene in der materiellen Welt nicht sehr neugierig; doch hat mir sowol die Methode als das System selbst, und die scharfsinnige Art, womit er die Phänomene daraus erklärt, Vergnügen gemacht. Aber prüfen kann ich es entweder gar niemalen, oder doch nicht ohne wiederholte Lektüre. Sonst wünschte ich, daß Physiologie und Psychologie immer von einander geschieden blieben, oder wenigstens

*) Dieser berühmte engländische Psycholog wurde der Begründer eines neueren Materialismus durch seine beiden Werke: Observations on Man, his frame, his duty and his expectations, Lond. 1749, (übers. mit Anm. von Pistorius, Rostok 1772), und Theory of human mind, with Essays of Joh. Priestley.

daß man den Leib nie für etwas anders, als das Sensorium und das Instrument der Seele ansähe, ohne das Gewebe der Fibern allzu sehr mit derselben zu verflechten.

Die Psychologie und Physiologie nicht zu vermengen ist leicht; wenn aber die Frage ist, ob sich nicht aus der letztern vieles, was in der Seele vorgeht, erklären lasse, so ist dieses etwas anders, und muß bejahet werden, weil auch nach der Meinung der allergeistigsten unter den denkenden Köpfen, der Platoniker und Idealisten, der Leib ein Spiegel der Seele ist. Wo ich also nicht selbst in die Seele hinein sehen kann, da gucke ich in ihren Spiegel. Man muß nur nie so reden, als ob der Leib etwas in der Seele, per influxum physicum gleichsam, erschaffe, welches ein sehr gemeiner Fehler ist, der mir nicht um metaphysischer, sondern um moralischer Gründe willen mißfällt.

Ich bin der scientifischen oder schulmäßigen Moralisten herzlich überdrüßig, und wünsche mehr Montagne. Wenn unsre moralischen Schriften nicht unsre Sentiments sind, so werden sie auch bei andern schwerlich Sentiments

werden, und wozu sollen sie dann nutzen als dem Dütenkrämer?

Eine Dunciade ist von mir nicht zu erwarten. Ich müßte mich eine lange Zeit durch Zwangsmittel zu einem solchen Werk erhitzen, und ich finde nicht gut, dergleichen Incentive zu brauchen. Ich zweifle, ob mit den Dunsen etwas auszurichten ist; man kann sie wol zornig machen, aber nicht unterweisen, denn sie haben Augen und sehen nicht u. s. w.

Sie irren sich ein wenig, und es ist leicht, sich an mir zu irren, denn ich bin ein sehr wunderliches Phänomenon), da Sie meinen, ich sey sehr böse gewesen, da ich die Ankündigung der Dunciade schrieb. Ich mußte dazu beredet werden, man versuchte mich aufzubringen, aber ich bin keines andern als eines sehr flüchtigen Zorns fähig; Privatbeleidigungen sind mir Flohbisse. Endlich gelang ein gewisses Motiv a bon publico, a causa veritatis tuenda hergenommen; hiedurch kann man mich den Augenblick in Bewegung setzen. Ich dachte also auf mein Werk. Ich schrieb mehr als ein halbes Jahr daran, weil

ich nur wenige oft unterbrochene Stunden dazu widmen konnte und wollte.

Ich censire immerfort an mir selbst und an denen, die ich vorzüglich liebe. — — Ich vergebe es Ihrer Seele, daß sie Sprünge gemacht hat. Sie macht jetzt noch immer Sprünge, aber anderer Art. Warum sind Sie so böse auf Logik und Methaphysik? Sie haben aber einen Geist, der sich selbst nach und nach, und zwar leicht und schnell, in eine ordentliche Verfassung setzen wird. — Ich hoffe sehr viel von Ihrem Genie, und fürchte nur die natürlichen Fehler eines jeden Genie, welche bei Ihnen nicht früh genug scheinen verbessert worden zu seyn. — — — Sie sind schon nahe beim Hafen, weil Sie die science du coeur so hoch schätzen.

Ich verlange von Ihnen, meo jure, denn ich sehe Sie für meinen Freund an, daß Sie alles, was Sie, nach Ihrer jetzigen Kenntniß von mir, Fehlerhaftes an mir finden, aufsuchen und mir melden. Ich habe leider viele Unarten, welche mir die sublime Glückseligkeit rauben, die ich sonst genießen würde. Vielleicht soll es so seyn, daß ich gedemüthigt werde, auf daß ich mir nichts darauf einbilde, daß ich manchmal Flügel der Morgenröthe nehme, und über

dieſe Welt hinausfliege. Wenn Sie ſich auf ſolche Weiſe durch Tadeln um mich verdient gemacht haben, ſo will ich Sie dann auch durch allerlei Erinnerungen dafür belohnen.

Sie ſorgen allzu zärtlich für meine Geſundheit. Ich zweifle, daß ich hypochondriſch ſey. Schwach bin ich in der That, aber doch noch voll Leben. Ich liebe mehr die Ausſichten in ein anderes, als in dieſes Leben. Ich bin hier nur par devoir, nicht par inclination.

Die böſe verſtockte Welt meint, allem Anſehn nach, unter einem allzu moraliſchen Mann einen moraliſchen Pedanten, denn ich begreife nicht, wie man in einem andern Sinn allzumoraliſch ſeyn könne. Ich hoffe auch, Sie werden das menſchliche Geſchlecht, zu welchem ich die Ehre habe zu gehören, viel zu gut kennen, als daß Sie mich für allzuweiſe oder allzutugendhaft halten ſollten.

Iſt es Ihnen ſo angenehm geweſen, daß ich ſagte: wir dreſchen meiſtens leeres Stroh? Ei ſeht mir doch! Wie gerne glauben Sie, was dem alten Adam ſchmeichelt. Wiſſen Sie,

oder merkten Sie nicht, daß das ein crüder Einfall von mir war, den ich zu einer Stunde hinsudelte, da ich nicht wol digerirt hatte? Wie könnte derjenige im Ernste glauben, wir dreschen leeres Stroh, der vom Menschen, seiner Bestimmung, seinen Verrichtungen auf dieser Welt so denkt wie ich? Der keine Gedanken, keine Handlung, ja keinen Augenblick der Dauer eines Menschen für eine Kleinigkeit hält?

Hat Sie nicht Shaftesbury überzeugt, daß wir alle schwermüthige, traurige, finstere Betrachtungen, alle dunkle, cimmerische, stygische Empfindungen, alles, was uns verstimmt und disharmonisch macht, wie unsre ärgsten Feinde bestreiten sollen? — Thue also das, so wirst du leben! Unsere Seele muß sich ihrer Kräfte bewußt seyn, wenn sie mit Muth agiren soll, wir müssen in helle Aussichten hinaussehen, wenn uns wohl seyn soll, wir müssen das menschliche Geschlecht von der schönen Seite ansehen, wenn wir ihm gewogen seyn sollen, wir müssen uns Gott als gut vorstellen, um ihn zu lieben, wir müssen mehr von Vollkommenheit über uns, als von Fehlern gerührt seyn, wenn wir uns verbessern sollen. Wider alle diese Regeln wird von den Moralisten oft gesündiget. Viele derselben scheinen

nicht zu wissen, daß Kleinmuth, Verachtung seiner selbst, Furcht, Angst, Traurigkeit, Zweifel und dergleichen, Gift für unsre Seele sind; und daher kommt es, daß die moralischen Arzneien, die sie uns verschreiben, zuweilen nicht viel mehr taugen als Sauerkraut für Fieber. Alle ihre Curen sind denn auch wie ihre Recepte.

Glauben Sie mir, daß mein Herz mit allen seinen Fehlern doch noch das Beste von mir ist; Sie dürfen viel Gutes von ihm denken, ohne sich zu betrügen. Was Sie mein Genie heißen, sind sehr reizbare Fibern, und eine daraus entspringende Lebhaftigkeit der Empfindungen und Imaginazion, Aktivität, Kühnheit, Neigung zum Wunderbaren, zum Ausschweifenden und dergleichen Zeug. Verdient das, daß man mich darum hochachte, oder daß ich mir selbst etwas darauf einbilde? Nein, gewiß nicht! Aber dafür danke ich Gott, als für eine große Gabe, daß ich von Jugend an die Wahrheit geliebet, und für das, was gut, recht und moralisch schön ist, sehr empfindlich gewesen. Dieses ist für mich sehr glücklich, aber da ich es, Gott Lob! mit vielen Tausenden gemein habe, ist es nichts Vorzügliches.

Meine Christlichen Empfindungen. — Machen Sie mich nicht von neuem zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist; ich bin ganz und gar ein Mensch, und schäme mich dessen nicht im mindesten. Mit Grunde können Sie aus dieser Schrift nichts weiter schließen, als daß ich ein sehr empfindliches Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, und eine aus Ueberzeugung entspringende Liebe zur Wahrheit habe.

Obereit *) — wird Ihnen wegen der Eremiten eine Lektion lesen. Er ist ein Mann von seltenen Talenten und von einem sehr guten und liebenswürdigen Herzen. Allein die mystischen Schriften und die Leben der Heiligen, die Theosophen, Poiret und dergl. haben seinem Geist eine ganz eigene Falte gegeben. Er ist ein Verehrer des Poiret im höchsten Grad, und doch hat er Leibnitz und Bilfinger und Wolf gelesen. Seine Wahrheitsliebe ist erstaunlich; sie hat ihn getrieben, eine unendliche Menge Bücher von allen Arten der Philosophen zu lesen, zu meditiren und zu prüfen. Er hat einen Universal-Geschmack, eine allgemeine Menschenliebe und einen Esprit

*) Mit welchem Zimmermann in seinem Werke von Einsamkeit so häufig und so heftig kämpfte.

de Syncretisme ohne gleichen; er kann die widersinnigsten Köpfe unter einen Hut bringen. Er hätte eines der größten Genies unserer Zeit werden können, er wird aber schwerlich etwas anders als ein Poiret oder gar ein Heiliger. Ich habe ihm schon oft entdeckt, daß ich auf Xenophons Menschen mehr halte, als auf alle Heilige der Römischen Kirche. Und doch liebt er mich, und macht sich gute Hoffnung von mir. — — Er ist ein Phänomenon, das gekannt zu werden verdient. Ich für meinen Theil liebe ihn von Herzen, obgleich unsere Köpfe sich wie Tag und Nacht gegen einander verhalten.

1757.

Ich will Ihnen sagen, wie es mit diesem Araspes (einer unreifen und unvollendeten Geburt) gegangen ist. Ich wollte, aus guten Gründen, der Erzählung des Xenophon in allen Stücken getreu bleiben. Ich mußte deswegen den Araspes in seiner Leidenschaft aufs Höchste steigen lassen, aber ich mußte ihn dennoch zu keinem muthwilligen Lovelace machen. Wie kam es denn so? Amphora coepit institui, vertente rota cur urceus exit? — Ich las eben um selbige Zeit wieder die Geschichte

der Klariſſa; ich arbeitete in ſehr ungleichen Dispoſizionen und in ſehr unterbrochenen Zeiten. Ich wollte dem Araſambes Gelegenheit geben, viel ſchöne Sachen zu ſagen; hiezu kam noch die Begierde, die ſo manchen Poeten ſchon verführt hat, meinem Hauptgemälde recht viel Force zu geben, und alles das zuſammengenommen, machte, daß mein Araspes unvermerkt ſchlimmer wurde, als er ſeyn ſollte, um Mitleiden zu verdienen. Ich merkte den Fehler erſt, nachdem ich den ganzen dritten Theil abgeſchrieben hatte und auf einmal überlas. — — Uebrigens war meine Intention nicht, den Araspes im fünften Theile als einen reuigen Sünder, ſondern als einen Pazienten vorzuſtellen, — — und meine vornehmſte Lehre ſollte dieſe ſeyn: Man könne, Notabene in gewiſſen Fällen, der Gewalt der Liebe nur durch die Flucht entrinnen; item, amare et sapere vix Deo concessum esse.

---

1 7 5 8.

Ihre Abhandlung oder Rhapſodie vom Nazionalſtolz muß Jedermann gefallen. Selbſt die Philoſophen müſſen ſelbige, ungeachtet der cavalieriſchen Art, womit Sie philoſophiren, mit Vergnügen leſen. Ich habe ſchon öfters

gewünscht, daß Jemand, der viel gelesen und einen philosophischen Blick hat, (denn die Esprits de détail taugen nichts zu dergleichen Arbeiten) eine aus Observazionen und Reflexionen zusammengesetzte Abhandlung machte von den Ideen, welche die verschiedenen Völker von jeher über Schönheit und Liebe gehabt haben. Sie wissen, wie fruchtbar dieses Sujet ist.

Malheureux que vous êtes! Wie konnten Ihnen Ninon und die heilige Therese zugleich mißfallen! Ob ich gleich weder ein Heiliger, noch einer bin, der den Heiligen die Füße abbeißt, so kann ich es doch nicht leiden, daß Sie unbesonnen genug sind, eine Ninon mit einer Aspasia in Eine Klasse, und diese atheistische H**, die ein Schandfleck ihres Geschlechts ist, der unschuldigen, frommen und sublimen Theresia vorzuziehen. War Theresia eine Fanatique? eine Närrin? — Soit! aber war Ninon weniger Fanatique, obgleich von einer andern Art? Der Henker hole die Philosophie der Ninon: es ist keine Pecore, die nicht auf diese Art eine Philosophin seyn kann, wenn sie erst die Vorurtheile abgelegt hat, daß ein Gott sey, daß eine Vorsicht sey, daß die Welt nach Gesetzen und Absichten gouvernirt

werde, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen Recht und Unrecht sey und dergleichen. Man muß ein la Baumelle seyn, um dem schändlichen Charakter und Leben der Ninon ein so reizendes Kolorit zu geben, wie er gethan hat. Und worin besteht das Gute, wofür die Welt der Ninon verbunden ist? Lesen Sie einmal, mein Herr, die Briefe der Ninon an den St. Evremond, die in dessen Werke inserirt sind. Sie werden gewiß so wenig als ich, Witz, Natur und Grazie darinnen finden, wol aber etwas Preciöses und Affektirtes, das einer Leontium nicht wohl ansteht. Ein einziger Brief der Babet ist mehr werth als hundert von Ninon. Mich dünkt, der ganze Vorzug der Ninon vor andern gemeinen H** bestehe darin, daß sie das Herz gehabt, ein System ausfindig zu machen, nach dessen Grundsätzen ihre Laster keine Laster sind. —— Die Achtung, welche so viele gens d'esprit und grands hommes für Ninon gehabt haben, sind ein schlechter Beweis ihres Werths. Sie beweiset nichts, als daß nicht alle gens d' esprit und grands hommes in omni tempore et loco keusch sind. Genug von dieser Saloppe.

Sie scheinen sich das Süjet von Schönheit und Liebe (par rapport aux divers

caractères des nations) noch nicht so groß vorgestellt zu haben, als es ist. Die Menschen empfinden die Liebe überaus ungleich, und noch ungleicher denken sie von ihr. Zu jenem gehört die Untersuchung, aus was für natürlichen Ursachen die mancherlei Gattungen der Liebe, z. E. die muntere und aufgeweckte, die gut humorisirte, die übelartige, schwermüthige, fanatische u. s. w. entspringen (der Einfluß des Klima würde hier ein hauptsächliches Princip seyn). Hier würden Sie unvermerkt auf die wahren Quellen des Fanatism und Mystizism und des prätendirten amour pur kommen: und wenn dieses letzte Sujet nur mit einer genugsam leichten Hand traktirt würde; so könnte gezeigt werden, daß die mystischen Ausschweifungen sehr begreifliche Ursachen haben, en dépit de votre confrére Obereit! Zu dem andern gehörten die verschiedenen Ideen und Systeme von der Liebe; die seltsamen Ideen der Griechen, Böozier und Spartaner z. E., der Ursprung der Vergötterung der Weiber und der Galanterie und dergleichen. Doch dieses alles nur ἐν παρόδῳ. Es wäre vielleicht am besten, wenn Sie zu einem solchen Werk mit Gelegenheit Kollektanea machten, und die Ausarbeitung dann mir überließen. Mich dünkt, Sie und ein jeder andre Medikus sind nicht metaphysisch genug zu einer solchen Entreprise.

Endlich, m. Fr., — ich habe eine kleine Liebschaft mit einem gewissen Mädchen, das mir schön und weise und gut, und was weiß ich, vorkommt. — Setzen Sie sich aber deshalb nicht in den Kopf, daß ich verliebt sey. Sie wissen wol, daß ein ehrlicher Mann, halb Philosoph und halb Dichter, ein artiges Mädchen ein wenig lieben kann, ohne daß ihm gleich der Kopf verdreht ist. Bringe ich doch auch in der Woche nur zwei Abende bei ihr zu. Sie müssen nämlich wissen, daß sie gut singt und eine sehr angenehme Stimme hat, und da lieben wir denn alle beide vielleicht mehr als recht ist, sie — zu singen, und ich, auf dem Klavier italienische Arien zu begleiten. So werden Sie mir denn den Umgang mit meiner Schönen leicht nachsehen, mögen Sie mich nun als einen jungen Sokrates (modernen versteht sich), oder als einen Dichter betrachten. Wahrhaftig, liebenswürdige Mädchen sind doch ein recht schöner Theil dieser Welt, was auch ihr Aerzte und Anatomen davon glauben möget, denn ihr seyd gewöhnlich im Punkte der Liebe ein wenig zu materialistisch, und wißt zu viel, um in Hinsicht auf das schöne Geschlecht so zarte Gedanken und so angenehme Thorheiten unterhalten zu können wie wir andern Künstler, die wir in der Natur nur das Schöne suchen, unaufhörlich darauf sinnen, ideale Schönheiten zu

schaffen, und uns dadurch angewöhnen, die ganze Welt und alle einzelne Wesen entweder in zu schönem oder zu schlechtem Lichte zu sehen. Uebrigens bedarf ich einiger Vergnügungen, die von Zeit zu Zeit meiner Seele und meinen Fibern wieder Ton geben, und verhindern, daß ich ein Hypochondrist, Misanthrop, Visionair u. s. w. werde, und dieser einzige Grund würde zu meiner Entschuldigung hinreichen, wenn die kleine Thorheit, ein schönes Mädchen zu lieben, einer Entschuldigung bedürfte.

Wer hat Ihnen gesagt, daß ich d'Alembert nicht kenne? und daß ich so beschränkten Geistes sey, nur Eine Art von Verdiensten schätzen zu können? Wer müßte ich denn seyn, wenn ich das eines so umfassenden, lichtvollen Geistes, eines so geistreichen Schriftstellers wie d'Alembert nicht zu schätzen wüßte? Wenn er bloßer Geometer wäre, so würde ich nicht genau wissen, was er unter den Geometern gälte, aber ich wüßte doch wenigstens, was ein Geometer überhaupt gilt.

Ich bin nicht so sehr Platoniker, als Sie glauben, mein Herr Doktor, ich fange mehr und mehr an, mich mit den Leuten dieser

Unterwelt vertraut zu machen. Um Ihnen mit wenig Worten Alles zu sagen: ich liebe das Schöne, das Gute, das Große, das Erhabne, das Angenehme, das Niedliche überall wo ich es finde. Ich liebe alle Arten von Vollkommenheiten in jedem Grade, ich achte alle Talente, alle Verdienste, alle Künste: ich liebe die menschliche Natur, und verachte keinen Menschen in dem Grade, daß ich seinem Guten nicht Gerechtigkeit sollte wiederfahren lassen. Ich muß Ihnen noch mehr sagen. Meine Moral hat nichts von dem, was ich die Kapuziner-Moral nenne. Mein Absehen ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den Shaftesbury in seinen Schriften so bewundernswürdig gezeichnet hat. Noch bin ich weit davon entfernt, aber mein Absehen ist doch darauf gerichtet.

Ich kann nicht in alle Ideen Bodmers eingehen. Ich ereifre mich von Natur zu heftig über alles, was mir nicht in der Ordnung scheint; aber ich arbeite daran, meiner Leidenschaften Herr zu werden, und ich wünschte, daß ich Uz nicht so hart behandelt hätte. Ich liebe Prior und Gay, obgleich beide oft ziemliche Schelme sind; ich würde Uz lieben, wie ich Hagedorn liebe wenn er, wie dieser, die Achtung aller Weisen verdiente. Ich vermenge die Weisheit nicht mit dem Murrsinn (l'austerité),

und bin gar nicht für die Schriftsteller, die uns nöthigen wollen, eine so häßliche und widerwärtige Tugend zu lieben, wie die, welche sie malen. Ich glaube wie Sie, daß der Weise alle seine innern und äußern Sinne ausbildet, alle seine Vermögen übt, seines ganzen Wesens genießt; und daß ein solcher allein die Kunst zu leben versteht.

Ich fürchte in der That, in dem, was man Platonismus nennt, zu weit gehen zu können. Vollkommen erkenne ich alle vorigen Verirrungen meines Geistes und Herzens. Vermengen Sie aber nicht das schöne Ideal der Maler und Dichter, worüber Cicero so gut spricht, mit jenem Platonismus oder philosophischen Fanatismus, von dem Sie mich mit so viel Vernunft ablenken. Ohne jenes schöne Ideal kein Correggio, kein Rafael, kein Thomson, kein Leonidas, keine Alzire.

D'Alemberts Abhandlung über die gens de lettres hat mich ungemein erfreut. Das ist ein Schriftsteller nach meinem Herzen. Ich wünsche, daß die Geometrie ihm Zeit genug lasse, um sich dem Publikum als Philosoph mitzutheilen. Schreiben Sie mir doch gefälligst

die Titel von den Werken des Präsidenten Henaut, und wenn Sie ein Stündchen Muße haben, Ihre Gedanken über Voltaire und Maupertuis. Erfahren Sie, daß ich aus Young, als Verfasser der Nachtgedanken, wenig mache, noch weniger aus ihm als Verfasser des Centauren, und daß ich seine Tragödien von ganzem Herzen verabscheue. Ich halte ihn für ein außerordentliches Genie, er hat Geist wie ein Teufel, glücklicher Weise war er ein passabel guter Mensch und Theolog, aber sein Geschmack in der Poesie ist schlecht, und die meisten seiner Werke von der Art, daß sie den Leuten die Köpfe verdrehen, und den Geschmack junger Schriftsteller verderben können. Ein Mensch, der von Jugend auf nichts gelesen hätte als Xenophon, Euripides, Virgil, Horaz und Terenz, diese fünf, die ich für die Ersten halte in der Kunst zu schreiben, d. i. entweder den Geist auf angenehme Weise zu belehren, oder die Natur zu malen, oder — wie ein Zauberer — das Herz zu bewegen, ein solcher würde nicht ein Wort in Youngs Werken verstehen, und wenn er es mit unendlicher Mühe zum Verstehen gebracht hätte, würde er sie verabscheuen. Es ist ein Unglück für einen Mann von Geist, der sich für einen guten Schriftsteller hält, wenn er Räthsel schreibt. — Es gab eine Zeit, wo Young mich entzückte.

Diese Zeit ist vorbei. Ich liebe die Feenmährchen nicht mehr, ich finde kein Vergnügen mehr an dem Leben der heiligen Therese, ich habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen, ich verlange nicht mehr, daß jeder Mensch ein Cato seyn solle, und gebe mich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Mysterien der Platonischen Philosophie zu unterrichten. Sehen Sie da eine Menge von Veränderungen, die aber alle eine nach der andern fast unmerklich herbeigeführt worden sind.

Ihre Gedanken über Voltaire stimmen völlig mit den meinigen überein. Ich ärgere mich, diesen Menschen, den ich bewundre, nicht lieben zu können. Aus seiner Prosa mache ich nicht so viel wie aus seinen Versen. Er spricht zu oft als witziger Kopf, wo er als Philosoph reden sollte, und als unverschämter Sophist, wo er den aufgeklärten Mann spielen will. Die meisten seiner Tragödien aber, selbst seine Spielereien, seine Nichts haben Reiz für mich. Bodmer und Breitinger achten ihn sehr als Dichter und als witzigen Kopf. In meinen Augen ist er durch vielerlei herabgesetzt worden, unter andern durch seine impertinente Art von Shakespeare zu reden. Sie kennen ohne

Zweifel dieſen außerordentlichen Menſchen durch ſeine Schriften. Ich liebe ihn mit allen ſeinen Fehlern. Er iſt faſt einzig darin, die Menſchen, die Sitten, die Leidenſchaften nach der Natur zu malen; er hat das köſtliche Talent, die Natur zu verſchönern, ohne daß ſie ihre Verhältniſſe verlöre. Seine Fruchtbarkeit iſt unerſchöpflich. Er ſcheint nie etwas anders ſtudirt zu haben als die Natur; iſt bald der Michel-Angelo, bald der Correggio der Dichter. Wo fände man mehr kühne und doch richtige Entwürfe (conceptions), mehr neue, ſchöne, erhabene, treffende Gedanken, mehr lebendige, glückliche, beſeelte Ausdrücke als bei dieſem unvergleichlichen Genie? Zum Geier mit dem, der einem Genie von ſolchem Range Regelmäßigkeit wünſcht, und der vor ſeinen Schönheiten die Augen zuſchließt, oder keine Augen dafür hat, blos weil es nicht die ſind, welche das kläglichſte Stück von Prodon in weit höherem Grade beſitzt, als der Cid.

Ich werde Ihnen den verlangten Auszug aus dem St. Auguſtin machen. Sie werden aber nicht finden, was Sie vermuthlich darin ſuchen. Auguſtinus iſt einer der größten Antipoden der geſunden Vernunft und der Philoſophie, die jemals geweſen. Wovon kann

ein Mensch vernünftig schreiben, der nicht denken kann? — — — der heilige Hieronymus ist ein noch zehnmal ärgerer Sünder als der Herr Bischof von Hippo. Er war selbst lange Zeit ein Eremit, und bildete sich ein, der Mönchs- und Nonnenstand sey der Stand der Engel.

Es ist ein Nachtheil, daß zu den Zeiten der Anachoreten kein Philosoph gewesen ist, der ihre Historie geschrieben hat. Man hat nichts als unzuverlässige und fanatische Tradizionen von ihnen.

So zweifelhaft Ihnen mein Platonismus in der Liebe scheint, so werden Sie mir doch diese idealische Gunst erlauben. Sie umfassen die Juno, und ich nur die Wolke. Wissen Sie indessen, daß ich über die Liebe mehr ein Sokratiker als ein Platonicier bin. Plato war einst mein Liebling, jetzt ist es Xenophon. Und doch nennt selbst Plato den Anakreon weise, der doch, wie Sie wissen, nicht nur das artige Mädchen, das er malt, sondern alle Mädchen liebte, und zwar nicht mit der transscendentalischen Liebe eines irrenden Ritters oder eines Mystikers in der Liebe, sondern eben so, wie man in der goldenen Zeit

geliebt haben soll. Aergern Sie sich ein wenig an mir, Herr Doktor? Aber habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß die meisten Ausdünstungen meiner Seele nur aus der Oberfläche kommen? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich einen ausschweifenden Kopf habe. Was mein Herz betrifft, so ist es ein seltsam Gemisch von Größe und Schwäche. Dazu kommt noch, daß ich ein Humorist bin, aber, dem Himmel sey es gedankt! nicht so sehr wie Sie. Alles das macht einen sehr ungleichen Menschen aus mir. Und dennoch habe ich, seitdem ich empfinden und denken kann, (und beides konnte ich früh) zwei Gottheiten über alles angebetet und geliebet, und würde sie angebetet und geliebet haben, wenn ich auch niemand, weder vor mir noch neben mir, zum Beispiel gehabt hätte. Es sind Wahrheit und Tugend. Wollte Gott! ich hätte die wahrhaft göttliche Wonne, mir selbst sagen zu können, daß ich ihnen nie ungetreu gewesen. — Wie bin ich in diesen ernsthaften Ton gerathen? Es ist Zeit, daß ich aufhöre.

Wenn Sie wenig Bücher haben, so trösten Sie sich mit mir: denn Sie haben gewiß mehr als ich. Und doch lese ich auch diese nicht alle. Es sind nur wenige auserlesene, die mir, wie

das Brod, auch nicht verleiden, wenn mir alle andern Seelenspeisen ekelhaft sind. Unter diesen sind Xenophon, Plutarch, Horaz und Shaftesbury. Hobbes las niemand als den Homer, Thucydides und Virgil. Ich habe die meisten Originale von denen gelesen, die wirklich große oder schöne Geister zu heißen verdienen. Ich habe so viel gelesen, daß ich satt oder vielmehr ekel geworden bin. Ratclif muß ein sehr weiser Mann gewesen seyn, weil er aus so vielen Millionen von Büchern gerade den Don Quixotte zu seinem Leibautor gewählt hatte. Wehe dem Skribenten, der für alle Menschen und für alle Zeiten schreibt, und, wofern ihm die Wahl gelassen würde, nicht lieber die ländliche Retraite des Horaz, als die königliche Bibliothek zu Paris oder den Vatikan zu seinem Laboratorio machte!

Was Shaftesbury zur Messiade gesagt hätte? O, das steht ja ganz deutlich im Advice to an Author! Ein Dichter ist ein schlauer Kopf, wenn er sich ein Sujet außerhalb der menschlichen Sphäre wählt. Wer kann ihn da zur Rechenschaft ziehen? Wo ist der Maasstab, wonach man die Regularität und Proporzionen seiner poetischen Geschöpfe messen kann? Wer kann sagen, ob ein Engel recht geschildert sey?

Haben Sie die Basiliade wirklich nicht gelesen? Soll ich Ihnen den ersten Theil dieses Buchs schicken? Es ist eine Art von Histoire des Severambes oder Utopia, aber die Ausführung macht es neu. Es enthält eine severe Kritik der Civil- und Staatsgesetze aller polizirten Nazionen. Der Autor gibt seinem Volke nichts als die natürliche Religion und eine mit den Gesetzen der Natur harmonische Unschuld und Güte. — — Es ist gut, wenn man uns lebhafte Gemälde von der Seligkeit macht, welche wir genießen würden, wenn wir der Stimme der Natur und den Vorschriften der gesunden Vernunft gemäß lebten. Es ist nicht minder gut, und in vielen égards heilsam, wenn von Zeit zu Zeit Schriftsteller auftreten, die alle Vorurtheile choquiren, ob es gleich Vorurtheile gibt, die man überhaupt menagiren soll. Die Freiheit der Philosophen und Schriftsteller muß uneingeschränkt seyn, wenn sie nur die allgemeinen Grundsätze der Religion und Moral, worin alle Völker von jeher übereingestimmt, ungekränkt lassen. Die Wahrheit, sagt unser Shaftesbury, gewinnt durch die Untersuchung, durch den Zweifel, und selbst durch den Scherz.

— — Ob der Verfasser der Lettres persannes auch der Verfasser der Basiliade ist? — Herr Haller möchte vielleicht, daß Mon-

tesquieu auch die Lettres persannes und den Temple de Gnide nicht geschrieben hätte. Aber er hat sie nun einmal geschrieben, so gut als Diderot die Bijoux indiscrets.

Wenn ich Sie nicht kennte, so würde ich besorgen, daß die Mystici Ihrer Vernunft eine gefährliche Diversion machen möchten. Gefällt Ihnen Hieronymus schon so sehr, der doch von den ächtesten Mysticis für einen bloßen Schwätzer gehalten wird, wie würden Ihnen erst die wirklichen Heiligen, wie würde Ihnen ein Lopez, ein Johannes a Couce, wie würde Ihnen ein so überirdischer Philosoph wie Poiret gefallen? Diese sonderbare Art von Menschen sind Niemandem gefährlicher als solchen Leutlein wie Sie und ich. Verlangen Sie eine Probe? Der arme Hieronymus allein ist schon im Stande gewesen, Sie sagen zu machen: „Es ist besser, seinen Rang im Himmel zu suchen, als auf der Erde; ein einfältiger Christ vor Gott ist besser als ein erhabener Philosoph vor den Menschen.“ Was wollen diese schönen Sprüchlein sagen? Was ist die Erde im Gegensatz mit dem Himmel? Was sind Menschen im Gegensatz mit Gott? Entweder sagen diese Sentenzen etwas Falsches, oder sie sagen gar nichts. Der wahre Rang auf Erden ist vom Rang im Himmel

nicht unterschieden. Kato auf Erden ist eben das, was Kato im Himmel, denn sein wahrer Rang dependirt nicht von der Caprice des Pöbels. Es ist keine Frage, ob ein einfältiger Christ vor Gott besser sey, als ein Philosoph vor den Menschen, sondern ob nicht ein wahrer Philosoph, ein Sokrates, ein Epaminondas in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sey, als ein einfältiger Christ? Und wenn Sie schon so mystisch sind, diese Frage mit Nein zu beantworten, so sehen Sie sich vor, mein lieber Freund.

Es ist mir recht lieb, daß Sie die christlichen Heiligen, die Einsiedler und die erhaben schwärmenden Seelen, die nach einer wesentlichen Vereinigung mit Gott streben, durch sich selbst und von der guten Seite kennen lernen, ob ich gleich aus Erfahrung weiß, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärmerei ist, in welche sie uns setzen können. Ich weiß aber auch ein kräftiges Gegenmittel. Wenn Sie das Leben der Heiligen gelesen haben, so lesen Sie nur ein Paar Tage darauf im Plutarch. Sie werden dann bald verspüren, daß eine Art von Scheidung in Ihnen vorgeht, daß das Subtilste der Schwärmerei in Rauch fortgeht, das Gröbste zu Grund sinkt, und das

Aechte und Wahre lauter und unvermischt zurückbleibt. Auch der Don Quixotte ist ein gutes Spezifikum gegen dergleichen Seelenfieber.

Es ist einem männlichen Geist nicht anständig, den Launen so sehr unterworfen zu seyn, und bald wie ein Diderot, bald wie eine alte Frau zu denken. Allein bei Ihnen und mir wird sich mit der Zeit alles setzen, ob wir gleich unglückselige Mitteldinger von Größe und Kleinheit sind.

Ich ziehe die edle Simplicität selbst in der Poesie dem blühenden und bunten Styl vor, den ich ehmals liebte. Theages gefällt mir nur, weil er mir etwas von dieser schönen Einfalt und Leichtigkeit zu haben scheint, welche das wahre Sublime in Werken des Geistes und Geschmackes ausmachen. Er gefällt mir aber aus eben diesem Grunde nicht ganz. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie urtheilen, meine prosaischen Schriften (zu welchen aber die Empfindungen eines Christen nicht gehören) haben zu viel Poetisches. Dieses ist ein Fehler, den man beinahe unter allen bösen Autor-Gewohnheiten am spätesten ablegt. — Was ich jetzt für Ideen von der schönen Schreibart habe?

Ein Virgilischer Xenophon zu seyn, ist diesfalls alles, was ich wünsche.

Ehmals habe ich öfters gewünscht, mit jungen Kindern eine Probe der Edukazion zu machen. Zuweilen habe ich gewünscht, einen Prinzen zu erziehen. Jetzt hat mich die Erfahrung vieles gelehrt, das ich vor fünf Jahren nicht wußte. Ich habe genug mit mir selbst zu thun.

1759.

Den 1. Febr.

Zu einer Zeit, da Sie den tiefsinnigsten Spekulazionen nachhängen, und zwölf verschiedene Arbeiten auf einmal zu Stande bringen, amüsire ich mich bald mit Zeichnen, bald mit Musiziren; ich mache Besuche und habe Besuche; ich lese den Arioſto, ich spiele; bald würden Sie mich in Gesellschaft etlicher veralteter Weiber, bald unter Knaben und Mädchen, bald bei Philosophen, und bald bei Kaufleuten und Idioten finden. — Ich vertröste mich auf bessere Zeiten, und mache mir Projekte für die ruhigen und müßigen Tage, die ich nun bald in den geliebten Gegenden, wo ich geboren bin, zu leben hoffe.

Ich habe eine besondere Entdeckung gemacht. Kennen Sie das Buch de l'Esprit? Ich finde eine ungemeine Aehnlichkeit zwischen Ihrem Esprit und des Helvetius seinem; die Freigeisterei ausgenommen, von welcher Sie frei sind, habe ich nie zwei ähnlichere Geister gefunden, als Sie beide.

Den 20. März.

Wenn ich nicht impertinenter Urtheile so gewohnt wäre, so müßte ich mich ärgern, daß irgend ein ehrbarer Mann mich der Insektenmäßigen Kleinheit fähig halten kann, der Waffenträger eines Chef de Secte oder irgend etwas dergleichen zu seyn. Weil ich die Ehre habe, mit Herrn Bodmer in vertrauter Liaison zu stehen, so muß ich ein Bodmerianus, und weil ich Hexameter gemacht habe, ein Hexametrist heißen, und mir Thorheiten aufbürden lassen, an denen ich eben so viel Schuld habe, als an den Fehlern des Gouvernements zu Marocco. Ich weiß sehr wol, daß man sich zu * und andrer Orten, theils sehr niederträchtige, theils hyperboräische Begriffe von mir macht. Allein ich muß Geduld haben. Ich erscheine noch in einem falschen Licht, und werde von einigen Objekten verdunkelt, die neben und vor mir

stehen. Cela passera. Wenn nur Sie und Ihres gleichen mich kennen, so bin ich zufrieden; aber diese Stunde ist auch noch nicht gekommen.

Den 27. März.

Ich fange an, aus einer Art von Lethargie zu erwachen, ich fühle mich, werde mich nach und nach wieder gewöhnen, zu denken, und alles dies verdanke ich Ihnen. Ach, wüßten Sie, wie ich Sie liebe! — — Ich werde Sie zu Ostern besuchen, und denke, vier bis fünf Tage bei Ihnen zu bleiben, bitte aber Ihre liebenswürdige Hälfte, mich als Freund zu behandeln, als einen mäßigen Menschen, einen großen Feind großer Mahlzeiten, der einer artigen Frau gegenüber mehr mit den Augen als mit den Zähnen ißt. Sie werden aber wohl thun, einige Flaschen guten Wein anzuschaffen, denn ich bin ein großer Liebhaber der Sokratischen thauenden Becher; ich trinke nur sehr wenig Wein.

Den 6. April.

Habe ich mich denn je für einen Feind des Witzes erklärt? Ich erinnere mich nicht. Es giebt indeß einige Arten von Witz, die ich nicht

liebe, z. B. den Witz in Fontenelle's Dialogen und in Voltaire's Candide.

Bodmer macht Tragödien über Tragödien. Er hat uns die Nachahmung eines italienischen Stückes gegeben, Ulisse il Giovine. Ulysses, von Apollo getäuscht, tödtet seinen Sohn und heirathet seine Tochter, ohne es zu wissen, und nachdem er sich die Strafe des Oedipus zugefügt, wird er durch einen Feldherrn Samgar zur wahren Religion bekehrt. Das Ganze schließt sehr christlich mit der Erscheinung eines Engels. Er begnügt sich, seine Stücke überall vorzulesen, herausgegeben werden sie wol nicht. Er scheint auch Lust zu haben, eine schöne Tragödie aus der Opferung Isaaks zu machen. Unsere Urtheile hierüber weichen ein wenig von einander ab, und ich nehme mir die Freiheit, zu sagen, was ich denke; man verweist mich aber an die Franzosen und an das Pariser Parterre. Um den Leuten zu gefallen, sagt man, würde man Gottlosigkeiten, Possen, Dinge, welche der Verderbniß der Welt schmeicheln, schreiben müssen; man muß aber nicht gefallen, muß nicht die Leidenschaften erregen, muß seine Helden nicht die Sprache vernünftiger Leute reden lassen, man muß predigen und einschläfern. Nun, so sey es denn!

Den 26. April.

Ich mache mir starke Vorwürfe, daß ich von Breitinger nicht mit so vieler Hochachtung, nicht mit so vieler Liebe, als ich wirklich für ihn habe, gesprochen. Wenigstens sagte ich nicht genug von allem, was ich ihm zu danken habe. Er ist mein wahrer Freund, und er verdiente meine Hochachtung, wenn er auch nicht so viel gethan hätte, meine Liebe zu verdienen. Er heget für Sie eine wahre und lebhafte Hochachtung, und ist unendlich für mich erfreut, daß Sie so sehr mein Freund sind.

Von Bodmer wollen wir nicht weiter sprechen. Er hat Verdienste, hat Tugenden, und ist mein Wohlthäter gewesen. Diese Betrachtungen müssen in Ansehung seiner alles überwiegen. Ich lasse Sie im Innersten meiner Seele lesen, denn Sie sind mein anderes Ich. Vergeben wir dem guten Greise, daß er der Natur zum Trotz ein Dichter seyn will, und lassen wir seinen Absichten, seinem Charakter, seinem wirklichen Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren. Ich befinde mich hinsichtlich seiner in einer sehr delikaten Lage, und wenn mir die gemessenste Klugheit nicht zu Hülfe kommt, so sehe ich wol, daß die Geradheit und Güte meines Herzens mir bei ihm nichts helfen werden. Er ist ein gar sonderbarer Mensch! Ich werde

mich nach und nach so zeigen, wie ich bin; der Schleier wird fallen, der Fanatiker, der Bodmerianer werden zu dem werden, was aus allen Phantomen wird; ich werde aber Rücksichten gegen Bodmer beweisen; und die Vernünftigen werden dabei auf meine Beweggründe Rücksicht nehmen. Dies ist ungefähr mein System hierüber.

Plötzlich werde ich aus der Wolke, die mich deckt, nicht hervortreten. Das Ausschweifende, zu heftige Bewegungen zu vermeiden, meine Einbildungskraft zu bemeistern, und mich eben so nach der Klugheit als nach höheren Rücksichten zu regeln, — das wird meine größte Sorge seyn. Ich sehe es ein, daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthselhafter, fanatischer Mensch in den Augen der einen, als ein Heuchler in den Augen der andern, inkonsequent bei schwerfälligen Geistern, mondsüchtig bei den Weltleuten, ein Poet bei den Philosophen, ein Philosoph bei den Poeten, oberflächlich bei den Pedanten, lächerlich, vielleicht gar verächtlich bei mittelmäßigen Geistern, und was weiß ich was alles habe erscheinen müssen. Man hat mich für alles genommen, was ich nicht bin, hat mich angedichteter Fehler wegen verdammt, und angedichteter Vollkommenheiten wegen gerühmt. Sie kennen mich; ich begnüge mich aber nicht mehr mit diesem Vortheil. Mich

verlangt nach dem Beifall aller Weisen und Tugendhaften, und ich werde streben ihn zu verdienen. Ich sehe alle meine Verirrungen, — ich werde sie vermeiden; ich habe Erfahrungen gemacht, ich werde sie nützen; ich kenne mich genau genug, um mißtrauisch gegen meine Schwächen zu seyn, und um das, was ich von Talent und Tugend habe, geltend zu machen; ich kenne auch die Menschen genug, um eine weder zu gute, noch zu schlimme Meinung von ihnen zu haben. Studiren werde ich die große Maxime des Horaz: Tugend ist's, die Laster zu fliehn. Immer habe ich leidenschaftlich das Wahre, Gute und Schöne geliebt; ich werde alle Kraft anwenden, um zu werden was ich geliebt habe. Kurz — denn ich spreche mit Doktor Zimmermann — ich habe 25 Jahre hinter mir.

Wie viel Zeug habe ich da geschwatzt! — Ich wollte Ihnen eine kleine Probe geben, was Ihr Lob, Ihr Beifall bei mir für Wirkung thut. Sie haben gesehen, was ich werden kann, Sie haben mir auf eine höfliche Art gesagt, was ich noch nicht bin. Ihre Superlativi haben mich in die Erkenntniß aller meiner Mängel, Unvollkommenheiten und Thorheiten geführt, und ich habe gute Hoffnung noch vor meinem großen Stufenjahre zu wissen was Sokrates wußte.

Den 4. Mai.

Herr Fellenberg hat die Menschen noch nicht genug studirt, wenn ihn meine Flüge im Aether zweifeln gemacht haben, ob ich auch auf der Erde wandeln könne. Ein verliebtes Madrigal an ein junges Mädchen, die Apologie für den Sokrates, das allersimpelste, und der Phädrus, das allererhabenste Stück des Alterthums sind alle drei vom Platon.

So ungleich ihr Freund sich selbst scheint, so viel Analogie und Zusammenhang würden Sie in allen Entwickelungen, Ausschweifungen, Sprüngen, Flügen und Metamorphosen seines Geistes finden, wenn Sie eine chronologische Geschichte desselben vor sich hätten. Wissen Sie, auf was für einen Einfall Sie mich gebracht haben? Ich habe keine Lust die Werke meiner ersten Jugend zu agnosciren und in die Welt zu setzen; ich überlasse sie ihrem Schicksal. Aber ich habe hingegen Lust an irgend einen Freund einen Brief zu schreiben, und ihm darin die Ursachen zu melden, warum ich ein so strenger Vater gegen meine ersten Kinder bin. Hier würde die kritische Geschichte meines Geistes, meines Geschmacks, meiner Schriften u. s. w. am besten angebracht werden können.

Ich bin allezeit derjenige gewesen, der unter allen billigen Lesern am strengsten von meinen gedruckten Werken geurtheilt hat. Ich messe sie nach der Idee, die ich davon habe, wie sie hätten seyn sollen.

6.

Wie so ganz anders ist der Wieland von 1759 gegen den von 1754 und zum Theil auch von 1755! Gewiß, die Veränderung ist groß; aber doch so groß nicht, als sie auf den ersten Anblick scheint, und als sie ihm selbst anfänglich scheinen mußte. Wie der pietistische Wieland aus der *ersten* Zeit von Klosterbergen dem fanatischen, der aus Bodmers Hause ging, so ähnlich sieht der Wieland aus der *letzten* Zeit von Klosterbergen und Tübingen dem von 1759. Würde der Klosterbergische Wieland mit unsäglichem Seelen-Kampfe sich hinübergearbeitet haben zu dem Tübingischen Sokratiker, wenn nicht seine Natur es gefodert hätte? Sein Zürichscher Fanatismus war nur ein Rückfall in seinen alten Pietismus; im Jahre 1759 hatte er sich also eigentlich nur zu *seiner wahren Natur zurückgefunden*, sobald er den alten Freund von Erfurt, seinen *Don Quixotte*,

wieder erblickt hatte. Giebt es zwischen dem Wieland in Tübingen und dem jetzigen ja einen Unterschied, so ist es doch kein anderer als der, den gereiftere Jahre, größere Erfahrung, genauere Selbstkenntniß und umsichtigere Beurtheilung der Menschen und der Verhältnisse des Lebens natürlicher Weise hervorbringen. Worüber Wieland sonst nur seinem Gefühl hatte vertrauen können, darüber hatte er jetzt größere Einsicht gewonnen, wozu, nächst der aufgehobenen Beschränkung seines Umgangs, die Wendung, welche damals die Literatur nahm, ihm vorzüglich beförderlich war. So sehen wir denn, was Lessingen zu der Hoffnung berechtigte, die er von Wieland, bei Gelegenheit des Trauerspiels Lady Johanna Gray, aussprach, welches das erste Werk war, so von Wieland, nach seinem Uebergange von einem nur unmerklich angenommenen Wesen zu seiner eigenthümlichen Natur, erschien. Im Jahre 1757 hatte er dieses, sein erstes dramatisches Werk, — von welchem auch angemerkt werden muß, daß es das erste teutsche in fünffüßigen Jamben geschriebene ist *) — angefangen, aber

*) Brawe's Brutus, wenn auch gleichzeitig geschrieben, erschien doch erst zehn Jahre später. Gleichzeitig ist indeß auch ein Trauerspiel von Schlegel in fünffüßigen Jamben.

wieder liegen lassen. Im nächsten Jahre aber kam, durch den (siebenjährigen) Krieg aus Teutschland vertrieben, die Ackermannische Schauspielergesellschaft nach Zürich, und Wieland, welcher das Theater nie versäumte, wurde von den Darstellungen der Madame Ackermann so ergriffen, daß er mit neuem Eifer an die Ausarbeitung seiner Johanna ging, um sie von dieser trefflichen Künstlerin noch dargestellt zu sehen. Eben deshalb hatte er zur Ausarbeitung nicht mehr als fünf Wochen Zeit, das Stück wurde dann sogleich gedruckt, und am 20. Julius 1758 zu Winterthur zum Erstenmale aufgeführt, *) wo es, so wie nachmals auf andern teutschen Bühnen, einen ungemeinen Beifall erhielt. Die Eile, womit das Stück ausgearbeitet werden

*) Diese Nachrichten enthält ein Brief Wielands an Zimmermann in Geßners Sammlung Bd. 1. S. 204 fgg., datirt vom 14. Jul. 1756. Dieser Brief gehört indeß ohne Zweifel unter die vom Jahre 1758. denn 1) in diesem Jahre war die Ackermannische Gesellschaft zu Zürich, — s. Chronologie des teutschen Theaters S. 200. — 2) die Angabe Wielands in seinem Vorberichte von 1762 widerspricht dem obigen Datum, — vgl. Wielands Werke Bd. 26. S. 175. — und 3) Johanna Gray ist i. J. 1758 erschienen. Mithin muß das bei jenem Brief angegebene Jahr unrichtig seyn, auf welche Weise auch der Irrthum entstanden seyn möge.

mußte, war vielleicht eine Ursache, warum Wieland den Engländer Nicholas Rowe, der dasselbe Sujet für die tragische Bühne bearbeitet hatte, ein wenig auffallend benutzte, vielleicht aber wäre dies auch bei größerer Muse geschehen, weil ihm noch von Bodmer her anhängen konnte, daß solch eine Plünderung keine Sünde, vielmehr ein Verdienst sey; genug, Lessing entdeckte den poetischen Raub, und rügte auf etwas empfindliche Weise, nicht die Benutzung, sondern die Verschweigung des Vorgängers, war aber übrigens weit entfernt von einer Ungerechtigkeit gegen Wielands Verdienst. Aufrichtig freute er sich, daß Wieland „die ätherischen Sphären verlassen habe, und wieder unter den Menschenkindern wandle," unter denen er freilich noch nicht ganz heimisch sey, wie man besonders daraus sehe, daß er lauter gute Charaktere aufgestellt habe. „Der Mann, — fügte er aber hinzu — der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Lassen Sie das aber gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder

erblicken, und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen wird erkannt, wird studirt haben, alsdenn geben Sie Acht, was — er uns liefern wird."

Wieland war nun hiezu bereits auf dem besten Wege, und wenn es irgend einer Förderung auf demselben noch bedurft hätte, so hätte er sie in den Werken gefunden, die er jetzt unternahm, und in zwei verschiedenen Geistern, die ihm dabei stets zur Seite standen, dem Geiste Xenophons und Lucians.

Die Muse des epischen Gesanges kehrte zu ihm zurück, und unabhängig von allem fremden Ansehn und Einfluß, wie er jetzt war, wählte er sich einen Helden nach seinem Geist und Herzen, den Xenophontischen Cyrus. Dieser menschliche Held sollte ihm der Held eines auch eigentlich menschlichen Heldengedichtes werden, das er in 18 Gesängen ausführen wollte. Nicht blos darein setzte er aber das Menschliche dieses Gedichts, daß er, dem Beispiele Glovers im Leonidas folgend, sich jenes Wunderbaren, das aus dem Gebrauche der sogenannten Maschinen, ein- und mitwirkender höherer Wesen, entspringt, beinahe gänzlich enthielt, — für welches Verfahren Diderot in seinen Abhandlungen über dramatische Poesie die Rechtfertigung geliefert hatte, — sondern auch darein, daß er in Schilderung von Charakteren und

Sitten sich an die Natur und das Leben hielt, und endlich und hauptsächlich an das Ideal seines Helden. Durfte er in sonst nichts seine Vorgänger zu übertreffen hoffen, so hoffte er es doch in der Größe des Helden und der Handlung. Nicht sollte der Held kühner als Achilles, klüger als Odysseus, weiser als Bouillon, großmüthiger als Leonidas seyn, der Dichter aber hoffte, ohne die Wahrscheinlichkeit zu verletzen, die Tugenden jener in seinem Helden zu vereinigen, und ihn alsdann in dem schönsten und mannichfaltigsten Lichte als Fürsten, Feldherrn, Gesetzgeber, und als den besten der Menschen und Könige zu zeigen. Kein Zweifel, daß ihm bei dem Entwurf seines Ideals zugleich der größte König des vorigen Jahrhunderts vorschwebte, der, eben damals im Kampfe gegen halb Europa begriffen, ein so seltnes Genie, so viele Größe des Geistes, so überwiegende Weisheit bewies, daß selbst seine Feinde seine Bewunderer seyn mußten.

Mit Erfindung und Anordnung war er im Allgemeinen fertig, als er mit großer Verschwiegenheit zu Anfange des Jahres 1758 an die Ausführung dieses ersten seiner Werke ging, zu welchem er keine Muse außer ihm gehabt hatte. Die Hälfte des ersten Gesanges war schon gemacht, ehe seine Vertrautesten nur wußten, daß er damit umgehe, ein solches Werk

zu unternehmen. Je sehnlicher sein Wunsch war, mit den vorzüglichsten seiner Vorgänger zu wetteifern, desto größer fand er die Schwierigkeiten, auf die er stieß; mit den Schwierigkeiten wuchs aber auch sein Eifer, sie zu besiegen. „Sie können sich nicht vorstellen, schrieb er an Zimmermann, wie viel Mühe mir der Styl und die Versifikazion bei meinem Cyrus machen. Die Kinder des Geistes werden schnell und mit Vergnügen gezeuget; aber dann folget viel Mühe und Arbeit, sie zu bilden, zu poliren und zur Reife zu bringen. Von dieser Mühe habe ich auf meine ehemaligen Werke sehr wenig verwandt. Aber Cyrus soll so vollkommen werden, als ich ihn machen kann.“

Diese Schwierigkeiten waren indeß nicht die einzigen, auf die er stieß; er fand noch andere, sehr bedeutende. „Ich kann mich, schreibt er, nicht entbrechen, zu fürchten, daß ich eine Entreprise gewagt habe, die ich nicht werde ausführen können. Ich bin allzuweit unter einem Helden, um einen Helden würdig und nach dem Leben schildern zu können.“ Ein andermal versichert er, es könne dem König von Preußen nicht mehr Mühe kosten, eine wirkliche Schlacht zu gewinnen, als ihm eine blos erdichtete. Zwar nicht völlig so große, aber doch auch Schwierigkeiten verursachten ihm der Gesetzgeber und Regent; allein dies alles konnte ihn

nur auf Augenblicke muthlos machen, und hatte nur die Wirkung, daß er mit weniger Eile und größerer Umsicht zu Werke ging. Dem Mangel, den er fühlte, suchte er abzuhelfen, und er beschäftigte sich deshalb in dieser Zeit angelegentlicher mit Geschichte und Politik. Seine erste politische Schrift: Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngern, erschien, während er an seinem Cyrus arbeitete, und Macchiavelli und Algernon Sidney, Platons Republik und Montesquieu zu gleicher Zeit studirte.

Alles dies machte ihn weit vertrauter mit der Wirklichkeit, als er je gewesen war, diese Wirklichkeit aber machte gegen die Unschuldswelten, in deren Dichtungen er sich immer so sehr gefallen hatte, solch einen starken Abstich, daß dadurch schwerlich etwas anders geweckt werden konnte als — Satyre. Zu einer gewissen Zeit würde Wieland sich zu bitterer Juvenalischer Satyre angestrengt haben; jetzt ergriff ihn mehr der Geist der satyrischen Laune. Spuren desselben finden sich schon in seinen früheren Schriften, jetzt aber regte er sich immer lebendiger in ihm, und der vertrautere Umgang, worein er eben um diese Zeit und unter solchen Umständen mit Luzian kam, trug hiezu nicht wenig bei. Wiewol aufs Eifrigste mit seinem

Heldengedicht beschäftigt, konnte er daher doch dem Reize nicht widerstehen, auch eine Art von satyrischem Roman zu entwerfen, der ungefähr zwischen Swifts Romanen und Luzians Dichtungen in der Mitte stand. Er sollte den Titel führen: Luzians des Jüngeren wahrhafte Geschichten, aus drei Theilen, und jeder Theil aus mehreren Büchern bestehen. Das erste Buch sollte so viel Ungereimtes als möglich, das zweite die Beschreibung von zwei Republiken, das dritte von einem Staate verständiger Bienen, das vierte von einem Volke, Pagoden genannt, enthalten, deren Regierung, Sitten und Religion er als ganz abscheulich schildern wollte. Das fünfte Buch sollte eine sehr sonderbare Reise in den Bauch eines Wallfisches voll wunderbarer Abenteuer, wie sie da aufstoßen können, enthalten. So sein Plan, den er aber nur theilweise ausgeführt hat. Diese ganze Arbeit hielt er noch viel geheimer als seinen Cyrus, und Zimmermann war der einzige Mensch, dem er etwas davon vertraute und Proben mittheilte. „Während Sie, schrieb er ihm, mit Abfassung eines sehr ernsten Werkes beschäftigt sind, amüsire ich mich damit, die ungereimtesten Possen, die ich mit meinem Bischen Witz auftreiben kann, zu Papiere zu bringen. Müde, von der Höhe der zehnten Sphäre mit den Bewohnern dieses Erdwasserballs eine

Sprache zu reden, welche sie nicht verstehen, steige ich herab, und meine Philosophie nimmt die Maske der Thorheit vor, um den Thoren zu gefallen und Weise lächeln zu machen. Da haben Sie ein Pröbchen; es ist die am wenigsten amüsante Partie des Werkes. Sagen Sie mir aufrichtig Ihr Urtheil. Hat Sie die Lektüre gähnen gemacht, so wollen wir das Ding dem Gott des Feuers opfern, und die Narren und Wolkenkuckucksheimer gewähren lassen."

Um diese Zeit stand ihm nun aber auch eine Veränderung seines äußeren Lebens bevor. Seine bisherigen Zöglinge erhielten andre Bestimmungen, und er mußte wieder an seine eigne denken. Es wurde ihm der Antrag zu einer Lehrerstelle bei der protestantischen Familie Semandi in Marseille gemacht, und weniger die vortheilhaften Bedingungen, als die Neuheit dieser Lage und die Bekanntschaft mit einer geistreichen Dame, wie die Mutter seines dortigen Zöglings, welche die Schriften von Locke und Leibnitz las, hatten nicht wenig Reiz für ihn. Auch aus Teutschland wurden ihm mehrere ähnliche Anträge gemacht, die er annehmlich gefunden haben würde, wenn er sich nicht gesehnt hätte, wieder einige Jahre in völliger Muße und Unabhängigkeit zu leben. Anfangs war er Willens, sich einige Zeit bei seinen

Eltern aufzuhalten, um in einer angenehmen Einsamkeit ruhiger an seinem Cyrus arbeiten zu können. „Ob ich alsdann, schrieb er, in meinem kleinen Vaterlande, welches ich dennoch liebe, engagirt werde oder nicht, weiß ich nicht. Was aus mir werden soll, weiß ich auch nicht. — — Ich verlasse Zürich mit Schmerzen; aber die Umstände erlauben mir nicht länger da zu seyn, indem ich theils keine Lust mehr habe, Züricher zu informiren, theils keine so angenehme und anständige Gelegenheit mehr finden könnte, als ich gehabt habe.“ Bald darauf machte er den Entwurf zu einer Wochenschrift, durch deren Ertrag er länger in Zürich zu leben hoffte. „Ich werde, schrieb er, alle meine Kräfte zusammen nehmen, die periodische Schrift en question so vollkommen zu machen als mir möglich seyn wird. Aber die schönsten Stunden, die in meiner Gewalt seyn werden, gehören dem Cyrus. Für das Uebrige wird mit der Zeit auch gesorgt werden.“ Indem er aber noch zwischen beiden Planen unentschlossen schwankte, keineswegs ganz ohne alle Besorgniß für die Zukunft, that ihm Zimmermann den Vorschlag, Erzieher des einzigen Sohnes des Rathsherrn v. S(inner) zu Bern zu werden; ein Vorschlag, der eine Zeitlang seine Unentschlossenheit nur vermehrte. „Ich möchte gerne, schrieb er, erst wissen, wie alt

der junge Herr v. * ist, und von welchem Naturell. Wenn der Herr Rathsherr v. * Blaarern und Heidegern ersetzen kann, so würde ich es als eine besondere Glückseligkeit ansehen, sein Hausgenosse zu werden. Aber ich muß doch auch wissen, von welchem Charakter seine Gemahlin und Andre von der Familie sind, mit denen ich in eine nähere Konnexion käme. Und wenn alles dieses seine Richtigkeit hat, so muß die Sache mit so vieler Delikatesse menagirt werden als nur möglich ist. Mit einem Wort, ich bin fest entschlossen, mich nimmermehr wieder in irgend eine Familie als Lehrer zu begeben, wenn es nicht Leute sind, die mich als einen Freund anzusehen und zu traktiren fähig sind. Könnte ich aber auf einen solchen Fuß in einer so edlen Familie, wie die v. *, und bei einem Manne von so großen Vorzügen, wie Sie den gedachten Herrn beschreiben, und wie er mir schon von Andern beschrieben worden, ein Paar Jahre leben, so ist mir an mehr oder weniger Gehalt nichts gelegen.“ Die Nachrichten, die er erhielt, waren befriedigend, und Zimmermann fügte so viele überzeugende Gründe hinzu, die eine Veränderung des Ortes ihm rathsam machen müßten, daß er endlich sich entschloß, diesen Vorschlag anzunehmen. Er besorgte nur noch die Herausgabe der ersten fünf Gesänge des Cyrus, die er mit größter

Sorgfalt ausgearbeitet und gefeilt hatte, und ging sodann nach Bern ab, wo er am 13. Junius 1759 eintraf.

Von Bodmer, welcher seit Erscheinung der Johanna Gray eifersüchtig auf seinen jungen Freund geworden war, weil man der Wielandischen Johanna Gray den Vorzug vor der seinigen gab, schied Wieland seinerseits auf die freundschaftlichste Art, und schrieb darüber seinem Freunde: „Bodmer und Breitinger sind, ungeachtet ihrer Mängel, sehr schätzbare Leute. Ich wünsche, daß die Berner, mit denen ich umzugehen haben werde, keine größern Mängel und eben so gründliche Verdienste haben wie diese beide.“

Wenn dieser Zug uns sein Herz unverändert zeigt, so zeigt ein anderer hergegen, wie sehr er in der letzten Zeit zum Weltkinde geworden war. Jetzt, im Begriff, nach Bern abzugehen, dachte er zum erstenmal daran, wie er sich äußerlich darzustellen habe. Er nannte es eine große Kleinigkeit, eine Nichtswürdigkeit, die er zu fragen habe, fragte aber doch, — ob es wol ungewöhnlich oder lächerlich in Bern lassen würde, wenn er zuweilen schwarz gekleidet ginge, oder einen schwarzen Rock zu einer weißen Weste trüge.

7.

Sein erworbener Ruf verschaffte ihm zu Bern eine Aufnahme, die seine Erwartung weit übertraf, allein er fühlte sich Anfangs wie aus seinem Elemente gerückt. Da er überhaupt das Land mehr liebte als die Stadt, so vermißte er die bezaubernde Lage und Gegend von Zürich, und die Schönheit der Häuser und Straßen in Bern war ihm kein Ersatz für die angenehmen Promenaden und den See zu Zürich. Die größere Geselligkeit zu Bern befriedigte ihn nicht auf die Dauer. „Man muß hier, schrieb er, zum Müßiggänger werden, um sich nach den Sitten des Landes zu bequemen. In der That hat dieser Müßiggang seine Annehmlichkeiten; man giebt und empfängt Besuche, man geht spazieren, man besucht die Landgüter seiner Freunde, man macht Lustreisen, man ißt und trinkt und schwatzt und hat Langeweile, und macht eine vergnügte Miene dazu; aber diese Art Ergötzungen verliert nicht nur in kurzer Zeit ihren Reiz für diejenigen, welche gewohnt sind, mit sich selbst zu leben, sondern auch für die Liebhaber der Freude und der Lustbarkeiten, denen nichts widriger ist, als immer im gleichen Zirkel stummer Ergötzungen herumgeschaukelt zu werden. Urtheilen Sie selbst, wie stark zuweilen meine

Sehnsucht nach Zürich seyn müsse!“ Am meisten drückte ihn sein eingegangenes Verhältniß, ungeachtet er in Herrn v. S* einen Mann von großen Vorzügen, in seiner Gemahlin eine Aehnlichkeit mit dem Engel des Paul Veronese oder Parmegiano, und in dem Hause eine auserlesene Sammlung von Gemälden, unter denen nichts Mittelmäßiges war, und eine noch weit größere Sammlung von Kupferstichen fand. Aber „alle Tage vier Stunden in den Elementen der Grammatik zu unterweisen, dabei würde, wenn es lange fortdauerte, der Geist, der den Cyrus denken, und mit Shaftesbury und Diderot und Rousseau wetteifern soll, gänzlich verlöschen, oder wenigstens zu Pygmäen werden.“ Diejenigen von den vielen seiner neuen Bekannten, die sich als Freunde näher an ihn angeschlossen hatten, der Professor Stapfer, die Rathsherrn von Bonstetten, Fellenberg, und Tscharner, sahen auch gleich Anfangs, daß diese Lage nicht für ihn sey, und suchten eine schicklichere auszumitteln. Zum Glück fanden sich vier schon mit Vorkenntnissen versehene Jünglinge, die ihm für tägliche zwei Stunden philosophischer Vorlesungen für ein Jahr 200 Kronen zu zahlen sich erboten. Herr v. S* war billig genug, ihm zu erklären, er könne ihm nicht verdenken, daß er Arrangements mache, die ihm anständiger seyen, und er selbst

habe es, wegen der Jugend seiner Knaben, nicht anders erwartet. So gab er denn im September seine Stelle auf, froh über seinen Gewinn an Freiheit und an Zeit.

Dessen ungeachtet dachte er jetzt nicht weiter an Cyrus, obschon dieser auch in Bern manchen Freund gefunden hatte, wenn gleich bei weitem nicht so viele, als in Zürich, weil man im Allgemeinen zu Bern die Gedichte ohne Reim nicht liebte. Wie sehr dieser Geschmack ihn nun auch anfänglich ärgerte, so dauerte es doch nicht gar lange, daß er sich von demselben angesteckt, und zu einem Versuche gereizt fühlte, auch den Bernern zu gefallen. Da er sehr bald fand, daß der Landbau eben ein Lieblingsgegenstand der Berner war, so entwarf er den Plan zu einem philosophischen Gedicht über den Landbau in gereimten Versen. Er hoffte es während des Sommers zu vollenden, allein Besuche, Promenaden und Lustreisen füllten alle schönen Tage desselben so ganz aus, daß es zu keiner Arbeit kam. „Gewiß, schrieb er an Geßner, diese beständigen Zerstreuungen werden mich noch gänzlich aufzehren. Ich verlange so ungeduldig nach dem Winter, als ein verliebter Arkadier nach dem Frühling; aber dann wird mein Unstern die Ackermannische Bande hieher führen, und so wird der Winter für mich wenig besser seyn, als der Sommer. Man lebt

wahrhaftig nicht, wenn man nicht mit sich selbst leben kann.“ Es kam in dem Winter genau so, wie er selbst besorgt hatte, aber nicht die gesellschaftlichen Zerstreuungen, nicht das Schauspiel waren es, was ihn diesmal von der Arbeit abhielt, sondern — die Liebe, die er hier von einer neuen Seite sollte kennen lernen.

Mariane Fels war im Besitz seines Herzens, als die Neugier ihn trieb, die nähere Bekanntschaft von Julie Bondeli zu machen. Sie war die Tochter eines seiner Bekannten, des Diakonus Bondeli, und stand im Ruf einer Philosophin, dergleichen er kennen zu lernen immer gewünscht hatte. Wir müssen von ihm selbst hören, wie es ihm dabei erging.

Am 4. Juli 1759.

Der Mademoiselle Bondeli ist es vollkommen gelungen, mich zwei ganze Stunden lang verdrießlich zu machen. Das ist ein schreckliches Mädchen, diese Mademoiselle Bondeli. Sie redete mir in Einem Zuge von Platon und Plinius, Cicero und Leibnitz, Pfaff, Aristoteles und Locke, von rechtwinklichten, gleichschenklichen Dreiecken und was weiß ich sonst; sie redete von Allem. Nichts in der ganzen Natur ist der äußersten Schnelligkeit ihrer Zunge zu

vergleichen; sie spricht so schnell, daß es nicht möglich ist, ihr mit den Gedanken zu folgen; sie hat Geist, Kenntnisse, Lektüre, Philosophie, Geometrie, sphärische Trigonometrie, aber auch die Gabe aufs Höchste, zu mißfallen. Die dummen Weiber sollen leben! Es giebt kein Mädchen im Oberlande, das ich dieser gelehrten Bondeli nicht vorziehen würde. Sie hat mich in eine wüthende Laune gegen sie gesetzt. Vielleicht daß sie mir bei einem zweiten Male besser gefällt. Aber ich zweifle daran. Ich habe bis jetzt nur wenig Weiber gesehen, aber an allen vermisse ich etwas. Die eine ist zu dumm, die andre zu gelehrt, die eine hat zu wenig Geist, die andre zu viel Launen und Grillen; dieser fehlt's am Aeußern, jene gefällt nur, wenn sie schweigt.

Den 23. Juli.

Noch habe ich, lieber Zimmermann, keine Frau gefunden, die ich mit der Ihrigen vergleichen könnte, selbst Mademoiselle Bondeli nicht ausgenommen, die sonst ein Mädchen von Verdienst ist. Ihre Ahnung, wie es mir mit ihr ergehen würde, war sehr richtig. So sehr sie mir beim ersten Besuch mißfallen hatte, so sehr gefiel sie mir beim zweiten. Beim dritten fand

ich schon ein vortreffliches Herz in ihr, und jedermann bestätigt mir diese Meinung. Sie ist äußerst offen gegen mich, und geht in ihren Deklarazionen so weit, als ein Mädchen nur bei einem Philosophen thun kann, den sie für einen ehrlichen Mann und einen Fremdling hält.

Wenn M.. ein einziges Jahr bei Ihnen leben könnte, so würde sie sehr liebenswürdig werden; sie würde diskret, weise, anmaßungslos werden, und ich würde sie zehntausend Bondelis vorziehen. Schreiben Sie mir doch, was die artige Schwätzerin von mir gesagt hat; ich verspreche alle nur mögliche Diskrezion.

Den 24. Juli.

Die Jungfer Bondeli ist eine prude par principes, und will nichts von Liebe hören. Sie ist meine Freundin und ich soll ihr Freund seyn. So sey es dann so! ich zanke nicht gern um Worte. Die Wahrheit zu gestehen, sie müßte so schön seyn als die Frau —, oder Frau —, müßte so geistreich seyn als Jungfer Bondeli, wenn eine von beiden mich verliebt machen sollte. Sie, mein glücklicher Freund, haben in M.. ein Mädchen aus dem goldenen Zeitalter gefunden. — Sie hat eine Revoluzion

in Ihrem Geiste hervorgebracht. Sie sind ein ganz leibhafter Platoniſt geworden. M.. iſt Ihnen der Schlüſſel, der Ihnen die Geheimniſſe meiner Schriften aufgethan, und Sie in die verborgenen Schönheiten derſelben hineinblicken läßt, die den ungeweihten Augen mit ewigem Dunkel umhüllt ſind. Ha ha he! hi hi hi! Ja wol, was iſt der Menſch! Wenn ich Ihnen animae dimidium meae ſage, ſo ſage ich zu wenig, Sie ſind mein anderes Ich — außer noch um drei oder vier Grade hitziger, enthuſiaſtiſcher, waldſtrömiſcher als ich. Alle Egaréments Ihres Geiſtes machen Ihrem Herzen Ehre. Ein Zug, wodurch Sie mir am meiſten gleichen. — — — Ich beſinne mich, daß mich eben dieſe M.. wenigſtens zwei oder drei mal innerhalb fünf Jahren in einen ſolchen Enthuſiasmus geſetzt, der dem Ihrigen ziemlich ähnlich war. Genießen Sie dieſer angenehmen Bezauberung. — — Ich überlaſſe es der M.. ſelbſt, Sie nach und nach wieder aus dieſer reizenden platoniſchen Phreneſie herauszuſetzen. Die Natur hat ihr das Talent gegeben, Eroberungen zu machen; aber wenn ſie Ihr Herz behalten kann, ſo iſt es das Erſte.

Ich war diesen Abend bei Mademoiselle Bondeli. Sie hat Verdienste, aber sie sagt mir nicht zu. Ich finde mich nicht wohl bei ihr.

Den 11. August.

M... gefällt in der That den Meisten, die sie sehen, — aber ich finde doch nöthig, Sie ein wenig zu warnen. M... ist kein falsches Geschöpf, und doch ist sie nicht, was sie scheint. Dieses Räthsel kann Ihnen vielleicht niemand auflösen als ich. — Auch meine Aufführung gegen sie ist ein Räthsel! Ich bin genöthiget, eine gewisse Rolle zu spielen. Wie oft quält es mich, daß mir nicht erlaubt ist, gegen Jedermann und in allen Anlässen so wahr zu seyn, als ich wünschte. Aber die Verhältnisse, worein wir mit den Menschen verwickelt werden, erlauben uns selten, völlig nach unserm eignen Herzen zu handeln, und dieses ist wenigstens bei mir die eigentliche Quelle dessen, was in meinem Betragen widersprechend scheint.

Den 24 August.

Sie haben eine Ahnung, daß ich nicht über ein Jahr zu Bern bleiben werde. Sie

müssen mehr wissen als ich. Ich an meinem Orte habe eine kleine Ahnung, daß meine Verbindungen mit der Jungfer Bondeli meine übrigen Freunde kaltsinnig machen werden; sie meinen, ich wende zu viel Zeit bei ihr auf, und ich meine, man könne nicht zu viel Zeit aufwenden, um glücklich zu seyn. Ich hasse das zerstreute Leben, die vielen Bekanntschaften, die Gastereien, das Spiel und alles dieses. Die letzten vierzehn Tage sind die einzigen, die ich hier gelebt habe; ich war alle Tage bei Jungfer Bondeli. —— Sie ist nicht schön, und nicht ganz gesund. *)

Den 21. September.

Ich habe eine Bitte. Sie betrifft eine Kleinigkeit, aber diese Kleinigkeit ist mir wichtig. Madem. Bondeli will durchaus zwei von meinen Briefen sehen, worin ich von ihr gesprochen

---

*) Julie Bondeli, so schreibt eine würdige Dame mir aus der Schweiz, war eine der geistreichsten Frauen nicht nur ihrer, sondern vielleicht aller Zeiten. Die größten Männer erkannten dies an, und sie stand mit mehreren in Briefwechsel. Sie war aber häßlich; einen zurückschreckendern Kopf als den ihrigen im Bilde (in Lavaters Teutscher Physiognomik) habe ich in meinem Leben nie gesehen.

habe. Würden Sie wol die Güte haben, den ersten, worin ich ein ziemlich lächerliches Bild von ihr entworfen habe, und den letzten mir mit nächster Post zurück zu senden? Wie unangenehm mir auch diese Grille der Madem. Bondeli ist, ich muß gehorchen. Sie will Beobachtungen machen. Setzen Sie mich also in den Stand, ihr diesen Beweis von Resignazion und Selbstverläugnung zu geben.

Einige Tage später.

Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußerliche Schönheit ausgenommen, vereinige sie alle schönen und guten Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe. Sie ist nicht so schön als * *, sie ist, wenn man will, gar nicht schön; aber sie ist alles, was man seyn muß, um zu gefallen. In einem Zirkel von Frauenzimmern, wo sie unter allen am wenigsten schön ist, zieht sie dennoch alle Mannspersonen an sich, und das ohne im mindesten Kokette zu seyn. Aber dagegen ist sie eine Meisterin in der Rolle einer petite maitresse, die sie zuweilen par principes spielt, um (wie die Gräfin in den lettres de Ninon au Marquis de Sevigné) ihre für die große Welt allzu soliden Verdienste zu

verbergen, und in der Maske einer Thörin ungestraft durch den Schwarm der ganzen Brüderschaft der mére des foux durchzupassiren. Doch ich habe mir nicht vorgenommen, von einer Maske, die sie selten und mit Ekel trägt, sondern von Julie selbst zu sprechen. Wie sehr wünschte ich Ihnen eben die Idee, die ich von ihr habe, ohne Worte, ohne Bilder, ohne Beschreibungen geben zu können! Vierzehn Tage in ihrer Gesellschaft würden alle meine Bestrebungen, nicht zu wenig von ihr zu sagen, zu Schanden machen. Kommen Sie, und sehen Sie, das ist der beste Rath. Vielleicht gefällt sie Ihnen das Erstemal so wenig als mir, aber in acht Tagen werden Sie von ihr bezaubert seyn. Niemals habe ich ein Frauenzimmer gesehen, das bei einer außerordentlichen Gleichheit der Gemüthsart, bei dem heitersten Humor, und der größten moralischen Simplizität, die nur in ihrem Alter möglich scheint, mehr Lebhaftigkeit und unerschöpfliche Ressourcen im Umgang gehabt hätte als sie. In diesen Stücken ist Sophie noch weiter hinter ihr, als Julie in Absicht der Schönheit hinter Sophie ist. Der aufgeklärteste Geist, den ich je an einem Frauenzimmer gesehen habe, und ein Herz, das der Freundschaft meiner theuern Gr. — und meiner Schwester Zimmermann würdig ist! — Aber wird es Ihnen nicht angenehmer und mir

nicht leichter seyn, einen Geschichtschreiber statt eines Enkomiasten vorzustellen? Ich kann und will kein Gemälde meiner Julie versuchen. Farben, die Ihnen, weil Sie zu entfernt und kalt sind, zu stark und glänzend vorkämen, würden mir, beim Anschauen des Urbildes, matt und verdunkelnd scheinen, und zu eben der Zeit, da ich in Ihren Augen ein Enthusiast wäre, würde ich in den meinigen ein Duns seyn. Manum de tabula!

Sie könnten auf den Argwohn kommen, Julie und mich für ein Paar ehrsame Mitglieder des verliebten Völkleins zu halten. Aber Sie werden sich irren, mein lieber Doktor. Julie ist eine Philosophin, und was noch mehr ist, sie ist ein Weib von Genie, oder wenn Sie wollen, ein weibliches Genie. Ah, werden Sie sagen, das Genie zugegeben, so ist sie doch immer ein Weib, und ich will es so gut als einen Satz des Euklides beweisen, daß sie auch der Liebe so fähig ist als eine andre. Versprechen Sie nicht zu viel, mein lieber Doktor. Eine Komposizion von Weib, Genie und Philosoph ist eine Erscheinung, die alle unsre Systeme umwerfen kann. Wir wollen jedoch sehen, was der Zeit etwa möglich seyn wird. Sprechen wir davon nach einem Jahre.

Julie scheint im vollen Ernst weder Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben, die in den Romanen und Tragödien herrscht. Unter verschiedenen, die eine starke Leidenschaft für sie gehabt haben, ist es nicht nur keinem gelungen, sie zu interessiren, sondern es hat noch eine große Menge essentieller Meriten dazu gehört, um nicht von ihr verachtet zu werden. Sie will Freunde haben, sie hält die Freundschaft für eine vernünftige und beständige Liebe, und weil sie nicht anders geliebt seyn will, so hasset sie alles, was den Schein einer überspannten fanatischen Leidenschaft trägt. Wir haben über diese Materie eben so naive als lächerliche Disputen gehabt. Ich selbst bin, wie ich glaube, in Absicht der Liebe der Einzige in meiner Art, und ich bin stolz genug, zu glauben, daß meine Art zu lieben der Liebe der Geister wirklich so nahe komme, als es unter dem Monde möglich ist. Eine Ninon Lenclos würde ich vielleicht eben so geliebt haben wie St. Evremond. Aber ich weiß, wie man die Tugend lieben soll, und es ist mir natürlich, sie so zu lieben, wie man soll. Ich liebe alle wahrhaftig tugendhaften Frauen eben so sehr, wie ich die Tugend lieben würde, wenn sie sichtbar würde. Dieses sind keine Großsprechereien, mein Freund. Wenn die Weisheit, die Tugend, die moralische Venus, eine weib-

liche Gestalt annimmt, so muß freilich der Instinkt, der uns zu diesen lieblichen Geschöpfen zieht, sich unter die reine geistige Liebe mengen, die unserm Geist für das wahre Schöne, Gute und Erhabene natürlich ist. Aber darin besteht mein Privilegium, daß, wenn mein Gegenstand eine Julie ist, (aber nicht eine Julie wie die Tochter des Augustus) die Liebe der Engel sich natürlicher und ungezwungener Weise zu der thierischen verhält, wie eine Weltkugel zu einem Sonnenstaub. —

Alles wohl überlegt, so bin ich gerade derjenige, den Julie niemals hätte kennen lernen sollen, wenn sie diejenige Liebe niemals hätte kennen lernen wollen, die noch zärtlicher, noch lebhafter und interessanter ist als die Freundschaft, ohne minder wahr und standhaft zu seyn. Die Analogie zwischen unserm Geist und Herzen ist bis zum Erstaunen groß; gerade so viel Verschiedenheit, als zu einem Ciment der Liebe nöthig ist. Ein jedes erblickt in dem andern sein verschönertes Selbst. Jedes behauptet, das andre mehr zu lieben als sich selbst; diese Empfindung ist wahr, weil jedes das andere für sein besseres Selbst ansieht. Wir sind übereingekommen, daß jedes das andere nach seiner eigenen ihm natürlichen Art, ohne den mindesten Zwang, lieben soll, — ich, mit Enthusiasmus, weil meine Natur es so mit

sich bringt, sie ohne Enthusiasmus, aus gleichem Grunde. Ich weissagte ihr, sie würde noch so gut Enthusiast werden als ich; sie zweifelt und sagt, daß sie es wünsche, um mich glücklicher machen zu können. — — —

Es ist nichts in der Welt, nichts, was zu thun recht ist, das versteht sich, das ich nicht thun wollte, wenn Juliens Besitz der Preis davon wäre. Sie würde mich unaussprechlich glücklich machen. Aber ich sehe keine Möglichkeit. Ich müßte auf eine sehr anständige und vortheilhafte Art etablirt seyn, wenn ich berechtiget seyn sollte, eine solche Prätension zu machen, und bisher ist kein Anschein zu einem solchen Etablissement. Indessen gestehe ich Ihnen, (denn ich will recht gewissenhaft wahr gegen Sie seyn) daß ich demungeachtet hoffe; und da ich gegenwärtig durch dieses werthe Geschöpf glücklicher bin, als ich beschreiben kann, so läßt diese Hoffnung, so unwahrscheinlich sie scheint, nebst der Gewißheit, daß ich den ersten Platz in ihrem Herzen habe, keiner Unruhe und keinem quälenden Gedanken in meiner Seele Platz. Ich scheide von Julien ohne Verdruß, ohne Unmuth; ich bin lauter Wonne, wenn ich bei ihr bin, und mache eine so große Provision von Glückseligkeit, daß ich so lange daran habe, bis ich sie wieder sehe.

Die Liebe zu Serena hat mich ehmals begeistert, das Gedicht von der Natur zu schreiben. Erwarten Sie nichts Geringes von Juliens Begeisterung, die mehr, oder eben so sehr als jene Griechin, die zehnte Muse oder die vierte Grazie genannt zu werden verdient. Wenigstens ist sie es für mich, und das ist genug. Aber keine Verse, keine Reime und keine Hexameter.

In diesem letzten Punkte hielt Wieland Wort, denn das einzige, was er zu Bern schrieb, war sein Trauerspiel Klementina von Porretta, die er jedoch weit entfernt war, für das Bedeutende auszugeben, wozu ihm die Begeisterung seiner neuen Muse verhelfen würde. Denn suchte er gleich die Thränen, die bei der Aufführung dieses Stückes geflossen waren, zu Gunsten desselben geltend zu machen, so schrieb er doch schon am 2. Februar 1760 an Bodmer: „Ich habe, um nicht ganz müßig zu seyn, eine Klementine verfertigt. Sie werden die Einflüsse des Klima sehr merklich in derselben spüren.“ Richtiger würde er gesagt haben: Die Einflüsse meines Umgangs, der mich noch einmal die Macht platonischer Liebe fühlen ließ, die mich zurück zu Richardson führte, welcher eben jetzt mich um so stärker anziehen mußte, da in dem gegenwärtigen Gefühl alle Nachklänge

der Vergangenheit durch mein Herz zogen, und er mir Gelegenheit bot, mich selbst gewissermaßen in dem Lichte seines Grandison darzustellen, wenigstens bei Julien, von der ich in diesem Lichte gesehen zu werden wünschte. Dies wäre ganz kurz die Entstehungsgeschichte dieses Trauerspieles gewesen, die man kennen muß, um nicht befremdend zu finden, wie er nach dem, was vorher gegangen war, und vor dem, was folgte, eben dieses habe schreiben können. Seine Liebe hatte Antheil daran, eine Liebe, die solch einen eignen Gang genommen hatte, und solch eigner Art war. Anfangs hatte er sich ganz auf Marianens Seite hingeneigt, dann war eine Zeitlang sein Herz zwischen Marianen und Julien getheilt gewesen, endlich behauptete die philosophische Julie den Sieg über die reizende Mariane. Seine Liebe war so platonisch als je, und nicht weniger schwärmerisch, aber anstatt daß sie ihn sonst zu mystisch religiösen Flügen in übersinnliche Welten verlockt hatte, trug sie jetzt eine Art von philosophischem Charakter, und einem Dichter, der so liebte, mußte ein Held wie Grandison höchst willkommen seyn.

Zum ersten Male seit Sophiens Verluste hielt sich Wieland mit seiner Liebe nicht ganz in der Region der Poesie, sondern fing recht ernstlich an, ans Heirathen zu denken; und da

seine Lage ihm dies verbot, so dachte er jetzt auch an eine feste Anstellung. Eine Zeitlang hegte er die Hoffnung, eine Stelle in seiner Vaterstadt zu erhalten, allein diese Hoffnung ward ihm durch den damaligen Bürgermeister vereitelt. Nun sann er auf Plane, wie er sich eine, den innigsten Wünschen seines Herzens entsprechende, Lage am sichersten verschaffen könne. „Ich bin, schrieb er, nicht für das, was man Welt heißt, gemacht. Alle ihre Ergötzungen sind innerliche Plagen für mich, ob ich gleich aus Gefälligkeit daran Antheil nehme, und vergnügt dabei scheine. Ich rede von den besten und unschuldigsten Ergötzungen, die ich in der hiesigen großen Welt haben kann. Freiheit, Muße, Einsamkeit, einen Freund und eine Freundin nahe bei mir, und die Natur vor mir, — das ist die Situazion, nach der mich dürstet, und zu der ich nie gelangen werde. Ist auch ein Glücklicher auf diesem Erdboden?“ Unter den vielen Planen, die er entwarf, schien ihm endlich einer doch geeignet, ihm das ersehnte stille Glück gewähren zu können. Er ging damit um, eine Buchhandlung und eine Buchdruckerei anzulegen, und gedachte, theils seine eignen Werke, theils Sammlungen ausgewählter interessanter Stücke aus der Philosophie und schönen Literatur, theils gute Uebersetzungen der schönsten Schriften des

Alterthums und des Auslandes, zum Anfange am liebsten der Schriften Xenophons und Shaftesbury, seiner Lieblinge, zu drucken und zu verlegen. Auch seiner periodischen Schrift gedachte er wieder, zu welcher er die besten Köpfe Teutschlands um ihre Theilnahme ersuchen wollte, und für welche er selbst bereis manchen Aufsatz ausgearbeitet, zu andern den Plan entworfen hatte. *) Für die besten Uebersetzungen einiger Schriften des klassischen Alterthums, der Idyllen

*) Wir finden von ihm folgendes Verzeichniß, dessen Mittheilung über das, was seinen Geist damals am angelegentlichsten beschäftigte, den sichersten Aufschluß giebt. 1) Gemälde des Menschen in allen Gestalten, die ihm die Verschiedenheit des Klima, der Polizei, der Religion giebt. 2) Daß der Mensch gebildet werden müsse, und daß die meisten Gesetzgeber und Moralisten die Kunst Menschen zu machen nicht allzu wol verstanden haben. 3) Von den Vorurtheilen wider die Philosophie. 4) Idee eines Philosophen. 5) Hindernisse der Philosophen. 6) Was man ihnen zu danken hat. 7) Gemälde von Zoroaster, Konfutsius, Pythagoras, Sokrates, Plato, Zeno, Epikur, Plutarch, Luzian, Antonin, Julian. 8) Observations et reflexions sur les diverses formes de gouvernement. 9) Vortrefflichkeit der Aristokratie. 10) Sparta und Athen verglichen, c' est à dire une Aristocratie à une Democratie. 11) Idee einer vollkommenen Aristokratie. 12) Vom Luxus. — Vom Heroismus und von den

Theokrits, des Virgilischen Landbaus, der Briefe des Horaz, wollte er Preise aussetzen. Seine Absicht war also keineswegs, den Buchhandel nur als ein ihm einträgliches Gewerbe zu betreiben, sondern er wollte dadurch zugleich auf die Bildung der Nazion wirken, sich selbst zwar einen ehrenvollen Unterhalt verschaffen, aber mit denen, die sich mit ihm zu gleichem Zwecke verbinden würden, den Gewinn theilen.

Zur Ausführung dieses Planes riethen ihm seine Freunde die Niederlassung in dem, unter der Oberherrschaft des Kanton Bern stehenden, Städtchen Zopfingen an. Eben aber, als er am lebhaftesten damit beschäftigt war, traf ein Brief seiner Mutter mit der Nachricht ein, daß jener Bürgermeister gestorben, und jetzt gewisse Hoffnung zu einer Anstellung für ihn in Biberach vorhanden sey. Er erklärte sich

---

Helden. — Von der Politesse der Griechen. Ihr Geschmack. Ihre Ideen von den Weibern. Ihre Achtung für die Musik. Ihre Religion. — Critique de la comparaison du siècle de Pericles avec ceux de Leon X. et d' Octavien. — Kommentar über den Satz: Virtus est vitium fugere. — Vorschläge, die menschliche Gattung zu verschönern. — Von der Edukazion. — Versuch, einige schwere philosophische Aufgaben aufzulösen. — Beurtheilung der Bastiliade. — Briefe von Karl Grandison an seine Pupille Emilia Jervois.

bereitwillig, eine Stelle anzunehmen, insofern sie seinen Neigungen angemessen sey, jedoch nicht die Stelle eines Rathes, denn diese sey unverträglich mit seinen andern Planen. Er wurde indeß doch zum Rath erwählt, einstimmig, und wie ihm sein Vater schrieb, zur allgemeinen Freude aller evangelischen Bürger. „Im ersten Augenblicke, schrieb er an Zimmermann, hielt ich alle meine Plane für vernichtet und meine Hoffnungen für verloren, und was mich trostlos machte, war die Unmöglichkeit, einen so ehrenvollen Ruf abzulehnen. Mein Vater, in der Besorgniß, daß ich dies thun möchte, verbarg mir, aus einer ihm eigenen Delikatesse gegen mich, den Kummer, den ihm dies verursachen würde, ließ mich aber hinlänglich die Freude empfinden, die er haben würde, wenn ich die Stelle annähme. Dies war einer der stärksten Bewegungsgründe für mich. Von der andern Seite sah ich, daß ich den Musen, der Freiheit, der philosophischen Ruhe würde entsagen müssen, um eine Stelle zu übernehmen, für die ich nicht geeignet bin, und die im Anfange, statt meine Subsistenz zu sichern, mich vielmehr zu beträchtlichen Ausgaben nöthigt, und erst späterhin und mit einem Uebermaaß von Arbeit einträglich wird. Indeß war diese Schwierigkeit, wiewol für meine gegenwärtige Lage groß genug, nicht vermögend, mich die Annahme der von meinem

Vaterlande mir dargebotenen Ehre verweigern zu lassen. Bei Erwägung aller Umstände glaubte ich die Stimme der Vorsehung zu vernehmen, die mich riefe, meinem Vaterlande Gutes zu thun. Deutlich sah ich, daß ich durch Ergreifung des günstigen Augenblicks zur Ausführung aller der Entwürfe käme, die ich seit langer Zeit zu dessen Vortheil gemacht habe. Auch sah ich mehr als ein Mittel, um die Entwürfe für mich selbst mit meinen neuen Pflichten zu vereinigen. Da die Stelle, die ich einnehmen soll, mir in meinem Vaterlande Kredit und Ansehn giebt, so schien sie sogar alle meine übrigen Unternehmungen zu erleichtern, und die Zeit des einzigen Glückes, das es für mich in dieser Unterwelt giebt, mir näher zu bringen. Diesem allem zufolge habe ich den erhaltenen Ruf angenommen, und mich eingerichtet, um am zwanzigsten Mai von hier abreisen zu können."

Zimmermann hatte um dieselbe Zeit ihm geschrieben, daß ein Baron von Klinkowström wegen einer Anstellung Wielands angefragt habe. Wieland schrieb dieserhalb an seinen Freund: „Ich kann kaum zweifeln, daß die vortheilhafte Stelle, von welcher Ihr Freund redet, sich nicht auf die Meinung beziehen sollte, die man von mir in Teutschland gefaßt hat. Die Stelle eines Professors z. B. scheint den meisten Teutschen für einen Gelehrten ohne Anstellung sehr vortheilhaft. Für mich paßt sie auf keine Weise. Die einzige für mich vortheilhafte Stelle würde die seyn, die mich von aller Art öffentlicher Geschäfte und gesellschaftlicher Pflichten befreite, und mir lebenslängliche Unabhängigkeit, Ungezwungenheit und Freiheit, in allen Dingen meinem eigenen Geschmack zu folgen, gewährte. Ich weiß wol, daß es solch eine Stelle

für mich nicht giebt; die Gesellschaft bewilligt Wohlthaten nur unter der Bedingung des Zurückerhaltens. Indeß bin ich denn doch neugierig, zu erfahren, was der Herr — (ein Minister aus Hannover vermuthlich?) — aus mir zu machen gedenkt.“ Einige Tage darauf schrieb er noch: „Ungeachtet es mich drängt, dahin abzureisen, wohin meine Bestimmung mich ruft, so glaube ich doch dem edlen Unbekannten die Rücksicht schuldig zu seyn, meine Abreise noch bis zum 22sten Mai zu verschieben, um seine Vorschläge zu vernehmen, und ihm von hier aus zu antworten. Entweder aber trafen diese Vorschläge gar nicht ein, oder waren von der Art, daß Wieland keine Rücksicht darauf nehmen konnte; genug, er verließ am bestimmten Tage Bern und die Schweiz, nicht ohne die dankbarsten Gefühle bei der Erinnerung an eine glücklich hier verlebte Jugend, mit dem festen Entschlusse, seiner geliebten Vaterstadt, die er seit acht Jahren nicht gesehen hatte, in dem angewiesenen Kreise seines Wirkens so nützlich zu werden als er vermöchte, vielleicht sogar — und dies Einzige preßte ihm einen Seufzer ab — auf die Gefahr hin, die treueste Geliebte seiner Jugend, die Muse, darüber verlassen zu müssen. So viel Ersatz, als für solchen Verlust überhaupt möglich ist, versprach ihm indeß die Hoffnung — Juliens Besitz als den Preis des Verdienstes, und der bis zur Grenze des Mannesalters treu bewährten Reinheit seiner Seele.

C. M. Wielands

Leben.

Neu bearbeitet

von

J. G. Gruber.

Mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands.

Zweiter Theil.

III. und IV. Buch.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1827.

Drittes Buch.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen; denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, im Streit.
Seit der Zeit ist zwischen den Zweien der Fehde nicht Stillstand;
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe danach.
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.

Göthe.

I.

Befangen in dem Augenblicke, weiß der Mensch fast nie ein gegenwärtiges Ereigniß richtig zu würdigen, beklagt oft, was ihm Heil, und preißt, was ihm Verderben bringt. Erst wenn die Gegenwart schon ferne Vergangenheit geworden ist, erscheint ihm Alles im wahren Lichte, und wie anders wird sein Urtheil, wenn es nicht mehr durch vorübergegangene Eindrücke, sondern durch dauernde Folgen bestimmt wird! Wie oft erfreut er sich dann des Unangenehmen, worüber er damals am bittersten klagte, und dankt dem Geschick, das Angenehme, wonach er strebte, nicht erhalten zu haben! — Auch Wielands Leben in seiner Vaterstadt dient hievon zum Beweise. Die Verwirrung, in die er gleich Anfangs hinein gerieth, war indeß freilich groß genug, um ihn mit einem Zustand unzufrieden zu machen, der ohnehin seinen Neigungen nicht angemessen war.

Die Einwohner seiner Vaterstadt bekennen sich theils zur evangelischen, theils zur katholischen Religion. Machten nun aber gleich die Letzten nur etwa ein Drittel der Gesammtheit

aus, so war doch unter beiden Parteien eine völlige Gleichheit der Rechte; es gab keine herrschende Religion, und die Hauptkirche, die Hospitalkirche und das sehr bedeutende Hospital selbst waren gemeinschaftlich. Aus Personen von beiden Parteien war auch die Regierung der Republik zusammengesetzt. Sie bestand aus einem innern Rath von 20 Personen, wozu ein katholischer und ein evangelischer Bürgermeister, zwei katholische und zwei evangelische geheime Räthe, drei katholische und drei evangelische Räthe aus den Patriziern, und vier von der Gemeinde gewählte Räthe gehörten. Diesem inneren Rath, welcher die Oberaufsicht über alle politischen, juridischen und ökonomischen Angelegenheiten führte, standen zur Seite ein evangelischer Kanzleidirektor, der als Stadtschreiber zugleich das Rathsprotokoll führte, und ein katholischer Syndikus, dem die rechtlichen Gutachten oblagen. Außerdem gehörten zur Regierung noch das Stadtammannamt, das Stadtgericht und ein großer Rath, welchen 20 Bürger, zur Hälfte evangelische, zur Hälfte katholische, ausmachten. Auch bei den beiden andern Behörden war diese Religionsgleichheit eingeführt; es gab einen katholischen und einen evangelischen Stadtammann, welche den Rang gleich nach den Bürgermeistern, in dem Stadtgericht den Vorsitz hatten, und ent-

weder Adelige oder Doktoren der Rechte seyn mußten. Eben dies war der Fall bei den Bürgermeistern, den ersten geheimen Räthen und den drei ersten Räthen des innern Rathes.

Wieland, der weder ein Adeliger noch Doktor der Rechte war, hatte nach dieser Verfassung nur auf wenige Stellen Ansprüche zu machen, und gehörte zu denen Räthen, deren Wahl der Gemeinde zustand. Bei seiner Ankunft war indeß Aussicht auf eine vortheilhaftere Stelle, weil ein neuer Bürgermeister gewählt werden mußte. Zum erstenmale lernte er jetzt aus eigener Erfahrung politische Intriguen kennen, und mußte dabei selbst eine Rolle spielen, die ihm eben so neu als verhaßt war. Die Wahl eines römischen Consuls zur Zeit des Clodius, meinte er, könne nicht schwieriger und stürmischer gewesen seyn, als diese Wahl eines Bürgermeisters für die Reichsstadt Biberach. Endlich nach vollen sechs Wochen kam man zum Ziele, und durch die erfolgte Wahl wurde die Stelle des Kanzleidirektors erledigt. Um diese bewarb sich Wieland, und dies brachte ihn selbst nun in einen gewissen Kampf mit mehreren Mitbewerbern. In dieser Lage schrieb er an Bodmer: „Ach, mein theurer Freund! die glücklichen Zeiten, die wir im Schooße der philosophischen Ruhe mit einander gelebt haben, sind für mich auf ewig entflohen, diese goldnen,

der Weisheit gewidmeten Tage, diese glückliche Entfernung vom Getümmel und den Geschäften der Welt, diese Freiheit von Sorgen und Leidenschaften, diese heilige Stille, worin sich unsre Seelen, bald mit den Geistern verstorbener Weisen besprachen, bald in heiterer Entzückung den Eingebungen einer himmlischen Muse entgegen lauschten, bald in sich selbst gehüllt, ihre eigne Gestalt, ihre wunderbaren Kräfte und das Geheimniß ihres Ursprungs, ihres Zustandes und ihre Bestimmung erforschten. Diese Stunden des vertraulichen Umgangs, worin wir in freundschaftlichem Streit die Wahrheit entdeckten, oder den Irrthum aus seinen labyrinthischen Höhlen hervortrieben, oder mit sokratischer Freiheit der menschlichen Thorheit und unserer eigenen lächelten, bald Könige und bald Dunsen züchtigten, bald den Entwurf eines glücklichen Staats, bald den Plan eines Trauerspiels anordneten. Diese dreimal glückliche Zeit ist für mich dahin, und hat mir nichts als ein trauriges Andenken und vergebliches Bedauern zurückgelassen. Meine Phantasie, vom unharmonischen Getümmel des Gegenwärtigen betäubt, stellt mir das Vergangene in einer weiten neblichten Ferne vor, ich erinnere mich meines ehemaligen glücklichen Zustandes kaum anders, als unsere von irdischen und körperlichen Gegenständen umschlungene Seele sich ihres ehemaligen

geistigen Lebens erinnert. Bedauern Sie mich, mein theurer Freund! Zu eben der Zeit, da Sie sich über das, was in meinem neuen Zustande glücklich genannt werden mag, erfreuen, muntern Sie meinen niedergeschlagenen Geist auf; mehr als jemals habe ich Ihrer freundschaftlichen Bemühungen nöthig, da die Beraubung aller meiner Freunde, der Verlust der Ruhe und heitern Stille, einer wohl angewandten Einsamkeit, Geschäfte, die den Geist und das Herz entweder in einer trägen, sumpfigen Ruhe lassen, oder das letztere in stürmische Bewegung setzen, und den ersten zusammenschrumpfen machen, und eine Lebensart mit einem Wort, die meiner Denkungsart, meinen Neigungen und meinen Gewohnheiten in allem entgegten ist, meinen Geist auslöschen, meine Seele betäuben, und die bessere Hälfte von mir selbst zernichten. So hyperbolisch diese Beschreibung meiner unangenehmen Umstände klingt, so versichere ich Sie doch, daß sie der Empfindung gemäß ist, die ich nur allzu oft davon habe, und da Sie mich und die Lebensart, deren ich so viele Jahre gewohnt bin, kennen, so wird es Ihnen nicht befremdlich vorkommen, daß eine so schnelle und durchgängige Veränderung mir fast unerträglich fällt."

Die Hoffnung, daß auf die stürmischen Tage heitere folgen würden, hielt seinen Muth aufrecht,

und es gewann allerdings den Anschein, als ob seine Umstände eine vortheilhafte Wendung nehmen wollten. Dem guten Verhältniß, worin er mit dem neuen Bürgermeister stand, verdankte er es, daß ihm vorläufig die Stelle des Kanzleidirektors übertragen wurde, wodurch er in den Besitz eines der bequemsten Häuser der Stadt und einer Besoldung von täusend Gulden kam. Bei dieser vorläufigen Anstellung blieb es aber auch von dem Jahre 1760 bis in die Mitte des Jahres 1764, denn es entstand zwischen beiden Magistratsantheilen ein Prozeß über die Gleichstellung der Kanzlei und des Syndikats, den ein katholischer Rathsherr anregte, welcher bei dieser Gelegenheit beträchtliche Privatvortheile zu erhaschen, und sich den Weg zu den ersten Posten in der Republik zu eröffnen hoffte. Während der Dauer dieses Prozesses war Wielands Stellung durchaus unsicher, und — was noch weit schlimmer war — er mußte häufige Erfahrungen von dem Wankelmuth der Gönner und Freunde machen. Im Jahre 1762 schrieb er an Zimmermann: „Der verdammte Prozeß, um dessentwillen ich nun schon zwanzig Monate lang wie eine Seele im Fegfeuer leide, ist nun dahin gediehen, daß es mich vermuthlich meine Stelle gänzlich kosten wird. Ich arbeite mit allen Kräften entgegen, allein ich habe so viel als gar keinen Freund, Niemand hat ein

Interesse, für mich zu seyn, und beinahe Jedermann gewinnt entweder wirklich, oder hofft zu gewinnen, wenn ich gestürzt werde.“ In beständiger Gefahr schwebend, seine Stelle zu verlieren, kam er nie zu Ruhe, und selbst seine Gesundheit litt unter den beständigen Erschütterungen seines Gemüths, zumal da man es auch an Chikanen gegen ihn nicht fehlen ließ. „Meine Umstände — schrieb er zu Ende von 1762 an Zimmermann — gehen ein wenig tyrannisch mit mir um. Können Sie glauben, daß ich nun etliche Wochen damit verderben muß, ein von mir gefodertes Specimen jurisprudentiae zu verfertigen, ohne welches ich in Gefahr stehe, meine Stelle auf eine höchst unangenehme Art zu verlieren? Was für Muth kann man in solchen Umständen haben!“ Am 16. März 1763 schrieb er demselben: „Ich werde ganz niedergeschlagen, wenn ich denke, was ich in bessern Umständen, an einem andern Orte, und bei einer den Musen günstigern Lebensart thun könnte; ich möchte zuweilen eine Satyre wider die beste Welt schreiben, wenn ich mir vorstelle, daß kein anderer Platz in der Welt für mich seyn soll, als eine Stadtschreiber- Consulenten- oder Rathsherrnstelle in diesem kleinen schwäbischen Reichsstädtchen; denn es ist noch nicht entschieden, welche von diesen drei Personen, die sich ungefähr gleich gut

für mich schicken, ich noch werde vorstellen müssen."

Kein Wunder, wenn er zuweilen die Geduld verlor. So lange sie noch hielt, dachte er auf Mittel, sich bei seinen Landsleuten allenfalls auch durch einen gewissen Schein mehr Ansehn zu verschaffen, z. B. wenn er Doktor würde, oder Ehrenmitglied einer Akademie; fing es ihm aber an unerträglich zu werden, daß er es noch für ein Glück halten solle, wenn man ihn duldete, so machte er Entwürfe, sich aus einer Lage zu befreien, die ihm so unsäglichen Verdruß bereitete. Dabei schien ihm aber wieder, daß die Art, wie er sich bisher in der Welt bekannt gemacht habe, ihm zu einer anderweitigen Anstellung eher nachtheilig als vortheilhaft seyn möge, und daß er sich von einer andern Seite zeigen müsse. Wie aber dieses in Biberach anfangen? „Mein Verstand, schrieb er an Zimmermann, sagt mir, daß ich noch nichts Nützliches und Großes gethan habe, und die Empfindung meiner selbst sagt mir, daß ich in günstigern Umständen zu beiden fähig wäre. Hier gehen meine Talente für das Publikum verloren. Unter solchen Zerstreuungen, bei einem solchen Amte, ohne Bibliothek, ohne Aufmunterung, was kann ich da thun? Wenn ich auch Zeit und Gemüthsruhe und Muth genug hätte, etwas zu unternehmen, so verbietet mir der

einzige Umstand, daß wir keine Bibliotheken haben, alle Unternehmungen von Wichtigkeit. Ich bin genöthigt, immer aus mir selbst herauszuspinnen. Es sind schon viele Jahre, daß ich mit einer philosophischen Geschichte, nach einem besondern Plan, schwanger gehe; die Art, wie ich nunmehr ein solches Werk ausführen würde, würde es zu einem nützlichen und angenehmen, vielleicht unentbehrlichen Buche machen. Sie sehen aber, daß, ohne eine Bibliothek von den vollständigsten und kostbarsten Büchern zu seinen Diensten zu haben, an ein solches Werk nicht zu denken ist. Sollt' es nicht Schade seyn, daß es nur darum unterbleiben soll, weil ich zu Biberach und nicht zu Berlin oder an einem andern Orte bin, wo wenigstens eine öffentliche Büchersammlung ist, worin man die ungeheuern Folianten und Quartanten finden kann, die man bei einer solchen Arbeit alle Augenblicke zum Nachschlagen braucht? — — — Wenn ich Ihnen sagen sollte, was mir am liebsten wäre, so wäre es eine Professorstelle an einem Gymnasio, wie zu Berlin, Breslau, Gotha und andrer Orten sind. Die Einkünfte sind freilich klein genug, allein man hat auch desto mehr Muse, und kann arbeiten, was man will. Ist denn kein Mittel, diesem Cyrus, Salomon, Cäsar und Julianus unsrer Zeit auf eine erträgliche Art bekannt zu werden, nur

wenigstens so viel, daß er mich zur Direktion irgend eines von seinen unzählbaren Gymnasien tüchtiger hielte, als einen jeden andern?“

Klagen und Entwürfe waren indeß gleich fruchtlos, und dem armen Dulder blieb nichts übrig, als auszudauern, und in dem Vorsatz zu beharren, durch strenge Erfüllung seiner Amtspflichten ein günstiges Schicksal wenigstens zu verdienen. Seine Geschicklichkeit in Führung der Geschäfte konnte nicht ohne Anerkennung bleiben, und hatte zur Folge, daß man ihm deren immer mehrere auftrug. So arbeitete er sich ab, während von Monat zu Monat die Hoffnung ihn unaufhörlich neckte; denn wenn der erwünschte Ausgang ganz nahe schien, wußten die Gegner immer neue Verzögerungen zu verursachen. Als im Jahre 1763 das Ende des Prozesses beinahe gewiß schien, wußte jener Rathsherr doch die Gemüther wieder aufzureizen, und ließ nicht nach, bis er von seiner Religionspartei nach Wien abgeschickt wurde, um alles gegen den protestantischen Antheil zu erregen. Gegen sein Vermuthen fand er Freunde der protestantischen Partei, die ihm so lange kräftig entgegenwirkten, bis endlich, da er seine Gegner ganz in der Schlinge zu haben glaubte, zu seinem großen Erstaunen ein kaiserliches Conclusum hervorkam, worin der Weg eines gütlichen Vergleichs einzuschlagen erkannt wurde;

das Aeußerste, was — wie Wieland an Geßner schrieb — zum Vortheile unserer Partei geschehen konnte, da die Katholischen zu Wien fast allezeit favorem judicis haben. So gingen unsre Sachen, und seit diesem ist immer ein Incident nach dem andern gekommen, das den Ausgang verzögert hat; erst die Römische Königswahl, hernach die Reise des Herrn von Senkenberg, itzt die Kabalen derjenigen von unsern Feinden aus unsrer eignen Partei, welche aus Privatabsichten und Jalousie über mich und die enge liaison, worin ich seit zwei Jahren mit unserm Bürgermeister v. H. stehe, die Hofkommission in eine Lokalkommission zu verwandeln sich bemühen, und wogegen, als das gewisseste Mittel, unsre Regierung vollends zu Grunde zu richten, wir nun mit allen Kräften arbeiten müssen. Ich sage wir, ob ich gleich der einzige von meiner Partei bin, der die Ehre hat, für Alle zu arbeiten, und wenn ers am besten gemacht zu haben glaubt, (wie es in Republiken zu gehen pflegt) „am wenigsten Dank erhält.“ Endlich im Jahre 1764 gedieh es dahin, daß die gütliche Ausgleichung zwischen beiden Religionstheilen von zwei Kaiserlichen Kommissarien zu Wien versucht werden sollte. Für niemand gab's dabei mehr Arbeit als für Wieland, denn da nicht einmal ein einziger Kopist da war, der nicht ein heimlicher Anhänger

von seiner Gegenpartei gewesen wäre, wenigstens keiner, der gegen Bestechung die Probe gehalten hätte, so mußte er Konzipient und Kopist in eigner Person seyn, und oft bis nach Mitternacht über den unerfreulichsten Arbeiten sitzen.

2.

Konnte nun aber irgend etwas Wielands Lage in seinen ersten Jahren zu Biberach noch mehr trüben, als sie ohnehin schon getrübt war, so war es sein Verhältniß zu Julien. Diese, trotz aller ihrer Philosophie, scheint doch nicht ohne Eifersucht gewesen zu seyn, und Wieland nicht genug verhütet zu haben, sie zu erregen. Eifersucht einer Philosophin ist spitzfindig, Wieland wurde darüber ärgerlich; Julie setzte ihm Stolz und Kälte entgegen, Wieland wurde leidenschaftlich heftig, und so erfolgte zwischen beiden ein Bruch, ohne daß Wielands Gesinnung wäre geändert gewesen. Im Jahre 1761 starb Juliens Vater; Julie war ohne Vermögen, und Wieland — schrieb an Zimmermann:

Biberach d. 14. Okt. 1761.

Der Tod von Juliens Vater hat wieder Hoffnung in meinem Herzen geweckt. Die Umstände scheinen mir von der Art, daß ich wagen könnte, ihr anzutragen, mein mittelmäßiges Glück mit mir zu theilen. Jedoch giebt es auch Umstände, die mein Glück verzögern werden, selbst wenn der Himmel mir bestimmt hat, dies unvergleichliche Mädchen zu besitzen; Sie kennen aber das Haupthinderniß und diese Umstände nicht. Julie hat Recht, sich von mir für beleidigt zu halten, und glaubt, ungeachtet sie mir ihre Freundschaft erhält, die Unmöglichkeit zu fühlen, die Empfindungen, die sie sonst für mich hatte, wieder haben zu können. Ich meines Theils behaupte, daß Julie und ich die einzigen auf der Welt für einander geschaffenen Wesen sind, und daß sie nichts Besseres thun kann, als mir zu verzeihen, mir Freundschaft und Vertrauen ganz wieder zu geben, mich in meine alten Rechte wieder einzusetzen, und meine Thätigkeit dadurch wieder zu beleben, daß ich durch Arbeit mein Schicksal verbessere, weil ich das ihrige damit vereinigen will.

Den 21. Okt.

— — Ich zweifle nicht, daß Sie unsre Freundin bis zu einem vollkommenen Vertrauen sich verbinden werden. Dann werden Sie Thatsachen hören, gegen die alle, womit Sie meine Zärtlichkeit für sie beweisen wollen, nicht in Betracht kommen; Thatsachen, die nirgends eine Verzeihung finden als bei gemeinen Seelen. Was soll ich sagen, mein Freund? Ich habe allerdings großes Unrecht gegen Julien, aber mein Herz fühlt auch so gewiß als ich mein Daseyn fühle, daß es der Niedrigkeit, Bosheit und Schwärze, deren man mich auf starken Anschein hin beschuldigt, nicht schuldig ist. Im Gegentheil, wenn ich alle die Umstände betrachte, welche alle jene Thatsachen vorbereitet und begleitet haben, so begreife ich nicht, wie ich anders hätte handeln können. Ich sehe deutlich, daß Msle Bondeli, die als Frau von Welt das Recht hat, alles Unrecht auf mich zu werfen, selbst sehr großes Unrecht hat, sobald sie in dem Lichte gesehen wird, worein sie sich selbst mir gegenüber gestellt hat. Kurz, ich versichere, daß ich von den wahren Ursachen unsers Bruches nichts begreife, und alles, was ich weiß, ist, daß, wenn sie mir nicht völlig verzeihen kann, alle meine ehemaligen Meinungen von der erhabenen Güte ihrer Seele, eben solche

Täuschungen gewesen seyn müssen, wie die Gefühle, die uns ehedem beide belebten. Sie fühlen selbst, mein Freund, daß ich der Hoffnung, die sonst mein Glück gemacht, entsagen muß, wenn sie mich nicht eben so sehen kann, wie vor unserm Bruch; nie würde sie mich glücklich machen, wenn sie selbst es nicht wäre, und wie könnte sie dies seyn, wenn sie mich als einen Elenden betrachtete, dem man endlich aus einem Uebermaaß von Barmherzigkeit Gnade widerfahren läßt. Ich kenne mein Herz; ich weiß ganz bestimmt, wäre ich in diesem Augenblicke bei ihr, so könnte ich mich zu ihren Füßen werfen und liegen bleiben, bis ich durch Bitten und Thränen Verzeihung erlangt hätte. Eine Stunde darauf könnte ich mich aber auch selbst verabscheuen, darüber, daß ich solch einer Schwachheit fähig gewesen. Nein, in Wahrheit, der bloße Gedanke ist unerträglich, daß ein menschliches Geschöpf vor einem andern menschlichen Geschöpf, wie vollkommen es auch seyn möge, sich so erniedrige. Das höchste Wesen verzeiht, sobald wir es lieben, — und eine Tochter Eva's wollte einem Menschen, der sein Leben hingeben würde, um ihr zu beweisen, daß er sie liebe, nicht vergeben und vergessen? Lieber wollte ich das Herz mir herausreißen, als noch einmal Verzeihung erbitten, außer auf gleiche Bedingungen. Kann sie,

wenn sie alle Umstände durchgeht, finden, daß ich zu entschuldigen bin, begreift sie, daß sie auch hat Unrecht haben können, giebt sie für immer den Gedanken an Bosheit, an eine Absicht zu beleidigen, an Treulosigkeit und andern ähnlichen Verdacht auf, den sie gegen mich zu hegen sich berechtigt glaubt, kurz, kann ihr Geist mich eben so rechtfertigen, als ihr Herz mir verzeihen, so bin ich alles zu thun bereit, um das Glück, mit ihr zu leben, zu erlangen. Dann erkenne ich die Julie wieder, die ich anbetete, für die ich lebte, und von der ein einziger Blick Ruhe, Freude, ja, wenn ich so sagen darf, eine Art von Seligkeit mir in die Seele brachte. Da haben Sie, mein Freund, die Erklärungen, die ich machen zu müssen glaubte, damit Ihr Eifer für mich Sie nicht zu weit führe. Es ist nicht die Person Juliens, es ist das Herz Juliens, was mich glücklich machen kann, und wenn sie mein seyn soll, so will ich sie ihrer Neigung verdanken, und nicht dem, was Shakespeare inforced Charity nennt.

Erlauben Sie, daß ich alles, was ich sagte oder sagen wollte, noch einmal wiederhole. Kann Julie mich lieben, wie sie sonst mich geliebt hat, und kann sie aus eigner Wahl sich entschließen, mit mir zu leben, so werde ich mich für den glücklichsten Menschen halten,

wenn ich gleich, um mit ihr zu leben, lebenslang Kanzleidirektor von Biberach werde bleiben müssen. Kann sie sich aber nicht entschließen, sich dem Risiko einer solchen Verbindung auszusetzen (und zum Entschließen soll sie so viel Zeit haben, als sie selbst will), so wird die Zeit ihr wenigstens lehren, daß ich sie geliebt habe. Einen so verzweifelten Schritt, wie den, der mich der Gunst unsrer Freundin beraubt hat, werde ich nicht noch einmal thun, ich werde allein bleiben, und so lange es Gott gefällt, ein Leben fortschleppen, das, bei einer ununterbrochenen Folge von Unannehmlichkeiten, ohne Beimischung eines wahren Vergnügens, kurz genug werden wird. — — —

Ich sehe voraus, daß Sie von Seite der Familie Juliens auf viele Schwierigkeiten stoßen werden. Man ist der Meinung, daß die Liebe keine Schwierigkeiten sehen müsse; ich bin dieser Art von Liebe nicht fähig. *) Ich fühle für Julien, was man nur fühlen kann, aber ich schwärme nicht; ich sehe die Dinge ungefähr so, wie sie sind, und will daher weder Andre noch mich selbst täuschen.

---

*) Wieland fand nämlich in seiner damaligen Lage bedenklich, sich zu verheirathen.

Den 18. December.

Was kann die Ursache Ihres so unerwarteten Schweigens seyn? — — — Julie wird Ihnen die Ursachen der Kälte, die Ihnen an ihrem Brief anstößig war, detaillirt haben; Sie werden auf diesen Bericht hin empört worden seyn über einen Menschen, der sich gegen eine Person vergehen konnte, die, wenn mich nicht alles trügt, einen außerordentlichen Eindruck auf Ihr Herz machen mußte; kurz, Sie werden gefunden haben, daß jener Elende nicht ein Mensch zu heißen verdiene, und wollten nicht anstehen, alle Verbindung mit ihm aufzuheben. Wenn ich richtig gerathen habe, mein lieber Herr, so sind Sie sehr zu entschuldigen, aber glauben Sie mir, daß Sie nicht ohne Ungerechtigkeit über mich aburtheilen können, bevor Sie nicht auch alles das gehört, was ich zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe. Nichts kann Sie besser in Stand setzen, über den unglücklichen Schritt, der mich Juliens Herz kostet, ohne daß ich sie anklagen kann, und doch nichts desto weniger zu beklagen bin, zu urtheilen, als das Lesen aller unserer Briefe von dem Jahr 1759 an, bis zum December 1760. Sie werden da Probleme finden, mit deren Lösung ein Philosoph sich würdig beschäftigen kann, und ich bin überzeugt, daß Sie,

alles wohl erwogen, einsehen werden, ich sey zwar nicht völlig zu entschuldigen, aber doch mehr unglücklich als schuldig.

Den 5. Jan. 1762.

Wie nöthig wäre mir die Gegenwart eines Freundes, wie Sie sind! Ich habe niemand, der mich kennt, oder dem ich mich zeigen darf. Ich muß mein Selbst ausziehen, und etwas anders seyn, als ich bin, sogar um mit meinen Eltern, oder den wenigen Personen, mit denen ich zuweilen noch einigen Umgang habe, zu rechte zu kommen. Was für ein elender Zustand! Ich gestehe Ihnen, mein Freund, daß dieser Zustand, wenn er noch einige Jahre dauern sollte, dem Leben meines Geistes und meines Körpers ein Ende machen würde. Die Acquisition eines Vermögens, das mich von Biberach unabhängig machte, ist das einzige Mittel, dieser Katastrophe vorzubeugen. Alle Tage werden mir Heirathsvorschläge gethan, wovon einige so beschaffen sind, daß sie mir diese Unabhängigkeit verschaffen könnten; es ist mir aber unerträglich, daß ich genöthigt bin, dergleichen Vorschläge nur anzuhören. Julie ist nicht die einzige Ursache davon; denn, ob sie gleich unter allen mir bekannten Personen ihres

Geschlechts diejenige ist, die mir am besten convenirt, so sehe ich doch nur allzuwohl, daß es umsonst ist, mir Hoffnungen zu machen, die durch ihre und meine Umstände von einer Woche zur andern immer unmöglicher gemacht werden. Ich bin hier wie der Vogel auf dem Zweige, und weiß niemals gewiß, ob ich morgen seyn werde, was ich heute bin, oder ob ich in acht Tagen nicht den ganzen Plan, den ich mir fürs Künftige gemacht habe, umgestoßen sehen muß. Sie sehen also, daß ich unsre Freundin nicht anders ansehen kann, als wie einer, der in einem Sturm auf einem Bret, das er ergriffen hat, hin und her geschleudert wird, einen Freund ansieht, der in weniger Entfernung von ihm das gleiche Schicksal hat. In solchen Umständen kann man niemals wissen, was man thun wird, weil man niemals weiß, was man zu thun genöthigt seyn wird. Alles also, was mir übrig bleibt, ist, lieber alle Extremitäten zu erwarten, als einen Schritt zu thun, durch den ich sogar die Möglichkeit (sie sey nun wirklich oder nur eingebildet) verlieren könnte, jemals in einen bessern Zustand zu kommen.

Den 5. Februar.

Ihre Aufmunterungen thaten ihre Wirkung; ich empfand, daß ich Quellen von Vergnügen in mir selbst habe. Ich beruhigte mich wieder durch den Gedanken, daß ich nicht unglücklich sey, so lang ich noch empfinden könne. Ich fing wieder an zu hoffen, kurz, ich lebte allen meinen Widerwärtigkeiten zu trotz wieder auf, und wenige Tage hernach erhielt ich eine so entscheidende Probe von einer höhern, für mich sorgenden, Vorsicht, daß ich nicht mehr zu entschuldigen wäre, wenn ich mich jemals wieder dieser Muthlosigkeit überließe, welche Sie für meine Nerven so besorgt gemacht hat. Ich sollte Ihnen das Räthsel billig auflösen; haben Sie aber noch Geduld.

Den 10. März.

So gern ich Ihnen das Räthsel auflösete, das Sie aufmerksam gemacht hat, so unmöglich ist es mir diesesmal es zu thun. Alles, was ich davon sagen kann, ist, daß weder Julie noch Sophie einigen Antheil daran haben, und daß Umstände, die mich nothwendig determiniren müssen, die Absichten, die ich ehemals auf die Erste hatte, gänzlich verbieten.

So endigte diese Liebe, die wol schwerlich so hätte endigen können, wenn nicht beide sich in dem, was sie eigentlich für einander fühlten, getäuscht gehabt hätten. Nachdem der Gedanke an eine Verbindung aufgegeben war, was von Juliens Seite zuerst geschah, trat an die Stelle der vermeinten Liebe eine trauliche Freundschaft, die in beiden während ihres ganzen Lebens ungeschwächt blieb. Stets sagte Wieland: es war nur Eine Julie Bondeli in der Welt, und die Zweite wird schwerlich jemals geboren werden. Nichts desto weniger aber fühlte er damals doch den Unterschied zwischen Freundin und Frau, besonders seitdem Warthausen auf ihn einwirkte, denn in diesem liegt das Räthsel verborgen, von welchem Wieland hier sprach.

3.

Kaum eine Stunde weit von Biberach liegt der Marktflecken Warthausen, der Hauptort einer gleichnamigen Herrschaft, zu welcher zwölf Dörfer gehören, das Eigenthum der Gräflichen Familie von Stadion. In dem Marktflecken selbst liegt auf einem Berge das gräfliche Schloß, aus welchem man die reizende Aussicht in das

Rießthal bis nach Ulm hin hat. Der damalige Besitzer, Friedrich Graf von Stadion, Großhofmeister und erster Minister des Churfürsten von Mainz, in früherer Zeit mehrere Jahre lang Kaiserlicher Gesandter in England, hatte dieses Schloß zu dem Ruhesitze seines Alters ausersehen, und es deshalb mit sehr anmuthigen Gärten und Parks nach Art der engländischen umgeben lassen. Im Jahre 1762 zog er sich als Greis hieher zurück, um den noch übrigen Rest des Lebens sich selbst zu leben, und ihn begleitete ein Mann, welchen der Graf als fünfjährigen verwaißten Knaben, Namens Frank, gefunden, erzogen, und dann stets zu den vertrautesten Geschäften gebraucht hatte. Aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit verließ dieser den Staatsdienst zu Mainz, und übernahm die Oberdirektion über des Grafen sehr bedeutende Besitzungen im Wirtembergischen, in Böhmen und Schwaben. Dieser Frank war nun kein anderer, als der damals Churmainzische Hofrath, Herr von la Roche, der Gatte Sophiens. Nach einem Zeitraum von Zehn Jahren traf also Wieland hier auf seinem Lebenswege wieder zusammen mit der Geliebten seiner Jugend, die er als Braut verloren hatte. Dies neue Zusammentreffen sollte für sein Schicksal nicht weniger bedeutend werden als das erste gewesen war. Hier sollte er die Gönner finden,

die zu Wien für ihn wirkten; hier sollte das Schicksal seines Lebens sich entscheiden. Voll der Ahnung hievon sah er in dem neuen Leben, das zu Warthausen begann, den entscheidenden Beweis einer höheren, für ihn sorgenden, Vorsicht; und gewiß, ohne seine Liebe zu Sophien, wie ganz anders würde alles mit ihm geworden seyn!

Sophie hatte ihm die innigste, herzlichste Freundschaft treu bewahrt, wie Wieland ihr; ihr Gatte mußte ihn achten, und so war er dem alten Grafen hinlänglich empfohlen, den er außerdem vielleicht nie kennen gelernt hätte, wie erwünscht auch dem Grafen in seiner Einsamkeit ein Mann von Wielands Geist und Kenntnissen gewesen seyn würde. Wie viel Wieland dabei verloren hätte, sagen uns die Zeilen, die er an Frau von la Roche schrieb, nachdem er, wie von Zeit zu Zeit geschah, wieder etliche Tage zu Warthausen verlebt hatte. „Ich würde kein Ende finden, schrieb er, wenn ich Ihnen schildern wollte, wie die köstlichen Tage zu Warthausen mich entzückt haben, die ich in dieser einzigen Gesellschaft verlebt habe, worin alles, was die Verehrung, Hochachtung und Zuneigung eines Biedermannes verdient, sich vereinigt und unter so wenige Personen vertheilt findet. Ich will und kann nicht loben, aber ich versichre Ihnen, Warthausen ist der

Mittelpunkt der Welt, die ich kenne, und ich würde es dem Aufenthalt in allen bezauberten Schlössern Arioſto's und Taſſo's vorziehen. Kann etwas meine Zufriedenheit vermindern, ſo iſt es der unbequeme, aber nur zu gerechte, Gedanke, daß ich nicht weiß, womit ich verdiene, in ſolch eine Geſellſchaft gezogen zu werden, außer etwa durch meine Fähigkeit, die Verdienſte und Tugenden, die ich nicht erreichen kann, anzuerkennen und zu lieben. — — Sie nennen mich oft einen Sonderling. Ach, meine liebe Freundin, ich weiß nicht, was ich bin, aber ich weiß, daß ich nicht bin, was ich gern ſeyn möchte."

Der Mittelpunkt, um den ſich in dieſer kleinen Welt alles bewegte, war der Graf Stadion ſelbſt, ein Greis von 72 Jahren, aber mit allem Feuer eines Franzoſen von funfzig, ein einſichtsvoller Staatsmann von unbezweifelten Verdienſten, und großem praktiſchen Sinn, der aber auch ſonſt ausgebreitete Kenntniſſe beſaß, und als ein Kenner der Kunſt ſeine Güter gern anwendete, auch die Künſtler zu befördern, wie denn z. B. Joh. Heinrich Tiſchbein der großmüthigen Unterſtützung des Grafen ganz allein ſeine Ausbildung verdankte. Mit vielen höchſt ſchätzbaren Vorzügen des Geiſtes und Herzens verband er die feinſten Sitten eines Weltmanns. Seine edle Haltung

erinnerte Wieland an das Lob, welches Hamlet seinem Vater giebt:

That Nature might stand up and say: this is a Man!

Die Ehrfurcht, die er dadurch einflößte, wurde vermehrt durch seine Geschäftsführung, denn wie er selbst höchst pünktlich war, und sich allezeit streng an sein Wort band, so foderte er auch streng von Andern die gleiche Pünktlichkeit, und verzieh nicht die kleinste Abweichung in dem, was man ihm zugesagt hatte. Das Ehrfurcht Gebietende in seinem Wesen aber wurde gemildert durch die Annehmlichkeiten seines Umgangs, die ihm die Herzen um so mehr gewinnen mußten, je weniger sie von einer gnädigen Herablassung, sondern von einer liebenswürdigen Natur zeigten, die in geistreicher und feiner Gesellschaft ausgebildet worden. Seine Unterhaltung, zumal wenn er bei guter Laune war, und diese verließ ihn nur selten, war voll Geist und Witz, anmuthig erheiternd, wie er denn überhaupt dem Leben mit heiterem Weltsinn zugekehrt war.

Die Haupttriebfeder, die um den Grafen alles in Bewegung setzte, war la Roche, des Grafen Zögling, Liebling und in den meisten Eigenschaften ihm gleich oder ähnlich. „La Roche, schrieb Wieland an Geßner, ist ein Mann, der, bei der vollkommensten Kenntniß der Welt und der

Menschen, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine Kenntniß alles dessen, was unser Shaftesbury zu einem Virtuosen fordert, besitzt, und wenn Sie ihn in einer Gallerie von Malereien, oder am Klavier hören sollten, würden Sie Mühe haben, zu begreifen, daß eben dieser Mann, der ein großer Kenner und Meister in den schönen Künsten ist, an Geschicklichkeit im Kabinet und an Erfahrenheit in Geschäften wenige seines Gleichen hat. — — Alles dies Gute wird durch die Eigenschaften seines Charakters vollkommner gemacht. Er ist, in dem ganzen großen Umfange des Worts, ein rechtschaffner, edelmüthiger Mann, ein Menschenfreund; sein Herz ist mit dem Vergnügen, Gutes zu thun, vertraut; er ist für die Freundschaft, und für jedes Sentiment, welches der menschlichen Natur Ehre bringt, gemacht.“ Dies Gemälde ist allerdings nicht geschmeichelt, nur vollständig ist es nicht, und eigentlich fehlen gerade jene eigenthümlichen Züge, durch welche la Roche, der dreizehn Jahre älter als Wieland war, keinen geringen Einfluß auf diesen erhielt. La Roche pflegte, wie Göthe sagt,“ mit allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen, und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht

vor irgend einem Ahndungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.“ Wer sich aus Göthe's Leben erinnert, welcher Mittel der Graf zur Ausbildung des Geistes seines Zöglings sich bedient, und wie er dessen Talent dann vortheilhaft für sich in gewissen Liebeshändeln benutzt hatte, der wird sich verwundern müssen, wie la Roche sich seinen Sinn für Wahrheit und Recht erhielt, aber sehr begreiflich finden, wie er mit dem hellsehenden Blick und der Erfahrenheit des Weltmanns auch die Kälte desselben erhalten hatte. Dies gab ihm etwas Satyrisches, welches jedoch heitrer Art war wie sein Temperament. Die Welt hat nachmals sein Talent zur Satyre aus seinen Briefen über das Mönchswesen kennen gelernt. Alles Schwärmerische, Ueberspannte und Empfindsame hielt er damit entschieden von sich ab; in seinem eignen häuslichen Leben mangelte es selten an Gelegenheit, ihn auf einen schalkhaften Ton zu stimmen.

Die übrige männliche Gesellschaft, ein seltsames Original von einem Arzte, und ein Kaplan, den man als Magister Pangloß bezeichnete, waren von keiner Bedeutung.

Desto interessanter war der weibliche Kreis. Die Gräfin von Schall, älteste Tochter des Grafen, hatte an mehreren Höfen gelebt, und lebte jetzt mit unendlicher Sorgfalt allein den

Pflichten der kindlichen Liebe. Alle Grazien des Witzes und alle Anmuth ihres Umgangs bot sie jetzt nur auf, um in der ländlichen Einsamkeit einen verehrten Vater zu erheitern.

Zwar nicht für gewöhnlich, aber doch häufig, gesellte sich zu ihr ihre jüngste Schwester, die Gräfin Maximiliane, Stiftsdame in dem nahgelegenen Reichsstifte Buchau am Federsee, von welcher Wieland manchen Zug der Psyche seines Agathon entlehnt hat.

Allen unentbehrlich war Frau von la Roche, durch die Eigenthümlichkeit ihrer Sinnesart die bequemste Gesellschafterin. Sie war, wie Göthe sagt, „mild gegen alles, und konnte alles dulden ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, alles erwiederte sie auf gleiche Weise.“ Für die Unterhaltung des Grafen durch ihr Talent sorgte la Roche auf eine eigne Art. Jeden Morgen vor sieben Uhr, ehe er in das Kabinet der Geschäfte ging, bemerkte er seiner Gattin eigens ausgewählte Stellen aus teutschen, französischen und englischen Werken, mit deren Inhalt sie sich bekannt machte, und wofür sie eine leichte, schickliche Einkleidung suchte. In dieser brachte sie dann das Gelesene an, entweder wenn sie dem Grafen beim Auf- und Abgehen in vielen in einander laufenden Zimmern Gesellschaft leistete, oder

auch bei Tafel. So war stets dafür gesorgt, daß es nie an passender Unterhaltung fehlen möchte.

Zu einer erfreulichen Abwechselung in dem Tone trugen selbst zwei liebenswürdige Kinder der Frau von la Roche bei, denn wenn das, was der Geist wirkt, auch nur den Geist zu beschäftigen und anzuziehen vermag, so regt hergegen die reine Natur, die sich wahr und offen in dem Kinde ausspricht, die ganze Gemüthswelt auf, und der Mensch fühlt seine Menschheit nie reiner als in der Liebe zu den Kindern.

Ein Tag in so ausgesuchter Gesellschaft verlebt, vereinigte für Wieland alles, was er sich Erfreuliches für Geist, Herz und Sinn nur irgend gewünscht hatte. Den Morgen brachte er auf der Bibliothek des Grafen zu, die vorzüglich in Beziehung auf die engländische Literatur sehr reich war, vielfache Gelegenheit auch zum Studium der Kunst darbot, eine treffliche Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente enthielt, und mit dem Neuesten der inländischen Literatur immer versehen wurde. Lustwandlungen in den reizenden Umgebungen bereiteten eine Tafel vor, die durch ihre köstlichen Weine für jeden verführerisch werden konnte, der im Genuß des Weines die Mäßigkeit nicht so liebte wie der Graf und der noch

mäßigere Wieland. Es gab daher hier nur seine Sokratischen Becher, welche die Lebensgeister nur so weit anregen, daß der muntere Scherz und der geflügelte Witz um so leichter ihr heiteres Spiel treiben können. Die übrige Zeit des Tages war zwischen Lesen, Gespräch und Lustwandeln getheilt, und der Abend beschloß mit einem Concert von Jomelli, Graun oder einem ähnlichen Tonkünstler.

Für Wieland war jeder solche Tag um so mehr ein Festtag, je weniger er in Biberach selbst eine ihm angemessene Gesellschaft fand. Hier wurde der Sturm in seiner Seele, den sein verdrießlicher Prozeß aufregte, beschworen, und losgekettet von dem Aktentische, fühlte er sich wieder frei und in seinem wahren Elemente. So wirkte der Aufenthalt zu Warthausen wohlthätig auf sein Gemüth, während er zugleich seinem Geiste Vortheile brachte, die er vielleicht selbst in einer Hauptstadt nicht so hätte erlangen können. Neue Lebensansichten eröffneten sich hier dem ehemaligen Klausner, da er den Ton der großen Welt von seiner gefälligsten Seite, durch liebenswürdige Frauen kennen lernte, und zwei so vorzügliche Männer von Welt, wie der Graf und la Roche, zur Erweiterung und Berichtigung seiner Welt- und Menschenkenntniß so unendlich viel beitrugen. Ihre Mittheilungen konnten ihm auch gewiß zu keiner gelegneren

Zeit kommen, als eben jetzt, da er selbst in das praktische Leben eingetreten war, worin sich ihm so vieles von ganz andern Seiten darstellte, als zu der Zeit, wo er sich seine Welten und Menschen selbst schuf. Das Bedürfniß genauerer Belehrung war ihm täglich dringender fühlbar geworden, und so war auch seine Seele jetzt um so empfänglicher dafür, und es zog ihn auch deswegen nach Warthausen hin.
Sophie aber, wie viel Antheil hatte denn sie daran? — Mit ihr befand sich Wieland nun in der Lage, die er in seinem Gedicht: die erste Liebe, geschildert hat.

Und o! wie spitzt sich einst des Pastorfido's Kinn,
Wenn zu den väterlichen Linden
Die Zeit zurück ihn führt, die holde Schäferin,
Auf deren Schwur und treuen Sinn
Er seines Lebens Glück versichert war zu gründen,
In eines Andern Arm zu finden!

Eben diese Lage, scheint es, mußte jetzt entscheidend auf sein ganzes Wesen und Leben einwirken. Wie wirkte also dieses äußerst zarte Verhältniß auf den so reizbaren, und, wie wir ihn nun einmal kennen, für die Liebe so empfänglichen Dichter?

Unter den von Horn herausgegebenen Briefen Wielands an die Frau von la Roche findet sich auch einer ohne Datum und Schluß,

und der Herausgeber hat ihn, nach Vermuthung, in das Jahr 1762 gesetzt. Hier ist die Uebersetzung davon aus dem französischen Original.

„Ich will, wenn es möglich ist, meine unvergleichliche Freundin, den Enthusiasmus unterdrücken, worein mich das Lesen Ihres Briefes versetzt hat; soll ich aber nach dem, was ich dabei gefühlt habe, urtheilen, welche Wirkung muß er auf das Herz unsers Freundes machen! Göttliche Frau! Sie lassen mich das zu mir selbst sagen, was K — g mir vorwirft, — wie kann man Sie kennen, wie kann man Sie geliebt haben, und für ein anderes Weib in der Welt empfinden? — Treten Sie, beim Gott der Liebe! treten Sie zurück in jenen Zustand der Theilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit, worin ich Sie gesehen habe, nehmen Sie den Schleier wieder vor, der mir Sophien verbarg, gebrauchen Sie nicht die unwiderstehliche Macht, die der Himmel Ihnen gegeben hat, alle fühlenden Wesen anzuziehen, hinzureißen, zu bezaubern, seyen Sie weniger liebenswürdig, oder lehren Sie uns, Sie mit jener glücklichen Dummheit zu betrachten, die nichts fühlt, und sich glücklich preißt, so weise zu seyn. — Doch nein, bleiben Sie, wie Sie sind, machen Sie die Tugend liebenswürdig, die Ihre Züge angenommen zu haben scheint,

um uns an sich zu ziehen, herrschen Sie über unsre Herzen, machen Sie uns durch unsre Handlungen, durch unser Betragen, der Gefühle würdig, die Sie uns einflößen. Ja, liebe Freundin, Ihre Reize sind die Reize der Tugend und jenes göttlichen Gefühls, welches alles das in sich schließt, was die menschliche Natur veredelt und erhebt, was uns zu allen schönen Handlungen antreibt, was uns schaudern und fliehen macht vor allem der Würde unsers Wesens Unziemlichen, und uns eines Glücks fähig macht, weit erhaben über jenes, welches gemeinen Seelen im Schooße des Vergnügens selbst zu Theil wird, von welchem sie nur das am wenigsten Wünschenswerthe genießen. — Theure, theure Freundin, machen Sie mich würdig, Sie mit diesem heiligen Namen zu nennen; ich verspreche Ihnen Gelehrigkeit, und gewiß, Sie sollen stets in meinem Innern lesen, meine Seele soll offen vor Ihnen liegen; Sie werden mir beistehen, um mit der Empfindsamkeit des Herzens Festigkeit der Vernunft und Mäßigung der Weisheit zu vereinigen, Sie werden mich lehren, mich selbst nicht mehr zu lieben als meine Freunde, und das Vergnügen, sie glücklich zu sehen, und zu ihrem Glücke beizutragen, jener trügerischen Glückseligkeit vorzuziehen, welche nur die eigne Befriedigung sucht."

Welch ein enthusiastischer Brief! Welche

bedenkliche Umstände setzt er voraus! Man bedenke doch nur die ganz entgegengesetzte Sinnesart von la Roche und seiner Gattin; sie ernst, er heiter; sie empfindsam, er mit schalkhafter Satyre alle Empfindsamkeit verfolgend; sie der Gesellschaft hingegeben, er die meiste Zeit seinen Berufsarbeiten lebend: Göthe selbst ist der Meinung, man werde vermuthen, daß hieraus ein häusliches Mißverhältniß hätte entstehen müssen. Der Gatte war nicht aus Liebe gewählt, der durch unglücklichen Zufall, durch Mißverständniß entrissene Bräutigam, der unschuldig so viel gelitten, glüht noch von denselben Gefühlen, ist fähig, den ganzen Werth der Geliebten zu erkennen, begegnet ihr in allen Ansichten und Empfindungen, leidet, — die Tugend macht eine Scheidewand zwischen beide, — siehe da, wie viel Stoff zu einem Roman, der das erwähnte Räthsel ganz natürlich löst! Wie vielen Dank müßte ein Geschichtschreiber des amours d' Horace, de Catulle u. s. w. Herrn Horn für diesen Brief wissen! Wieland in der Lage von seinem Araspes! Wieland in eben der Lage mit Frau von la Roche; wie Göthe in späterer Zeit mit deren Tochter, wo er das Bekenntniß ablegt: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man

bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen, und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Es ist Schade um einen so schönen Roman, daß er ungeschrieben bleiben muß, wenn die Dichtung nicht der Lüge geziehen werden soll. Wie verschieden auch die Sinnesart der Frau von la Roche von der ihres Gatten war, so waren doch beide edle Naturen, jeder erkannte den wahren Werth des andern an, und ehrte ihn, und es hat in ihrer Ehe nie ein Mißverhältniß statt gefunden, vielmehr war dieses eheliche und häusliche Verhältniß gleich schön in den Tagen des Glücks und des Unglücks. — Wie, und Wieland hätte solch ein Verhältniß nicht geehrt? Er wäre mit einer sentimentalen Liebeserklärung dazwischen getreten? denn daß diesem Brief eine solche vorausgegangen seyn muß, ist doch unverkennbar. Der fatale Brief, daß auch er gerade keinen Schluß haben muß, aus welchem sich vielleicht ein Zusammenhang ergäbe, der die Sache doch am Ende in ein anderes Licht stellte!

Herr Horn ist freilich ganz unschuldig daran, daß er den Brief *ohne* Schluß vorfand; und was kann Er dafür, daß Wielands Sohn denselben Brief *mit* dem Schlusse vorfand? daß ihn dieser in das Jahr 1768, — drei Jahre nach Wielands Verheirathung — setzen zu müssen

glaubt? Dieses hätte Herr Horn freilich wissen können und sollen, denn Ludwig Wielands Sammlung der Briefe seines Vaters erschien fünf Jahre vor Horns Sammlung, und in jener steht der vollständige Brief Bd. 1. S. 127 fgg.

Wir haben also den Schluß, und er bezeugt allerdings, daß eine für Frau von la Roche gefaßte Leidenschaft, eine sehr sentimentale Liebe da war; nur war es Wieland nicht, der davon ergriffen war, sondern K—g, der Freund, von welchem die Rede ist, und von welchem Wieland mit großer Theilnahme und Achtung spricht. Wielands Entzücken entsprang aus der Art und Weise, wie seine Freundin in ihrem Briefe den jungen Mann in das ihrer und seiner würdige Verhältniß zu stellen gesucht hatte. Wieland billigte durchaus diese Weise, und hatte nur ein einziges Bedenken dabei. „Es ist natürlich, schreibt er, daß Ihr Brief seine Leidenschaft vermehren wird. Sein Gefühl der Anbetung selbst wird ihm für Sie nicht genug scheinen. Er wird nie Ausdrücke für seine Gefühle zu finden glauben, und wird immer die rührendsten finden. Was wird die Folge davon seyn? Fühlende Seele, liebende Seele (wenn ich einen Ausdruck Ihres Freundes Rousseau gebrauchen darf), was wirst du auf eine Antwort antworten, welche dir unvermerkt den

Enthusiasmus, womit sie geschrieben ist, mittheilen wird? Welcher Briefwechsel, guter Gott! ist dieser seit drei Monaten! — Die Abwesenheit facht das Feuer der Einbildungskraft an. — Sie werden schöne Fortschritte machen, sie beide, glauben Sie es Ihrem honest friend. Was für ein Unglück aber wird daraus entspringen? Keins, in Wahrheit! Lassen Sie also Ihr Herz gewähren, das Ihnen nie etwas anders als das Gute eingeben wird. Liebt euch, im Namen Syrachs. Sie sind zu edelmüthig, ich will nicht sagen zu weise, aber Sie haben eine zu schöne Seele, um alle die weniger zu lieben, welche Sie durch Ihre Neigung beglücken, und übrigens, wie jener Engländer sehr richtig bemerkte, was kann's denn schaden, wenn Sie zu Warthausen einen Freund lieben, der Sie zu Dresden liebt?"

Dies ist nun gewiß nicht die Sprache eines Liebhabers oder Nebenbuhlers, und die bloße Mittheilung dieser Stelle muß Wielanden von jedem Verdachte reinigen, den man vielleicht hätte fassen können. Indeß, um die Wahrheit zu gestehen, fehlt es allerdings nicht an Liebeserklärungen, welche Wieland der ehemaligen Braut, und noch immer Geliebten, machte, allein sie sind von ganz anderer Art. Wenigstens eine, zumal da sie auch in Horns Sammlung

fehlt, mag hier zur Probe stehen. „Ich weiß nicht, schreibt er, in welcher Laune ich bin, wenn es nicht die Laune ist, Quodlibets zu sagen. Langweile ich Sie, desto schlimmer für Sie; denn ich bin noch nicht am Ende. Ich habe noch, dem Himmel sey Dank, Weißes auf dem Blatte, und ich bin nicht der Mann, Ihnen nur die kleinste Thorheit zu erlassen, die darauf Platz finden kann. Mich ergreift die Lust, der Ehrerbietung unbeschadet, Ihnen Schönes zu sagen. Wissen Sie denn, meine liebe alte Bekanntschaft, daß Sie sehr wohl daran thun, ein wenig Freundschaft für mich zu haben? Ein wenig Freundschaft! — Injusti Dei! Was ist ein wenig Freundschaft in Vergleichung mit all den Gefühlen, die ich verschließe in my silent heart! Grausame! Sie fühlen nicht, wie viel Reparations Sie mir schuldig sind! Sie, die Sie das Publikum und die Nachwelt aller der schönen Verse beraubt haben, die ich gemacht haben würde, wenn Sie fortgefahren hätten, die Rolle meiner Muse zu spielen; — Sie, die wahre und einzige Ursache aller der Treulosigkeiten, die ich an so vielen liebenswürdigen Weibern begangen habe; denn Sie haben mir das Recht, Sie zu lieben, genommen, ohne mir die Fähigkeit zu geben, etwas Andres zu lieben, als Sie. Um mich zu zerstreuen, sage ich maschinenmäßig einem artigen

Mädchen oder Weibe allerlei vor, was ich nur für Sie fühle. Die armen Schäfchen glauben mir aufs Wort. Aus Erkenntlichkeit fühlen sie die schönsten Dinge von der Welt. Ich langweile mich. Man merkt, daß der Herr nichts fühlt, und beklagt sich bitterlich. Man halte sich an Sie! Abrenuncio! Ich wasche meine Hände! Ich bin nur gemacht, Sie zu lieben, und ich werde meine Bestimmung erfüllen. Ich will Sie lieben, den Gestirnen, Ihnen selbst und allen Abbés in der Welt zum Trotz! Nicht, als ob ich irgend eine Rückkehr von Ihrer Seite verlangte; die verdiene ich auch nicht: ich liebe Sie, weil der Schicksalsschluß meines Horoskops mich dazu verurtheilt. Ich bin rasend über eine Treue, die ich mitten unter meinen Treulosigkeiten Ihnen bewahren muß. Nicht an mich also muß man sich halten, wenn — um doch endlich ein vernünftiges Wort zu sagen — ein Blick von Sophien hinreicht, um alle übrigen Weiber aus meinem Herzen zu vertreiben. — Die Nacht ist schon zu weit vorgerückt, um noch ein neues Blatt zu nehmen. Sie kommen also mit diesem Wenigen davon. Adieu, meine Freundin!"

Wol hatte also seine erste Liebe die erste Stelle in seinem Herzen sich erhalten, allein er war doch auch fähig, mit seiner Liebe und über sie zu scherzen, und eine feine Ader von

Ironie, gegen sich selbst gerichtet, läuft durch die ganze launige Liebeserklärung hindurch. La Roche selbst mußte sich ihrer freuen, so ganz war sie in seinem Sinn und Geist, von welchem der Einfluß auf Wielands Geist nicht zu verkennen ist. In der That schlossen beide Männer sich immer näher an einander an, und es kam eine Zeit, wo, zur Verwunderung der Frau selbst, Wieland dem Manne sogar näher stand, als der Frau. „Sie fragen mich, schrieb Wieland dieser, warum la Roche mich liebt? In Wahrheit und auf meine Ehre, ich weiß es nicht; ich habe niemals begriffen, wie sich das so gemacht hat, aber Sie wissen, daß man mich immer geliebt hat, und daraus sehe ich wol, daß ich sehr liebenswürdig seyn muß, aber ich sehe das Wie und Warum nicht. — Seyen Sie wahrhaft gut, sagen Sie mir. Mit Gunst, meine liebenswürdige Cousine, erklären Sie mir das doch recht. Wie muß man denn seyn, um zu seyn, wie Sie es wollen?“ So stand, wie sich hieraus ergiebt, Wieland in einer etwas wunderlichen Stellung zwischen Frau und Mann. Er liebte die Frau, und wenn er andre mit ihr verglich, so verloren alle bei der Vergleichung, nicht blos die, auf die man ihn als Heirathskandidatinnen hinwieß, und deren eine und die andre auch wol eine flüchtige Neigung in ihm erregte, sondern

selbst eine Julie Bondeli, für die er eine so starke Neigung gefühlt hatte; er liebte den Mann, und trieb ein ironisches Spiel mit sich selbst wegen seiner Liebe zu dessen Frau, wodurch es endlich so weit kam, daß er sich in seinen ganzen Lebensansichten von denen einer Frau, die er zu lieben nicht aufhörte, völlig entfernte, und dagegen die des Mannes theilte.

4.

Wäre la Roche in früheren Jahren unserm Wieland auf seinem Lebenswege begegnet, so würde er ihn für eine Art von Mephistopheles gehalten, geflohen und vor ihm gewarnt haben. Einen ganz andern Eindruck mußte er auf ihn machen nach der Veränderung, die bereits in der Schweiz mit ihm begonnen hatte, und die, wenn nicht noch einmal die Liebe ihn ein wenig aufgehalten hätte, nicht erst in Biberach würde vollständig geworden seyn. Hier aber schien sich alles zu diesem Zwecke vereinigt zu haben. An L. Meister schrieb er hierüber: „Mit meinem Uebergang aus der Platonischen Schwärmerei zur Mystischen, (Ao. 1755—56) und mit meinem Herabsteigen aus den Wolken auf die Erde ging es natürlich und gradatim zu.

Mein Cyrus und meine Panthea und Araspes waren die ersten Früchte der Wiederherstellung meiner Seele in ihre natürliche Lage. Indessen konnte es nicht anders seyn, als daß damals alles noch sehr idealisch in meinem Kopfe war. Durch ein paar Jahre Aufenthalt in der damals sehr unruhigen Reichsstadt Biberach kam ich ins praktische Leben, und dies wirkte so außerordentlich auf mich, daß in weniger als einem Jahre mein ganzes voriges Leben in der Schweiz mir wie ein schöner Traum vorkam, und daß ich mich aller meiner dortigen Freunde und Verbindungen (den einzigen Zimmermann ausgenommen) nur wie abgeschiedener Seelen in Elysium erinnerte. Sehr viel trug auch zu der Revoluzion in meiner Seele meine mit dem Jahr (1761—1762) angefangene Konnexion mit den Bewohnern des gräflich Stadionischen Schlosses Warthausen, besonders mit Herrn la Roche und dem Grafen selbst bei.“ Am 8ten Novbr. 1762 schrieb er an Zimmermann: „Ich bin nicht, der ich war, m. l. Z., ohne mich zu verwundern, daß ich Enthusiast, Hexametrist, Ascet, Prophet und Mystiker gewesen bin. Es ist geraume Zeit, daß ich, Dank dem Himmel, von allem diesem zurückgekommen, und mich ganz natürlich wieder auf demselben Punkte befinde, von dem ich vor zehn Jahren ausgegangen bin. Platon hat dem

Horaz, Young dem Chaulieu Platz gemacht. Die Harmonie der Sphären ist den Arien von Galuppi und den Symphonien von Jomelli, der Nektar der Götter dem Tokaier der Ungarn gewichen. Da sehen Sie viel Verwandlung, ohne daß das, was den wahren Werth eines Biedermanns ausmacht, die mindeste Veränderung erlitten hätte. — Was am meisten beigetragen hat, diese Verwandlung, oder wenn Sie wollen, diese Herstellung meiner ursprünglichen Gestalt, woraus die Magie des Enthusiasmus mich gedrängt hatte, zu bewirken, das ist hauptsächlich die Unzahl von Mißgeschick, Noth und Plagen, die mich seit der Rückkehr in mein Vaterland verfolgt haben. Da fühlte ich das Nichts all der großen Worte, all der glänzenden Phantome, die in einer süßen Einsamkeit oder an der Seite einer Guyon oder Rowe so verführerische Reize haben für ein empfindbares Herz wie das meinige, und für eine Einbildungskraft, die um so thätiger war, da sie mich für alles, was den Sinnen abging, entschädigen mußte. — Ich fühle nur zu sehr, wie schwierig und fast unmöglich es ist, mit guter Art in diese Unterwelt zurückzukehren, nachdem ich mit Reisen in eine andre debutirt habe, und zu wagen ein Mensch zu seyn, nachdem ich, — noch dazu in der ersten Jugend — den Seraph und den Inspirirten gemacht habe.

Aber ich werde stets aufrichtig seyn, was man auch sagen möge; und sollte man mich auch für einen Thoren halten, (womit mir ohne Zweifel kein großes Unrecht geschehen würde) so werde ich wahr und ehrlich seyn, und nie heucheln, um die Ehre zu haben, meinen Charakter zu behaupten. — Da haben Sie denn genug, um sie auf vielerlei vorzubereiten, was mich von einer Seite bekannt machen wird, über die alle die guten kleinen Seelen, die nicht wissen, wie so etwas zugeht, sehr erstaunen werden; Sie und Ihres Gleichen haben ohne Zweifel dies alles längst errathen und vorausgesehen, und werden darüber so wenig erstaunen als ich. Glücklicher Weise scheint sich the blind Houswife Fortune, um mit Shakespeare zu reden, ein wenig in die Veränderung meiner Philosophie mischen zu wollen."

Mit vollem Rechte spricht Wieland hier von der Veränderung seiner Philosophie, denn nicht ohne diese wurde die Veränderung seines Wesens und Wirkens vollbracht. Was auch die Umstände von allen Seiten auf ihn einwirken mochten, dessen er sich nicht deutlich bewußt wurde; so folgte er doch keineswegs blind dem Zuge der Umstände, sondern fühlte sich durch sie aufgefodert, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Wie schmerzliche Empfindungen ihm dies auch Anfangs erregte, all-

gemach mußten sie doch der ruhigen Betrachtung weichen, die ihm die Nothwendigkeit, für die Zukunft mit sich abgeschlossen zu haben, immer mehr erkennen ließ. Bis er hierüber sich klar, und einig mit sich selbst geworden, konnte er zu keiner heiteren und ruhigen Gemüthsstimmung gelangen. Er suchte die Ursache seiner jetzigen Unzufriedenheit zwar allein in seiner Lage und seinen Geschäften, die allerdings Mißmuth genug erregen konnten; allein seine Unzufriedenheit damit nahm von dem Augenblicke sichtbar ab, wo er sich in die Lage gesetzt hatte, die verschiedenen Systeme der Philosophie mit einander vergleichen zu müssen, um das rein auszufinden, was Weisheit und Tugend vermögen. In diese Lage setzte er sich, als er den Plan zum Agathon entwarf, was zu einer Zeit geschah, wo seine Verstimmung aufs Höchste gestiegen war.

Am 5. Januar 1762 schrieb er an Zimmermann: „Ach, mein Freund! diese unseligen Geschäfte werden in die Länge meinen Kopf, mein Herz, meine Gesundheit und mein Leben zu Grunde richten. Ich kenne mich in der That selbst nicht mehr. Ich muß mich durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen, ich darf mich weder des Vergangenen erinnern, noch auf die Umstände Acht geben, die mir

das Künftige weissagen; kurz, da der Gebrauch meiner Seelenkräfte nur dienen würde, mich ohne Unterbrechung die Abscheulichkeit meines Zustandes empfinden zu machen, so ist das einzige, was mir übrig bleibt, meiner selbst und dessen, was ich gewesen bin, zu vergessen. Was von meinen Arbeiten in so unglücklichen Umständen zu erwarten sey, können Sie sich leicht vorstellen. Ich amüsire mich zuweilen mit Entwürfen, ich werde tausendmal unterbrochen, ich habe keinen Tag, der mein eigen ist, ich bin keine Stunde sicher, daß ich den Humor behalten werde, worin ich war; meine Einbildungskraft ist erloschen, mein Herz ist leer, meine Empfindlichkeit ist aus Mangel liebenswürdiger Gegenstände und durch eine beständige Irritazion von hassenswürdigen und monströsen Gespenstern zu lauter Galle worden; ich bin also außer Stand, Entwürfe auszuführen, deren Konzeption noch ein Ueberrest aus meinem ehemaligen Zustande ist; meine Arbeiten gehen nicht von statten, und gemeiniglich muß ich den folgenden Tag wieder ausstreichen, was ich den vorigen Abend geschrieben hatte. Dem allen ungeachtet habe ich vor etlichen Monaten einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu seyn mir einbilde, und

mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu seyn wünschte."

Am 7. April schrieb er demselben: „Ich habe diese verwichene Zeit über das halbe Archiv auf meinem Zimmer gehabt, um an einer verwünschten Dedukzion von mehr als dreißig Bogen zu arbeiten. Auf eine so miserable Art habe ich nun schon zwei Jahre meines Lebens verloren. Was in solchen Umständen aus dem Agathon und andren Projekten werden kann, mögen Sie sich leicht selbst vorstellen. Noch ein oder zwei solche Jahre, so bin ich unwiederbringlich verloren. An einem solchen Ort, bei solchen Geschäften, Händeln, Prozessen und Verfolgungen, müßte das Genie eines Engels endlich unterliegen."

Dennoch unterlag das seinige nicht, und gegen Ende desselben Jahres schrieb er: „Es wundert Sie billig, daß ich in den unbegreiflich tollen und alle Geduld ermüdenden Umständen des 1761. und 1762. Jahres den Agathon schreiben konnte. Verwundern Sie sich weniger oder mehr, wenn ich Ihnen sage, daß es eine kleine Zauberin war, die dieses Wunder wirkte? Ohne sie würde ich tausendmal unter der Last der Verzweiflung erlegen, oder in Anstößen von Trübsinn, Unmuth und Wildheit auf verderbliche Extremitäten gefallen seyn. Sie sehen

leider, liebster Zimmermann, daß ich noch weit entfernt bin, weise zu seyn.“

Das Gelingen einer neuen Geistesschöpfung, nachdem nur einmal die erste Schwierigkeit besiegt, und der Zweifel, ob die Schwungkraft des Geistes sich nicht verloren habe, beseitigt war, hatte zuverlässig seinen Antheil an der immer mehr wiederkehrenden Heiterkeit des Dichters, einen ungleich größeren aber noch der Gegenstand selbst, dessen Bearbeitung den Denker zu allen den Entwickelungen nöthigte, die zu seiner eigenen Beruhigung ihm unentbehrlich waren. Man weiß, daß der Jon des Euripides ihm die erste Idee zu seinem Agathon gab. Er sah in demselben eine liebliche und zarte Vereinigung jugendlich reiner, beinahe noch knabenhafter Einfalt und Unschuld mit leisem Bewußtseyn oder instinktartigem Vorgefühl einer über seinen gegenwärtigen Stand und Beruf erhabenen Natur, und es reizte ihn, nachzudenken, wie dieser unter den Lorbern des Delphischen Gottes aufgewachsene, unsträfliche, fromme, jungfräulich unschuldige und doch hochherzige Jüngling, begabt mit dieser Empfindsamkeit, diesem Feuer der Einbildung, dieser schönen Schwärmerei, in dem Leben der Welt sich entwickeln würde. Nothwendig mußte nun das Weltleben dem Leben in einer, zu angenehmer Schwärmerei einladenden, Einsamkeit entgegen

gestellt werden, und dieser Kontrast mußte zu Vergleichungen und Betrachtungen führen, die nicht anders enden konnten, als mit der Untersuchung über die menschliche Bestimmung überhaupt. Nur durch den befriedigten Geist konnte das beunruhigte Herz seinen Frieden wieder erlangen. Je mehr sich dies alles in Wielands Geist entwickelte, desto mehr mußte er die Aehnlichkeit mit sich selbst und seiner eigenen Lage erkennen; er selbst mußte ja auf diesem Punkt anlangen, wenn er einig mit sich werden sollte. Wie groß war daher der Reiz zu dieser Darstellung für ihn! In dieser konnte er nun aber den Jon selbst als Helden nicht gebrauchen, weil dieser in einer Zeit lebte, worin die geistige Bildung so weit noch nicht gediehen war, um auf solche Probleme zu führen, deren Lösung sein Zweck erheischte. Er trug daher Jons Individualität auf Agathon über, auf einen Namen, der bekannt genug war, an den sich aber doch so wenig Geschichtliches knüpft, daß der Dichter volle Freiheit behielt, nach eignem Gutdünken damit zu verfahren. Zugleich setzte er sich in den Vortheil, alle die Zeitverhältnisse benutzen zu können, an die wir durch jenen Namen erinnert werden. Hier fand er ein Zeitalter vor, losgerissen von dem frommen ungeprüften Glauben der Vorwelt, anziehend durch seine Bildung, gefährlich durch Luxus und

Frivolität, wichtig durch seine mannichfaltigen Versuche, das Räthsel des Seyns und Lebens zu lösen, bald mit blendender Sophistik, bald mit tiefem Ernste des Wahrheitforschers, dort alles nur auf frohen Genuß des Daseyns berechnend, hier besorgt, zu Weisheit und Tugend zu leiten, ohne daß man doch über ächte Weisheit und wahre Tugend völlig einverstanden gewesen wäre. In diesem Zeitalter, dem, worin Wieland damals lebte, in vieler Hinsicht gar nicht unähnlich, fand sonach der Dichter alles, was ihm zu seinem philosophischen Zwecke vonnöthen war. Sein Jon-Agathon aber war Er selbst, nicht blos dem Charakter, sondern auch den Hauptsituazionen und ganzem Streben nach, weshalb er mit voller Wahrheit behaupten konnte, alles, was das Wesentliche dieser Geschichte ausmache, sey eben so historisch, und vielleicht noch um manchen Grad gewisser, als die neun Musen des Herodot; Agathon aber sey eine wirkliche Person, und zwar die, die er von allen am genauesten kenne. Dem Vergleichenden bleibt hierüber kein Zweifel. Agathons Delphi war Wielands väterliches Haus; wie jener dort, war dieser hier; mit Liebe beginnt die Bildung beider, bei Agathon zu Psyche, bei Wieland zu Sophien; die Liebe macht beide zu Schwärmern, die im Anschauen des wesentlichen Schönen und Göttlichen das Irdische aus

dem Gesichte verlieren, die Regungen ihrer sinnlichen Natur nicht kennen, mit einer strengen Moral sich dagegen waffnen, und von der Tugend fodern, daß sie in beständigem Kriege lebe. Beide leben in einer von dichterischer Einbildungskraft selbstgeschaffenen Welt, die ihnen ihre Geschöpfe in überirdischem Glanze zeigt, der ein falsches Licht auf das, was wirklich ist, ausbreitet. Der Eine verliert seine Psyche, der Andere seine Sophie, die Tugend beider wird geprüft auf gleiche Weise in — neuen Liebesabenteuern, bei denen allmählig das vorige Leben im Schatten zurück tritt. Um den Einfluß der Zeit und Umstände zu verstärken, kommt eine der Platonischen entgegengesetzte Philosophie hinzu, die dem einen wie dem andern zuruft: „Um weise zu seyn, hast du nichts nöthig, als die gesunde Vernunft an die Stelle der begeisterten Zauberin Phantasie, und die kalte Ueberlegung an den Platz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu setzen. Frage die Natur, höre ihre Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird.“ Dem Agathon rief dies Hippias zu, Wieland hörte es vielfach aus dem Munde eines Hartley, Helvetius, Diderot, Voltaire u. A. Bei Agathon und Wieland ist alles dies nicht ohne Wirkung, das ernsthafte Wesen macht nach und nach einer gewissen Munterkeit Platz, die ihnen vieles, was

sie ehemals gemißbilligt hatten, in einem günstigern Lichte zeigt; ihre Sittenlehre wird unvermerkt freier und gefälliger, und die ätherischen Geister, wenn sie noch Zutritt erhalten sollen, müssen die Gestalt einer schönen Dame annehmen. Die Platoniker neigen auf Aristipps Seite, jedoch nicht ohne öfters mit Sehnsucht zurück zu blicken auf jene selige Ruhe des kontemplativen Lebens, worin sie eine schuldlose Jugend hinweg gelebt hatten, und der eigenthümlichen und von aller äußerlichen Gewalt unabhängigen Wirksamkeit der Seele froh geworden waren. Agathon und Wieland werden ins politische Leben verschlungen. „Natürlicher Weise kann man erwarten, daß der Ueberblick der ganzen Reihe neuer Erfahrungen, die jeder in so kurzer Zeit gemacht, und der Reflexionen über sich selbst, die sich ihnen in der Stille und Einsamkeit aufdringen mußten, Männern, die von den frühesten Jahren an mehr in sich selbst, in ihrer eigenen Ideenwelt, als außer sich zu leben gewohnt waren, um so stärker beschäftigt haben werden, da sie auf keine Rechtfertigung oder Bemäntelung begangener Uebelthaten zu denken hatten.“ Sie prüfen, und finden, daß sie lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur denken, als damals, da sie, mit den wirklichen Menschen noch wenig bekannt, ihre erste Jugend unter Göttern und

Halbgöttern zubrachten. Andere als platonische Begriffe über des Lebens Zweck scheinen erst nicht mehr so ungeheuer, dann weniger ungereimt; den Ueberredungen des Kopfes aber widerstreben die Einredungen des Herzens. Nun ist beiden nichts übrig, als durch unerschütterliche Gründung des Gedankensystems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht, Kopf und Herz auf ewig in Einverständniß zu setzen, und bei jedem entsteht die Ueberzeugung, daß eine gewisse Seligkeit nicht an die Haine von Delphi gebunden sey, sondern daß die Quellen davon in ihm selbst liegen. Beide überzeugen sich, daß die Wahrheit zwischen dem System des Hippias und des Plato, aber näher bei diesem als bei jenem, liege.

So sind denn in der That hier nur die Nebenumstände erfunden, — wobei dem Dichter des Bischofs Heliodor Theagenes und Chariklea, nebst Aristänets Liebesbriefen, öfters vor den Augen schwebten, — die Seelengeschichte des Agathons ist im Wesentlichen des Dichters eigne in einer sehr getreuen Selbstschilderung, und es läßt sich ganz bestimmt daraus nachweisen, wie la Roche und dessen Gattin auf seine Denkweise, auf sein Schicksal und den Geist seiner Schriften eingewirkt haben. Es sind überhaupt vier hervorstechende Punkte in dieser

Seelengeschichte, in welcher die Liebe vom Anfang bis zum Ende eine wichtige Rolle spielt, — eine platonisch-mystische Schwärmerei, die nur in Idealen lebt, — der völlige Gegensatz davon in einem Realismus, welcher alle sophistische Dialektik aufbietet, um der Sinnlichkeit Huldigung zu verschaffen, — umsichtige Betrachtung des ganzen irdischen Getriebes, die zu dem System der Klugheit eines Weltmannes leitet, der zwar von einem wenigstens feineren Eigennutz sich nie völlig lossagt, aber doch redlich genug ist, das Gute anzuerkennen, und wohlmeinend genug, es zu fördern, wenn und so weit es die Umstände erlauben, deren Berücksichtigung nie aus den Augen gesetzt werden darf, — und endlich Streben nach jener Weisheit, welche gleich weit entfernt von der Gefahr, sich schwärmerisch in dem Uebersinnlichen oder wollüstig in dem Sinnlichen zu verlieren, die zwei Naturen des Menschen zu reiner Harmonie stimmt, die Ansprüche, welche die zwei Welten, denen er angehört, an ihn haben, ausgleicht, und in der ächten Idealität die Quellen der ächten Glückseligkeit eröffnet. Warf Wieland einen Blick auf die Geschichte der griechischen Philosophie, so fand er, wie eben diese Punkte bedeutend hervortraten in den Orphischen Mysterien, in der Sophistik, in dem Sokratischen Aristipp und in

dem Pythagorischen Bunde, worin das Orphische Leben auf eine würdigere Weise sich erneuerte. Warf er einen Blick auf seine eigne Entwickelung, so bot sich ihm die vollkommenste Parallele dar, Schwärmerei in Religion und Liebe, französische Zeit-Philosophie und erwachende Sinnlichkeit, kälter gewordene Betrachtung und Ironie, aber unbefriedigte Sehnsucht nach einem Zustande, der seinem früheren ähnlicher wäre als dem gegenwärtigen, beglückend durch Liebe, welche die Weisheit billigt. In diesem, wie man sieht kritischem, Zustande wirkten nun sein Freund und seine Freundin, jedes auf eigne Weise, auf ihn ein. Mit la Roche ging es ihm genau, wie Agathon mit Aristipp, als beide sich zu Syrakus wiedersahen. *) „Aristipp fand bei Agathon eine Gefälligkeit, eine Mäßigung, eine Politur, welche ihm zu beweisen schien, daß Erfahrungen von mehr als Einer Art eine starke Veränderung in seinem Gemüthe gewirkt haben müßten. Agathon fand bei Aristipp etwas mehr als bloßen Witz; er fand einen Beobachtungsgeist, eine gesunde Art zu denken, eine Feinheit und Richtigkeit der Beurtheilung, welche den Schüler des weisen Sokrates in ihm erkennen ließen. Diese

*) Buch II. Kap. 1.

Entdeckungen flößten ihnen natürlicher Weise ein gegenseitiges Zutrauen ein, welches sie geneigt machte, sich weniger vor einander zu verbergen.“ Mit Sophien befand er sich ganz in derselben Lage wie Agathon mit Psyche. „Wäre die Liebe, welche sie ihm in dem Hain zu Delphi eingeflößt hatte, weniger rein und tugendhaft gewesen, so würde die Entdeckung einer Schwester in der Geliebten seines Herzens nicht so erfreulich gewesen seyn, als sie ihm war. Aber man erinnert sich vermuthlich noch, daß ihre Liebe allezeit mehr derjenigen, welche die Natur zwischen Geschwistern von übereinstimmender Gemüthsart stiftet, als der gemeinern Leidenschaft geglichen hatte, die sich auf die Zauberei eines andern Instinkts gründet. Die ihrige war von den fieberischen Symptomen des letztern allezeit frei geblieben. Sie hatten immer ein sonderbares Vergnügen daran gefunden, sich einzubilden, daß wenigstens ihre Seelen einander verschwistert seyen.“ Während nun aber la Roche immer größeres Interesse für seinen Verstand gewann, und diesen für Aristippische Ansichten mehr und mehr in Anspruch nahm, stand die schwesterliche Geliebte wie eine zweite Theano vor ihm, zeigte ihm ein zweites Delphi, erregte ihm Sehnsucht danach, aber setzte ihn auch in Verlegenheit, — seinen Agathon so glücklich zu machen, als er der gemachten

Anlage nach nur werden konnte. Merkwürdig ist hierüber sein eigenes Geständniß. „Der Discours des Hippias, schrieb er an Zimmermann, enthält, nach dem Urtheil meines Freundes Obereit, sehr verführerische Sachen — seine Theologie, seine Moral — Gott gebe, daß am Ende alles gut ablaufe! Aber es wird Kopfarbeit brauchen, den Agathon, nachdem er durch alle die Media durchgegangen seyn wird, die ihm noch bevorstehen, wieder an eben den Punkt zu bringen, von dem er ausgelaufen ist. Sie glauben mit Recht, Hippias werde finstre Gesichter bekommen; und doch ist Hippias nur ein Sophist; es wird im vierten Theil noch ein Philosoph zum Vorschein kommen, der ein noch weit gefährlicherer Mann ist, als jener, weil er zugleich ein ehrlicherer Mann ist. Kurz, der Himmel weiß, was aus dem guten Enthusiasten Agathon noch werden kann, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht in seinem vierzigsten Jahr in die Arme der schönen Danae zurückkehren wird, aus denen er sich im fünf und zwanzigsten losgerissen. Freilich wird Danae alsdann ein sehr altes Mädchen seyn; allein hat nicht Ninon in ihrem achtzigsten Jahre noch die lebhaftesten Begierden erweckt? Und dann, giebt es nicht auch ein Alter für die freundschaftliche Liebe?“

Woher dieses Schwanken des Dichters? —

Aus dem Schwanken des Philosophen, und eben deshalb auch des Menschen, bei dem nur der Vorsatz nicht schwankend war, der Philosophie die Leitung des Lebens anzuvertrauen. Mit dieser Philosophie war er aber noch keineswegs im Reinen; das Ziel sah er, aber konnte es nur andeuten, nicht selbst den Weg dahin führen. Darum führt er zwar wol den verheißenen Philosophen, Archytas nämlich, auf, aber dieser leistet nicht, was man sich von ihm versprechen mußte, und was der philosophirende Dichter selbst beabsichtigt hatte, weshalb er auch den Vorwurf dulden mußte, daß er die Sophistik zu glänzend ausgemalt, und deren Blendwerke mit so schwachen Waffen bestritten habe, daß es den Anschein gewinne, als ob er dieselben gar begünstigen wolle. Dies war allerdings, gegen seine Absicht, aber doch wirklich geschehen. Bemerkt hatte er es sehr wol, aber nicht ändern können, weil er die letzteren Bände den bereits erschienenen beiden ersten zu spät nachfolgen ließ, und doch früher, als er Willens gewesen, hatte müssen nachfolgen lassen. „Agathon, schrieb er an Geßner im Sept. 1766, soll fortgesetzt werden, und in drei Wochen vom morgenden Tage an gerechnet, soll der Anfang des zweiten Theiles (vom 8. Buch an) von hier abgehen. Ich lade mir dadurch eine desto größere Mühe auf, weil es gegen

meine Intention geschieht, und ich stark werde arbeiten müssen, wenn der zweite Theil dem ersten in allen Stücken entsprechen soll.“ Diese Gefälligkeit für den Freund als Verleger gereichte zum Nachtheil des Werks, denn — wie er nachmals selbst gestand — „er konnte nicht dazu gelangen, weder seinen ganzen Plan, noch die zweite Hälfte des Werks so gut auszuführen, daß man nicht Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte mit Raisonnements auszustopfen oder zu überkleistern, hätte wahrnehmen müssen.“ Gewiß würde vieles anders geworden seyn, wenn Wieland die nöthige Muse gehabt hätte; allein lag es denn nicht eigentlich blos an ihm, wenn er dieselbe nicht hatte? Aeußere Abhaltungen, seine Lage, waren es nicht, die sie ihm raubten, denn von dem Jahre 1761 an, wo er den Agathon begann, bis fast zu Ende des Jahres 1766, wo er an die Fortsetzung desselben dachte, übernahm er so viele andere dichterische und literarische Arbeiten, daß er ja nur diese hätte unterlassen dürfen, um die nöthige Muse zu gewinnen. War er also vielleicht gleichgültiger gegen seinen beabsichtigten Zweck geworden? — Wir wollen nicht vermuthen, wo wir Gewißheit haben können. Diese hat Wieland selbst in einem der erwähnten

Raisonnements uns gegeben, und dieses mag, da es in der Ausgabe des Agathon von letzter Hand gestrichen worden,*) hier als Selbstbekenntniß seine Stelle finden.

„Wir ersuchen, sagt er, den Leser, sich der Zweifel zu erinnern, worin sich Agathon verwickelt fand.“ — — Er hatte damals keine Zeit, dieser Zweifel halber sich mit sich selbst zu vergleichen. Er glaubte zwar, oder hoffte vielmehr, dasjenige, was in seinen vormaligen Grundsätzen Wahres sey, würde sich mit seinen neu erlangten Begriffen sehr wol vereinigen lassen. Aber er sah doch noch nicht deutlich genug, wie? Und er wurde beim ersten Anblick Lücken gewahr, welche ihm desto mehr Sorge machten, je weniger er geneigt war, sie (nach dem Exempel der Meisten, die sich in dieser Schwierigkeit befinden) mit dem ersten Besten, es möchte Stroh, Leimen, Lumpen, oder was ihm sonst in die Hände fiele, seyn, auszustopfen. Indessen hatten doch damals seine vorigen Lieblingsideen noch einen starken Anhang in seinem Herzen, und er stellte sich selbst mit der Hoffnung zufrieden, daß es ihm in ruhigern Umständen leicht seyn würde, die Harmonie zwi-

*) In der Ausgabe von 1773 steht es Bd. 4. S. 30 fgg.

schen seinem Kopf und Herzen völlig wieder herzustellen. Allein die Geschäfte und die Zerstreuungen, welche alle seine Zeit verschlangen, hatten ihn genöthigt, eine für ihn so wichtige Arbeit lange genug aufzuschieben, um sie, durch immer neu hervorbrechende Schwierigkeiten, ungleich schwerer zu machen, als sie Anfangs gewesen wäre. Die ungereimte Seite der menschlichen Meinungen, Leidenschaften und Gewohnheiten ist gemeiniglich die erste, welche sie einem Manne von Verstand und Witz zeigen, der die Muse nicht hat, sie mit anhaltender Aufmerksamkeit zu betrachten. Agathon gewöhnte sich also unvermerkt an diese Art die Sachen anzuschauen. Die natürliche Heiterkeit und Lebhaftigkeit seiner Sinnesart machte ihn ohnehin dazu aufgelegt, — — so, daß der Absatz, den der gegenwärtige Ton seiner Seele mit seinem ehemaligen machte, von Tag zu Tag immer stärker werden mußte.

„Der Oromasdes und Arimanius der alten Parsen werden uns nicht als tödtlichere Feinde vorgestellt, als es der komische Geist und der Geist des Enthusiasmus sind; und die natürliche Zwietracht dieser beiden Geister wird dadurch nicht wenig vermehrt, daß beide gleich geneigt sind, über die Grenzen der Mäßigung hinauszuschweifen. Der enthusiastische Geist sieht alles in einem strengen feierlichen Lichte;

der komische alles in einem milden und lachenden. Nichts ist dem ersten leichter, als so weit zu gehen, bis ihm alles, was Spiel und Scherz heißt, verdammlich vorkommt; nichts ist dem andern leichter, als gerade in demjenigen, was jener mit der größten Ernsthaftigkeit behandelt! am meisten Stoff zum Scherzen und Lachen zu finden. — — Wir werden uns nun kaum verwundern können, wie es zuging, daß unser Held sich endlich unvermerkt auf einem Punkte befand, wo ihn, da er die Grundsätze, die Verheißungen und die Freundschaft des Sophisten Hippias mit einem so feurigen Unwillen von sich stieß, vermuthlich niemand, oder nur die schlauesten Kenner des menschlichen Herzens, erwartet haben mögen. Nämlich da, wo ihm ein großer Theil seiner vormaligen Ideen, an denen er erst nur zu zweifeln angefangen hatte, nun ganz schimärisch und belachenswerth, diejenigen hingegen, deren Gegenstände ihm zwar ehrwürdig bleiben mußten, dennoch subjektivisch betrachtete, in der barokken Gestalt, wie sie in der Einbildung der Sterblichen verkleinert, verzerrt, vermischt, oder verkleidet werden, zu nichts anderm zu taugen schienen, als lustig damit zu machen.“

5.

Genau auf diesen Ton gestimmt war die Seele Wielands, als er nach Ausarbeitung der ersten Hälfte des Agathon, den Plan zu seinem Roman Don Silvio von Rosalva entwarf, mit dessen Ausarbeitung er im Junius 1763 begann, und den er im Anfange des Jahres 1764 beendigte. Als Ursache, warum er den Agathon noch nicht fortgesetzt habe, schrieb er am 5. Aug. 1763 an Geßner: „Sie wissen, daß man, zumal in Umständen wie die meinigen, nicht immer an einem Werk de longue haleine fortarbeiten kann, und zuweilen etwas andres vornehmen muß, um die Fibrillen, die uns denken helfen, nicht allzulange auf dem nämlichen Tone gespannt zu lassen. Vor ein Paar Monaten kam ich an einem Regentag auf den Einfall, einen kleinen Roman zu schreiben, worin Kluge und Narren viel zu lachen fänden, und der mich selbst amüsirte, ohne mich im mindesten anzustrengen. Ich machte meinen Plan, und fing sogleich an zu schreiben. Dieses Amusement interessirte mich unvermerkt so stark, daß ich eine Arbeit daraus machte, und daß ich beschloß, aus meinem Fonds, der an sich närrisch genug ist, etwas so Gescheidtes zu machen, als mir nur möglich

wäre. Es ist eine Art von satyrischem Roman, der unter dem Schein der Frivolität philosophisch genug ist, und wie ich mir einbilde, keiner Art von Lesern, die austere ausgenommen, Langeweile machen soll. — — Ich melde Ihnen dieses für jetzt nur darum, weil ich es nöthig hielt, Ihnen die wahre Ursache zu entdecken, warum der zweite Theil vom Agathon länger zurückbleibt, als ich Anfangs versprochen habe." An Zimmermann schrieb er bei Uebersendung des ersten Theils dieses Werkes: „Ich sende Ihnen den Don Silvio, der Ihren Freund Ihnen selbst, und dem Publikum von einer neuen Seite zeigen wird. In den letzten Monaten des vorigen Jahres, wo Mißgeschick, Plagen und schmerzliche Empfindungen von allen Seiten auf mich eindrangen, war diese geistige Ausschweifung mein einziges Hülfsmittel, mich selbst zu erheitern, und durch ergötzliche Thorheiten das Gefühl meiner Uebel wegzuschaffen. Dies ist der Ursprung des Don Silvio. Da ich als Verfasser das incognito beobachte, so bitte ich Sie, wenigstens dem Publikum gegenüber, mich zu schonen; denn die Mehrheit meiner Freunde in den dreizehn Kantons versteht keinen Spaß, und ille ego qui quondam etc. würde ohne Gnade verdammt werden, weil ich ehrliche Leute zu lachen gemacht habe. Sie wissen, daß Salomo gesagt hat, es sey besser, in das Haus

der Trauer als in das Haus der Freude zu gehen; darin aber, if it may please his Majesty, bin ich nicht Sr. Majestät Meinung. Er konnte wol dieser Meinung seyn, der in dem Laufe eines ziemlich langen Lebens mit allen Gütern und Vergnügungen dieser Unterwelt übersättigt war. Ich aber, ich habe durch eine lange Erfahrung von Entbehrungen, Leiden, Sorgen und Kummer kennen gelernt, was das Vergnügen werth ist, und ita me Deus amet, wie ich überzeugt bin, daß die Freude besser ist als die Traurigkeit."

In der Seelenstimmung, worin sich Wieland damals befand, mußte er unausbleiblich an seinen alten Freund Don Quixotte, der so früh einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, lebhafter als je erinnert werden. Wie er sich, beim Zurückblick auf sein vergangenes Leben, in Beziehung auf Enthusiasmus und Schwärmerei in ziemlich gleicher Lage mit diesem ritterlichen Helden erblickte, so fühlte er auch bei seiner jetzigen Art, den Weltlauf unter dem Monde anzusehen, etwas von der heitern Ironie des Dichters in sich, der in dem Leben jenes Helden der Welt einen Spiegel vorhielt, worin sie sich selbst beschauen möchte. Zunächst war diese Ironie gegen ihn selbst gerichtet, gegen den Don Quixotte, wie er sich selbst in der Vergangenheit vorkam. Je weniger er sich

verbergen konnte, daß es nur gar zu viele seines Gleichen gebe, desto rathsamer schien es ihm, in einem neuen Don Quixotte, wozu er den Don Silvio erkor, dem er, statt des ehrlichen Sancho Pansa, einen Pedrillo zur Seite gab, der Welt nochmals einen solchen Spiegel vorzuhalten. Wie Cervantes Grund gehabt hatte, die allgemeine Weltthorheit unter der besondern der irrenden Ritterschaft darzustellen, so bot Wielanden seine Zeit mit ihrer Begünstigung auch noch so widersinnig erfundener Feen-Mährchen Veranlassung, sie unter der Verkleidung des Feen-Glaubens darzustellen. Dieser war mit dem Aberglauben überhaupt in einen solchen Zusammenhang gebracht worden, daß Wieland um so mehr hoffen mochte, seinen wahren Zweck, dem Aberglauben einen tödtlichen Stoß zu geben, nicht verkannt zu sehen. Wie sehr er sich aber hierin geirrt hatte, erfuhr er nur zu bald, da er bemerken mußte, daß selbst ein Geßner keine Ahnung von dem, was — dahinter war, gehabt hatte. Er schrieb diesem deshalb: „Wenn die Frage ist, ob vor dem Richterstuhle der Vernunft Don Silvio von Rosalva eine Komposizion sey, die eines Lehrers der Tugend unwürdig sey; so denke ich, vermuthlich aus väterlicher Verblendung für das jüngste Kind meines Witzes, ich sollte meinen Prozeß vollkommen gewinnen. Man scheint

manchmal zu spaßen und zu narriren, und philosophirt besser als Krantor und Chrysippus. Ich zweifle sehr daran, ob Sie (wenn Sie sich anders dazu entschließen können) bei einer zweiten Durchlesung sich in der Idee bestärkt finden werden, daß der Autor des Don Silvio keine bessere Absicht gehabt habe, als dem geneigten Publikum, wie Sie sagen, einen Spaß zu machen. Je mehr ich den Menschen und die Menschen in allerlei Gesichtspunkten und Umständen aus der Geschichte und meiner eigenen Erfahrung kennen lernte, je mehr werde ich in dem Gedanken unterhalten, daß die Keime vom Aberglauben und Enthusiasmus, wovon jener den pöbelhaftern und thierischern, und dieser den edlern und bessern Theil des menschlichen Geschlechts charakterisirt, durch die albernen Einbildungen, die abenteuerlichen und übertriebenen Leidenschaften, die sonderliche Art zu denken, und die ausschweifenden Entwürfe und Handlungen, die der letztere hervorbringt, und durch die leichtgläubige Einfalt, die Vorurtheile, den Eigensinn und die Brutalität, die eine Frucht des erstern ist, von jeher und noch immer einen gewaltigen Dégât im Gebiete der gesunden Vernunft und im gesellschaftlichen Leben gemacht haben. Schwärmerei und Aberglauben erstrecken ihren Einfluß auf alle Zweige des menschlichen Lebens; beide sind dem Menschen

natürlich, indem jene in dem aktiven, und diese in dem passiven Theile seiner Natur sich gründet; beide bringen viel Gutes hervor; die Schwärmerei macht glänzende, kühne und unternehmende Geister, der Aberglaube zahme, geduldige, förmliche Thiere, die in dem ordentlichen Küh-Weg einherwandeln, und für alles ihre Vorschrift haben, von der sie nicht abweichen dürfen. Allein mit allem dem ist es doch für sehr nöthig und heilsam erachtet worden, über jene Triebfeder der großen Leidenschaften, und über diese plumpe vis inertiae der menschlichen Natur sich lustig zu machen. Der Scherz und die Ironie sind, nebst dem ordentlichen Gebrauch der fünf Sinne, immer für das beste Mittel gegen die Ausschweifungen von beiden angesehen worden, und in dieser Intention ist die Geschichte des Don Silvio geschrieben. — — Ich bin gewiß, daß ich am Ende allezeit die Vernünftigen auf meiner Seite haben werde. — Ich liebe die Tugend um deswillen nicht weniger, weil sich meine Metaphysik geändert hat, und ich billige um deswillen keine Ausschweifungen, wenn ich schon nicht im Prediger-Tone dagegen eifere."

Er sah nun wol ein, daß er, wenn er den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen wollte, darauf vorbereitet seyn müsse, mißverstanden und verkannt zu werden. Manches kam ihm

zu ſtatten, um ihn über die Urtheile, wie er ſie nach ſolch einem Beiſpiel erwarten mußte, zu erheben.

Zuerſt ein anderes literariſches Unternehmen, das ihn in jener Zeit beſchäftigte, ſeine Ueberſetzung der Theatraliſchen Werke Shakespeare's (Zürich 1762 — 1766. 8 Bde.). Noch kannte Teutſchland dieſen Genius ſo gut wie gar nicht; und hatte Wieland ſich über die Art, wie Voltaire über ihn urtheilte, geärgert, ſo konnte er Gottſcheds abgeſchmackte Urtheile nur verachten, und in den kühlen Empfehlungen einiger Wenigen, — man vergeſſe nicht, daß Leſſings Dramaturgie ſpäter erſchien, — eben keine Ermunterung zu einem Unternehmen finden, für welches das Zeitalter noch nicht herangebildet war. Er hatte aber mit dieſem, mit Recht unvergleichlich genannten, Dichter bereits in der Schweiz vertrautere Bekanntſchaft gemacht; Liebe und Bewunderung feſſelten ihn an denſelben. Stellt es ihn nun aber über ſeine Zeit, daß er, allen Einredungen derſelben zuwider, Shakespeare's hohen Werth erkannte, ſo verdient es auch gewiß Dank, daß er jetzt, da die Bibliothek des Grafen Stadion ihm die Hülfsmittel dazu darbot, es wagte, durch eine Ueberſetzung auch Teutſchland allmählich damit vertraut zu machen. Wäre er fortgefahren, wie er mit dem Sommernachtstraum begonnen

hatte, so würde freilich sein Verdienst noch weit größer seyn. Er hätte dann wol diese Uebersetzung nicht „für eine Art von Arbeit, die er mitten unter allen Arten anderer Geschäfte und Zerstreuungen fortsetzen könne," betrachten dürfen, was allerdings zeigt, daß er die ganze Wichtigkeit seines Unternehmens nicht erwogen hatte. Mag er doch aber Shakespeare auch nicht ganz erkannt haben, — wie Wenige dürften sich dessen, nach funfzig Jahren, die seitdem verflossen sind, wol mit Recht rühmen? — mag er in mancherlei Mißverständnissen befangen gewesen seyn, und öfters mangelhaft übersetzt haben; darf man billiger Weise vergessen, daß er der Erste war, welcher zu sehr ungünstiger Zeit die Bahn brach, die jedem späteren Nachfolger das Erreichen des Ziels erleichterte, und daß zu unserer Zeit sehr gewöhnliche Anforderungen zu der seinigen unerhörte waren?

Es ist hier indeß um keine Würdigung dieser Uebersetzung zu thun, sondern um den Einfluß, den diese Beschäftigung mit Shakespeare auf Wielands Geist hatte. Ohne Einfluß konnte sie nicht bleiben. Wie aber die Natur jeglichen nur anspricht nach Maaßgabe der Empfänglichkeit, die er zu ihr mitbringt, so auch Shakespeare, der vielgestaltige Proteus. Er bietet der Betrachtung so viele Seiten dar, daß Verschiedene bei einer andern verweilen können, die eben

ihnen vorzüglich interessant ist. Mit allen gemeinschaftlich bewunderte Wieland die tiefe Menschenkenntniß und die ausgebreitete Weltkenntniß des Dichters, nur daß sein Auge, durch eignes Beobachten geübt, auch die feineren Züge entdeckte, die dem stumpferen Sinn unbemerkt bleiben. Je mehr er die hier eröffnete Welt mit der wirklichen verglich, desto deutlicher erkannte er, „daß Shakespeare's Werke, eben so gut als des alten Vaters Homer, selbst einen Theil dieser Natur ausmachen, welche der Dichter vorzüglich zu studiren hat, um seinen Werken das wahre eigenthümliche Leben zu geben, welches allein sie die hinfälligen Produktionen des Witzes und der erzwingenden Kunst überdauern macht.“ *) Bemerkungen dieser Art mußten ihn zu Vergleichungen der poetischen Darstellung Shakespeare's mit jener der Griechen führen, die von allen Kunstrichtern als Muster angepriesen wurden. Das Ergebniß seiner Betrachtungen war dieses. „Das frühzeitige Studium der Alten bildet allerdings den Genie, aber es entwickelt ihn nicht; seine eignen Anstrengungen, die eigne Bearbeitung des Stoffs, den ihm die Natur zu Ideen und Modellen darbeut, ein immerwährendes Umdrehen

*) Wielands Shakespeare VIII. 11.

um sich selbst (wenn anders dieser Ausdruck den Gedanken, den ich dabei habe, sichtbar macht), eigne Betrachtungen, scharfe Sinnen als Werkzeug dazu, eine genaue Aufmerksamkeit auf die unmittelbaren Eindrücke, welche die Gegenstände auf ihn machen, — — das ist es, was den Genie entwickelt, was seine Nerven spannt und belebt, was ihn durch die reinste Nahrung, die er unmittelbar, gleichsam aus der Brust der Natur zieht, zu diesem edlen Wuchs und zu dieser gesunden Fülle bringt, welche die wahren Genies so stark von den Nachahmern (selbst von denen, welche wirklich Genie haben) unterscheiden. Wäre Shakespeare's Geist, anstatt sich selbst und der Natur überlassen zu seyn, nach Mustern gebildet worden, — — meinen wir, daß er diese Kühnheit behalten haben würde, die ihn oft über die Schranken selbst, welche die Natur unserm Geiste gesetzt hat, hinwegreißt? Meinen wir, wenn sein Gedächtniß mit Gemälden, Gedanken und Sprüchen aus den klassischen Schriftstellern angefüllt gewesen wäre, er würde so reich an ursprünglichen Gedanken, an feinen Bemerkungen, eignen Wendungen, an Verknüpfungen von Ideen, die uns in dem nämlichen Augenblick durch ihre scheinbare Seltsamkeit befremden, und durch ihre Wahrheit zum Beifall nöthigen, gewesen seyn; er würde so stark, mit so feurigen

Zügen geschildert, er würde so viele neue Seiten der Natur entdeckt, so viele neue und reiche Minen von Schönheiten aufgegraben haben, welche er zum Theil noch roh, ungeläutert und unabgeschliffen hingeworfen, und künftigen Thomsons und Richardsons zu bearbeiten überlassen; oder glauben wir, wenn er in seiner Jugend schon an die Manier der Alten sich gewöhnt hätte, er würde diese neuen und schimmernden Farben gefunden haben, welche, in tausend bewundernswürdigen Stellen, seinen Gemälden so viel Stärke, ein so blühendes Leben, einen so zauberischen Firniß geben?" Der Betrachter sah sich hier wie zwischen zwei Welten, die alte und die neue, hingestellt, und fühlte wenigstens den Unterschied, wenn er sich denselben auch nicht deutlich entwickelte; als Ahnung lag es in ihm, daß der antiken und dieser modernen Poesie nicht dieselbe Weltanschauung zum Grunde liege, und daß dieselben Gesetze nicht gleichmäßig für beide gültig seyn könnten. Seine Weltanschauung wurde durch Shakespeare immer merklicher bestimmt, und er neigte immer mehr zur romantischen Poesie hin, die man unter diesem Namen freilich damals noch gar nicht kannte, viel weniger also im Gegensatz der antiken oder klassischen betrachtet hatte. Die erste Anregung hiezu findet sich hier bei Wieland, der auch früher

als selbst Lessing auf den Unterschied zwischen Shakespeare und den französischen Tragikern aufmerksam machte. Bei einer solchen Gelegenheit theilte er auch eine Bemerkung mit, die wir hier nicht übergehen dürfen. „Shakespeare's Helden, sagt er, zumal seine Lieblingshelden, sind alle Humoristen, und vermuthlich ist dieses eine Haupturſache, warum, ungeachtet Sprache, Sitten und Geschmack sich seit seiner Zeit so sehr verändert haben, dieser Autor doch für seine Landsleute immer neu bleibt, und etwas weit Anzüglicheres für sie hat, als alle die neuern, welche nach französischen Modellen gearbeitet haben.“ *) Eine Bemerkung dieser Art konnte nur der machen, der auf das Humoristische des großen Dichters besonders aufmerksam war, weil er sich selbst mehr und mehr dazu hinneigte.

Den Eindruck, welchen Shakespeare gemacht hatte, verstärkten zwei andere Schriftsteller, deren Werke Wieland damals nicht blos vorzugsweise las, so oft er der Erheiterung bedurfte, sondern die er auch mehr als alle andere zu seinem Studium machte, und diese waren Arioſto und Sterne. Von des Letztern, seit 1760 vollständig erschienenen, Leben Tri-

*) Ebendaselbst VIII. 216.

ſtram Shandy's ward er ergriffen und entzückt, wie kaum jemals von einem andern Werke ſeit Shakespeare. „A propos de Yorik, ſchrieb er i. J. 1767 an Zimmermann, ich habe mich dieſer Tage nicht wenig erzürnet, da ich in der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſo kaltſinnig, perfunktoriſch und kleinfügig von meinem Lieblingsautor (den ich, Dank ſey dem Himmel, in einer ſehr ſchönen Londner Edizion beſitze) geurtheilt ſehen mußte. Was für arme Seelen die Kunſtrichter zuweilen ſind! Spielwerke, Gedichte nach dem Anakreon u. ſ. w. werden weitläufig als wichtige Erſcheinungen recenſirt, und ein ſo außerordentliches und bewunderswürdiges Werk als the life and opinions of Tristram Shandy iſt, würdiget man kaum, deſſen im Vorbeigehen zu gedenken. Mit Recht, heißt es, ſprechen wir den Kunſtrichtern ſeiner Nazion nach: What pity, that Nature should thus capriciously have embroidered the choisest flowers of genius on a baultry Groundwork of bufoonery! — Die guten Kunſtrichter! Ja wol, what pity! daß man ein Kunſtrichter ſeyn und ſich nicht ſchämen kann, die unrechte Seite ſeines Verſtandes ſo zuverſichtlich herauszukehren. Ich geſtehe Ihnen, daß Sterne beinahe der einzige Autor in der Welt iſt, den ich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Bewunderung anſehe. Ich werde

sein Buch studiren, so lange ich lebe, und es doch noch nicht genug studirt haben. Ich kenne keines, worin so viel ächte Sokratische Weisheit, eine so tiefe Kenntniß des Menschen, ein so feines Gefühl des Schönen und Guten, eine so große Menge neuer und feiner moralischer Bemerkungen, so viel gesunde Beurtheilung, mit so viel Witz und Genie verbunden wäre. Wer predigt so gut als er, wenn er predigen will? Wer kann uns das Herz besser schmelzen, als er, wenn er rühren will? Welcher Autor hat jemals einen Charakter so gut ausgeführt, als er in seinem Oncle Tobi und des ehrlichen Trims seinen? Und wenn er uns lachende Scenen der einfältig schönen Natur malt, welcher Dichter ist jemals so sehr ein Correggio gewesen, als er? — Ihn mit dem Rabelais zu vergleichen, heißt wol recht obenhin geurtheilt." — Lange Zeit konnte Wieland nicht ohne eine Art Begeisterung von diesem Buche sprechen. Als i. J. 1773 Bode's Uebersetzung desselben erschienen war, schrieb er: „Wo ist der Mann von Verstand und Geschmack, dessen Seele einen für die Launen des Genies, für Witz und Ironie, für attisches und britisches, cervantisches und rabelaisisches und — was reiner und pikanter ist als alle diese Arten — für Yorikisches Salz hat; für alles, was jemals ein Buch so schmackhaft gemacht hat, daß man

es auch dann, und dann erst am liebsten liest, wenn einem vor allen gewöhnlichen Seelenspeisen ekelt: — wo ist, sage ich, ein solcher Mann, der nicht lieber alle seine übrigen Bücher, und seinen Mantel und Kragen im Nothfall dazu, verkaufen wollte, um sich dies, in seiner Art einzige, dies, mit allen seinen und seines Verfassers Wunderlichkeiten und Unarten, dennoch unschätzbare Buch, worin die Weisheit, um uns Thoren besser zu gefallen, sich herabläßt, Thorheit zu scheinen, — dies Buch, so recht geflissentlich zur Erbauung und Belehrung, zur Züchtigung und zum Trost aller Menschen geschrieben, welche Menschenverstand und Menschengefühl, und ein Bischen Witz zur Zugabe, aus deinen Händen, gute Mutter Natur, empfangen haben, — anzuschaffen, und von Stund an zu seinem Leibbuch zu machen, und so lange darin zu lesen, bis alle Blätter davon so abgegriffen und abgenutzt sind, daß er sich — zu großem Vergnügen des Verlegers, ein neues Exemplar anschaffen muß?"

So stark und tief war der Eindruck, den dieses in seiner Art einzige Werk auf Wieland machte! Geringer aber konnte sein Entzücken darüber nicht seyn, denn es traf ihn in der größten Empfänglichkeit und in der natürlichen Stimmung dafür. Was der Skeptizismus, Cervantes, Shakespeare und Ariosto in ihm

vorbereitet hatten, das wurde durch dieses Werk in ihm vollendet, und das machte ihn entschlossener als je, die einmal betretene Bahn weiter zu verfolgen. War er sich doch innigst bewußt, auch jetzt, da er keine Dulcinea von Toboso mehr für eine Prinzessin ansah, das Gute redlich zu wollen: denn was wollte er, als: der Natur den Sieg über die Schwärmerei verschaffen helfen?

So stand es mit ihm, als im September des Jahres 1764 endlich der Vergleich zu Stande kam, durch welchen er von dem katholischen Theile seiner Landsleute als wirklicher Kanzleidirektor anerkannt, und nun auch installirt wurde. Da die katholische Partei von ihrem Emissarius zu Wien geheime Nachrichten erhalten, daß nicht nur alle Bemühungen, die man auf geradem und ungeradem Wege wider Wieland angewendet hatte, erfolglos geblieben, und durch das Ansehn seiner Gönner — der Graf Stadion und la Roche hatten sich besonders thätig erwiesen — und durch seinen eigenen Ruf unkräftig gemacht worden, sondern daß auch überhaupt, durch eben jene Gönner Wielands, die Sachen des evangelischen Antheils eine solche Wendung genommen hätten, daß im Wege Rechtens nichts zu gewinnen stehe, auch die Hofkommission selbst unfehlbar zum Vortheil dieser Partei entscheiden würde; so entschloß

sich diese katholische Partei, sich auf dem kürzesten Wege an Ort und Stelle endlich zu vergleichen. So viele Jahrelange Mühe hatte es also gekostet, um Wieland zum Stadtschreiber von Biberach zu machen. Dies war er nun, und die endliche Sicherheit seiner Lage, das Aufhören so vieler Beunruhigungen, Verdrießlichkeiten und lästiger Arbeiten wirkte höchst wohlthätig auf seinen Körper und seine Seele, die nun noch immer mehr auf den Ton der Yorikschen Laune gestimmt wurde. Je frischer und munterer sich die Lebensgeister in ihm regten, desto muthiger und kecker trat er der Schwärmerei, dem Aberglauben, den Vorurtheilen in den Weg, und wie fest er entschlossen war, diesen Feinden des Menschengeschlechts auch nicht um einen Schritt zu weichen, davon gab er damals seiner Vaterstadt einen öffentlichen Beweis.

Zu der erledigten Stelle eines Predigers daselbst meldeten sich mehrere Kandidaten, und unter diesen auch Brechter, der nachmals als Prediger zu Schwaigern bei Heilbronn durch eigne pädagogische Schriften und Herausgabe von la Roche's Briefen über das Mönchswesen vortheilhaft bekannt geworden ist. Diesen hatte Wieland lieb gewonnen, und ihn dem regierenden Bürgermeister empfohlen, bei dem die Empfehlung auch wirksam war, da er Wielanden gern zum Schwiegersohn gehabt hätte. Der

wackere Kandidat hatte indeß zweierlei gegen sich, was seinen Beschützern den Sieg für ihn äußerst erschwerte, den Verdacht einer nicht ganz strengen Rechtgläubigkeit, und einen etwas zweideutigen Ruf, den ihm das Unglück seiner jüngeren Jahre zugezogen hatte. Da war nämlich der arme Brechter zu einem Wundarzt, der als Marktschreier umherzog, gerathen, und genöthigt gewesen, den Hanswurst zu machen. Blezinger, ein edler Mann zu Königsbronn im Wirtembergischen, hatte ihn dieser schimpflichen Lage entrissen, in sein Haus aufgenommen, und nachher auf die Universität befördert, wo er Kopf und Herz gleich trefflich ausgebildet hatte. Sein Unstern wollte nun aber, daß eben zu der Zeit, als er in Biberach seine Probepredigt hielt, jener Marktschreier auch dort ankommen, und mit seinem Wirth in die Kirche gehen sollte, erkennt er Brechtern, und fängt während der Predigt an bitterlich zu weinen. Der Wirth fragt, warum er so weine. „Ach, antwortet er, der Herr da war ehemals mein Hanswurst, und einen solchen bekomm' ich all mein Lebstage nicht wieder!“ Man kann denken, wie erwünscht dieses Gerücht der Stadtgeistlichkeit kam, welche Brechtern, als einen von der neuen Aufklärung Angesteckten, auf keine Weise unter sich zu dulden gesonnen war. Nur Wielands Vater machte hievon eine rühmliche Ausnahme.

Zwar sah auch er wol, daß Brechters Glaube von dem seinigen abweiche, aber er sah auch, daß der junge Mann seine Mitbewerber an Kenntnissen und Talent übertreffe, und es war ihm deshalb Gewissenssache, ihm sein Stimme nicht zu verweigern, und hiezu gar ein Unglück zur Schuld zu stempeln. Nicht so dachten die Uebrigen, von denen einer sogar nicht verschmäht hatte, durch Korrespondenz so viele widrige Gerüchte über Brechter, als nur möglich, zusammen zu treiben, und ihn damit bei der Bürgerschaft zu verläumden. Brechter wurde deßungeachtet gewählt. Kaum aber hatte sich die Nachricht hievon verbreitet, so sammelte jener Eiferer einen handfesten Haufen Rechtgläubiger um sich, und stürmte mit diesem in des Bürgermeisters Haus ein, wo Alle mit Ungestüm eine andre Wahl foderten. Ihr unziemliches Begehren wurde, wie sich versteht, abgeschlagen. Der Priester kochte nun Rache, und reizte die Leidenschaften der Menge auf; man war entschlossen, es aufs Aeußerste kommen zu lassen, um seinen Willen durchzusetzen. Da auch Wielands Vater, bei dem man selbst Drohungen nicht sparte, um ihn von der Begünstigung eines Ketzers zurück zu bringen, zu einer Aenderung seiner Meinung nicht vermocht werden konnte, und beharrlich seinen Beitritt verweigerte, so beschloß man, mit Gewalt zu

verhindern, was man auf anderm Wege nicht hatte verhindern können, und den Gewählten am Tage seiner Anzugspredigt — durchaus nicht auf die Kanzel zu lassen. Es hatte ganz den Anschein, daß es zu sehr ärgerlichen und tumultuarischen Auftritten kommen würde; Wieland aber blieb gleich fest entschlossen, der gerechten Sache durch keine Art von Nachgiebigkeit Schaden zu thun, und von der blinden Wuth eines aufgewiegelten Volkes nichts ertrotzen zu lassen. Der gefürchtete Tag der Entscheidung erschien; drohende Haufen versammelten sich auf Markt und Straßen, und Neugierige drängten sich, um die gespannte Erwartung desto früher zu befriedigen. Da erschien der unglückliche Brechter, aber begleitet auf der einen Seite von dem regierenden Bürgermeister, auf der andern von Wieland, und mitten durch die drohenden Reihen erbitterter Bürger führten diese den neuen Prediger bis zur Kanzel, wo es doch niemand mehr gewagt hätte, ihn anzugreifen.

So war durch Wielands Muth und beharrlichen Eifer der Plan von Brechters Feinden vereitelt, und Wieland stiftete den beiden Hauptverfolgern desselben nachmals in seinen Abderiten ein gebührendes Ehrendenkmal, denn in diesen sind sie als der Priester Strobylus und der Zunftmeister Pfriem verewigt. Der arme Verfolgte war indeß dadurch noch

nicht geborgen, denn ein ganzes Jahr verstrich, ehe seine Kanzelberedtsamkeit und sein Betragen den Sieg über seine Feinde davon trugen. Wieland lernte bei dieser Gelegenheit zum erstenmale den Geist und die Intriguen des Pfaffenthums ganz genau kennen und verabscheuen, und dies brachte ihn Voltairen, dessen Werk de la tolérance er auch damals zu übersetzen Lust hatte, um vieles näher.

Alle diese vereinigten Umstände mußten auf den Geist und Ton seiner Schriften von großem Einfluß seyn; ein anderer aber kam noch hinzu, und wurde entscheidend für ihn und seinen Ruf.

Ein Umstand von solcher Wichtigkeit verdient wol einen besondern Abschnitt.

6.

„Wir sind nun, schrieb er an Geßner, ruhig, und mein Schicksal ist so weit entschieden, daß ich nun auf all mein Lebelang ein zwar ziemlich mühseliges, aber doch einträgliches und honorables Amt habe, ein Umstand, der doch allezeit die Basis von meiner Ruhe ausmacht, und mich über die niederschlagenden Nahrungssorgen hinwegsetzt. Nun geht mir von

den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nichts ab, als ein Weib, und da ich durch den Tod meines Bruders die Ehre habe, der Einzige von meiner Familie zu seyn, so werde ich von meinen lieben alten Eltern über diesen Punkt so sehr in die Enge getrieben, daß ich bald genöthigt seyn werde, in die ganze Welt um ein Weib auszuschreiben. Hier findet sich keine für mich, denn ich sollte eine hübsche, gescheidte, muntere, und wo möglich eine reiche Frau haben, und die drei oder vier Jungfrauen, welche hier, standeshalber, ein Recht an mich haben könnten, sind nicht für mich. Ich wollte, daß sich in den dreizehn hochlöblichen Kantonen ein artiges Mädchen fände, die so viel christliche Liebe hätte, einen ehrlichen Biberachischen Kanzleidirektor, der ganz hübsche Verse macht, von seinem Amt ungefähr tausend Gulden Einkünfte hat, und die zärtlichste Seele von der Welt ist, glücklich zu machen. Wenn Sie eine wissen, mein lieber Freund, so rekommandiren Sie mich, ich bitte gar schön."

Frei'n, oder nicht Frei'n; das war also die Frage, die meistens, wo sie aufgeworfen wird, einen Liebe leeren Zustand des Herzens voraussetzt. Bei Wieland, wie wir so eben sahen, war dies der Fall. Fast vom Knabenalter an hatte er nie ohne eine Geliebte gelebt, nur jetzt in seinem zwei und dreißigsten

Jahre, da er heirathen sollte und auch wollte, fehlte sie ihm, und er war nicht eben sehr bemüht, zu thun wie die Töchter Schach Bambo's, und zu suchen, was er nicht hatte. Es wurde daher mehr für ihn gefunden, als daß er selbst gesucht hätte; man fand aber für ihn, was er billigen mußte, und so begann im Herbst des Jahres 1765 sein eheliches und häusliches Leben.

„Ich bin, schrieb er an Geßner d. 7. Nov. 1765, an der Fortsetzung des Agathon durch eine Vorfallenheit unterbrochen worden, welche ich hätte ausbedingen sollen — —. Ich habe — eine Sottise gemacht, nicht wahr? — Vielleicht; wenigstens insofern wir das in der großen Welt fast durchgehends angenommene Prinzipium, daß ein Philosoph und ein Dichter frei seyn solle, gelten lassen. Dem sey nun, wie ihm wolle, ich habe ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn es ist ein kleines, wiewol in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf, das ich mir, ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen lassen. Es ist nun so, ich bin zufrieden; meine Mitbürger auch, denn diese können nicht wol leiden, wenn ihre Vorgesetzten unbeweibt sind, — und wenn ich mich nur erst in meinem neuen Stande werde zurecht gesetzt haben, so hoffe ich, daß

die Musen, wenn sie anders jemals einen Antheil an den Geburten meines Hirns gehabt haben, nichts dabei verlieren sollen." — — „Meine junge Frau empfiehlt sich dem liebenswürdigen Dichter des Daphnis und der Idyllen. Sie ist eben nicht so schön, aber ohngefähr so neu, so ungekünstelt, so unschuldig als Ihre Melida, — keine Biberacherin, das werden Sie ohnehin vermuthen, — ein gutes, gefälliges, angenehmes Hausweibchen, und damit Punktum."

Am 21. November schrieb er demselben: „Meine junge Frau, (weil Sie doch so gütig sind, und mehr von ihr wissen wollen), ist aus einem augsburgischen Kaufmannshause, welches in der merkantilischen Welt unter dem Namen Jakob Hillenbrands sel. Erben nicht unbekannt ist. Sie hat noch neun Geschwister, und ist also nicht reich, ob sie gleich mit der Zeit von ihren Eltern so viel zu erwarten haben mag, als sie nöthig haben könnte, wenn sie Wirthfrau würde. Das, warum es mir zu thun war, ist ihre Person; sie hat wenig oder nichts von schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt habe, ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist, mit unserm Haller zu reden, gewählet für mein Herz und meinen Wünschen gleich, — ein unschuldiges, von der

Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf; die bloße Natur, ohngefähr wie die Phyllis Ihres Daphnis, nicht ganz so hübsch, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat: eine Prätension, welche man bei den großen Schönheiten vergebens macht. — Nun, dächte ich, wissen Sie genug; denn von seinem Weibe reden, ist ohngefähr eben so viel als von sich selbst sprechen."

Seinem zweiten vertrautesten Freunde Zimmermann schrieb er am 10. Jul. 1766: „Sie wissen, m. l. Fr., daß ich eine Frau habe, aber Sie wissen noch nicht, daß ich glücklich genug gewesen bin, vielleicht die Einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte, meine Frau (notés que je ne dis pas ma maitresse) zu seyn. Ich habe sie so herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat. — Sie macht mich in der That glücklich, ob sie gleich kein idealisches Mädchen ist. Ich sehe sie zuweilen mit Augen an, wie ohngefähr Horaz dem guten Mädchen mag verliehen haben, zu der er sagte: age nunc, meorum finis amorum, — und Sie können nicht glauben, wie angenehm mir diese Vorstellung ist."

Als er am 17. Nov. denselben um ärztlichen Rath für seine Mutter bat, fügte er hinzu:

„Sie werden mir dadurch den größten Dienst erweisen, außer wenn es das Leben meiner kleinen Frau gälte, die, ungeachtet ihrer Unwissenheit, die sanfteste, zärtlichste und mit Einem Worte die beste Art von Frau ist, die es in allen vier Theilen des schwäbischen Kreises giebt.“

Wieland also — heirathete!

Manchem mag es wol lächerlich dünken, daß dies der so erhebliche Umstand seyn soll, dessen man ganz besonders habe gedenken müssen; und ein fleißiger Romanleser wird die Achseln zucken über die Alltäglichkeit dieser Heirathsgeschichte. Sie könnte freilich gar nicht alltäglicher seyn, wofern nicht gerade das als sonderbar dabei zu bemerken wäre, daß Wielands stets so poetische Liebe bei seiner Heirath ein so sehr prosaisches Ende zu nehmen scheint.

Am meisten getäuscht könnte sich hiebei der finden, welcher sich hier des aus Göthe's Epigrammen gewählten Motto vor diesem Buche erinnert. „Wo sind denn, — kann er fragen, — die Fallstricke, welche ihm Amor gelegt hat? Wo ist dessen Angriff, der gerade bei dem Sittlichsten am gefährlichsten seyn soll? Wo ist überhaupt nur etwas Gefährliches hier?“

Nur eine kleine Geduld, und man wird sehen, daß der arme Wieland diesen Angriffen nicht entging. Amor hatte dem Menschen

Wieland nicht beikommen können; dafür sollte ihm der Schriftsteller büßen. Göthe sagt ausdrücklich: Wer die Fama am höchsten verehre, den wisse Amor am besten zu fassen. Unter die Anzahl von diesen gehörte Wieland im strengsten Sinne eigentlich nicht, sondern mehr zu den Helden, welche sich Fama erwählt, denn wiewol es ihm nicht gleichgültig war, ob sein Name „unerhöht mit der großen Fluth fließe;“ so dichtete und schrieb er doch zunächst nur um einen inneren Drang zu befriedigen, und dieser Drang war so stark, daß ihn weder Kanzleistube noch — Wochenstube zu hemmen vermochten. Was er, um diesem Drange genug zu thun, schrieb, das hatte ihm Ruf erworben. Wie nun, wenn Amor gerade seiner Heirath sich bedient hätte, um ihm bösen Ruf zu machen?

Wir werden dies ja entdecken, wenn wir einen Blick auf das werfen, was um jene Zeit seinen Geist so angelegentlich beschäftigte, daß er dem innern Drange nach Darstellung desselben nicht widerstehen konnte.

7.

An Geßner d. 15. Jul. 1764. Ich gestehe Ihnen, daß mich der poetische Taumelgeist seit geraumer Zeit mächtig ergriffen hat, und daß ich die Fragmente von Zeit, die mir übrig bleiben, nicht lieber und angenehmer zubringen kann, als mit Reimen. Ich habe im Sinne, außer noch einigen Erzählungen und andern komischen Gedichten, nach und nach auch neue Briefe und Satyren im Geschmacke der Horazischen, und mit der Zeit auch einige größere Lehrgedichte zu machen. — — Reimlose Verse und Hexameter werden Sie von mir schwerlich mehr erleben.

Shakespeare Bd. 7. S. 18. Die Reime können vermuthlich nichts dazu, wenn sie für einige Dichter schwere Ketten und Fußeisen sind; für einen Prior und Chaulieu sind sie Blumenketten, womit die Grazien selbst sie umwunden zu haben scheinen, und in denen sie so leicht und frei herumflattern, als die Scherze und Liebesgötter, ihre beständigen Gefährten.

An Zimmermann 1764. Ich bin sehr wol zufrieden, daß Sie in dem Endymion Urbanität gefunden. Aber, mein Herr Doktor, haben Sie nicht auch gemerkt, daß in der Versifikazion, in den rimes redoublées, in dem

Numero der Perioden, in der Wahl der Worte u. s. w. eine gewisse Musik ist, welche außer dem höchst unbillig von mir ehmals mißhandelten Herrn Uz, noch kein Teutscher, meines Wissens, erreicht hat? Dafür aber müssen Sie bedenken, daß ich wirklich zwei Jahre am Endymion arbeite. Das nonum prematur in annum ist bei dergleichen Spielwerk zu viel. Ich denke, Endymion ist vollendet, omnibus numeris absolutus, und soll, so wie er ist, den Geschmack der Teutschen auf die Probe stellen. Wirklich reime ich in verlornen Stunden den Ganymed, der beinahe noch leichtfertiger wird als der andere. Seiner Zeit werde ich dem schönen Geschlecht durch Venus und Adon Reparation thun, und versuchen, ob ich fähig bin, zu schildern, wie glücklich uns die Liebe dieser zauberischen Geschöpfe machen kann, — ich rede von denen, welche lieben können, denn das können nicht alle.

An Denselben. Ganymed sollen Sie haben, sobald er so ausgemacht ist, daß kein Tüpfchen mehr daran fehlt. Diese Spiele amüsiren mich dermalen sehr, und ich schäme mich nicht, zu thun, was der tugendhafte Plinius gethan hat.

An Geßner. D. 24. Aug. Die Zufriedenheit, die Sie mir über meine Erzählungen (die Komischen) bezeugen, hat mir, ich

gestehe es Ihnen aufrichtig, ein unaussprechliches Vergnügen gemacht. Der Beifall eines Geßners ist mir ein sichrer Bürge, daß sie allen gefallen werden, denen ein ehrlicher Nebenbuhler von Bocaz, Lafontaine, Arioſt und Prior zu gefallen wünscht; und das ist freilich, (die Schwermüthigen, die Tartüffen und die Mystiker ausgenommen) ungefähr Allen, welche Gedrucktes lesen können. Meine Europa ist Ihnen anstößig gewesen, und das ist genug, sie zu verdammen. — — — — Ich sende Ihnen das Urtheil des Paris. Der Ton dieses Stückes nähert sich dem Burlesken, weil Paris als ein junger Bauerkerl vorgestellt werden mußte, und in dessen Denkungsart und Sprache die bäurische Natürlichkeit und Grossiereté allenthalben hervorguckt; die Verbindung des idealen Schönen mit dem Burlesken ist nichts Leichtes; ob ich hierin reussirt habe, ist die Frage. Die übrigen Stücke, die in diese Sammlung von Erzählungen kommen sollen, heißen Aurora, Ixion, die beiden Liebesgötter und die Grazien. — — — Unter den Sujets, womit sich meine scherzende Muse künftig für alle die desagrémens meiner Umstände schadlos zu halten gedenkt, ist auch Adon, welches ein größeres Gedicht in etlichen Gesängen werden soll, und Musarion, eine Art von komischem Lehrgedicht, im Gout der Alma des Prior,

welches die Bekehrung eines Platonikers, und die Widerlegung des ganzen phantastischen Systems dieses weisen Mannes enthalten soll. Eine Dame von meiner Bekanntschaft will mich bereden, auch moralische Erzählungen im Geschmack des Marmontel zu machen, und ihnen eben diese Lebhaftigkeit und Reizungen zu geben, die sie in meinen scherzhaften Erzählungen zu finden vermeint. Was halten Sie davon?

An Denselben. D. 29. Sept. Beim Wiederlesen habe ich Ihr Urtheil von der episodischen Stier-Liebe im Ganymed nur gar zu gegründet gefunden. Diese Episode ist erstlich ein hors d'oeuvre, zweitens zum Ekel weitläufig, drittens an sich selbst ärgerlich, und viertens an einigen Orten übel gemalt. Ich habe sie also gänzlich zur Vernichtung verdammt, und dabei soll es bleiben; das Ganze gewinnt wirklich durch diesen Verlust.

An Denselben. D. 8. Okt. Aurora hat sogar meinen alten ehrwürdigen Protektor, den Grafen von Stadion, von seinem wol hergebrachten Vorurtheile wider die teutsche Poesie bekehrt; er wunderte sich gar sehr, daß man das alles in teutscher Sprache sagen könne, — denn bisher kannte er die teutsche Sprache nur aus Akten, Urkunden und Ministerialschriften.

An Denselben. D. 21. Jul. 1766. Wenn es mit den komischen Erzählungen zu einer neuen Auflage käme, so habe ich Verbesserungen darin zu machen, und ein Gedicht in drei Gesängen, Musarion benannt, welches ein ziemlich systematisches Gemisch von Philosophie, Moral und Satyre ist, liegt fertig, um jenen allenfalls angehängt zu werden. Noch eins. — Ich amusire mich schon Jahr und Tag an einer weitläufigen und si diis placet gewiß seltsamen Komposizion in einer Art von Stanzen, oder was die Italiener ottave rime nennen; eine Art von Versifikazion, deren Schwierigkeit einen jeden andern als einen vesanum poetam, einen von der Wuth zu reimen besessenen Menschen, abschrecken sollte. Gleichwol habe ich von mehr als 1300 Strophen, die das Ganze ausmachen werden, schon den vierten Theil zu Stande gebracht, und, unter uns gesagt, ich bewundere mich bisweilen selbst wegen des seltenen Talents, welches ich für die Reimerei habe. — Es sind ganz hübsche Sächelchen in diesen Strophen. Aber das Ganze — hilf Himmel! Was für ein Stoff! welch ein Plan! Was für Empfindungen! Was wird der ernsthafte, philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unsrer Nazion zu einem Werke sagen, das in der ganzen poetischen Welt an Extravaganz seines gleichen weder hat, noch

hoffentlich jemals bekommen wird. Stellen Sie sich eine Fabel im Geschmacke der quatre Facardins oder des Bélier von Hamilton vor, — aber eine Fabel, die keiner andern gleich sieht, die noch aus einem gesunden Kopfe gekommen ist, — die Quintessenz aller Abenteuer der Amadise und Feenmährchen. Und in diesem Plane, unter dieser frivolen Außenseite, Metaphysik, Moral, Entwickelung der geheimsten Federn des menschlichen Herzens, Kritik, Satyre, Charaktere, Gemälde, Leidenschaften, Reflexionen, Sentimens, — kurz, alles, was Sie wollen, mit Zaubereien, Geisterhistorien, Zweikämpfen, Centauren, Hydern, Gorgonen und Amfisbänen, so schön abgesetzt und durch einander geworfen, und das alles in einem so mannigfaltigen Styl, so leicht gemalt, so leicht versifizirt, so tändelhaft gereimt, und das in ottave rime. — Vergeben Sie mir, mein Freund, wenn ich Eitelkeit genug habe, Ihnen zu sagen, daß Sie schwerlich jemals etwas so Drolliges gesehen haben als Idris und Zenide ist. Wenn Sie nach dem, was ich Ihnen davon (mit so viel Bescheidenheit, wie Sie sehen,) angerühmt habe, begierig sind, ein Muster von dieser heteroklitischen Ausgeburt des geheimen Verständnisses meiner Muse mit irgend einem jungen Satyr oder Faunen mit eigenen Augen zu sehen, so kann ich Ihnen melden,

daß die drei ersten Gesänge nächstens von einer sehr zierlichen Hand abgeschrieben werden sollen, — und sobald das geschehen ist, sollen Sie der Erste seyn, der es zu lesen bekommen soll, wenn Sie wollen. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit dieser tändelhaften Arbeit mehr Zeit zubringe, als ich verantworten könnte, wenn ich in andern Umständen wäre. — Aber in Biberach, ohne Freunde, ohne Bibliotheken, ohne Aufmunterung, bei einem solchen Amte, bei solchen Zerstreuungen, was wollen Sie, daß ich thun soll? Und doch wird vielleicht außer dem Agathon mit der Zeit noch etwas Wichtigeres von der ernsthaften Art aus diesem meinem Schädel hervorkommen, wenn mich anders Lippi et Tonsores und die respektable Zunft der Ketzermacher nicht wegen des Agathons schon genug mißhandeln, und mich nöthigen, meinen Geist in dichterischen Spielen verflattern zu lassen.

An Denselben. D. 29. August. Ich bin fest entschlossen, die ersten fünf Gesänge des Idris in künftiger Frühlingsmesse zu publiziren, um zu sehen, was die Teutschen zu einem Dinge sagen werden, welches sie Mühe haben werden, in eine Klasse zu bringen. Das Ganze wird in zehn Gesänge eingeschlossen seyn. Sie können aus den drei ersten Gesängen sich zwar keine Idee von dem Plane machen, aber

das ist auch das Wenigste bei einem Gedichte von dieser Art, es kommt da lediglich auf die Erfindung, die Situazionen und die Schönheiten der Ausführung an. Ich schmeichle mir, es seyen in dem, was ich Ihnen schicke, ein guter Theil Strophen, die sich neben den besten des Tasso und Ariost selbst sehen lassen dürfen.

Musarion soll und kann niemals mit den komischen Erzählungen erscheinen. Es ist gewissermaßen eine neue Art von Gedichten, welche zwischen dem Lehrgedichte, der Komödie und der Erzählung das Mittel hält, oder von allen dreien etwas hat. Ich habe vor, künftig dergleichen noch mehr zu machen, unter denen das Gastmal des Solon, und Aspasia, oder die Kunst zu gefallen, seyn werden. Die Grazien werden gleichfalls — Aber ich fange an zu merken, daß ich nicht klug bin, Ihnen von allen den Einfällen zu sagen, die mir im Kopfe herumgehen, und deren Ausführung von so vielen zufälligen Umständen abhängt. So viel ist gewiß, daß ich eine Menge Sujets habe, welche, wenn ich lebe, mich nach und nach beschäftigen, und vielleicht das Publikum ermüden werden zu lesen, ehe ich müde werde zu reimen; so unbeschreiblich groß ist der Reiz, der mit diesem seltsamen und tändelhaften Hexenwerk verbunden ist.

An Zimmermann. Weil ich in meinen Nebenstunden weder immer schlafen, noch immer mit meinen Herren und Obern l' Hombre spielen mag, so will ich fortfahren, mit den Musen zu kurzweilen, so lange ich kann; vielleicht auch dann noch, wenn ich nicht mehr kann. Wirklich habe ich bald dreihundert Strophen von einem Gedicht fertig, das, wie ich glaube, das erste in seiner Art ist, et qui par conséquent ne ressemble à rien. Es ist ein Versuch, die ottave rime der Italiener in Teutschland in den Schwang zu bringen — und die Kunst, Verse zu machen, dadurch unendlich schwer zu machen. Ich besorge sehr, Sie werden mir Niesewurz verschreiben, wenn Sie sehen werden, womit ich mein Gehirn abnutze. Aber ich kann nicht helfen, — die poetische Tollheit hat nun einmal die Oberhand.

An Denselben. 1767. Sagen Sie mir, was Ihre Meinung von diesem Idris ist, in welchem ich einen Versuch machen wollte, ob man in unserer Sprache nicht auch Ariost seyn könne, wenn man wolle. Ich meine nur Ariost in Absicht der Laune, des Styls, der Lebhaftigkeit und Versifikazion. Denn ein Gewebe von Abenteuern in 46 Cantos werden Sie mir, verhoffentlich, nicht zutrauen. Ich bin vielmehr so bescheiden, es bei diesen fünf Gesängen des Idris bewenden, und dieses Gedicht, wie

die Facardins meines vielgeliebten Hamiltons, ein Fragment seyn zu lassen, ungeachtet der Plan der ganzen Fabel wirklich gemacht, und die Entwickelung eine von den seltsamsten ist, die jemals gesehen worden.

An Frau von la Roche. Wissen Sie, womit ich mich diesen Winter amusiren werde, wenn ich anders in den Fall komme, mich mit etwas zu amusiren? Mit einem großen Gedicht: Psyche, welches unter der Außenseite einer blauen Erzählung, oder wenigstens einer ziemlich frivolen Erzählung, die feinste Blüthe der wahren Philosophie und eine kritische und, um die Wahrheit zu sagen, ein wenig komische, Naturgeschichte — unsrer Seele, dieses unbegreiflichen Ich weiß nicht was, dessen Widersprüche Pascal so gut gekannt, und dessen Größe und Schwäche er durch sein Beispiel dargethan hat, enthalten soll. Was sagen Sie zu dieser Idee? Schon seit langer Zeit hat sie mich ergriffen, und ich bin nun entschlossen, aus diesem Gedicht mein Hauptwerk zu machen, durch welches ich nach meinem Tode, wenigstens in der Eigenschaft als Dichter, fortzuleben wünsche. — Noch habe ich einen andern Plan, zu einem heroisch-komischen Gedicht von einer ganz neuen Art.

An Zimmermann. Sie werden erschrekken, wenn ich Ihnen von einem heroisch-

komischen Gedicht sage, dessen Held — rathen Sie einmal! — doch, ich bin gewiß, Sie und gewiß auch kein andrer von einem Weibe Gebornen würde es jemals errathen, daß sich ein Poet einfallen lassen könnte, Alexandern den Großen zum Helden eines komischen Gedichts zu machen. Indessen ist es mir nun eingefallen — allein, ich gestehe Ihnen ὦ βέλτιστε, daß ich meinem Kopf, der seit einiger Zeit eine ganz Tristram Shandysche Wendung bekommen zu haben scheint, gar nicht mehr traue, und daher nichts von solcher Wichtigkeit beginnen werde, ohne alles vorher mit einem Freunde, der kein Dichter ist, und die Welt mit aller ihrer Zubehör aus einem philosophischen Gesichtspunkte ansieht, wohl überlegt zu haben. Meine Idee ist eigentlich diese. Die Poeten, die epischen und tragischen wenigstens, und die Odendichter schildern uns Helden, die meiner festen Ueberzeugung nach nie gewesen sind. Die Geschichtschreiber, Curtiusse und selbst die Plutarche, machen es zuweilen nicht besser; sie sind eine Art von Romanschreiber, welche von der Liebe zum Schönen, Großen und Wunderbaren hingerissen, uns statt der wirklichen Leute, welche sie uns bekannt zu machen unternommen haben, idealische Personen unterschieben. Wie viel die wahre Kenntniß der menschlichen Natur hierunter leidet, und wie viel

auf solche Weise Dichter und historische Romanschreiber zu Unterhaltung einer Menge populairer Vorurtheile, welche dem menschlichen Geschlecht gewiß nicht zum Besten gereichen, beitragen, ist zwar überhaupt bekannt, verdiente aber wohl einmal umständlich entwickelt zu werden. Nun habe ich in meinem Kopf, es würde einen seltsamen Effekt machen, lustig zu lesen, und dabei gewiß nicht unnützlich seyn, wenn die Helden einmal von einem Poeten geschildert würden, wie sie wirklich sind, — i. e. als eine Art von Don Quixotten, das könnte also unmöglich anders als in einem heroisch-komischen Gedicht geschehen. Ich habe mir davon eine Idee gemacht, von der ich, die Wahrheit zu sagen, ein wenig behext bin. Aber ich sehe und fühle zugleich alle Schwierigkeiten der Ausführung. Nachdem ich alle Helden der Welt durchgangen, fand ich keinen, der geschickter war, meine Idee mit ihm auszuführen, als den Alexander; denn mein Held muß wirklich ein außerordentliches Gemisch von großen Eigenschaften und Schwachheiten, von heroischen und komischen Zügen, und seine Begebenheiten müssen so romanhaft seyn, daß sie noch moralisch und poetisch interessant bleiben, ohngeachtet sie in ein komisches Licht gestellt werden, und durch die Entdeckung der wahren Springfedern vom Wunderbaren

unendlich viel verlieren. Und das alles finde ich nur beim Alexander. — Was sagen Sie zu meinem Einfall? Zu Verminderung alles Mißverständnisses setz' ich hinzu, daß mein Gedanke nicht ist, das wirklich Schöne und Große durch ein falsches Licht und durch burleske Verzerrung der wahren Lineamente und des wahren Umrisses lächerlich zu machen; Heaven forbear it! — Indessen drückt mich doch ein Skrupel, der, wenn ich ihn nicht vom Herzen wegkriege, das ganze Vorhaben zu Boden drücken wird. Ich besorge, daß Alexander der Große, ein heroisch-komisches Gedicht, dazu dienen könnte, die großen Absichten und Wege der Vorsehung, welche sich in den Begebenheiten solcher außerordentlicher Männer am deutlichsten offenbaren, in ein nachtheiliges Licht zu stellen; kurz, ich besorge, der Globus terraqueus möchte zu sehr das Ansehen einer Haupt- und Staatsaktion mit Hanswurst u. s. w. bekommen.

An Frau v. la Roche. Glauben Sie mir, ich verabscheue mit Ihnen und allen Leuten von gesundem Menschenverstand die Persiflage, welche gewisse neue Schriftsteller, französische nämlich, charakterisirt. Aber ich mache einen großen Unterschied unter dieser Persiflage (wovon der große Voltaire selbst nicht ganz frei ist) und unter jener wahrhaft sokratischen

Philosophie, welche die falschen Tugenden entlarvt, und sich in keine Ehrfurcht hinein täuschen läßt, weder von der stolzen Haltung der Großen, noch von Erhabnem, dem Tugendeifer, der sauren Miene und äußersten Gleichgültigkeit gewisser Philosophen, noch durch die Sprache und das Aussehn eines Wesens aus der andern Welt, solcher, die, ich weiß nicht auf welche schimärische Vereinigung mit dem großen Wesen, durch welches wir sind, und das wir nicht kennen, Ansprüche machen. — Ich habe wol bemerkt, daß die Großen und die Weltleute die Satyre dieser Philosophie nicht lieben. Es ist natürlich, man mag nicht gern demaskirt seyn. Da nun aber die Großen den Ton angeben, so scheint der geheime Scheu dieser Klasse von Sterblichen vor der Satyre veranlaßt zu haben, daß man wie durch eine Art von Uebereinkunft satyrische Schriftsteller als mauvais sujets, frivole Geister ansieht, mit denen man sich, wenn man nichts Besseres weiß, amusirt, denen man aber durchaus kein ächtes Verdienst zugesteht. Und doch haben dessen die Luziane, die Swifte, die Rabelais, die Sterne, unendlich viel mehr als die meisten der sogenannten ernsten Schriftsteller. — Man nennt Marmontels Belisaire ein vortreffliches Buch. Nun, es ist ein gutes Buch, gut geschrieben, und enthält Wahrheiten. Aber diese sind schon tausendmal gesagt,

und ein schöner Styl ist ein Verdienst, das Viele haben; ich sehe darin nichts Außerordentliches. Ich begreife leicht, wie man einen Belisaire schreiben kann, — — aber einen Tristram Shandy, — das ist ein Werk! —

An Dieselbe. Das Lob, welches Sie meiner schönen Griechin (Musarion) ertheilen, spricht mich um so mehr an, weil Sie von der Natur mit einer ziemlichen Porzion Gleichgültigkeit für die Reize der Poesie begabt sind, und weil Sie die Ironie nicht außerordentlich lieben, die, ich gesteh' es, meine Lieblings-Figur ist, und für die ich einiges Talent zu haben mir schmeichle. Freilich ist's ein ziemlich gefährliches Talent; zum Glück aber hat mich die Natur mit einem guten und redlichen Herzen begabt; mein Menschenhaß ist nur gemacht; ich liebe von Natur die Menschheit und die Menschen (was jedoch zwei verschiedene Sorten von Liebe giebt), und wenn ich auch über die Gebrechen der einen und die Schwachheiten der andern spotte, so geschieht's in der Regel freundlich und in der Absicht, ihnen scherzend heilsame Wahrheiten zu sagen, die man zuweilen geradezu nicht zu sagen wagt. Und Sie, meine liebe Cousine, finde ich sehr liebenswürdig, weil Sie leidlich damit zufrieden sind, daß ich so bin, wie Sie mich sehen.

An Dieselbe. 1768. Ich begreife, liebe Cousine, daß der Ton der Musarion von dem Ihrer Seele zu verschieden ist, als daß dieses kleine Gedicht nach Ihrem Geschmack seyn könnte. Sie sagen, ich habe mir über alles einen muthwilligen komischen Ton angewöhnt. Erlauben Sie mir, meine Freundin, Ihnen zu sagen, daß ich nicht recht verstehe, was Sie damit meinen. Alles, was ich daraus abnehme, ist, daß der Ton Ihrer Seele ernst gestimmt ist; ist der meinige komisch, so ist er es, glauben Sie mir, aus guten Gründen; ob er muthwillig sey, das ist eine andre Frage; ich wenigstens werde das nicht so leicht zugeben. Um dies auszumitteln, würde zu untersuchen seyn, ob meine gegenwärtigen Gedanken richtig sind, ob etwas Wahres ist z. B. in dem Charakter des Phanias und in der Geschichte seiner doppelten Bekehrung, und ob Musarion, so wie ich sie gezeichnet habe, nicht mehr werth ist als die beiden Philosophen, welche den meisten von denen, die auf diesen Titel Anspruch machen, ähnlich sind. Um dies zu untersuchen, würden Unterredungen nöthig seyn, allein nach diesen würden Sie Musarion nicht mehr nach Ihrem Geschmack finden als jetzt. Ihre Seele ist nicht für das Komische gemacht, dies geben Sie gern zu, und ich bin seit langer Zeit davon überzeugt, und ich gestehe, daß dieses, wenn wir

es gleich nicht gern sehen, einige Entfernung unter uns bewirkt. — Die Verschiedenheit unter uns offenbart sich unter anderem in den Urtheilen, welche wir über Bücher fällen, oder vielmehr in dem Geschmack, dem wir in der Wahl der Lektüre folgen. Sie lieben z. B. das Buch von Abbt; *) ich kenne dessen ganzen Werth, allein nach meinem Urtheil ist es weit unter dem übertriebenen Lobe, welches seine Freunde daran verschwendet haben. Sie entzückt alles, was die Miene des Enthusiasmus für Wahrheit und Tugend hat, mich stößt es ab. Im zweiten Theile des Agathon habe ich meine Gründe dafür gesagt, und ernste Gründe. — — — Für das, was Sie in einigen Ausdrücken dieses kleinen Gedichts als Ihnen mißfällig angemerkt haben, danke ich Ihnen. Ich werde Ihnen mit derselben Offenherzigkeit sagen, wo Sie Recht und wo Sie Unrecht haben; denn im Betreff der poetischen Sprache muß ich wol kompetenter Richter seyn. Der Ausdruck, Flecken der Seele in Licht waschen, ist Ihnen dunkel, — mir auch, liebe Freundin; aber dieser Ausdruck ist platonisch und mystisch, er ist nicht von meiner Erfindung, sondern ist dem System eigen,

*) Ueber das Verdienst.

welches Theophron predigt, und Sie hätten bemerken können, daß dies ganze schöne System des Herrn Theophron zuverlässig nicht das meinige ist. — Flammen, die auf Leinwand brennen, sind — gemalte Flammen, ein gar nicht ungewöhnlicher Ausdruck. — Zappeln ist kein niedriger Ausdruck, es ist ein so gut teutsches Wort wie ein anderes, und an der Stelle, wo es steht, sagt es mehr als Klopfen oder Schlagen. Unser Herz schlägt immer; es klopft aus Furcht, aus Zorn, aus zwanzig andern Leidenschaften; diese Wörter schicken sich also nicht, um dem Phanias ein wenig spöttisch (denn das ist der Ton der Musarion) vorzuwerfen, daß es so wenig brauche, um Männerherzen in eine gewisse Bewegung zu setzen. An dem andern Ausdruck aber, Theophron habe in seiner Haut platzen wollen (crever dans sa peau), mußten Sie anstoßen, denn er ist anstößig. Er war meiner eignen Kritik entschlüpft, und ich danke Ihnen sehr für diese Bemerkung. Dieses soll verbessert werden.

An Riedel. Nein, ich nenne das nicht Chikaniren, wenn man grammatische Unrichtigkeiten in einem kleinen Gedicht, welches ohne Flecken seyn soll, tadelt. Ich halte sehr viel von der Verbalkritik, und ersuche Sie, keine Nachsicht gegen mich zu gebrauchen.

An Denselben. Ich brüte seltsame Dinge. Ein Gedicht, das Land der Ideen, in welches ich nicht etwan auf dem Pegasus, oder dem Hippogryphen des Ruggiero, oder dem Clavilenno des Don Quixotte, sondern auf meinem Steckenpferdchen reite; ein anderes, Psyche genannt, welches (in seiner Art Notabene) in die Klasse der Fairy Queen gehörig seyn mag: denn es wird einen allegorischen Sinn haben, ohne langweilig zu werden, und eine ganze Menge Erzählungen, mehr moralisch im eigentlichen Sinne dieses Worts, als komisch oder launisch. — A propos von Laune! In wenigen Wochen werde ich Ihnen Endymions Traum, eine schnackische Produkzion von der lateinischen Art, im Manuskript zuschicken.

An Denselben. Yorik und die Fairy Queen, zwei Werke, die wahrhaftig nicht viel Aehnliches mit einander haben, haben dennoch, weil sie in meinem Kopfe auf einander treffen, einen seltsamen Einfall, den ich schon über ein Jahr lang schlafen gelegt hatte, wieder aufgeweckt und völlig ausgebrütet. — — Dieser Gedanke ist der Plan eines Gedichts, und dieses Gedicht wird heißen: der neue Amadis, oder die sechs Töchter des Königs Bambo; und wenn Sie sich von diesem bloßen Titel Things unattempted in prose or rime versprechen, Dinge, welche die Betrübtesten

fröhlich, und die Weiseſten lachen zu machen fähig ſeyn ſollen, ſo werden Sie ſich, wie ich zu Gott hoffe, nicht betrogen finden. Ich kann mir nicht helfen, mein beſter Freund, quisque suos patimur manes. Ich habe keine andere Reſſource gegen die unendlichen Mißbehaglichkeiten meiner größtentheils mit Dingen, die meiner Natur zuwider ſind, beſchäftigten Lebensart. Ich kann nur durch Empfindungen und Vorſtellungen glücklich ſeyn (und wer kann es doch durch etwas anders?) und da die meiſten Gegenſtände um mich her nicht fähig ſind, zu meiner Glückſeligkeit beizutragen, ſondern im Gegentheil mich, ohne den Yorikſchen Humor, womit mich die Grazien beſeligt haben, unglücklich machen würden, ſo bleibt mir nichts übrig, als à peu de Frais ſo angenehme Ideen und Empfindungen ſelbſt zu machen, als nur immer möglich iſt. Mein Geſchmack iſt nun einmal ſo; Sokrates und Harlekin ſind meine Lieblingscharaktere, und Yorik iſt mehr als Einer von dieſen beiden, weil er Sokrates und Harlekin zugleich iſt. Dieſe Denkungsart, die Ihnen, nachdem Sie mich durch die Erzählungen, durch Muſarion und Idris und Agathon müſſen kennen gelernt haben, nichts Befremdliches ſcheinen kann, wird Ihnen ungefähr ſagen, was mein Amadis werden mag; Langeweile ſollen Sie wenigſtens nicht dabei

haben, oder Blaffardine, die Blonde, Porzellane, die Delikate, und Kolifischette, die Kapriziöse, müßten alle ihre Reizungen an Ihnen verlieren; der schönen Dindonette nicht zu gedenken, deren Charakter Sie weder im Homer noch Arioſt, und alſo gewiß auch in keinem andern Dichter finden werden, aber in der Natur unfehlbar ſchon gefunden haben müſſen, und auf die ſich appliziren ließe, was Schach Baham von der Prinzeſſin Gans ſagt.

An Denſelben. Könnten Sie mir nicht einen oder ein Paar Theile des Amadis de Gaule in der alten teutſchen Ueberſetzung prokuriren? Sie hat unzählige Theile, jeder ſo dick wie eine Cachelotte; es gilt mir aber gleichviel, was für einen Theil ich habe. Es iſt mir nur um alte Wörter, Redensarten und Wendungen zu thun, wovon ich zum Beſten meines neuen Amadis Gebrauch machen möchte. — — Ich ſtehe hundertmal an, wie ich dies und jenes teutſch ſagen wolle, das ſich auf franzöſiſch oder in einer andern Sprache leicht ſagen läßt. Ich denke, wir haben Unrecht, ſo gar ernſtlich Puritaner zu ſeyn, und keine ausländiſchen Wörter in unſer Bürgerrecht aufnehmen zu wollen, da uns dergleichen Fremdlinge oft unentbehrlich ſind. — — Wie wollen Sie delicatesse und delicat auf

teutsch sagen? Was ist semillant, petillant, fringant auf teutsch? Auf alles dies will ich einen Ausspruch haben, oder ich verklage Sie bei der nächsten teutschen Gesellschaft, von der Sie ein Mitglied sind.

An Gleim. 1769. Mein Amadis ist ein wahres Original; ein Mittelding zwischen allen andern Gattungen von Epischer Poesie, denn es hat von allen etwas. Es ist eine von den abenteuerlichsten Geburten des Sokratischen Satyrs mit einer Grazie, halb gutwillig, halb mit Gewalt, gezeugt.

An Denselben. Daß Amadis ein Ding ist, das nichts anderm gleich sieht, und nur nach seinen eigenen Regeln beurtheilt werden muß, brauche ich einem Gleim nicht zu zu sagen. Die Versart ist auch, wie Sie sehen, von meiner eigenen Erfindung. Ich denke, sie ist dem Sujet angemessen. Nach meiner Meinung sollten alle Versarten, die nicht heroisch sind, etwas Lyrisches haben. Je mehr, je besser. Ich hasse die Alexandriner und alle steifen monotonischen Versarten in langen Gedichten tödtlich. — — Orten und worden reimt man nur in ottave rime, wenn man muß. Aber Ihr Herren Niedersachsen reimt auch zuweilen, daß uns ehrlichen Schwaben die Ohren gellen. Z. E. Geschmack und Tag, weil ihr Tack ausprecht, und

wir — Taag. Wer hat von uns Recht, und wer soll zwischen Ober- und Niederteutschen entscheiden?

Welch ein Reichthum von Planen! Welch ein rastlos reger Trieb zu deren Ausführung! So bewährt es sich denn auch an Wieland, daß, wer für die Musenkünste geboren ist, ihnen nie untreu werden kann; er wird die größten Hindernisse und Schwierigkeiten besiegen, um zu ihnen zurückzukehren. Wenn sein Prozeß seine Laune verdarb, die Akten ihn zu ersticken drohten, die Lauheit des Publikums, die Unbilligkeit der Kunstrichter ihn verdrießlich gemacht hatten, da erklärte er wol, er wolle der Poesie entsagen; aber wie konnte er hierin Wort halten, er kehrte nur mit verstärkter Liebe zu ihr zurück. Und nun begnügte er sich nicht, ihr etwa seine Nebenstunden zu widmen, sondern widmete ihr jeden freien Augenblick, und nicht blos zu Hause, wenn ruhige Morgen oder Abende ihm deren brachten, sondern auch auf der Kanzlei und in der Rathsstube. Einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Gedichte aus jener Zeit verfertigte er daselbst, und versüßte sich dadurch das Lästige der Rathhaus- und Kanzleigeschäfte. Buchstäblich wahr ist es daher, was er im Idris seiner Muse zurief:

Es mag dein Troſt in dieſem Unfall ſeyn,
Daß du, bei ſüßer Müh, mir viele Luſt gegeben.
Du machſt, o Muſe, doch das Glück von meinem Leben;
Und hört dir niemand zu, ſo ſingſt du mir allein.

Seine Lage hätte gewiß ihm zur Entſchuldigung gedient, wenn ſeine Werke Spuren der Nachläſſigkeit, der Eile, der Unterbrechung an ſich getragen hätten: man ſehe aber, wie ſchwer er es ſich macht, ſich ſelbſt genug zu thun. Seiner Unermüdlichkeit in der Ausführung ſeiner vielen Entwürfe gleicht nur die Sorgfalt, mit welcher er dabei zu Werke geht. Wie genau wägt er ſeine Ausdrücke! Wie angelegen iſt ihm die Sprachbildung! Wie beſorgt iſt er für die Muſik der Verſe, für den gefälligen und reinen Klang der Reime! Nichts weniger als nachſichtig gegen ſich, unterzieht er ſich jeder Mühe, ohne welche die künſtleriſche Vollkommenheit nicht erreicht wird. Wie viele und große Mühe ihm aber auch etwas gekoſtet habe, ſtets iſt er bereit, das Verfehlte zu verbeſſern, das Mißlungene zu vertilgen, umzuarbeiten und auszuſtreichen, bis er ſeinem eigenen zarten Gefühl und dem Urtheil einſichtiger Freunde genug gethan zu haben glaubt, und an die, gewiß nicht leicht zu erreichenden, Muſter, die ihm vorſchwebten, anzureichen hoffen durfte.

Je größer die Schwierigkeit, um so stärker sein Trieb, sie zu besiegen.

Alle Plane, die er damals entwarf, auszuführen, würde ihm auch dann kaum möglich gewesen seyn, wenn er völlig Herr seiner Zeit gewesen wäre; schon das, was er in einem Zeitraum von vier Jahren ausführte, erregt Erstaunen. Außer der Uebersetzung einiger Bände von Shakespeare und der Ausarbeitung der letzten Hälfte des Agathon, dichtete er im Jahre 1764 die Komischen Erzählungen, die in der ersten Ausgabe (1765) das Urtheil des Paris, Endymion, Juno und Ganymed, Aurora und Cephalus enthielten. In der zweiten verbesserten Ausgabe von 1768 blieben dieselben: in den Auserlesenen Gedichten von 1784 erschienen sie unter dem Titel Griechische Erzählungen, wobei aber Juno und Ganymed weggelassen, und an deren Stelle Kombabus und Aspasia hinzugefügt waren. In der Ausgabe von letzter Hand trennte diese der Dichter wieder davon, so daß unter demselben Titel nur noch drei Erzählungen blieben. Einige schon ausgearbeitete verwarf er sogleich, von andern hat er späterhin nur Bruchstücke bekannt gemacht. Noch in demselben Jahre dichtete er Musarion, in den zwei nachfolgenden Jahren Idris und Zenide, hierauf die erste Hälfte

des neuen Amadis und einen Theil der Grazien.

Alle diese Gedichte waren unstreitig eine Bereicherung der teutschen Poesie, denn Wieland brach damit eine Bahn, welche vor ihm noch Keiner betreten hatte, und muß als der Schöpfer zweier, den Teutschen wenigstens damals ganz unbekannter, poetischer Darstellungen betrachtet werden. Er gab uns zuerst eine eigenthümliche, noch bis jetzt unbenannte, Art von Erzählung und das romantisch-epische Gedicht. Aus dem, wie er sich selbst darüber äußert, geht deutlich genug hervor, daß er für keine von beiden Arten sich bestimmter Gesetze und Regeln bewußt war, und mehr seinem Gefühl als einer Theorie folgte. Woher hätte er diese auch nehmen sollen? Daher schwankte er auch selbst in der Benennung seiner Gedichte, und nannte Idris und Amadis anfänglich Heroisch-Komische, nachmals romantische, so wie die Komischen Erzählungen, unter denen er jedoch Musarion unterbringen zu können bald genug selbst bezweifelte, späterhin Griechische, wobei er aber zuverlässig an etwas anderes, als die Darstellungsart, dachte. Indeß muß er doch gleich Anfangs eine Ahnung des Unterschiedes zwischen beiden Arten gehabt haben. Die Scenen seiner Heroisch-komischen Gedichte gehören alle dem Mittelalter, die der andern Art

dem alten Griechenland an, und beide Arten unterscheiden sich bei ihm durch die Form, denn dem Rittergedichte giebt er seine den ottave rime der Italiener nachgebildeten Stanzen, bei der andern Erzählung bedient er sich durchaus einer freien Verschlingung der Reime. Daß Amadis in der ersten Ausgabe in einer eben solchen freieren Form erschien, hat seinen Grund nur darin, weil der Dichter späterhin die Lust verlor, so fortzufahren, wie er angefangen hatte, nämlich auch mit einer neuen Art von Stanzen. Diese Stanzen führte er auch zuerst in unsere Poesie ein, und man weiß, daß ihm sowol hierin, als für den Ton des Gedichts, Arioſto als Muster vor der Seele schwebte. Bei den andern Gedichten schwebten ihm zuverlässig auch Muster vor: wer aber behauptet hat, — und es ist freilich eine nur zu gewöhnliche Behauptung, — daß es französische gewesen, der urtheilt als ein Unkundiger. Wieland hielt sich hier offenbar an kein Muster ausschließlich, sondern suchte Sokratische Ironie und Humor der Engländer mit der Leichtigkeit und Eleganz der Franzosen zu verbinden.

Woher denn nun aber der ihm so häufig gemachte Vorwurf französischer Frivolität? —

8.

Diese Frage führt uns zurück auf das Problem, auf welches wir zu Ende des sechsten Abschnittes stießen.

Alle Gedichte Wielands aus der angegebenen Zeit haben ein einziges Hauptthema, und dieses ist — die Liebe, und sie ist es, die ihm einen bösen Leumund gemacht hat.

Herder schrieb im Jahre 1771 an seine Braut: „Das muß ich sagen, daß unter allen Shakespeareschen Stücken Wielands keines so verunglückt ist, als Romeo und Julie. Der Grund ist vielleicht der, daß Wieland nie selbst eine Romeo-Liebe gefühlt hat, sondern sich nur immer mit seinen Pantheen und Seraphins den Kopf voll geweht, statt das Herz je menschlich erwärmt hat, und so sind ihm die schönsten Augenwinke, in denen die Liebe mehr als durch Worte redet, eine ganz unbekannte Sprache gewesen.“ Man sieht, Herder kannte da nur den Wieland von ehemals, und noch nicht den Verfasser des Agathon, der zuerst beschuldigt wurde, — zwar nicht eine Romeo-Liebe — wol aber gewisse Scenen einer eben nicht seraphischen Liebe mit zu warmen Farben gemalt zu haben, und der, seit Agathon, schon in der dem Don Silvio episodisch eingeflochtenen Erzählung,

Biribinker, mit stets wachsender Keckheit der dem Platonismus in der Liebe entgegengesetzten Seite zuschritt. Wie weit er ging, ersieht man aus dem Briefe, den er, in Beziehung auf jene Schilderungen im Agathon und Don Silvio, am 4ten Mai 1764 an Geßner schrieb. Er schrieb: „Qui semel verecundiae fines transiit, sagt Cicero, eum oportet gnaviter esse impudentem. Das erste that ich, da ich vor einigen Jahren die Platonische Partei verlassen hatte; das andere thue ich jetzt, da ich Ihnen ein so antiplatonisches Ding, als mein Endymion ist, schicke. Ich schicke es Ihnen als einem Dichter und als einem Freund. Dem Letztern empfehle ich das Geheimniß. Ich bin begierig, zu wissen, ob Ihnen Endymion gefällt. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken davon ganz offenherzig. Daß Sie sich daran ärgern sollten, traue ich Ihnen nicht zu. Wenn ich mich zu schämen habe, so ist es aller der puerilen Extravaganzen, wozu mich die platonische Schwärmerei meiner Jugend verleitet hat, und wozu auch die alberne Severität gegen Uz und andere ehrliche Leute gehört. Plinius, der gewiß ein rechtschaffener Mann war, und hundert andere seines gleichen, haben sich nicht geschämt, im männlichen Alter und zu einer Zeit, da sie die ansehnlichsten Würden zu Rom bekleideten, mit solchen Spielen sich zu delassiren.

Belieben Sie, wenn Sie ja in Versuchung gerathen sollten, mich zu verdammen, den 4. Brief des 7. Buchs der Briefe des Plinius zu lesen. Im 14. Briefe des 4. Buches erklärt er sich noch deutlicher, und gesteht, daß unter seinen Gedichten, wovon er seinem Freunde eine Sammlung schickt, einige sehr muthwillig seyen, ex quibus si nonnulla tibi paulo petulantiora videbuntur, erit eruditionis tuae cogitare, summos et gravissimos viros, qui talia scripserunt, non modo lascivia rerum, sed ne verbis quidem nudis abstinuisse — das letztere hat Plinius, wie er hinzusetzt, nicht gethan, und ich auch nicht. — Scimus alioquin hujus opusculi illam esse verissimam legem, quam Catullus expressit:

> Castum decet esse poetam
> ipsum, versiculos nihil necesse est,
> qui tunc denique salem habent et leporem,
> si sunt molliculi et parum pudici.

So dacht' ich nun vor acht Jahren nicht, aber man kann nicht immer ein Knabe seyn. Ich hasse alle Gleisnerei, und sobald ich anders denke als ehemals, so scheue ich mich auch nicht, es zu sagen. Im übrigen hoffe ich, Sie werden, ungeachtet der Schlüpfrigkeit des Sujets, im Endymion zum wenigsten so viel Retenüe und Bescheidenheit finden, als in der Jo des

Korreggio, welche wir einst mit einander bewunderten. Doch auf dieses kommt es mir bei Ihnen nicht an. Sie sind weder ein Stoiker noch Platoniker, weder ein Gleisner noch Enthusiast, und von Ihnen besorge ich also keine moralischen Vorwürfe."

So trat denn der Verfasser des Anti-Ovid auf Ovids Seite, der Verfasser der Sympathien ahmte Prior nach, der Verfasser der Briefe der Verstorbenen berichtete die ärgerliche Chronik des Olymp, der Sänger des Abraham sang den Idris und Amadis, lieferte statt der Erzählungen aus einer Unschuldswelt anstößige aus einer verdorbenen, statt ascetischer Betrachtungen üppige Schilderungen; welche Verwandlung! Anakreon, Katull, Tibull, Lafontaine, Ninon, Prior, Uz, waren mit einmal auf eine seltene Weise an ihm gerächt, indem er sie in allem, weshalb er sie einst geschmäht und verketzert hatte, noch überbot, so daß alle Verdammungsurtheile jetzt zweifach auf sein eigenes Haupt zurückfallen müßten.

Die nachtheiligen Folgen blieben nicht lange aus. Der Antistes zu Zürich verweigerte den Druck des Agathon, und als er doch heimlich gedruckt worden, ward er zu Zürich verboten. Für Don Silvio war wenigstens dasselbe zu besorgen, und daher erschien dieser zuerst bei

Bartholomäi in Ulm. Der Bannfluch dagegen ertönte aber bald von Bern aus, denn von diesem Orte war die Beschuldigung im Journal encyclopédique (August 1764) datirt, Wieland schreibe unanständige Erzählungen, und schildere mehr als unsittsame Situazionen, welche kein ehrbarer Mensch, und wer noch Achtung vor den Sitten habe, billigen könne. Die Komischen Erzählungen erschienen, und die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften erklärte, (Bd. 1. S. 300) man dürfe sie nicht nach der Sittenlehre beurtheilen, „denn von dieser Seite, hieß es, möchten sie manchem Verdammungsurtheil unterworfen seyn, und wir würden eben so wenig unzufrieden seyn, wenn des Verfassers Scherz weniger die guten Sitten beleidigte; denn wir können nicht bergen, daß sie uns weit unmoralischer als die Voßischen geschienen haben. Diese sind nur schlüpfrig, und werden nichts enthalten, was nicht wenigstens in statu naturali ohne Verbrechen geschehen könnte. Und ist nicht der Schäferstand eine Gattung des Standes der Natur? Aber hier werden Ehre und Pflichten gespottet.“ Von Jupiter und Ganymed ward insbesondere gesagt, daß diese Erzählung alle Grenzen der Sittlichkeit und Tugend überschreite, und daß sie kaum einem heidnischen Dichter würde zu vergeben seyn. Der öffentlichen Mißbilligung

folgte die stillere seiner Freunde. Er konnte sich nicht bergen, daß der Kontrast zwischen seinen neueren und älteren Schriften ihm bei seinen Schweizerischen Freunden geschadet, und selbst eine gewisse Entfernung zwischen ihm und seiner innigsten Freundin, Frau von la Roche, veranlaßt habe. Es blieb aber nicht bei der harten Anklage, daß er ein unmoralischer Dichter sey, man schloß auch von der Verwandlung des Dichters auf die des Menschen zurück, und zog nicht nur seine Moralität überhaupt in Zweifel, sondern brachte auch nachtheilige Gerüchte von seinem sittlichen Wandel in Umlauf. Der einst so strenge Tugendprediger, der Eiferer für fromme Rechtgläubigkeit, erschien denen, die am gelindesten über ihn urtheilten, — und unter diesen waren auch Zimmermann und Julie Bondeli — als ein Epikureer; man sprach aber auch wol geradezu von epikurischer Schweinheit, und alle Berufung auf Katulls Castum decet esse poetam hielt man für eine bloße Ausflucht. In eben dem Grade, in welchem sich sein dichterischer Ruf verbreitete, verbreitete sich auch der böse Leumund, man konnte in ihm das seltne und große Talent nicht verkennen, sprach aber mit Bedauern von dessen Mißbrauch, und warnte vor seinen Schriften als vor einem Gifte, welches, je süßer, um so gefährlicher sey. Je

bemühter er also war, seinen Ruf als Dichter zu erhöhen, und einer Stelle neben den ersten Dichtern würdig zu seyn, desto böser wurde sein Ruf — durch die Liebe, die er ja, wenn seine Ankläger Recht haben, jetzt von der Wollust gar nicht mehr zu unterscheiden schien.

Dies alles blieb ihm nicht verborgen; es war ihm nichts weniger als gleichgültig, daß sein poetischer Ruf ihn in sittlicher Hinsicht verrufen machte, und er beschloß von Zeit zu Zeit Maaßregeln dagegen zu ergreifen.

War es jedoch irgendwo nöthig, ihn selbst zu hören, so ist es hier, wo er als hart Beklagter vor dem Publikum und dem Gericht der Nachwelt steht. Hier sind also zuvörderst seine Selbstgeständnisse über diesen bedenklichsten Punkt in seinem Leben und Wirken.

An Julie Bondeli 1764. Ich war ehedem Enthusiast in Ansehung der Religion, der Metaphysik und der Moral, und ich war es ganz aufrichtig; so war damals meine Art zu seyn, oder das Resultat von hunderttausend physischen und moralischen Ursachen. Habe ich nun aber gleich in Einem Sinne aufgehört, Enthusiast zu seyn, so bin ich doch nicht weniger ein Freund der Wahrheit, und finde die Tugend nicht weniger liebenswürdig, wenn ich gleich nicht mehr an die Präexistenz der Seele

glaube, und beim Bilde eines rosenfarbenen Seraphs mit Flügeln von Gold und Azur nicht mehr verzückt werde. Solche erkünstelte Spekulazionen sind nichts als Stelzen, auf denen die menschliche Eitelkeit gern einherschreitet, angenehme Hirngespinste, woran wollüstige Seelen sich ergötzen. Ich mußte entweder meinen Platonismus reformiren, oder eine Wüste in Tyrol aufsuchen, um da zu leben. Die Erfahrung hat mir einen Wahn nach dem andern benommen, und endlich kam ich ins Gleichgewicht. Ich denke über das Christenthum wie Montesquieu auf seinem Sterbebette, über die falsche Weisheit der Sektenmacher und die falschen Tugenden der Schurken wie Luzian, über die spekulative Moral wie Helvetius, über die Metaphysik — nichts davon; sie dient mir blos zum Scherze. — In den Tagen meines Enthusiasmus und Platonismus war ich hitzig, jähzornig, grillenhaft, launisch, mürrisch; seitdem ich Biribinkers und Endymions schreibe, habe ich meine Leidenschaften mäßigen gelernt. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß ich stets, selbst in meinen Fehlern, den Charakter des Biedermannes, der mir angeboren ist, behauptet habe. Für ein Tugendmuster habe ich mich nie ausgegeben. Man wird finden, daß mein Geist zwar zuweilen thöricht, mein Herz aber immer gut war. Wie mein Züricher Freund mir meldet,

hält man mich für locker, (libertin) und giebt mir eine Menge Maitressen. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der von 1200 Franken leben muß, jenes seyn, und dieses haben könnte. Die Wahrheit ist, daß ich in freund- und verwandtschaftlicher Verbindung mit zwei oder drei Damen stehe, die, nicht ihrer Gestalt, sondern ihrer Verdienste wegen, Achtung verdienen, und daß ich einige flüchtige Neigungen für junge Personen gehabt habe, die ich heirathen sollte, ich weiß nicht warum, und die ich bitte, sich ihre Freier anderswo zu suchen, und daß ich endlich eine Art von Intrigue gehabt habe, wo Amor sich in den Kopf gesetzt hatte, mir die Wahrheit der zwei Verse zu beweisen, welche Voltaire an dessen Statue zu Versailles geschrieben hat. *) — — Ich habe, dem Himmel sey Dank, seit meinem siebzehnten Jahre wenigstens ein volles Dutzend liebenswürdiger Frauen geliebt. Alle diese haben mir große Pein verursacht; alle meine Liebschaften waren von der Art, die man passions nennt, alle meine geliebten Göttinnen, die ich anbetete, und ich habe wol einige Male die platonische Liebe bis zu einem Heroismus getrieben, dessen ich mich

*) Wer du auch seyst, sieh deinen Meister hier; er ist es, war es, oder wird es seyn.

nicht mehr fähig fühle. — — Vergesse man doch endlich diese moralischen Donquixotterien meiner früheren Jugend, beurtheile mich nach der allgemeinen Regel, und gestehe mir dieselbe Freiheit zu, welche sich die würdigsten Schriftsteller der alten und unserer Zeit genommen haben, und die ihnen niemand bestritten hat. — Wenn sich ernste und strenge Personen verwundern, mich als den Verfasser meiner neuen Werke zu sehen, so bin ich zu beklagen: sie können mich schelten, aber sie sollen nicht so weit gehen, deshalb nachtheilig von meinen Sitten und von meinem Charakter zu denken.

An Zimmermann. 1765. Sie erweisen mir eine Ehre, die ich nicht verdiene, mein Freund, indem Sie mich St. Preux *) nennen. Vielleicht sollt' ich bedauern, daß ich in jenen goldnen Tagen, da die erste Liebe mich den Werth meines Daseyns zu lehren anfing, ihm ähnlicher zu seyn entweder zu viel (wenig?) Muth oder zu viel Unschuld hatte. Doch ich verabscheue dieses bloße flüchtige Vielleicht von ganzem Herzen. Wie oft seh' ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück! Nichts, nichts kann uns diese wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, diese

*) Die Hauptperson in Rousseau's Neuer Heloise.

namenlosen Entzückungen wieder geben, die uns die erste Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht. Welche andre Freuden, welche Ehren, welche Güter, ja, lassen Sie mich noch sagen, welche Weisheit ist die glückliche Thorheit werth, worin wir in diesem Zustand einer wahren Bezauberung unser Leben verträumen! — Lachen Sie immer, weiser Zimmermann; Sie mögen mich so sehr auslachen als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn sie einmal verloren ist. Es mag eine berauschendere Lust in diesen Küssen seyn, quae Venus quinta parte sui Nectaris imbuit, — aber glauben Sie mir, ich schwöre es bei den Grazien, quarum sacra tuli, die Umarmungen der Liebesgöttin selbst haben nichts, das diese stillentzückende Empfindung ersetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Seele, der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten, unser ganzes Wesen erfüllte. Urtheilen Sie, m. l. Fr., mit welchem Muth ich in diesem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventarisazion zugebracht, an einem mit Akten und Protokollen überlegten Tische sitzend, in diese Zeiten einer heitern, der Liebe und den Musen

geweihten Jugend zurückſehe! Einſam in einem Hauſe, deſſen weite Gemächer von niemand bewohnt ſind als von mir ſelbſt, einer dummen Magd, etlichen alten magern Ratzen, und einem Geſpenſt, das, der uralten Obſervanz gemäß, alle Nacht um zwölf Uhr unſichtbar auf einer geheimen Treppe vom Rathhauſe in die Kanzlei herabſteigt, — einſam, ohne Freunde, (denn die einzigen, die ich in dieſem Lande habe, ſind doch eine Stunde weit von mir entfernt) ohne Ergötzungen, ohne ein Mädchen, das mir durch eine Arie von Galuppi die Grillen wegſingen, und mir wenigſtens einen täuſchenden Schatten jener zauberiſchen Wonne der Jugend wieder geben könnte. Wenn die ernſthafte Weisheit Ihr Herz nicht ganz verhärtet hat, ſo ſagen Sie mir, ob das nicht ein armſeliges Leben iſt?

An Denſelben. Es freut mich, daß Ihnen die Erzählungen gefallen. Aber ſoll ich Ihnen die Wahrheit ſagen? Ich höre nicht gern, daß ſie ſogar einem vieljährigen Ehemann, und einem — ſo weiſen Mann (wofür unſre unvergleichliche Julie Sie mir ſchon vor vier Jahren gegeben hat) Unruhe machen. Gott ſey bei uns! Was werden ſie bei Knaben von achtzehn Jahren, was werden ſie bei vorwitzigen Mädchen, übel verſorgten Weibern und untröſtbaren Wittwen für Wirkungen thun!

Wie schauert mich, wenn ich daran gedenke. In vollem Ernst, mein Freund, ich dachte nicht so weit; aber glauben Sie mir, wenn ich gleich kein Platonischer Schwärmer mehr bin, so hasse ich doch den Gedanken, Aergerniß zu geben, oder der Urheber von sittlichen Uebeln zu seyn. Trösten Sie mich, wenn Sie können, denn ich versichre Ihnen, daß Sie mit diesem einzigen Wort eine ganze Reihe von Embryonen komischer Erzählungen in meinem Kopf zerstört haben.

An Denselben. 1766. Sie wünschen, daß ich nicht mehr als Epikureer schreibe. — Ich will ** seyn, wenn ich das verstehe. — Die komischen Erzählungen sind doch nicht epikureisch?

An Geßner. 1766. Empfehlen Sie mich dem Herrn Waser, und sagen ihm, daß ich durch sein (in meinen zwar parteiischen Augen) billiges und weises Urtheil von den Erzählungen aufgemuntert, im Sinne habe, eine kleine Apologie derselben gegen den boshaften Vorwurf, daß Pflichten darin lächerlich gemacht werden, und daß sie unmoralisch seyen, zu schreiben.

An Denselben. Was mir jetzt zunächst am Herzen liegt, ist eine, wie mich däucht, sehr impertinente Censur der komischen Erzählungen, womit der neue Rechtschaffene, der zu

Lindau herauskommt, mich gleich im ersten Blatte namentlich zu belegen für gut befunden hat. Ich gestehe Ihnen, daß ich nichts weniger als gleichgültig dabei seyn kann. Ich bin überzeugt, daß die komischen Erzählungen sich aus einem moralischen Gesichtspunkte rechtfertigen lassen. — — Sie selbst haben mir geschrieben, daß Herr Diakonus W(aser) zu W(interthur) *) die komischen Erzählungen schon öfters gegen die Censuren dasiger Freunde in Schutz genommen habe. Ich bin sehr begierig, seine eigentlichen Gedanken zu wissen, von denen ich vermuthe, daß sie mit den meinigen übereinstimmen. Sollte es nicht möglich seyn, Ihn oder irgend einen ehrlichen Mann, der denken und schreiben kann, dahin zu disponiren, durch einen oder zwei gedruckte Bogen zu zeigen, daß die komischen Erzählungen als wahre und satyrische Gemälde der herrschenden Sitten der großen Welt, — oder gewisser Charaktere, welche kompetente Objekte für die komische und satyrische Muse sind, in Situazionen, wodurch die Charaktere am besten entwickelt werden, zu betrachten, und aus

*) Der Uebersetzer des Luzian, Hudibras und Schwift.

diesem Gesichtspunkte wirklich moralisch seyen? Ich bitte Sie, mein theuerster Freund, sich dieses meines Wunsches mit aller Lebhaftigkeit Ihrer Freundschaft für mich anzunehmen. — Ich gestehe Ihnen, daß dieses Geseufze und Geheul über die komischen Erzählungen, welches mir von allen Orten und Enden her zukommt, meinen Geist und die Flügel meiner Muse ganz daniederschlägt, da ich keinen Menschen sehe, der sich die Mühe nehmen mag, ein Paar Stunden dazu anzuwenden, den Leuten die Köpfe über diesen Punkt zurecht zu setzen. Ich muß daraus schließen, daß wirklich Niemand ist, oder daß es nur einige Wenige sind, welche günstiger von diesen unglücklichen Erzählungen denken, — und sobald ich hievon überzeugt seyn werde, werde ich den Idris ins Feuer werfen, und den Musen auf ewig gute Nacht sagen. Melden Sie mir aufrichtig, ich beschwöre Sie, was Ihre Gedanken hierüber sind, und wenn es möglich ist, so verhelfen Sie mir zu einem Champion meiner komischen Muse. Rathen Sie mir nicht, daß ich dergleichen widrige Urtheile mit einer großmüthigen Verachtung ansehen soll, das ist unmöglich, — unter andern auch deswegen, weil dergleichen schiefe und mit einer andächtigen Miene vorgebrachte Vorurtheile mich in ein verächtliches Licht stellen, und mir hier und in den hiesigen

Gegenden, durch den Gebrauch, den Widriggesinnte davon machen, vielen Schaden thun können und werden, wofern sich niemand öffentlich und gründlich meiner annimmt. — — — Ich begreife in der That nicht, quo fato meine neueren Werke unter die libros prohibitos gesetzt werden sollen. — — Gestehen Sie, daß ich alle Ursache habe, maßleidig zu werden. Der Henker hole die Autorschaft, wenn sie mir von allen Seiten Teutschlands nichts als Verdruß zuziehen soll. Dem Agathon wird es nicht besser gehen, ungeachtet in dem Gesichtspunkte, worin ich ihn ansehe, und nicht anders ansehen kann, niemalen ein unschuldigeres Buch geschrieben worden ist. Ich weiß wol, daß sich ein Autor das laudatur ab his, culpatur ab illis, gefallen lassen muß, — aber immer gescholten, und öffentlich gescholten, — von Niemand, oder nur sub sigillo amicitiae approbirt zu werden, das ist mehr, als meine Geduld ertragen kann.

An Denselben. 1767. Die Gründe, womit Sie meinen Unmuth über gewisse Kritiker und Urtheile besänftigen, sind allzugut, als daß sie nicht eine gewisse Wirkung thun sollten; — Sie sollen mich, so der Himmel will, nicht mehr in diesem albernen, weinerlichen Tone pinseln hören. Ich habe nun in Absicht der komischen Erzählungen meinen Kopf aufgesetzt,

und werde gelegentlich Allen und Jeden, und wenn es auf einem allgemeinern poetischen Konzilium geschehen sollte, ins Angesicht behaupten, daß sie in ihrer Art wenigstens so gut und moralisch sind, als die Briefe der Leute aus der andern Welt in der ihrigen. Indessen habe ich bereits angefangen, von der Kritik der Berliner zu profitiren, und etliche Hundert Verse durchgestrichen, welche nichts besseres verdienen, auch hie und da Veränderungen gemacht, wodurch, wie ich hoffe, das Ganze gewinnen soll. Ueberhaupt ist das Urtheil des Paris am wenigsten nach meinem Geschmacke; aber das gestehe ich Ihnen, daß ich lieber meine ganze Autorschaft verloren, als die übrigen drei nicht geschrieben haben wollte.

Es ist kein Zweifel in die reine Wahrheit dieser Selbstgeständnisse zu setzen, und am allerwenigsten in das von der gleichmäßigen Fortdauer der Sittlichkeit seines Charakters und Lebens, denn hierüber hat nie einer, der Wielanden gekannt hat, anders als höchst vortheilhaft für ihn urtheilen können. Jeder Verdacht von Unmäßigkeit und Wollust ist völlig grundlos. Auch hatte er sich nicht so sehr verändert, daß er nicht sehnsüchtige Blicke in sein verlornes

Delphi zurück geworfen, mit Rührung der Tage der ersten unschuldigen Liebe gedacht, und deren Entzückungen jedem Genuß, den die Wollust darbieten könnte, vorgezogen hätte. Man kann daher nicht sagen, daß hierin eine eigentliche Sinnesänderung mit ihm vorgegangen sey, und er konnte deshalb, wenn ihm gleich der Platonismus der Liebe verdächtig worden war, kein Epikureer in dem schlimmen Sinne werden, worin man diesen gewöhnlich nimmt. Wie es scheint, dachte er bei den ihm zur Last gelegten Schilderungen an gar kein Arges, denn auffallen muß es doch gewiß, daß es ihn befremdete, von Zimmermann zu hören, sie hätten ihm — Unruhe gemacht. Nun aber weiß er dies, und — tritt zurück? Nichts weniger! Selbst dann thut er es nicht, als die unangenehmen Folgen von allen Seiten auf ihn einbrechen. Nur auf einen Augenblick wird er empfindlich, verdrießlich; von Nachgiebigkeit ist indeß auch da nicht die Rede; Vertheidigung will er, Rechtfertigung. Statt nachgiebiger, wird er nur hartnäckiger, und es könnte wol den Anschein gewinnen, daß er, um sich nicht zu entschuldigen, immer tiefer in die Schuld hineinfiele. Will er doch das, was die Meisten so streng verurtheilten, aus moralischem Gesichtspunkte rechtfertigen. Wäre er nicht auch von dem Verdachte der Heuchelei völlig frei, so könnte

man vielleicht argwöhnen, er wolle eine schlimme Sache doch nur beschönigen; da aber sein offener, gerader Charakter einen solchen Verdacht nicht gestattet, so muß man dies für seine wirkliche Ueberzeugung annehmen, der er zu jeder Zeit folgte. Darum wuchs auch mit dem Widerstande von außen seine Hartnäckigkeit, — er setzte nun seinen Kopf auf, — wie in der Angelegenheit Brechters gegen seine Vaterstadt, so in dieser Angelegenheit gegen Publikum und Kritik.

Gesetzt nun, er hatte Unrecht, so geht doch aus allem unwidersprechlich hervor, daß die Quelle seines Fehlers nicht Unsittlichkeit war, sondern Irrthum. — „Aber, sagen die Abgeneigten, ein gefährlicher, verderblicher Irrthum, und von dem er, vielfach gewarnt, doch nicht abließ! Gab er denn wol einer Warnung Gehör? Und sie kamen doch stark und nachdrücklich genug.“ — Das weiß der Himmel! Aber eben darin zeigt sich ja, daß Göthe auch darin vollkommen Recht hat, wenn er von Amor behauptete:

Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.

9.

Hatte er denn aber auch so ganz Unrecht, als man ihm zu geben gewohnt ist? War er denn durchaus im Irrthum befangen? Wenn ein sittlicher Mensch, der zugleich ein geübter Denker ist, die Ueberzeugung hegt, daß etwas, was er thut, nicht unsittlich sey; wenn ein Dichter, der einen Gegenstand darum nicht in ein komisches Licht stellen will, weil er besorgt, die Absichten der Vorsehung in ein nachtheiliges Licht zu stellen, auf einem allgemeinen poetischen Konzilium zu beweisen sich erbietet, daß seine komische Behandlung eines andern Gegenstandes keine Mißbilligung verdiene; wenn ein Mann, der, seinen guten Namen nicht mit Gleichgültigkeit beschmitzt sehen kann, gleichwol, trotz aller Warnungen, diesen aufs Spiel setzt, und daran Recht zu thun behauptet; so sollte man doch wol meinen, seine Ueberzeugung müsse auf sichern, festen Gründen beruhen, und man dürfe daher nicht so leichthin über ihn aburtheilen, ohne seine Gründe geprüft zu haben. Wenigstens könnte sein Irrthum wol kein gemeiner seyn, und es müßte die Mühe lohnen, der Entstehung desselben auf die Spur zu kommen. Versuchen wir also dies, und denken uns zu diesem Behuf genau in seine damalige Lage,

welches der einzige Weg ist, diesen Zweck zu erreichen. Es wird sich daraus zugleich ergeben, in wiefern er mit Recht der Nachahmung damaliger französischer Dichter beschuldigt wird.

Wir fanden Wieland auf dem Punkte, wo es ihm natürlich war, die ungereimte Seite der menschlichen Meinungen, Leidenschaften und Gewohnheiten aufzufassen; statt des ehemaligen Geistes des Enthusiasmus hat sich seiner der komische Geist bemächtigt; der heitere Weltsinn, der ihm zu Warthausen begegnete, begünstigt denselben, seine Beschäftigung mit Shakespeare, seine Lektüre des Luzian, Horaz, Cervantes, Ariosto, und vornehmlich des Tristram Shandy, verstärkt diesen Geist, dessen er in der That sehr nöthig hat, um sich in einer verdrießlichen Lage aufrecht und muthig zu erhalten. Erholung, Trost und Freude gewährt ihm fast allein die Poesie. Um sich zu erheitern, wählt er heitere Gegenstände, und behandelt diese, wie es ihre Natur erfodert, fest überzeugt, daß froher Sinn keine Sünde sey, und Trübsinn nicht zur Seligkeit verhelfe. Da hört das Unsichere seiner Lage auf, seine glückliche Laune wächst, er ist niemals heiterer gewesen als jetzt, und siehe da, — — man rückt ihm mit Heirathsprojekten entgegen. — Sonderbar genug, er, der sich ehedem gerühmt hatte, in dem Besitz eines ganzen Harems zu seyn, hatte

gerade jetzt, da er heirathen sollte, auch nicht einmal eine Liebschaft! Kein Wunder, wenn dies dem, der nicht heirathen konnte, da er es, o wie gern! gewollt hätte, ziemlich komisch vorkam. Indeß die wiederholten Erinnerungen und Vorschläge blieben nicht ohne Wirkung, wenn auch vorläufig auf sein Herz, so doch nicht auf seine Phantasie. Diese faßte jedoch wie jetzt alles, auch diesen Gegenstand von der komischen Seite auf, und zwar zunächst bei Gelegenheit der Frage, die sich dem, welcher zum Heirathen keinen Gegenstand der Liebe hatte, sehr natürlich darbot: Welche soll man nicht heirathen? Begreiflich, daß die zuerst an die Reihe kamen, welche Wielanden am meisten mißfallen hatten. Nur von den Furien versteht sich die Verneinung von selbst, außerdem wird sich immer der eigenthümliche Geschmack in die Entscheidung mischen. Am meisten mißfallen hatten nun aber Wielanden die sogenannten Pruden, welche Stolzen dem wackern Campe so viele Uebersetzernoth machten, bis er sich endlich bei den Scheinsprödden, Scheinsittsamen, beruhigte, zwischen denen und Affsprungs-Scheinkeuschen man nun die Wahl hat. Ein Blick in seinen Luzian lieferte ihm sogleich die olympischen Repräsentantinnen aller übrigen in Juno, Minerva und Diana, und er stand nicht an, jenes

Spötters fünftes Göttergespräch zu seinem Ganymed, das eilfte zu seinem Endymion, das zwanzigste zu seinem Urtheil des Paris auszubilden. Waren ihm aber die Pruden verhaßt, und ging er deshalb sehr schonungslos mit ihnen um, so war er gegen eine andre Gattung wenigstens sehr mißtrauisch. Diese ist zwar nicht so schlimm, als die erste, aber von sehr unzuverlässiger Treue, weil ihr ein empfindsames Herz und eine entzündbare Phantasie gar leicht gefährliche Streiche spielen. Sie bekennt sich in der Liebe zum System Platons — oder einem ähnlichen — hält sich darum für sehr sicher, giebt sich um so unbesorgter einem süßen Irrthum hin, und merkt das leise Spiel des Instinkts dabei nicht eher, bis — dieser seinen Zweck erreicht hat, oder wo der erfahrnere Theil ihn — erwartet hatte. Diese Gattung schilderte Wieland in Aurora und Cephalus, welche Erzählung man mit der bei Ovid (Metamorph. 7, 694.), Hygin (189) und Antonius Liberalis (41) vergleichen muß, um die Wielandische gehörig zu beurtheilen. Die Pointe des Dichters liegt offenbar darin, daß Aurora im Cephalus ihren Tithon, Cephalus in Auroren seine Prokris, und Prokris im Seladon ihren Cephalus liebt, und in diesem süßen Wahn alle drei — untreu werden. Die meisten der noch von ihm projektirten

Erzählungen würden ungefähr dasselbe Thema behandelt haben. In der Europa wollte er jedoch darstellen, „wie eine gewisse Eitelkeit, die fast bei allen Mädchen stärker ist als der Instinkt der Liebe ist, und sie, ehe sie noch wissen, was Liebe ist, ehe sie noch die mindeste Regung davon erfahren haben, für alle diejenigen geneigt macht, die ihnen schmeicheln, und die Macht ihrer Reizungen zu fühlen scheinen, wie diese Eitelkeit es der jungen Europa angenehm macht, einem Stier Empfindungen eingeflößt zu haben, die so gar nicht stierisch waren, und ihn über seine Natur zu erheben schienen. Wie weit sie dieses führen könnte, war ihre wenigste Sorge, an das denkt eine Agnes niemals.“ Man sieht nun wol, alle diese Schilderungen sind ganz eigentlich Warnungstafeln.

So weit war denn nun die Heirathsangelegenheit von der komischen Seite behandelt; sie hatte aber auch eine sehr ernste, und der nicht blos scherzende Dichter wußte recht gut, daß es bei der Ehe nicht auf eine Schäferstunde, sondern auf das Glück des Lebens ankomme. Er sollte sich eine getreue Gefährtin durch das Leben wählen, die seine Freuden und Leiden theilen, im trauten Kreise der Häuslichkeit der Welt vergessen, ihm und geliebten Kindern, in denen sie sich wieder aufblühen sahen, allein

leben konnte. Die Zeit, in Elegien nach der künftigen oder der verlornen Geliebten zu seufzen, war für ihn vorüber, sein Glaube an die Göttinnen, ein Götterglück und einen Götterstand, war dahin: den Wunsch aber hatte er, menschlich glücklich zu seyn. Da er nun heirathen sollte, ohne einen Gegenstand seiner Liebe zu haben, so gewann seine Phantasie volle Freiheit, sich diesen selbst zu schaffen, und sich das Glück seiner zukünftigen Tage mit den lieblichsten Farben auszumalen. Da schuf er in Tagen rosenfarbiger Laune seine Musarion, die dem Geliebten zuruft:

Du selber willst, daß wir im Ernst uns lieben!
Sonst tändelt' ich mit Amors Pfeilen nur;
Jetzt, da er mich erhascht, ist's nicht mehr Zeit zum Lachen,
Es ist darum zu thun, daß wir uns glücklich machen,
Und nur vereinigt kann dies Weisheit und Natur.

Wenn nun gleich, was in der Liebe von den Sinnen stammt, in sein Recht eingesetzt ist, so wird doch die Liebe vom Sinnenrausche und der bloßen Wollust eben so genau unterschieden, als von jener hohen Schwärmerei, deren übersinnlicher Rausch meist nur sinnlich endigt.

Ihr mächtigen Besieger
Der Menschlichkeit, die ihr dem Sternenfeld

Euch nahe glaubt, — das Herz ist ein Betrüger!
Erkennet euer Bild in Fanias und bebt!

Das Bild der Glückseligkeit, welches die wahre Liebe gewährt, malte der Dichter, der hier das Verschwenden und das Verträumen des Lebens, jede Anmaßung, die der Natur widerstreitet, und jede Einbildung, womit der Mensch sich selbst oder Andre nur täuscht, mit dem feinsten Spotte der lächelnden Ironie verfolgt, sich so aus:

Mit jedem neuen Tag fühlt sich das Paar beglückter,
Indem sich jedes selbst im Andern glücklich macht.
Durch überstandne Noth geschickter
Zum weiseren Gebrauch, zum reizendern Genuß
Des Glückes, das sich ihm so unverhofft versöhnte,
Gleich fern von Dürftigkeit und stolzem Ueberfluß.
Glückselig, weil er's war, nicht weil die Welt es wähnte,
Bringt Fanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu,
In Freuden, die der unverfälschte Stempel
Der Unschuld und Natur zu echten Freuden prägt.

Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne,
Wie vieles macht ihn reich! Denkt noch Musarion
Hinzu, und sagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunst ihm mehr und Beßres geben?
Die Weisheit nur, den ganzen Werth davon

Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,
Und, seines Glückes froh, kein andres zu erzielen!
Auch diese gab sie ihm. Sein Mentor war
Kein Cyniker mit ungekämmtem Haar,
Kein runzlicher Kleanth, der, wenn die Flasche blinkt,
Wie Zeno spricht, und wie Silenus trinkt:
Die Liebe war's. — Wer lehrt so gut wie sie?
Auch lernt' er gern, und schnell, und sonder Müh,
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't,
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend, glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Hierauf fand der Dichter nun wirklich in einer Heirath das Glück, wie er es geschildert hatte, wenn gleich, seinem eignen Geständniß nach, seine Gattin keine Musarion war. Der Hochzeittag, sonst oft genug der Sterbetag der Liebe, zumal der leidenschaftlichen und schwärmerischen, wurde der wahre Geburtstag der seinigen, und sie wurde immer größer, herzlicher, inniger. Nur etwa in den Tagen der Bezauberung der ersten Liebe hatte er sich so heiter, so glücklich gefühlt, als jetzt, da das Schicksal ihm, statt des schönen Traumbildes seiner poetischen Doris, eine wirkliche Dorothea — so hieß seine Gattin — in die Arme geführt hatte.

Die meisten Romane schließen mit der Hochzeit, vielleicht weil die Dichter die Lösung des Zaubers fürchten, in welchem sie den Leser bis dahin gefangen hielten; billiger Weise sollte nun aber der Mährchendichter den Romandichter ablösen, denn nichts ist gewisser, als daß die Hochzeit eine unerschöpfliche Quelle von Metamorphosen ist. Von denen aber spricht niemand gern, höchstens ein Arzt und Psycholog, ungeachtet es sehr heilsam seyn würde, auch dem Wechselverhältniß zwischen Leib und Seele, welches sich hier in ganz eigenen Erscheinungen zu erkennen giebt, auf die Spur zu kommen. Wieland, der ein guter Beobachter war, und

sich nie gern selbst belog, mußte darauf aufmerksam werden.

Nun musterte er seine Selbsterfahrungen über die Liebe, deren er seit funfzehn Jahren, wie wir sahen, nicht wenige gemacht hatte. In seiner Erinnerung lebten alle, die er jemals geliebt, wieder auf; Jungfrauen und ältere Wittwen, Philosophinnen und Fromme, Prezióse und Graziöse, — eine etwas seltsame Galerie! — Und nun seine verschiedene Art zu lieben, — platonisch, mystisch und ein wenig sinnlich, — mit philosophischer Reflexion und poetischem Enthusiasmus, — zuletzt sogar mit einem Anflug von Galanterie, und fast immer — mit mehr oder weniger Selbsttäuschung verbunden, die bald aus der Phantasie, bald aus Nachahmung und einer Art von Stolz, bald auch aus einem leisen Zuge der Empfindung des Geschlechts entsprungen war. Wie hätte er nun hiebei sich nicht auch daran wieder erinnern sollen, daß er schon seit langer Zeit den Plan zu einer philosophischen Geschichte der Liebe entworfen hatte! Die Ausführung eines solchen Planes glaubte er damals seinem Freunde Zimmermann nicht überlassen zu dürfen, weil ein Arzt dazu nicht metaphysisch genug sey; jetzt würde er ihn selbst nicht sehr metaphysisch ausgeführt, und man würde ihm ohne Zweifel bald angemerkt haben, daß er bei Beurtheilung

des Menschen Physiologie und Psychologie nicht mehr so von einander schied, wie er es vor zehn Jahren, gegen Hartley, verlangt hatte. Diese philosophische Geschichte der Liebe konnte er nun zwar jetzt nicht schreiben, aber alles, was er darüber gedacht und gelesen, und von der Liebe selbst erfahren hatte, das wurde ihm jetzt Stoff zu einem Gedichte, und so entstand Idris und Zenide, — — — das Werk der Honigmonate seiner Ehe.

Ueber dieses schrieb er im Jahre 1766 an Geßner: „Sie sagen mir zu eben der Zeit, da Sie meinem Idris mit dem Beifall Ihrer Geliebten, auf den ich gewiß stolz bin, schmeicheln, daß sie einige Bosheit gegen das weibliche Geschlecht darin gefunden habe. Das verhüte die gütige Venus und ihre Grazien! Gegen die verstellten Spröden und gegen einige andere alltägliche Arten von Weibsgeschöpfen, dergleichen z. B. die gute Prinzessin Deanire ist, da gebe ich zu, was Sie wollen; aber wenn ich der unbegrenzten Hochachtung, der ich aus pflichtvoller Dankbarkeit dem gesammten weiblichen Geschlechte mich schuldig erkenne, irgendwo nur im Mindesten zu nahe getreten bin, so bitte und beschwöre ich Sie, Madame Geßner, die Gnade für mich zu haben, und mir's zu sagen. Indessen erlauben Sie mir, Sie, außer vielen Stellen, wo des edleren Theils Dero liebens-

würdigen Geschlechts in gebührenden Ehren gedacht ist, zu erinnern, daß, wenn einige Nymphen und Feen demselben eben keine sonderliche Ehre machen (welches meine Schuld nicht ist, s' il vous plait,) die schöne Lila, und besonders die Heldin meines Gedichts alles wieder vergüten, und dem schönen Geschlechte die vollkommenste reparation d' honneur erstatten, so Sie nur von mir verlangen können. Denn das werden Sie mir doch nicht zur Sünde anrechnen, daß ich mir die Freiheit nehme, manchmal ein wenig aus der Schule zu schwatzen, und ein oder das andere kleine unschuldige Geheimniß des weiblichen Herzens zu verrathen, womit in der That die Damen keine Ursache hätten, so geheim zu thun, wenn die Welt noch so natürlich wäre, als wie sie in Homers Zeiten war, oder so philosophisch dächte, wie Lady Worthley zum Exempel. Ich meine unter diesen kleinen Geheimnissen eben nicht gewisse hazardirte und in der That impertinente Einfälle des Seigneur Itifall, denn dieser ist in der That ein Taugenichts, den ich für nichts besser gebe, als er ist. Er denkt von dem weiblichen Geschlechte nach denen, die er gekannt hat; und was ist überhaupt von einem Menschen mit Bocksfüßen zu erwarten? Denn so ein hübscher Junggeselle er gegenwärtig ist oder zu seyn scheint, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er, ne

vous deplaise, nur ein Satyr ist, — und also kein Mann, der das weibliche Geschlecht schimpfen kann. Dem sey, wie ihm wolle, so bitte ich mir von Madame Geßner eine kleine Erklärung aus, damit ich, wofern ich ja ein wenig gesündigt habe, im Stande seyn mag, mich zu bessern; — denn ich wiederhole es, ungeachtet meiner gerechten Rachsucht gegen gewisse Frauenzimmer-Charakter und gewisse Frauenzimmer-Gebrechen (mit allen geziemenden Protestazionen, Restrikzionen und Reservazionen sey es gesagt) ist kein Mensch auf der Welt, der die Damen mehr ehrt und liebt, als Dero gehorsamster Diener, der Autor.

Deutlich genug geht hieraus hervor, daß seine Absicht war, verschiedene Arten von Liebe gegen einander in Kontrast zu stellen, und zu diesem Behuf verschiedene Charaktere sich in eigenthümlichen Situazionen entwickeln zu lassen. Das Ganze würde eine Art von Philosophie der Liebe ausgemacht haben, allein dieses Gedicht blieb leider Fragment. Scherzhaft sagte er bei der ersten Ausgabe, daß es so lange Fragment bleiben solle, „bis sich etwan einmal drei Kunstrichter und drei Pruden mit einander einverstehen sollten, in einer namentlich unterzeichneten Bittschrift ihn um die Ergänzung desselben zu ersuchen," der wahre Grund davon aber lag in seiner — Ehe. In den

glücklichsten Stunden seiner beginnenden Ehe hatte er dieses Gedicht ausgearbeitet, — und die Spuren davon sind leicht zu entdecken; — da folgte eine unglückliche Niederkunft der geliebten Gattin und der Tod des erstgebornen Kindes, und hiemit verließ auch den Dichter seine heitere Laune; er verlor alle Lust, an einem Gedicht fortzuarbeiten, worin er so schmerzlich war unterbrochen worden, und niemals hat er wieder die Hand an dasselbe gelegt. Erst nachdem er — in diesem Zwischenraume — den Agathon beendigt, und manches Bruchstück von seiner Psyche niedergeschrieben hatte, kehrte ihm seine Laune, und mit ihr die Lust zurück, — nicht den Idris fortzusetzen, sondern den Stoff, den er hatte fallen lassen, wieder aufzunehmen. Aufgeregt wurde er dazu durch ein kleines Werk, welches ihm damals in die Hände fiel, ein humoristisches Spottgedicht unter dem Titel: The new Bathguide. Dieses weckte in ihm die Idee zum Neuen Amadis, worin er sich, ganz voll von Tristram Shandy, der Laune noch weit mehr überließ, als in dem Idris, bei welchem ihm Hamilton vorgeschwebt hatte, und es ihm darum zu thun gewesen war, auch in der Form dem Ariosto sich zu nähern. Bei allem Unterschied aber, der zwischen Idris und Amadis jedem sogleich ins Auge springt, liegt doch beiden

dieselbe Idee zum Grunde, ob das idealistische oder materialistische Prinzip in der Liebe geltend sey, ob Platons oder Buffons System *) den Vorzug verdiene, ob Ovidische Künste oder reines Gefühl des Herzens zum wahren Glück in der Liebe leiten. Ganz unverkennbar finden sich mehrere Personen aus dem Idris, nur unter andern Namen und Gestalten, im Amadis wieder. Um die beiden Hauptpersonen aber, die sich, wenn gleich nach mancher Verirrung erst, zu dem wahren Ziele finden, läßt der Dichter noch eine Menge von Nebenpersonen sich herbewegen, an denen er theils die Selbsttäuschungen, theils die Verirrungen, die bei der Liebe möglich sind, anschaulich mache; die Selbsttäuschungen hauptsächlich in seiner platonisirenden Fee und dem ascetischen Gymnosofisten, die Verirrungen in fünf Mädchen und fünf Männern, die der Zauberer Tulpan, sich selbst mit eingerechnet, für nichts Besseres giebt, als für fünf Närrinnen und fünf Gecken. Da begegnen uns die Kaiserin der Pruden, Schatulliöse; eine strenge Leoparde, die, wenn gleich nicht unempfindlich, doch für wahre Zärtlichkeit nie einen Ausdruck finden konnte; Blaffardine, eitel auf ihre Schönheit;

*) Vergl. Ges. 14. St. 11. fgg.

die launenhafte Kolikschon; die gute runde, phlegmatisch-gleichgültige Dindonette, die zu gefällig ist, als nicht von jedem, Faunen und Gymnosofisten ausgenommen, sich lieben zu lassen, ohne daß sie für irgend einen etwas Besondres fühlte; und diesen Damen gegenüber Antiseladon, ausgelernt in losen Ovidischen Künsten, der ziemlich materielle Karamell, Blömurant, mit seiner weinerlichen Sentimentalität, Parasol, durch liederliche Galanterie zum Schatten geworden, und der Neger Tulpan, der, humoristisch wie er ist, mit dieser ganzen närrischen Welt sein Spiel treibt. Man kann leicht denken, wenn diese Charaktere in Handlung gesetzt werden, was für Situazionen, was für Scenen das geben muß! Wie viele Geheimnisse kommen da an den Tag! Wie viele halb und ganz laute Geständnisse müssen wir hören, — und welche! — Kann aber der Dichter dafür? Sagt er doch selbst:

Ich bitte tausendmal ab, daß solche Lästerungen,
Wobei mir selbst die Haare zu Berge stehn,
Auch nur in der dritten Person aus meinem Munde gehn!
Was muß, von der Pflicht die Wahrheit zu sagen, gedrungen,
Ein armer Dichter, der an nichts Böses denkt,
Nicht seine Personen oft sprechen lassen!

Und wär' es billig, den Mann, der uns Vergnügen schenkt,
Und scherzend Weisheit lehrt, für fremde Sünden zu hassen?
Die Menschen, und jeden mit seinem eignen Gesicht,
Schön oder häßlich, zu mahlen, ist seine erste Pflicht.

Kein Zweifel, daß sich der Dichter bei allen seinen anstößigen Schilderungen eines ernsten und sehr guten Zweckes bewußt war, und wem dieser entgangen seyn sollte, der wird ihn unfehlbar entdecken, wenn er sich die gewiß nicht unbelohnt bleibende Mühe geben will, den vierzehnten Gesang noch einmal achtsam zu lesen, und dann ein wenig darüber nachzudenken, wie sich das Ganze endigt, und warum es sich gerade so und nicht anders endigt. Schach Bambo, ein Vater, der vielen Vätern gleicht, die sich eben darum über ihre Töchter zu beklagen kein großes Recht haben, sagt sehr richtig:

Ich bleibe den Herren verbunden,
Die sich (hier lupft er ein wenig den Hut)
Mit solcher Waare beladen; ich gebe sie nicht für gut!
Doch hoffen wir, jeder Topf hat seinen Deckel gefunden.

Ja wol! Man möchte darum das Ganze eine Schicksals-Komödie nennen, worin die

poetische Gerechtigkeit so streng gehandhabt wird, als sonst nur in Schicksals-Tragödien, und auch da nur selten so völlig dem allgemeinen Weltlauf gemäß, als hier. Aber ist denn auch der Amadis etwas anderes als der lustige Prolog zu fünf Tragödien? Wer kann daran zweifeln, daß die Hochzeitfeier die Exposizion dazu ist? — Wer es für seine Person nicht dazu will kommen lassen, der mache es wie Amadis.

Wie Amadis? — Nun ja, er höre, da es noch Zeit ist, auf, sich selbst zu täuschen, der Narr bald seiner Phantasie, bald seiner Sinne zu seyn, ungeachtet einer nie sich verleugnenden sehr guten Gesinnung doch aus einem Irrthum in den andern zu fallen, und selbst vor mehr als Irrthum nicht ganz sicher zu seyn; er höre, bevor es zu spät ist, auf die Stimme der Vernunft, erkenne das, was wahrhaft und dauernd glücklich macht, und schätze den innern Gehalt nicht nach dem äußeren Schimmer. Ein ideales Musterbild in ihm aufzustellen, war dem Dichter nie eingefallen; er gab ihn nur für

Den Helden, der lange die Welt Berg auf Berg ab
Durchzog, das Gegenbild von einer Schönen zu finden,
Die aus dem Reich der Ideen herab
Gestiegen war, sein junges Herz zu entzünden,

Und der, es desto gewisser zu finden,
Von einer zur andern sich unvermerkt allen ergab:
Bis endlich dem stillen Verdienst der wenig scheinbar'n Olinden
Das Wunder gelang, den Schwärmer in ihren Armen zu binden.

Wer hätte nun aber einen solchen Helden treffender schildern können, als der Dichter, der ihm so ähnlich war, und sich mit ihm in fast gleicher Lage befunden hatte? Wie Amadis, hat er glücklich sein Ziel erreicht, blickt zurück auf die durchlaufene Bahn, und lacht über sich selbst, über seine mannichfaltigen Selbsttäuschungen und wunderlichen Verirrungen. Er sieht sich und — Andre jetzt in einem so ganz andern Lichte! Alle seine Göttinnen und Seraphs aus den Sympathien sind — Weiber, und er verwundert sich nicht wenig, wenn er bedenkt, was für eine Figur er ihnen gegenüber, während seiner Bezauberung, gemacht hat, und — wohin ihn dies hätte führen können. Kein Wunder, wenn der ehemalige Seladon jetzt wie Antiseladon dachte:

Ich sehe doch nicht, warum wir dem schönen Geschlecht
Mit Tugenden, die es nicht hat noch suchet, schmeicheln wollten;
Und was die Schönen und wir dabei gewinnen sollten!

Kurz, es was ihm kein Zweifel geblieben, daß es auch hier heilsam sey, der Natur den Sieg über die Schwärmerei, der Wahrheit über die Heuchelei zu verschaffen. Was er früher in Zürich schon sehr richtig geahnet hatte, das — wußte er nun, und meinte ganz ehrlich, warum er denn das nicht sagen solle, was er wisse, da es doch zum Heil und Frommen der Menschen sehr wissenswürdig sey, ja viel wissenswürdiger als eine Menge anderer Dinge. Sein Walter Shandy sagte ihm: „Da die Alten der einstimmigen Meinung sind, daß es zweierlei ganz verschiedene Arten von Liebe giebt, nach den verschiedenen Theilen, welche davon die Wirkung fühlen, — das Gehirn oder die Leber — so denk' ich, ein Mann, der sich verliebt fühlt, sollte billig eine kleine Untersuchung anstellen, welche von beiden ihn überfallen hätte.“ Er wußte nun aber auch, wie schwer es dem Onkel Tobi wurde, „bei dem Selbstgespräch über diesen mystischen Punkt seine Untersuchungen durch ein falsches Gewirre von Gefühlen hindurch zu führen:“ hätte er also dabei nicht zu Hülfe kommen sollen, da er es konnte?

Auf solche Weise zu dichten, war also Wieland durch seine Lage bestimmt, und es kann keinem Aufmerksamen entgehen, wie die Gedichte vor und nach seiner Verheirathung

an Inhalt, Ton und Kolorit sich von einander unterscheiden.

Die Frage, ob er nun aber Recht mit seiner Behauptung hatte, daß diese Darstellungen aus einem gewissen Gesichtspunkte wirklich moralisch seyen, dürfte wol genau mit der andern zusammenhängen, ob sie sich ästhetisch rechtfertigen lassen. Wieland selbst hielt sich seiner Sache sehr gewiß, denn er getraute sich, auf einem allgemeinen poetischen Konzilium seinen Prozeß vollkommen zu gewinnen. Ohne Zweifel war er der Meinung, daß durch Bestimmung der Natur der Gattung, zu welcher diese Gedichte gehören, jener gewisse Gesichtspunkt zugleich bestimmt werde; wenigstens deutet er dies an in seinen Grazien, zu denen er in dieser Zeit den Entwurf machte, und die man, wenn man dem Dichter nicht Unrecht thun will, mit jenen genannten Werken im Zusammenhang betrachten muß.

Von allen bisher genannten Wielandischen Werken ist dies das erste, wobei ihm vorzugsweise französische Muster vorschwebten. Schon die mit Versen untermischte Prosa, mehr noch die Leichtigkeit und Munterkeit der Darstellung, erinnern an Chapelle und Chaulieu, und an dem Ton des Ganzen kann man die französische Muse der Galanterie, die sich mitunter wol auch in einiger Leichtfertigkeit

gefiel, nicht verkennen; allein bei allem diesem ließ sich doch unsers Dichters teutsche Natur nicht so ganz unterdrücken, daß sie nicht, wenigstens in einem ernsten Zwecke, den er bei scheinbar bloßem Spiele verfolgte, sich auch hier zu erkennen gegeben hätte. Die genauere Betrachtung zeigt leicht, daß er ein nicht unwichtiges Kapitel aus der Geschichte der Menschheit zu behandeln die Absicht hatte, den Uebergang nämlich aus dem rohen Naturzustande des Menschen in den Stand der verfeinerten Bildung. Nachdem er in einer treffenden Schilderung gezeigt hat, wie die Menschen im rohen Naturzustande waren, von der Natur blos angefangene Geschöpfe, zeigt er sie uns auf der zweiten Stufe, wo Freiheit und Ueberfluß des Nothwendigen ihnen diejenige Art des Wohlstandes mittheilen, welche die Grundlage der Glückseligkeit, aber nicht die Glückseligkeit selbst ist. „Sie lebten friedsam unter einander; die Nothwendigkeit hatte ihnen sogar die edleren Begriffe von einem gemeinen Besten, und dieses von Tugend und Verdienst gegeben; aber die Reize der verfeinerten Geselligkeit, diese kannten sie noch nicht. Ihre Jünglinge waren noch wild, ihre Mädchen blöde. Die Liebe war bei ihnen wenig mehr als die Sättigung eines thierischen Triebes; ihre Seele war noch nicht zur Idee einer feinen ausgesuchten Glückseligkeit

aus der Wahl ihrer Gesellschaft erhöhet. — Das feinere Gefühl des Schönen und Anständigen, die edlere Liebe, die allein dieses schönen Namens würdig ist, den züchtigen Scherz und das witzige Lachen, und diese liebliche Trunkenheit, welche die Seele nicht ersäuft, nur sanft begeistert, sie in süßes Vergessen aller Sorgen einwiegt, unfähig zur Traurigkeit macht, und jeder zärtlichen Neigung und schuldlosen Freude öffnet, — von allem diesem wußten die guten Leute nichts.“ Hier konnte auch nur der Einfluß der Grazien helfen, denn mit Recht sagt der Dichter, daß es, ohne sie und Amorn in ihrer Gesellschaft, selbst den Musen nicht gegeben sey, die Verschönerung des Menschen zu vollenden. Aus der Naivität unschuldiger Mädchen läßt er die Grazien, mit Amors Beistand, hervorgehen, und stellt sie dann dar als die Göttinnen der verfeinerten Sittlichkeit. Jetzt, da die menschliche Natur so weit ausgebildet ist, um für diese empfänglich zu seyn, verbreiten sie ihren Einfluß auf Wissenschaften, Künste, Sitten, ja die Tugend selbst. „Nur unter den Händen der Grazien, sagt er, verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie, nach dem mora-

lischen Schönheitsmaaß der Weisen, aufhört, Weisheit und Tugend zu seyn. Dies war es, was Musarion ihren Schüler lehren wollte; und — — wie war es möglich, sie nicht zu verstehen?“ Es war indeß noch mehr möglich als dies, man verstand ihn auch über die Liebe nicht, ungeachtet er den Einfluß, den die Grazien auf diese hatten, hier am bedeutendsten hervorhob. Der Jüngling empfand jetzt die feurigste Liebe, von der zärtlichsten Ehrerbietung gefesselt. „Unfähig, der Geliebten liebenswürdige Schwachheit zu mißbrauchen, schien er keine größere Wonne zu wünschen, noch zu kennen,

Als einen Blick, der ihm Gefühl gestand,
Und einen Kuß auf ihre schöne Hand.“

Die Mädchen belebte der Wunsch zu gefallen, ohne daß jedoch ein unruhiges Bestreben danach entstanden wäre, welches das sicherste Mittel ist, seines Zweckes zu verfehlen. Jede wollte nur dem Geliebten schön seyn, und sie verrieth ihre Liebe durch zärtlichen Blick, sanften Druck der Hand, tiefere Rührung, kurz, durch das feinere Gefühl.

Empfindung für eine Schönheit ohne Seele — „wenn man dies Liebe nennen will, so mag es immer Liebe seyn. Aber was ist dies gegen jene unbeschreibliche Süßigkeit, womit die

Grazie sich in die Herzen hinein schmeichelt, gegen jene geistigen, unauflösbaren Fesseln, mit denen sie die Seelen an sich zieht, jenen unbegreiflichen Zauber, dessen Quelle und seltsame Wirkungen der reizend schwärmende Petrarka aus seiner Erfahrung so unübertrefflich besungen hat? War es etwa die körperliche Schönheit seiner Laura, was die schöne Seele dieses Platons der Dichter in einen so außerordentlichen Zustand setzte? — — — Es ist wahr, er spricht an mehr als Einem Orte von der körperlichen Schönheit seiner Geliebten mit genugsamer Empfindung, um das Lächerliche einer blos intellektualen Leidenschaft zu vermeiden. Aber nur die Schönheit ihrer Seele, und die Grazie, die die diese über alles, was sie sagt und thut, ausgießt, sind die Zauberer, die ihn verwandelt haben."

Der Dichter, mit solcher Andeutung nicht begnügt, sucht das Verhältniß zwischen Schönheit und Grazie noch genauer auszumitteln, indem er des Verhältnisses gedenkt, in welches der Mythus die Grazien zur Venus gestellt hat. Ungeachtet der schalkhaften Wendung, die er dabei gegen Winkelmann nimmt, gesteht er am Ende doch: „es giebt Augenblicke, wo ich diese hohe unkörperliche Grazie wirklich zu empfinden glaube. Diese Empfindung

ist so fein, so geistig, daß sie mich vielleicht betrügen könnte; aber ich kann doch, alles wol überlegt, selbst dem bescheidnen Geiste des Zweifels, den ich aus der Sokratischen Schule geerbt habe, nicht so viel einräumen, daß ich seinen Bedenklichkeiten die Gewißheit meiner Empfindung aufopfern sollte."

Schöne, junge, wollustathmende, nackte Mädchen sind darum noch keine Grazien, — dieses erklärt er ausdrücklich; er nimmt sie daher auch keineswegs für bloße Göttinnen des sinnlichen Reizes, sondern für Göttinnen des Liebreizes, der nicht ohne Anmuth besteht, deren Quelle die Seele ist. Die Liebe, welche hiedurch entspringt, muß sich daher gleich weit von der groben Sinnlichkeit der rohen Natur, als von der Wollust der halbgebildeten, und der Buhlerei der überverfeinerten Geselligkeit entfernen; sie hat nichts gemein mit dem Heißhunger der ersten, der Ueppigkeit der zweiten, und der Phantasterei der dritten, wenn gleich auch sie ihren Ursprung in einem Instinkt hat, ihren Gegenstand auswählt, und durch die Einbildungskraft dichterisch wird. Wieland betrachtete sie als die ästhetische Blüthe am Baume der Sinnlichkeit, aus welcher sich, durch die Einflüsse von Gefühl und Geist, eine Frucht entwickelte, die

den Saamen aller geselligen Tugenden und Freuden zugleich enthielt.

Daß solcher Liebe Sittlichkeit zum Grunde liegen müsse, läßt sich nicht bezweifeln; nur verwechsele man diese Sittlichkeit nicht mit der Tugendhaftigkeit im strengen Sinne der Moralphilosophie und des Christenthums. An diese konnte wenigstens ein Dichter nicht denken, welcher aus den mancherlei abweichenden Genealogien der Grazien gerade Bakchus und Venus zu ihren Aeltern wählte, was gewiß eben so wenig absichtlos geschah, als seine Abweichung von der gewöhnlichen Angabe ihrer Namen absichtlos ist. Aglaja, Eufrosine und Thalia werden sie gewöhnlich genannt; Wieland setzt an die Stelle der Eufrosine die Pasithea, und wer die Homerische Sage von dieser Grazie kennt, der wird es nicht einen Augenblick zweifelhaft finden, daß der Dichter es gleich Anfangs darauf anlegte, in seinem letzten Buche Gebrauch von dieser Sage zu machen. Dasselbe beabsichtigte er aber auch bei der Annahme gerade der ungewöhnlichsten Genealogie der Grazien; Bakchus und Venus als deren Aeltern schienen ihm das, was er ihre Mysterien nannte, am wahrscheinlichsten zu machen, und wol nicht mit Unrecht. Sind Bakchus und Venus die Spender der höchsten — sinnlichen — Freuden, so werden

die Töchter von beiden zunächst auch nur in Beziehung auf diese stehen; ihr Werk ist die Verfeinerung und Veredlung derselben, wodurch sie dem geselligen Leben einen höheren Reiz und Werth verleihen. Ueber dieses hinaus erstreckt sich ihr Wirkungskreis nicht, aber innerhalb desselben wird durch ihren Einfluß der Grund zur Humanität gelegt. Von ihnen stammt der Wunsch und die Gabe zu gefallen, durch sie verbreitet sich Heiterkeit, Wohlwollen, Herzlichkeit, — kurz, Zartgefühl mit allen seinen Wirkungen. Zu diesen gehört Genuß mit Geschmack und Mäßigung im Genuß, die jedoch keine gänzliche Enthaltsamkeit ist, auch nicht in der Liebe. Die Grazie soll keine Nonne seyn, mit deren zweideutiger Keuschheit gegen den Zweck der Natur gesündigt wird, wie es von den Töchtern der Venus nicht geschehen kann. Dies macht denn freilich Verirrungen bei ihnen möglich, und diese Möglichkeit benutzte Wieland, um ihnen eine anzudichten; aus der verstohlnen Umarmung der munterſten Grazie mit einem Faun, den man für einen halben Liebesgott hätte halten sollen, ließ er einen Genius entspringen, welcher die Sokratiſche Ironie, die Horaziſche Satyre und den Luzianiſchen Spott in sich vereinigt.

Wer nun den Sinn dieser Allegorie hervorgezogen hätte, würde der nicht gefunden

haben, zu welcher Gattung von Poesie Wieland jene Gedichte, in denen er Verirrungen der Liebe darstellte, gerechnet, und aus welchem Gesichtspunkte er den in ihnen herrschenden Ton beurtheilt wissen wollte? — Wie es scheint, hatte er darauf gerechnet, daß man ihm von selbst zugestehen würde, was Tristram Shandy, sein unzertrennlicher Gefährte, ausdrücklich foderte, ihm nämlich auf ein wenig Weisheit mehr Kredit zu geben, als ihm an der Stirn geschrieben stünde. Damit aber hatte er sich sehr — verrechnet.

10.

Wahrscheinlich würde er einen so großen Rechnungsfehler nicht gemacht haben, wenn er nur etwas besser mit den Umwandlungen und dem Zustande der teutschen Literatur und besonders des teutschen Parnasses und der Oberaufseher und Grenzhüter desselben bekannt gewesen wäre: allein so unbekannt, als er es in Tübingen und in der Schweiz gewesen, war er damit auch in Biberach. So lange der Graf Stadion sich zu Warthausen aufhielt, kam ihm doch mancherlei Nachricht zu; nachdem dieser aber im Herbst des Jahres 1766 sich auf ein

andres seiner Güter begeben hatte, ward er mit den literarischen Ereignissen in Teutschland immer unbekannter. So wenig er aber seine Zeitgenossen kannte, kannten diese auch ihn, und so viele Parteien auch in der literarischen Welt entstanden, so fand sich doch keine, die in Ansehung seiner ganz unparteiisch gewesen wäre, und unter denen selbst, die ihm wohl wollten, keine, die ihn verstanden hätte, wodurch er wieder, weil er dies nicht vermuthete, in seiner Meinung über sie irre geführt wurde. Sein Schicksal in der literarischen Welt war daher wunderlich genug, jedoch größtentheils abhängig von seiner ersten selbstgewählten Stellung.

Als er bei seinem Eintritt in die literarische Welt sich gleich für die Partei der neuen Aesthetiker, hauptsächlich aber Bodmers, erklärte, hatte er begreiflicher Weise die Gottschedianer sogleich gegen sich. Er paradirt daher in der Bodmerias, einem Spottgedichte, welches der Verfasser des Neologischen Wörterbuchs i. J. 1754 herausgab, neben Haller, Klopstock, — Zinzendorf, und einer Menge Anderer, die zum Theil jetzt der Literator kaum noch kennt.

Dudaim Wieland klopft; Er kömmt zum Morgengruß.
„Komm, allerliebster Freund! den Bodmer sprechen muß."

Bodmer theilt ihm seinen Kriegsplan mit.

So Bodmer. Wieland drauf: „Ja Bodmer, steh, mein Herz
Schwillt in dem Busen auf, treibt mit Gefahr nur Scherz.
Ich helfe dir den Stolz der Widerpart bekämpfen:
Ein Sieg, ein großer Sieg! soll ihre Herrschsucht dämpfen.
Doch wann wir deinen Feind, und was du willst, gefällt,
Und dich zum Musengott für Teutschland aufgestellt:
O! so ersticke dann nicht deine Freundschaftstriebe,
Und gönne mir, als Herr, wie jetzt die Vaterliebe.“
So Wieland: Bodmer drauf: „Dein abgezogner Witz
Verdient nächst Hallern gleich bei mir den ersten Sitz.
Dir nach soll Klopstock stehn.“

Wie es hier gesagt wird, so war es wirklich, — so lange nämlich Wieland für einen Bodmerianer konnte gehalten werden, und noch keinen Zweifel erregte, ob ihm nicht über die Vortrefflichkeit des Noah wol gar ein Zweifel aufgestiegen sey. Von diesem Augenblick an entzog ihm ein vielgeltender Mann sogleich seinen Schutz, nachdem er ihn vorher in eine ziemlich bedenkliche Lage versetzt hatte. Dieser Mann war Sulzer, dessen Einfluß auf Wieland sehr

bedeutend war, und der wol eigentlich noch weit mehr als Bodmer die Schuld von dem tragen muß, was Wielanden während seines Lebens in der Schweiz bösen Leumund machte.

Sulzer, der sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit seiner nachmals so verbreiteten, und in mancher Hinsicht nützlich gewordenen, Theorie der schönen Künste beschäftigte, war gewiß ein denkender Kopf, ein gelehrter, rechtschaffener, religiöser Mann, aber von sehr einseitigem Geschmack, und durch seine innige Freundschaft zu Bodmer vielfach befangen, ja man könnte sagen, beschränkt. Seine Einseitigkeit und Befangenheit zeigt sich vornehmlich in dem Sittlichkeits- und Nützlichkeits-Prinzip, welches er für das Aesthetische aufstellte, zu nicht geringerem Nachtheile für dasselbe, als die früheren Prinzipe gehabt hatten. Zur Zeit von Lohenstein und Hofmannswaldau sahe man das Aesthetische für eine Sache des bloßen Witzes an, wie denn auch lange nachher noch ästhetische Werke als Werke des Witzes bezeichnet wurden. Dies verführte zu der Tropenjagd, in welcher so viele von dem Wege der Natur und Wahrheit sich verirrten. Gottscheds Prosa führte auf den entgegengesetzten Irrweg; die Schweizer, indem sie auf Bild und Bildlichkeit aufmerksam machten, deuteten den richtigeren Weg wenigstens an. Auch

Baumgarten wieß darauf hin; unglücklicher Weise aber verlor man, seit dessen Aesthetik erschienen war, über Technik und Form die Darstellung selbst fast ganz aus den Augen. Unfähig das Aesthetische an sich zu betrachten, sah man in dem Schönen bald nur das Wahre, bald nur das Gute, und schätzte jenes, je nachdem es einem von diesen oder beiden diente. Dies führte auf neue Irrwege, auf welchen die Schweizer z. B. der äsopischen Fabel den Preis vor allen übrigen Dichtungsarten zuerkannten. Foderte man aber hier nur Ertrag für die Wahrheit, so foderte Sulzer auch Gewinn für die Sittlichkeit, „wodurch, wie Göthe sagt, sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Klasse entstand; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fodern, heißt ihm sein Handwerk verderben.“

Sulzer, der sich hievon nichts träumen ließ, und ein solches Urtheil für ketzerisch erklärt haben würde, schrieb i. J. 1755 an Bodmer in Beziehung auf dessen Patriarchaden: „Ich habe Ihnen schon mehr wie einmal gesagt, daß ich an solchen Gedichten unersättlich bin, und also kann ich auch ohne Scheu Ihnen mein Verlangen entdecken, ein solches Gedicht zu sehen, darin die Menschenliebe eben so durchgehends

und so erhaben herrscht, als die Gottesfurcht in den Ihrigen herrscht. Sie haben Ihr Möglichstes gethan, den Menschen das erste und größte Gesetz der Religion einzuschärfen und angenehm zu machen, und jetzt wünschte ich, daß dieses auch mit dem Zweiten, das dem Ersten in Absicht auf die Nothwendigkeit gleich kommt, geschähe. Vielleicht hat der Himmel Wielanden dazu ausersehen; ich gestehe es, daß mir oft grauet, zu sehen, wie weit die Menschen noch entfernt sind, Brüder, warme Freunde aller andern zu seyn, und wie wenig sie noch die Wahrheit wissen, die immer eine der allererstenist; daß nämlich die Glückseligkeit nur von der allerbesten und liebreichsten Verbindung der Geschöpfe unter einander herkommen kann. Sie haben mir angewöhnt, die Poeten als die Lehrer und Propheten der Menschen anzusehen, und so können Sie mich nicht tadeln, daß ich so viel von ihnen fodere. Es liegt dem Philosophen ob, die Wahrheit an den Tag zu bringen, den Richtern aber, sie auszubreiten und wirksam zu machen.“ Im J. 1752 schon hatte er Bodmern Folgendes geschrieben: „Wenn mich ein reicher König fragen würde, wer glücklicher wäre als er, so würde ich sagen: Bodmer; und wenn ich die heutigen Tibulle und Anakreone bewegen müßte, ihre Gaben besser als zu Possen anzuwenden, so würde ich ihnen blos zeigen,

was Bodmer, Klopstock und Wieland geschrieben haben. Welches Vergnügen, ja welche Glückseligkeit würde es für mich seyn, ein Zeuge und Vertrauter Ihrer Arbeit zu seyn. Wenn Sie die Bäume rauschen hören, die Ihr Kloset mit Stille beschatten, so denken Sie, daß mein Geist kommt, sie zu besuchen, und Zeuge der hohen Unterredungen seyn, die die gottseligen Musen mit Ihnen halten, die mit abgewandten Angesichtern vor den Zimmern unserer Bakchus- und Venuspriester vorbei eilen. Es ist doch gut, daß Sie mit einigen Wenigen der allgemeinen Verachtung, in welche die Poeten und Poesie fast nothwendig kommen müßten, einen Damm vorsetzen. Teutschland wird elend mit poetischem Unrath überschwemmt. Ich bedaure recht sehr, daß ich nicht so viele Muße noch Geschick habe, als ich wünsche, um den kleinen Dichterchen lehrreiche Vermahnungen zu geben."

So schrieb Sulzer, der sich glückwünschte, in den Tagen des Noah gelebt, dessen Verfasser mit seinen Augen gesehen, und als seinen Freund geküßt zu haben, der in seinen Gedanken von dem vorzüglichen Werth der Epischen Gedichte des Herrn Bodmers (Berl. 1754) „wünschte, daß Bodmer der Homer der Teutschen werden möchte, besonders da er gleich sah, daß sein Gedicht vor der Ilias und Odyssee sehr merkliche Vorzüge hatte,"

der es gesteht, daß Bodmers Noah sein Erbauungsbuch sey. Wie vielen Antheil nun hieran seine Ueberzeugung, „daß die Hauptpflicht der Poesie die Betrachtung des moralischen Nutzens seyn müsse,“ wie vielen seine Freundschaft für Bodmer gehabt haben möge, bleibe dahin gestellt; genug er beharrte so hartnäckig auf seiner Meinung, daß er gegen alle in dem Grade warm oder kaltsinnig wurde, als sie dieselbe theilten oder nicht. Für Wieland, da er in ihm einen so großen Verehrer und Bewunderer seines Bodmer sah, war er ganz enthusiastisch, ärgerte sich, daß Ramler nach dessen geprüftem Abraham gar nicht einmal fragen wollte, sagte geradezu, daß Bodmer über ihm Klopstock, Ramler, Gleim und Andere vergessen könnte, und erklärte ihn, nach Erscheinung der — Hymnen, für vollkommen stark genug, auch für sich selbst der ganzen Schule der weltlichen Dichter zu widerstehen. „Er ist würdig, schrieb er i. J. 1754, Ihr Schüler und Nachfolger zu seyn; auch würdig, eines guten Glücks in der Welt zu genießen.“ —

Alle diese wolwollenden und freundschaftlichen Gesinnungen galten dem Bodmerschen Wieland, der sie auch von seiner Seite nicht unerwiedert ließ, wenigstens so lange nicht, bis er zur Ankündigung der Dunciade — gestachelt werden mußte. Daß er nur zu sehr in Sulzers

Ideen einging, beweist seine Erklärung gegen Uz zur Gnüge. Zwar war er von Uz gereizt, und ziemlich von der empfindlichsten Seite angegriffen, allein sein Gegenangriff würde doch ohne Sulzer gewiß ganz anders geschehen seyn. Es ist aber ein Angriff auf eben die Venus- und Bakchuspriester, welche Sulzer nicht leiden mochte, und die Anklage gegen sie ergeht an den Ober-Konsistorial-Rath Sack in Berlin. Warum eben an diesen? Wieland hätte ihn ohne Sulzer wol kaum gekannt, und er kannte ihn ohne Zweifel auch jetzt nur als den, „der einen scharfen und beweglichen Brief an Klopstock geschrieben, um ihn zur Versöhnung mit Bodmer zu bewegen," als den, „der wie Jedermann, dem der Unterricht der Menschen und die Tugend am Herzen liegt, eine ungemeine Freude über den Noah hatte, den Verfolg mit großer Ungeduld erwartete," und ihn nachher „zu seinem Hausbuche machte." Wieland setzte nun voraus, daß Sack seine von Sulzer angenommenen Ideen eben so theile, wie Bodmer, und schien sich so mit seiner Etourderie an den rechten Mann gewendet zu haben.

Wie der würdige Geistliche dies aufgenommen, weiß ich nicht; gewiß aber ist, daß er sich anderwärts schlecht damit empfahl. Billigte Sulzer sein Verfahren; desto schlimmer für Wieland, denn Sulzer hatte schon im Jahre 1752

die traurige Erfahrung machen müssen, daß sein Lob — nicht empfehle. Er hatte in Ansehung Bodmers und Wielands diese Erfahrung gemacht. „Ich habe es, schrieb er, bei Ramlern und seinen Freunden so weit gebracht, daß ich nur etwas rühmen darf, um ihnen einen Ekel dafür zu machen. Es sind drei Wochen, seitdem ich ihnen von Wielands Erzählungen gesprochen, und noch hat keiner das Herz gehabt, sie zu lesen, oder zu fodern, daß ich sie ihnen weisen soll. Einem hatte ich etwas aus dem Antiovid gelesen, der darüber entzückt war, und mich um das Werkchen bat. Er ging damit zu Ramlern, um es sich vorlesen zu lassen, und den andern Tag brachte er mir's ganz kaltsinnig wieder: — „Es sind wirklich einige schöne Stellen darin, aber — die lyrische Art sollte der gute Mensch nur unterwegs lassen.“ —

Späterhin, als Friedrich Nicolai mit seinen kritischen Unternehmungen hervortrat, ging es noch schlimmer. Dieser, ein junger Buchhändler, nahm an der Literatur mehr als blos merkantilischen Antheil. Wenn Sulzer über ihn urtheilte, er scheine ihm mehr Passion oder Humor als Grundsätze zu haben, und spreche oft in dem Ton eines Meisters von Dingen, die er gar nicht verstehe, so hatte Sulzer hierin wol nicht ganz Unrecht: allein dies konnte doch nicht hindern, daß er nicht bedeutend in unsere

Literatur hätte einwirken können. Er hatte gesunden Verstand, mannichfaltige Kenntnisse, guten Willen und große Thätigkeit, und dabei das Glück, mit einigen vorzüglichen jungen Männern, die eben damals in Berlin zusammen trafen, in genauere Bekanntschaft und freundschaftliche Verbindung zu kommen, und durfte durch deren Beistand hoffen, unsere vaterländische Literatur wesentlich zu fördern. Ihn selbst interessirte Anfangs vornehmlich die schöne Literatur, und wie er diese nach ihrer damaligen Beschaffenheit ansah, das bezeugten seine i. J. 1755 herausgegebenen Briefe, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend. *) Diese Briefe weckten in ihm den Gedanken, noch mehr für die schönen Wissenschaften zu versuchen, und er vereinigte sich mit Moses Mendelssohn und Lessing zur Redakzion und Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, in welcher gleich Anfangs Preise für das beste Trauerspiel ausgesetzt wurden. Seit 1757 bis 1759 erschienen zu Leipzig

*) Mit einer Vorrede von Glo. Samuel Nicolai (damals) Professor zu Frankfurt an der Oder, s. Meusels Lexikon d. verstorb. teutsch. Schriftsteller Bd. 10. S. 100. Irre ich nicht, so war dieser Friedr. Nicolai's Bruder.

5 Bände dieser Bibliothek, statt deren Nicolai dann ein neues, mehr umfassendes Unternehmen zu Berlin ausführte, welches besonders durch Lessings Mitwirkung, der an der Bibliothek keinen thätigen Antheil genommen hatte, sehr wichtig wurde. Dieses Unternehmen bestand in der Herausgabe der Briefe, die neueste Literatur betreffend, von denen seit 1759 bis 1764 24 Bände erschienen.

Schon in Nicolai's eignen Briefen zeigt sich ein Gegenwirken gegen die Schweizerische Schule. Mancher harte, wenn gleich nicht ganz unverdiente, Vorwurf wird Bodmern und Wielanden gemacht, und auch Sulzers Gedanken über Bodmers epische Gedichte werden angegriffen. Es wird gewarnt, die Werke jener Dichter, um einzelner Schönheiten und der guten Absichten willen, nicht für Muster des guten Geschmacks zu halten. Noch viel bestimmter erklärte sich die Bibliothek gegen Sulzers Grundsatz und ganze Ansicht. In dem Nordischen Aufseher, einer Zeitschrift, welche J. A. Cramer mit Klopstock und A. herausgab, war Young wegen seines Christlichen Triumphs über Milton erhoben, hingegen aber erklärt sich der Beurtheiler: „Wir reden hier nicht, sagt er, von den Empfindungen und Eindrücken, die des einen oder des andern Gedichte auf das Herz in Absicht der Religion

machen können, denn insofern ist es sehr natürlich, daß ein bloßer moralischer Dichter vor einem historischen Dichter Vorzüge haben kann, ohne daß er deswegen ein größer Genie ist, denn sonst würde Theognis den Homer an Genie übertreffen, und Wieland mehr als Virgil seyn: aber wenn wir blos zwischen den Genies, als Genies, eines Milton und eines Young eine Vergleichung anstellen, und einem von beiden den Vorzug geben sollten, so müßte erst untersucht werden, ob der Plan zu einer Epopee, wie das verlorne Paradies ist, und die poetische Ausführung desselbigen weniger Genie erfordere, als einzelne Gedanken aus der Religion und aus der Sittenlehre in allem Schmucke der Poesie und mit allem Feuer der Begeisterung.“ Was von Männern, die solche Ansichten hatten, zu erwarten war, erfolgte; die Leipziger Bibliothek sprach ihre Mißbilligung des Wielandischen Benehmens gegen Uz so unumwunden aus, als es die Sache verdiente, ohne jedoch sonst irgend etwas persönlich Gehässiges gegen Wieland zu zeigen. Der Beurtheiler der Johanna Gray ist zwar kein unbedingter Lobredner, aber auch nicht tadelsüchtig, denn für das, was er am Plane nicht billigt, führt er seine Gründe an. Etwas weiter kommt in der Nicolaischen Leipziger Bibliothek über Wieland nicht vor.

Die Literaturbriefe gingen von demselben Grundsatz aus, und Lessing, dessen Geist sie belebte, machte ihn viel geltender, ohne sich um alle die Rücksichten zu bekümmern, die man überall gegen einander nahm. Ihm war Poesie keine gute, weil sie fromm war, oder frömmelnd; er lobte kein Gedicht, weil es christlich oder orthodox, sondern nur wenn es poetisch war, und verlangte ganz etwas andres davon als ein Erbauungsbuch oder ein nützliches Schulbuch. Da man nun eine Uebersicht der Literatur vom Anfange des siebenjährigen Krieges an beschlossen hatte, so traf der rüstige kritische Held auch auf Wieland. Lessing sagt es selbst, daß dieser damals nicht blos Verehrer, sondern sogar Anbeter hatte; desto mehr Grund aber für Lessing, ihn nicht zu schonen, wenn die Anbeter nicht etwa Recht haben sollten. Zum Unglück für Wieland betraf er ihn gerade in dessen fanatischen Eifer, und er verbarg sein Erstaunen nicht, ihn so zu finden, da er von seiner Klosterbergischen Freigeisterei gehört hatte. Was sollte er von ihm denken? Wie gegen ihn verfahren? — Nun, geschont hat er ihn nicht, aber ihm — auch nie Unrecht gethan. Ein Lessing konnte Wielands seltnes Talent nicht verkennen; er spricht daher mit Achtung davon, beweist diese durch die Anforderungen, die er daran zu machen sich berechtigt hält, hofft, daß

er den rechten Weg und das rechte Ziel schon finden werde, und freut sich aufrichtig, als er ihn den rechten Weg einschlagen sieht. Auch war es Lessing, der für die Ankündigung der Dunciade, die ihm Gleim in der Handschrift übergeben hatte, durch Ramler einen Verleger ausmittelte.

Man kann also nicht sagen, daß Wieland unter den Berliner Kritikern einen Feind gehabt hätte, vielmehr hofften sie, ihn dereinst auf ihrer Seite stehen zu sehen. Schon Nicolai in seinen Briefen hatte gesagt: „Wielands Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und, der alten Wittwe zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwol nicht kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige erfahrne Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte.“ Von Lessing wissen wir, was er von Wieland erwartete, wenn er erst unter Menschen gelebt, und Menschen und Welt würde kennen gelernt haben. Nichts desto weniger sah Wieland diese Kritiker aus einem ganz falschen Gesichtspunkte an, was um so mehr zu verwundern seyn würde, da die meisten Erinnerungen

gegen ihn zu einer Zeit gemacht wurden, in welcher zu seiner Verwandlung schon ein guter Anfang gemacht war, wenn nicht vielleicht gerade dies die Ursache war, daß es ihm um so empfindlicher fiel, sich in einem Lichte dargestellt zu sehen, in welchem er sich selbst nicht gern sehen mochte. Den Unwillen und Verdruß, die ihm dies erregte, hatte Sulzer noch vermehrt. Dieser, der seinen Bodmer gefährdet, und seinen Grundsatz bedroht sah, und sich nie die Mühe nahm, Lessingen recht kennen zu lernen, hatte nur abschreckende Berichte von den Nicolaiten nach der Schweiz gesendet. „Was Sie, schrieb er an Bodmer, *) die Sekte der Nicolaiten nennen, ist in der That keine andre Partei, als Lessing, Kleist und andre mehr, denn Nicolai ist nur zufällig dabei. Kleist läßt sich regieren, denn er ist der redlichste Mann von der Welt, der für sich niemanden beleidigen wird. Aber wer Lessing u. s. f. beleidigt, der hat sich unversöhnliche Feinde gemacht.“ Wielanden ertheilt er den guten Rath, es seinen Freunden in Bern zu überlassen, ihn an Lessing zu rächen, denn er befürchtet, daß er

*) Briefe der Schweizer S. 257; die Jahreszahl 1746 ist offenbar falsch; auf jeden Fall gehört der Brief in das Jahr, worin Wieland nach Bern ging, also 1759.

selbst ein gewisses Maaß überschreiten möchte. Da besonders die Anspielung auf Klosterbergen, Wielanden äußerst empfindlich war, zumal da er sie so mißverstand, als ob Lessing auf ein unsittliches Leben habe anspielen wollen; so hätte er vielleicht in der ersten Aufwallung etwas thun können, was ihn späterhin gereut hätte; allein er gelangte eben in Bern zu seiner vollen Besonnenheit, und ergriff so weise Maßregeln, als bei seinem falschen Gesichtspunkt nur möglich waren.

Bodmer hatte sich verleiten lassen, gegen Lessing in die Schranken zu treten, und gab im Jahr 1760 zwei Parodien Lessingischer Schriften heraus, nämlich Lessingische unäsopische Fabeln und einen Anti-Philotas oder Philotimos. Wieland schrieb ihm: „Da Lessings Philotas, so wie alle teutsche Sachen, nicht nach Bern gedrungen, so kann ich kein zuversichtliches Urtheil fällen. Ich sehe wol aus diesem kritischen Stück, daß Lessings Philotas große Fehler haben muß; aber ich wünschte, daß der Ton und einige starke Züge dieser Kritik nicht Anlaß geben möchten, die Beschuldigung zu erneuern, deren sich Uz, Lessing und Compagnie wider mich mit gutem Erfolg beim Publico bedient haben.“ Kurz darauf schrieb er ihm: „man sollte der Urtheile, des Lobes und der Verdammung jener

kritischen Biedermänner nicht mehr achten als des Sumsens der Sommermücken oder des Quäkens der Laubfrösche. Ich setze hiebei voraus, fährt er fort, daß mehrgedachte kunstrichterliche Personen so dumm und so boshaft zugleich seyen, daß ihr Beifall keine Ehre, und ihre Verdammung keine Schande machen könne. Gesetzt aber, sie wären zwar in Absicht des Willens so boshaft als der französische Freron, dagegen aber Leute, denen man Talente, Witz, Belesenheit und Kenntniß der schönen Künste nicht absprechen könnte, so würde ihr Urtheil, ungeachtet der Bosheit, womit es vermischt wäre, gar sehr in Betrachtung kommen. Ihre Bosheit kann sie wol bewegen, dem, was in unsern Werken gut ist, die Gerechtigkeit zu versagen, oder ihrer Beurtheilung einen kaustischen Ton zu geben, und ihren Tadel zu hämischen Spott zu verbittern; aber dieses hindert nicht, daß in ihrem Urtheil vieles wahr und richtig sey. Wenn dieses wirklich unser Fall wäre, so wäre die einzige uns anständige Partie, daß wir, wie Plato, uns für ihren Tadel gar höflich bedankten, und versicherten, daß wir künftig desto sorgfältiger seyn wollten, die Fehler zu vermeiden, die sie an uns bemerkt hätten; oder daß wir wie ein anderer Grieche ausriefen: Was würden sie erst sagen, wenn sie mich so gut kennten, als ich selbst! — Mich

däucht ferner, wir sollten, wenn gedachter Fall statt haben sollte, allem ausweichen, was uns bei dem Publiko das Ansehn gäbe, als ob wir uns durch gedachte Kunstrichter beleidiget hielten. Denn man schließt so: wenn die von Lessing und Compagnie getadelten Scribenten mit Recht getadelt worden, so sollten sie, nach Gewohnheit der alten Perser, sich für die empfangenen Schläge bedanken und sich bessern; ist ihnen aber Unrecht geschehen, so ist es wider ihre Würde, dem zuschauenden Publiko durch Vertheidigungen, Gegenanklagen und satyrische Antiphonien einen Spektakel zu geben, das von allen andern, außer den hohen Interessenten, mit den Raufereien der Marktweiber in die gleiche Kategorie gesetzt wird. Unsere Umstände sind so kitzelig, daß wir, ohne uns selbst Verdruß und Nachtheil zuzuziehen, nicht einmal die wirklichen Fehler oft und vielgedachter Aristarchen rügen dürfen; denn wir haben es bereits so weit gebracht, daß wir für parteiisch angesehen werden, und wenn wir schon beweisen können, daß der König Midas auriculas asini habe, so flüstert uns alle Welt zu: quis non habet? — — — Ich weiß nicht, wie ich in diese Digression zu Gunsten unserer Satane gekommen bin. Vielleicht geht es mir, seitdem ich so weit von diesen Leuten versetzt bin, daß ich beinahe ihres Daseyns vergessen habe, wie den Philo-

sophen, die gelinder von den Menschen urtheilen, wenn sie sich von ihnen entfernt haben, als wenn sie unter ihnen leben. Vielleicht ist es auch ein Exceß von Toleranz, der seit geraumer Zeit bei mir so angewachsen, daß sie sich sogar bis auf Gottsched, Nicolai und Lessing (jeden in seiner Art) erstreckt. Ich muß es leiden, von den Orthodoxen für einen Latitudinarius, und von den Zeloten gar für heterodox gehalten zu werden; ich hülle mich gelassen in den philosophischen Mantel ein, und lasse über mich herabregnen bis es aufhört."

Wieland hielt sich hierin redlich Wort, ungeachtet der Verdacht, der durch Sulzer wegen der Nicolaiten feindseliger Gesinnung gegen ihn in seine Seele gebracht war, durch manche Umstände Nahrung erhielt. So konnte er nicht ohne Verdruß bemerken, daß die Kritik nur seiner unbedeutendern Schriften gedachte, über die aber, worauf er selbst Werth legte, gänzlich schwieg, namentlich über seinen Cyrus, der doch gewiß einer Beurtheilung viel mehr werth war, als so viele andre Schriften, über die man so weitläufig sich ergoß. Diese dem Cyrus bewiesene Gleichgültigkeit machte den Dichter am Ende selbst gleichgültig dagegen, und Cyrus blieb darum Fragment. Ueber einen andern verdrießlichen Umstand schrieb er im Jahr 1762 an Zimmermann: „Die Berliner halte

ich, in so fern ich sie kenne, für Leute, die sich qualifiziren, Teutsche Frerons zu werden. Sie haben Witz, Belesenheit und Bosheit genug dazu. Ich wäre sehr gern mit diesen Herren außer Fehde, werde aber seit etlichen Jahren ohne mein mindestes Zuthun, in die Händel meiner Zürcherischen Freunde verwickelt, und oft für die Sünden gestraft, die sie begehen, und die ich nicht einmal kenne."

Endlich ward es freilich unmöglich, ihn länger für Bodmers Jünger und Apostel zu halten, denn er erschien ja nun, nicht blos ganz auf dem Wege, worauf Lessing ihn zu sehen gewünscht, sondern sogar so, wie Nicolai vorausgesagt hatte, daß er werden könnte, und die eifrigsten Freunde von Uz konnten diesem keine größere Genugthuung wünschen, als die ihm Wieland stillschweigend jetzt selbst gab. Für die Nicolaiten also eine Art von Triumph, den ihnen Wieland um so lieber gönnen mochte, als er hoffte, dadurch mit ihnen zum Friedensschlusse zu kommen.

Um eben diese Zeit aber hatten sich auch die kritischen Institute in Teutschland verändert. Nach vierjähriger Unterbrechung erschien statt Nicolai's Leipziger Bibliothek eine Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, deren Redaktion und Herausgabe Lessings Freund, der lyrische und

dramatische Dichter C. F. Weiße, übernahm (seit 1765); die Literaturbriefe waren 1764 geschlossen, und Nicolai trat seit dem Jahre 1766 mit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek hervor, worin er nun die ganze Literatur Teutschlands umfassen wollte. Lessing hatte an den ersten Bänden der Literaturbriefe großen, an den späteren, seit seinem Abgange nach Breslau, nur geringen Antheil gehabt, an der Allgemeinen Bibliothek hatte er gar keinen. An seine Stelle wurde Thomas Abbt eingeladen, von welchem Nicolai selbst sagt, daß er in den Literaturbriefen seine Schreibart gebildet; und daß er, Nicolai, deren Auswüchse beschnitten habe. — Abbt war es, mit welchem Wieland in der Allg. Bibliothek Anfangs allein zu thun hatte. Um ein Jahr später (1766) erschienen zu Schleswig (Gerstenberg's) Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur, worin den Literaturbriefen eine nicht eben gewöhnliche Leichenrede gehalten wurde.

Das Erstaunen über die mit ihm vorgegangne Verwandlung hatte Wieland vorausgesehen. „Daß — schrieb er an Geßner — die Uze, die Lessinge, die Nicolai sich herzlich lustig über mich und die Erfüllung ihrer ehemaligen Weissagungen machen werden, seh' ich leicht voraus; grand bien leur fasse!

Wenn sie sich artig aufführen wollten, so sollten sie sich freuen, daß ich nun mit ihnen in der nämlichen Kategorie stehe, ohne mir deswegen Vorwürfe zu machen. Aber so viel Ehrlichkeit traue ich ihnen nicht zu.“ Dies Letzte verräth noch seinen alten von Sulzer ihm eingeflößten Verdacht. Wie wenig er seine vermeinten Gegner dabei kannte, beweist das, was er an Zimmermann schrieb: „Die Herren Berliner haben meine Geduld auf's Aeußerste getrieben durch ihre boshafte Kritik meiner Erzählungen, und ich verzeihe ihnen nicht, daß sie gefunden haben wollen, daß der Ehstand und Pflichten darin verspottet werden; übrigens sind einige ihrer Ausstellungen gerecht, und ich werde mich bessern.“ Dies Urtheil hatte kein Berliner gefällt; Wieland wußte aber nicht, daß die Leipziger Bibliothek jezt von Nicolai unabhängig war, und er wußte dies auch dann noch nicht, als Abbts Recension in der Allg. Bibliothek erschienen war, denn er schrieb darüber: „Ob ich gleich Ursache habe, mit dem Ton der Berlinischen Recensionen der komischen Erzählungen nicht völlig zufrieden zu seyn, so bin ich es doch fast in allen Punkten mit der Kritik selbst.“ Ueber diesen ihm anstößigen Ton erklärt er sich in einer andern Stelle so: „Können Sie denn diese Herren Berliner nicht dahin bringen, daß sie mich ohne Bosheit, ohne

schielende Nebenabsichten beurtheilen? Diese fallen in der Recension der komischen Erzählungen, die von Herrn Abbt herrührt, beinahe einem Blinden in die Augen. Doch Herr Abbt ist nicht mehr, und Lessing, däucht mich, sollte endlich einmal der Rache satt seyn.“ Bosheit und schielende Nebenabsichten hatte Abbt wol schwerlich, vielmehr ist er der Einzige, dessen Recension die moralische Seite der komischen Erzählungen gar nicht berührt, unanständig aber ist der Ton. Da Abbt selbst gesteht, daß „Dichter, die so viel Genie verrathen, als hier Wieland, in Teutschland eben so gemein nicht seyen;“ so hätte man wol erwarten sollen, daß er weniger hochherfahrend, mit nicht so schulmeisterlicher Anmaßung absprechend geurtheilt, und seinen Witz sich gar erspart haben würde. Die Bibliothek stimmte aber denselben Ton an — es sollte Lessingscher seyn! — der schon in den letzten Bänden der Literaturbriefe geherrscht hatte, und von welchem in der erwähnten Leichenrede gesagt wird, daß er über die Maaßen plaidirend klinge, und die Leser zur Unzeit an den Fiskal und an den Richter im Harnisch, den Jemand einen Würgengel genannt, erinnere.

Begierig war Wieland nun, ob man auch seinen Agathon so kaltsinnig aufnehmen werde, wie einst seinen Cyrus. — Nun, wenigstens

geschwiegen hat man darüber nicht, man hat ihn auch wol gelobt; wer aber möchte behaupten, daß irgend einer der Beurtheiler ihn wahrhaft gewürdigt habe? „Der arme Agathon, schrieb Wieland an Geßner, wird so abscheulich gelobt, und so dumm getadelt, daß man nicht weiß, ob man lachen oder weinen, oder nach dem spanischen Rohre greifen soll. — Das Lustigste ist, daß keiner, auch nicht ein einziger, die Absicht und den Zusammenhang des Ganzen ausfindig gemacht hat.“ Der Berliner Recensent, der so große Besorgniß für die liebe Jugend äußert, hätte mit seiner Bemerkung, daß oft unentschieden bleibe, ob der Verfasser an die Tugend glaube oder nicht, leicht den alten Verdacht böser Gesinnung gegen ihn verstärken können; allein Wieland hätte sich darin ohne Zweifel geirrt, denn dieser Aeußerung liegt wol so gewiß eine gute Absicht zum Grunde, als dem ästhetischen Urtheil — Mangel an besserer Einsicht, bei diesem Beurtheiler und bei Andern.

Der poetischen Praxis folgte, wie es natürlich ist, die Theorie erst nach, und nach der Theorie richtete sich die Kritik. Bei den Dichtern jener Zeit ist nun ein Streben unverkennbar, nicht nur mit der Poesie der Griechen und Römer, allenfalls auch der Franzosen und Engländer, zu wetteifern, sondern auch die poetischen Formen derselben nachzuahmen, nicht ohne die

still gehegte Meinung, dadurch desto sicherer eine klassische Poesie zu erhalten. Man glaubte sich jedesmal diesem Ziel um vieles näher, wenn man einen teutschen Dichter mit einem alten oder ausländischen in Parallele stellen konnte, und sprach von Klopstock-Homer, Gleim-Tyrtäos, Gleim-Anakreon, Karschin-Sappho, Uz-Pindar, Ramler-Horaz, Geßner-Theokrit, Gellert-Lafontaine, Zachariä-Pope u. s. w. Lassen wir ihnen diesen Stolz und diese Freude; sie hat unsre Literatur vielfach gefördert! Bisweilen lief es freilich nur auf ein Spielwerk hinaus, und man sah nicht sowol auf Geist und Darstellungsart, als auf das Fachwerk, welches irgend ein älterer Theoretiker historisch zusammengebaut hatte. Wo man noch ein leeres Fach fand, da wurde alles aufgemuntert, dasselbe doch ja nächstens auszufüllen, wie Willamor das Dithyrambenfach. Man war in der besten Arbeit damit, als ein allgemeines Lehrbuch erschien, welches allem diesem noch mehr Vorschub that; Ramler übersetzte den Batteux. Abgesehen von dem Einfluß, den der Grundsatz des Franzosen, — nach Göthe das halbwahre Evangelium der Nachahmung der schönen Natur — auf die Köpfe der teutschen Kritiker hatte, in denen zugleich Baumgartens Grundsatz (auch ein halbwahres Evangelium) der Einheit in Mannigfaltigkeit gährte,

wirkte das Buch auch viel durch das, was sein teutscher Uebersetzer daran gethan hatte. Auch hier war eine Art von Fachwerk, und Ramler unternahm es, die Fächer auch mit teutschen Mustern oder Proben auszufüllen. Die Verlegenheit, in die er dabei selbst gerathen war, ward auch andern sichtbar, und so entstand immer mehr Nachfrage nach diesem oder jenem noch fehlenden Artikel. Muster dazu lagen doch bei den Alten vor, und Regeln zur Bearbeitung waren entweder daraus schon abgezogen, oder konnten doch leicht daraus abgezogen werden. Von Mustern und Formen, welche von den antiken abwichen, war nicht die Rede, und das Wenige, was einer oder der andre in modernen Formen versuchte, wurde nicht sonderlich beachtet.

Gegen solche Einseitigkeit der Theorie wirkte zunächst Lessings vergleichende Kritik, dann Meinhard auf einem doppelten Wege, zuerst durch seine Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter (2 Bde. Braunsch. 1763 fgg.), die man früher in Teutschland viel besser gekannt hatte als jetzt, nachher durch seine Uebersetzung von Home's, des nachmaligen Lord Kaime's, Grundsätzen der Kritik, (Lpz. 1763 — 66. 3 Bde.) in welchem Werke, voll der feinsten Beobachtungen, die Theorie aus ihrer Quelle im menschlichen

Gemüth zu schöpfen versucht, und auf Dichter aufmerksam gemacht war, die sich mit keinem Aristotelischen Maaßstabe messen ließen, namentlich auf Shakespeare. Zuletzt kam Herder, damals Subrector in Riga, Verfasser der Fragmente über teutsche Literatur, der nicht nur den Kreis zu Beobachtungen und Vergleichungen noch viel weiter zog, sondern auch auf Lessings und Home's Wegen rüstig vorwärts schritt. Die Wirkung dieser Wenigen drang aber nicht sogleich durch; die Meisten konnten sich von althergebrachter Gewohnheit nicht losreißen, und Sulzer, der eben damals an seiner Allgemeinen Theorie der schönen Künste arbeitete, hoffend, „dem schlechten Geschmack der neuesten Teutschen, der Nicolai, Lessinge und Ramler, einen sehr schweren Streich beizubringen," Sulzer war eigentlich noch hinter seiner Zeit zurück.

Da trat nun Wieland mit lauter Werken hervor, von denen jene Theorien nichts wußten, und die jene Kritik der Mehrheit zur Verzweiflung bringen konnten.

Er übersetzte den Shakespeare. Es ist schon gesagt worden, daß er dieses Unternehmen zu leicht genommen hatte, und so mußte er denn billig tragen, daß Gerstenberg sich dagegen erklärte. Dessen Verdammungsspruch ist streng und hart, ohne auch nur einen Schatten von

Billigkeit, allein Gerstenberg zeigte doch bei dieser Gelegenheit, daß er Shakespeare studirt habe, und seine Mittheilungen darüber in den Schleswiger Merkwürdigkeiten sind das erste Gute, was über diesen, zumal damals, so schief beurtheilten Dichter in Teutschland gesagt worden ist. Die Allgemeine Teutsche Bibliothek wußte dagegen nichts zu sagen, als die — Naivetät: „Von Rechtswegen sollte man einen Mann, wie Shakespeare, gar nicht übersetzt haben.“

Nun erschienen Wielands Romane, damals eine viel seltnere Erscheinung als jetzt. Von dem Roman gab es keine Theorie, man fand nirgends Regeln dafür; kritisirt aber mußte doch werden; was war zu thun? Man muß sagen, daß sich Abbt bei Beurtheilung des Geschichtlichen und Psychologischen als ein Mann von Verstand gezeigt hat; desto schlimmer aber ging es bei Beurtheilung dessen, was diese Werke seyn sollten. Seine Unkunde von dem Wesen des Romans ist gar nicht zu verkennen, und nur in solcher Unkunde konnte er mit der Klage anfangen, „daß wir von uns selbst noch nichts ausgeführt, das eine eigne Gattung ausmachte,“ und mit dem Wunsche fortfahren, „es würde gut seyn, daß wir Erfinder darin vorstellten.“ Wunderliche Zumuthung, mit welcher sich Abbt schwerlich selbst verstand! Denn bald spricht er von einer

neuen Gattung, bald von einer Originalmanier, als ob beides einerlei wäre. Andere bedauerten beim Agathon, daß er kein Nazionalroman sey, und dachten dabei an nichts anderes, als daß die Scene nicht in Teutschland liege, und — wie ein Schwäbischer Prediger beseufzte, — der Agathon nicht einmal ein Lutheraner sey. Wußte man nun aber überhaupt nicht, wie man mit dem Roman daran war, so ließ sich auch nicht erwarten, daß irgend jemand den Agathon aus dem Gesichtspunkte des philosophischen Romans betrachten würde. Der Eine findet, daß, um ein nützliches Muster den Menschen darzustellen, die Form eines Romans die unbequemste und gefährlichste sey, weil doch zu viel Liebe darin vorkomme; ein Anderer, ungeachtet er Wielanden höflich bittet, „er möchte es sich gefallen lassen, unser teutscher Plato zu seyn,“ wünscht doch alle philosophischen Erörterungen aus dem Agathon weg, unbekümmert, ob sie hier eben so entbehrlich seyn möchten, als die erbaulichen Predigten und langweiligen Diskurse, welche Andre aus dem mißverstandenen Grundsatze, dem Angenehmen das Nützliche zu gesellen, einflochten. Nicht einer kam auf den Hauptpunkt.

Die Komischen Erzählungen behandelte man doch wenigstens als Erzählungen,

nur fiel wieder Keinem ein, daß sie aus dem Gesichtspunkte des Komischen beurtheilt werden müßten.

Von nun an kamen aber lauter Werke, die in gar kein Fachwerk paßten. Musarion? — Wohin damit? — Jetzt aber gar Idris und Amadis; romantische Poesie! Davon stand in den Lehrbüchern und Kompendien nicht ein Wort, die Erscheinung von Werken, die zu ihr gehörten, machte jetzt erst aufmerksam darauf. Wieland selbst hatte sich nicht etwa um eine Theorie derselben ängstlich bekümmert, und nannte selbst diese Gedichte, vermuthlich in derselben Klassifikazions-Verlegenheit wie die Kunstrichter, heroisch-komische. Dem Berliner Beurtheiler des Idris muß man nachrühmen, daß er von diesem Standpunkt aus wirklich nach dem Ziele hinstrebt, und seine Beurtheilung ist die erste Anregung zu einer Theorie der romantischen Poesie, wenn er gleich diesen Namen noch nicht nennt. Man müßte sehr wenig scharfsichtig seyn, wenn man nicht bemerkte, daß dieser Beurtheiler, ohne es selbst zu wissen, den Standpunkt der damaligen Kritik sehr genau angiebt; denn, indem er Wielands Unternehmen zu rechtfertigen versucht, denkt er sich selbst die nach ihren, von den Alten abgezogenen, Regeln urtheilenden Kritiker als seine Gegner, und sucht die Einwürfe, die

sie machen könnten, zu widerlegen. Eben an jene Regeln hielt sich nun Wieland nicht gebunden, und hatte deß kein Hehl, sondern sagte es frei:

Ergötzt dein Lied, so wird kein Kluger fragen,
Ob Aristoteles ihm — mit allem Respekt vor dem Haupt
Der Kritiker sey es gesagt! — sich so zu ergötzen erlaubt.
Die Grazie tanzt nach unstudirten Gesetzen,
Mit ungelerntem Gesang entzückt Filomela die Flur;
Bleib du dem Wahren getreu und der ungeschminkten Natur,
So kannst du, auf meine Gefahr, die andern Regeln verletzen.

Offenbar eine Ketzerei für die Kunstrichter von der strengen Observanz, die sich, je länger um so weniger, in einen so wunderlichen Kopf finden konnten, der sich nun einmal in lauter Extremen zu gefallen schien. Darüber hätte er sich nun leicht trösten können, wenn auch nur der Eine weiter Sehende, der ihm eben deshalb Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollte, ganz das gethan hätte, was der Dichter für seine Muse wünschte:

O möchtest du, wenn dir die Menge Lorbern flicht,
Dem echten Kenner nicht misfallen,

Der ohne Schalkheit prüft, zum Tadel langsam ist,
Und jede Schwierigkeit, die du besiegt, ermißt!

Dies Letzte geschah aber auch von dem Besten seiner Beurtheiler nicht, denn, auch ganz abgesehen von dem, was der Dichter zur Erweiterung des Gebietes unsrer Poesie und zum Anbau der Sprache beitrug, wobei man lieber fast Gottschedisch mäkelte, als prüfte, so übersah man ganz die unendliche Mühe, welche dem Dichter sein Versbau gekostet hatte, und der erste, doch gewiß so gelungene Versuch, für die romantische Poesie, auch die ihr eigene Stanzenform bei uns einzuführen, wurde keines prüfenden Wortes gewürdigt. Wie hatte man nicht bei Einführung der alten Sylbenmaaße sich hinüber und herüber wenigstens — ausgeredet! Und jetzt? — Das Grab kann nicht mehr schweigen, als die damalige Kritik.

Daß nun aber auch dieses Schweigen seinen Grund in einem bösen Willen gehabt, ist zu bezweifeln; man hatte noch zu viel mit den alten Sylbenmaaßen zu thun, als sich nun schon wieder mit den modernen eine neue Noth zu machen; man schwieg auch hierüber nur, weil man nichts zu sagen wußte. Herder hätte wol ein Wort darüber sagen können, aber er kennt in seinen Fragmenten (i. J. 1767

erschienen) nur noch den alten Wieland-Lukrez, den Schweizerischen Virtuoso und den Verfasser des Don Silvio, aus dem er nicht gleich einen teutschen Cervantes gemacht wissen will. Ob Gerstenberg, wenn auch seine Kritiken sich über das Jahr 1767 hinaus erstreckt hätten, sich darauf eingelassen haben würde, mag bezweifelt werden, denn von allen Beurtheilern Wielands ist er der Einzige, der durchaus eine entschiedene Abneigung gegen ihn zeigt. Was Wieland gemacht hatte, der frühere und der spätere, Gerstenberg verwarf es; er kann nur in Sarkasmen von ihm sprechen, ja er schiebt ihm Motiven unter, die in Wielands Seele nie gekommen waren. So sagt er unter anderem: „Nicht alle berühmte Skribenten sind so nachgebend, wie Herr Wieland, der, um seinen Kunstrichtern auch einmal eine Freude zu machen, seinen Plato mit der hölzernen Pritsche des Epikur im bunten Rock abfertigte. Ich kenne einen großen Dichter, dem die Berlinischen Briefsteller insgeheim manchen nützlichen Wink zu geben hofften, — und der doch — welche Undankbarkeit! — so wenig von ihren Absichten weiß, als ob er nie davon reden gehört hätte.“ Dieser große Dichter ist Klopstock, Gerstenbergs Freund; Klopstock, in dessen Bewunderung Wieland einst ganz versunken, und dessen Antipode er jetzt war.

Sollte sich daraus nicht manches in Gerstenbergs Verfahren erklären lassen? So gewiß es ist, daß Gerstenberg und seine Nordischen Freunde gegen die Berliner einen recht heilsamen Kampf begannen, in welchem sie sich an den wunderbaren Magus im Norden, Hamann in Königsberg, „den fürchterlichsten Gegner, den die Literaturbriefe je gehabt," anschlossen; so gewiß es zu bedauern ist, daß diese Gegenwirkung einer vorzüglicheren Partei nicht länger fortdauerte: eben so gewiß ist doch auch, daß sie nicht geeignet waren, Wielanden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denn ihnen mangelte der Sinn für seinen Scherz. Dies ist so natürlich, als daß Wieland auch seinerseits gegen sie nicht völlig gerecht seyn konnte, und am allerwenigsten gegen Hamann, dessen Eigenthümlichkeit ja selbst sein Freund F. H. Jacobi sich nicht zu bezeichnen getraute, und der, blos aus der Ferne angesehen, wie man ja damals nicht anders konnte, den Meisten als ein Schwärmer erschien. Man gab damals diese Nordischen für eine eigne Schule aus, deren Gebiet man von Schleswig bis Riga zog. Darin hatte man Unrecht, allein wol konnte man sie als eine besondere eigenthümliche Partei betrachten; Klopstock und Hamann waren die beiden Hauptstützen derselben; Herder ging von ihr aus.

Wäre es aber wirklich etwas Großes darum,

seine Beurtheiler reden zu lassen, und zu thun, als habe man sie nicht gehört, so fehlte auch Wielanden diese Größe nicht, ja man würde sagen können, er sey hierin, weil er dann hörte, wenn die Beurtheiler Recht hatten, noch größer als Klopstock gewesen, wofern nur Klopstock — nicht eben so gehandelt hätte, wie die späteren Ausgaben seiner Gedichte beweisen. Die Art, wie sich Wieland erklärte, war seiner würdig. Als er mit dem achten Bande seine Uebersetzung Shakespeare's schloß, erklärte er sich so: „Ich habe zwölf Jahre oder drüber gelassen zugesehen, daß die Kritiker ihren kleinen Muthwillen nach Gefallen an mir ausgeübt haben. Ich glaubte, der Unwille, den sie aus bekannten Ursachen gegen mich gefaßt hatten, würde endlich mit der Zeit verrauchen; und verschiedene meiner Freunde haben mich oft herzlich über die guten Einfälle lachen gesehen, zu denen ich in jüngern Jahren den Verfassern der Bibliothek und der kritischen Briefe den glücklichen Anlaß gegeben. Sie hatten oft Recht, wenn sie mich tadelten, aber sie sagten mir nichts Neues damit, und die unbescheidnen Bewunderer, die ich ehmals (denn Dank sey dem Himmel, nun bin ich ihrer auch los geworden) so gut als Herr Gottsched zu seiner Zeit hatte, wurden doch nicht durch ihre Spöttereien bekehrt. Wenn ich das Glück hätte, diesen

Herren persönlich bekannt zu seyn, so würden sie wissen, daß vielleicht, seitdem es Autoren giebt, niemals einer weniger mit seinen eignen Arbeiten zufrieden, oder geneigter gewesen ist, der Kritik, ja dem bloßen, oft allein auf ein launisches Gefühl gegründeten, Geschmack eines Freundes Hekatomben von Versen aufzuopfern. Sie würden mich mit der Bescheidenheit, welche die Kritik allein erträglich macht, und den Kritikus zu eben der Zeit, da sein Witz belustiget, vor dem Abscheu aller ehrlichen Leute rettet, freimüthig und ohne Galle getadelt, eben so gern und ungezwungen, wo ich es verdient hätte, gebilligt, nichts ohne Beweis gesagt, und, statt einer flüchtigen und launischen Beurtheilung, sich die Mühe genommen haben, erst recht zu lesen, ehe sie sich auf den Dreifuß gesetzt hätten. Nun hat es ihnen aber anders beliebt, und ich kann ihnen ihre Weise ganz gerne lassen. — — Ich würde auch noch immer stille geschwiegen haben, wenn nicht so viele ehrliche Leser wären, welche es für ein Zeichen einer schlimmen Sache halten, wenn man gar nichts sagt. Nun hab' ich alles gesagt, was ich jemals mit den Kunstrichtern zu reden haben kann. Meine müßigen Stunden werden, so lange ich lebe, den Musen und der Philosophie gewidmet seyn, ohne welche mein Daseyn für mich selbst verloren wäre; der letztern, weil sie mich besser macht; den ersten,

weil mir die Liebe zu ihnen angeboren und gleichsam ein Theil meines Wesens ist. Ich werde in dem, was ich zu meiner eignen Unterhaltung arbeite, nach einer gewissen Vollkommenheit streben, von der ich in unreifen Jahren noch keinen Begriff haben konnte. Ich werde die Fehler, welche aller angewandten Sorgfalt und langwierigen Korrekzion ungeachtet, noch immer zurückbleiben, so bald ich sie gewahr werde, verbessern, und wofern die Kunstrichter sich die Mühe nehmen mögen, mir hiezu behülflich zu seyn, ihre Dienstfertigkeit mit dankbarem Schweigen dadurch belohnen, daß ich ihre Absicht erfülle, welche allezeit seyn muß, zu zeigen, wie das Fehlerhafte besser seyn könnte. Wollen sie den impertinenten Ton und das hämische Wesen, womit sie bisher alles, was ich geschrieben, beurtheilt haben, beibehalten; so steht es gar sehr in ihrem Belieben: sie werden mich nicht zum zweitenmal zu der Schwachheit bringen, ihnen meine Antwort zu geben. Tadeln sie mit Recht, so gewinne ich allemal; haben sie Unrecht, so ist das ihre Sache; was bekümmert's mich?"

Je ungewohntere Pfade der Dichter fortan betrat, desto fester mußte er bei diesem Entschlusse beharren, was ihm denn vorerst durch seine Lage sehr erleichtert wurde. „Ich ersehe, schrieb er an Geßner, aus der neuen Bibliothek,

daß eine Art neuer Briefe über die teutsche Literatur herauskommt, worin meine Ueberſetzung und Mißhandlung Shakespeare's (wie ſich der Berliniſche Kritikus auszudrücken geruht) ernſtlich mitgenommen worden ſey. Die Verfaſſer ſollen in Dänemark ſeyn. Haben Sie die Gewogenheit, mir, wofern Sie wiſſen oder etwa erfahren, wer dieſe Verfaſſer ſind, Nachricht davon zu geben. Ich lebe hier wie am äußerſten Ende des kaſpiſchen Meeres, in gänzlicher Unwiſſenheit alles deſſen, was in der poetiſchen Welt ſich begiebt, außer was ich hinterdrein aus der neuen Bibliothek erfahre, welche allerdings in ihrer Art gut iſt, und mir noch beſſer gefallen würde, wenn ich die Verfaſſer dahin bringen könnte, mich in einem etwas decenteren Ton zu loben oder zu kritiſiren. Ich bin ſchon oft verſucht geweſen, an Herrn Leſſing zu ſchreiben, und habe es allemal wieder bleiben laſſen. Soll ich der Verſuchung unterliegen, wenn ſie mich wieder anwandelt? Es ſoll Ihrem Ausſpruche überlaſſen ſeyn."

Dieſer unausgeführte Vorſatz, in welchem ſich eine beſondere Achtung Wielands für Leſſing ausſpricht, wurde freilich in ihm durch den von Sulzer ihm beigebrachten Verdacht erregt, als ob Leſſing bei allen dieſen Kritiken die Hand im Spiele habe; kein Verdacht aber war je ungegründeter, es müßte denn der ſeyn, daß

Leſſing in ſeinen Beurtheilungen ſich von Leidenſchaft und Parteigeiſt leiten laſſe. Wielanden ſollte über die Grundloſigkeit dieſes Verdachts kein Zweifel bleiben; denn wie Leſſing der Erſte war, deſſen Kritik nicht innerhalb der Schranken einer einſeitigen Theorie ſich hielt, ſo war er auch der Erſte und beinahe der Einzige, der, ohne in der mindeſten Berührung mit Wieland zu ſtehen, die Gelegenheit ſogar aufſuchte, ihm Gerechtigkeit zu verſchaffen. Nicht nur erklärte er ſich über die Ueberſetzung Shakespeare's der Billigkeit gemäß, ſondern ſprach ſogar mit Entrüſtung über die Aufnahme, welche Agathon gefunden. „Von dieſem Werke will ich, ſagt er, lieber nicht an dem ſchicklichſten Orte, lieber hier, als gar nicht, ſagen, wie ſehr ich es bewundere, da ich mit der äußerſten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillſchweigen unſere Kunſtrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone ſie davon ſprechen. Es iſt der erſte und einzige Roman für den denkenden Kopf von klaſſiſchem Geſchmacke.“

Dieſe Anerkennung, von Leſſing, ſo wie die von Meinhard, in der Vorrede zu deſſen Ueberſetzung des griechiſchen Romans Theagenes und Chariklea, waren für Wieland um ſo erfreulicher, je mehr er ſich überall verkannt ſehen mußte, und der Wunſch eines Ideentauſches

mit solchen Männern wurde immer lebendiger in ihm. Seit Hagedorns Tode hatte er mit keinem einzigen teutschen Schriftsteller in Verbindung gestanden. Hundert Andre würden schon aus Klugheit Bekanntschaften angeknüpft haben, um doch wenigstens Einer Partei gewiß zu seyn; Wielanden fiel dies gar nicht ein, und selbst jetzo, da ein edleres Bedürfniß ihm den Wunsch danach erregte; blieb es bei dem Wunsche. Im Jahre 1768 schrieb er an Gleim: „Der Gedanke, daß die besten Geister unserer Nazion, daß ein Gleim, ein Uz, ein Lessing, ein Moses Mendelssohn mich lieben, meine Freunde seyn würden, wenn ich das Glück hätte, ihnen genauer und persönlich bekannt zu seyn, dieser vielleicht allzuschmeichelhafte Gedanke ist seit vielen Jahren eine Art von Bezauberungsmittel gegen den Unmuth gewesen, dessen ich mich in dieser gänzlichen Verbannung von den Musen und der Freundschaft, worin ich zu leben verurtheilt bin, nicht allezeit erwehren kann. Tausendmal wünschte ich, die traurige Entbehrung des persönlichen Umgangs durch einen Briefwechsel ersetzen zu können, dem ich meinen Umständen nach zwar nur Augenblicke, aber doch die kostbarsten und angenehmsten meines Lebens, hätte widmen können; allein eine gewisse, vielleicht unartige Schüchternheit, die Besorgniß, beschwerlich zu seyn, und oft, ich

gestehe es, auch die muthlose Indolenz, die sich wider Willen meiner zu bemächtigen pflegt, hielten mich allemal zurück, so oft ich die Feder ansetzen wollte.“ Daß er jetzt Gleimen schrieb, dazu hatte er eine besondre Veranlassung durch einen teutschen Schriftsteller erhalten, der an ihn geschrieben hatte, wodurch sich zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte, welches nicht ohne Folgen für Wielands Leben blieb, und sein Verhältniß zur damaligen ästhetischen Kritik vollends bestimmte.

Dieser Schriftsteller war Friedrich Just Riedel, damals Professor an der Universität zu Erfurt, ein guter Kopf mit sehr glücklichen Anlagen, den aber eine zu sanguinische Lebendigkeit an der Beharrlichkeit des Studiums, ohne die man nicht in die Tiefe dringt, verhinderte. Sein ihm nicht abzuleugnendes, vielversprechendes, in dem Kreise seines Umgangs aber vielleicht überschätztes, Talent, und die Leichtigkeit, womit er auffaßte und arbeitete, verführten ihn wol zu der Meinung, ohne große Mühe dasselbe Ansehn im Publikum erhalten zu können, worin er bei seinen Freunden und Bekannten stand. In der That gelang es ihm auch bald genug, eine gewisse Berühmtheit zu erlangen, denn er ergriff Mittel, wobei man allezeit der Erreichung dieses Zweckes, wenigstens eine Zeitlang, gewiß seyn konnte; er

schrieb Satyren, verband sich mit mehreren Zeitschriften, errichtete selbst kritische Tribunale, fing Streitigkeiten an, und wußte sich das Ansehn zu geben, als sey er mit allen berühmten Männern befreundet. Im Jahre 1767 gab er eine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften (eigentlich nur den ersten Theil derselben) heraus, und diese mußte schon darum einige Aufmerksamkeit erregen, weil sie die erste war, welche in Teutschland erschien. War sie gleich nur, wie der Titel selbst sagte, ein Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller, so konnte doch manchem schon lieb seyn, die Resultate von den Forschungen eines Home, Mendelssohn, Lessing, Winkelmann und Anderer hier beisammen zu finden; Reiz zum eignen Nachdenken gab es doch überall; eignes philosophisches Talent konnte man dem Verfasser auch nicht absprechen, und es ist nicht zu leugnen, daß seine Ansicht von der Aesthetik als einer philosophischen Wissenschaft, wenn gleich noch keineswegs völlig richtig, doch richtiger war als bei manchem seiner Nachfolger, die übrigens ihren Plan auch nicht zweckmäßiger anlegten als Riedel gethan hatte. Anstatt nun aber mit Ernst an der Vollendung eines Unternehmens zu arbeiten, wobei ein dauernder Ruhm zu erwerben gewesen wäre, ließ er es dabei bewenden, einen flüchtigen Einfall flüchtig

ausgeführt zu haben, und schrieb Briefe über das Publikum an einige Glieder desselben (1768). Jeder Brief war an einen in der literarischen Welt berühmten oder nahmhaften Zeitgenossen gerichtet, tadelnd oder lobend, zuweilen auch kritisirend, um das Urtheil des Publikums in zweifelhaften Fällen sicherer zu stellen. Wäre dies öfter und mit eindringendem Geiste geschehen, wie viel Nutzen hätten solche Briefe stiften können! Aber Riedel hatte ja auch eine Philosophische Bibliothek herausgegeben, mit dem Antikritikus einen Briefwechsel zu führen, an der Leipziger Neuen Bibliothek, an Klotzens Bibliothek der schönen Wissenschaften und noch andern Zeitschriften mitzuarbeiten; wo hätte er die Muße hernehmen sollen, um seine Briefe über das Publikum anders als flüchtig auszuarbeiten!

Das war nun der Mann, der sich jetzt durch einen Briefwechsel an Wieland näher anschloß. Wieland kannte Riedeln bereits aus seiner Theorie. Es mag seyn, daß sie Wielanden schon darum angenehm war, weil sie eine ziemlich vertraute Bekanntschaft mit den Komischen Erzählungen verräth; denn der Erste, der einen Dichter in einer Theorie neben einer Menge anderer für klassisch anerkannter aufführt, und seine Sätze mit Stellen aus seinen Gedichten belegt, darf wol auf eine kleine

Erkenntlichkeit des Dichters rechnen; und gewiß auf eine weit größere, wenn solche Gedichte von andern angefochten wurden, und der Theorist nun eine andre Ansicht davon giebt, die mit der des Dichters näher zusammentrifft, oder er sie gegen Anderer Angriffe in Schutz nimmt. Dies war nun offenbar Wielands Fall mit Riedel, und Wieland fühlte sich daher sehr angenehm überrascht, da dieser, als ein Wohlmeinender und Gleichgesinnter, der sich zugleich als einen Freund des von ihm sehr geschätzten, eben damals verstorbenen, Meinhard ankündigte, mit ungewohnter Freundschaftlichkeit ihm entgegen kam. Der Gedanke, nun doch wenigstens Einen gefunden zu haben, der ihn besser zu verstehen fähig wäre, und ohne Nebenrücksichten zu beurtheilen den guten Willen hätte, trug auch das Seinige bei, den Werth dieser Bekanntschaft in seinen Augen zu erhöhen. Vielleicht war Riedel, als er an Wieland schrieb, nicht ganz ohne Nebenrücksichten; er suchte durch Wieland seine Partei zu verstärken, die eben jetzt einer Verstärkung sehr bedurfte. Riedel war nämlich ein vertrauter Freund des geheimen Rathes Klotz, Professors zu Halle, der mit ihm vieles gemein hatte. Klotz hatte frühzeitig als eleganter Lateinschreiber und lateinischer Dichter Ruf erworben, es mangelte ihm nicht an philologischer Gelehrsamkeit, Geschmack

und Talenten, und der Gebrauch, den er von diesen machte, die Pedanterie unter den sogenannten Humanisten zu verdrängen, und die Alten auch aus ästhetischem Gesichtspunkte betrachten zu lassen, verdiente den Beifall, den er fand. War es nun aber dieser Beifall, der ihn berauschte, oder die Bewunderung, die der junge Professor bei den Studirenden fand, deren vielen er, so wie Riedel, durch etwas Renomistisches vielleicht um so besser gefiel, oder seine merkurialische Natur, oder noch wahrscheinlicher alles dies zusammen, genug er fing in eben dem Grade an, sich zu vernachlässigen, in welchem sein Dünkel stieg. Vielleicht glaubte er schon hinlänglich zu glänzen, da er sich in das Gebiet der Archäologie warf, auf welches Winkelmann, ein zweiter Kolumbus für dasselbe, kurz zuvor Aller Augen gerichtet hatte. Der Eifer, der eben damals für das Studium der Antike erwacht war, wurde durch manche erscheinende Kupferwerke, durch Lipperts Daktyliothek, und manches Andere noch vermehrt, und die Philologen wurden vielfach dadurch angeregt, auf neue Entdeckungen in der alten Welt auszugehen. Klotz war unter den Ersten in Teutschland, die darauf ausgingen, aber — nicht auf Winkelmanns Weise. Er machte sich's viel zu leicht, und mußte dies wol, da er sich in den Kopf gesetzt hatte, den Diktator

in der Gelehrtenwelt vorzustellen, was ihn immer mehr nöthigte, seine Kraft zu zersplittern. Auch er wählte das Mittel kritischer Tribunale zu Erreichung seines Zweckes, redigirte die Halleschen gelehrten Zeitungen, begann nachher (1767) eine Teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften und acta literaria, um wo möglich das ganze Gebiet der Literatur zu beherrschen. Dabei lag ihm daran, Aufsehn zu erregen, und er stellte sich daher jedem Mitbewerber um ein gleiches Ansehn mit keckem Muth, oft wol auch muthwillig neckend, entgegen. Dies that er besonders in Ansehung der A. D. Bibliothek, zuerst Jahre lang, bei gefundener oder gesuchter Gelegenheit, in den Halleschen gelehrten Zeitungen, bis er seine eigne Bibliothek geradezu mit einer förmlichen Kriegserklärung gegen jene begann. Einer seiner Korrespondenten schrieb ihm darüber: „Mir begegnete ein Freund. — Lesen Sie Klotzens Bibliothek, fragte er mich, und die Halleschen Zeitungen? Da ist nun ein Krieg zwischen den schönen Geistern und Kunstrichtern, der lustig genug für den ist, der nicht mit zu Felde zieht. Was Klotz für Truppen hat, wäre ich begierig zu wissen. Moses, Ramler, die Literaturbriefe, alles ist auf einmal angegriffen, überfallen worden, und die Landmiliz G***, in der letzten Halleschen Zeitung gänzlich in die Pfanne

gehauen! Ich bitte Sie, lesen Sie das alles; es ist in der That merkwürdig. Meiner Meinung nach werden die Hallenser doch den Kürzeren ziehen; wie es heißt, ist auch schon ein guter Waffenvorrath in Berlin, und es muß bald zu einer entscheidenden Schlacht kommen." *) Diese zwar erfolgte nicht, wenn gleich die Berliner Bibliothek alles Mögliche that, Klotzens angemaßten Ruhm zu verringern; Lessing aber sendete seine antiquarischen Briefe aus, und niemals hat ein Gelehrter eine entscheidendere Niederlage erlitten, als Klotz durch sie. Von Riedel urtheilte Lessing in eben diesen Briefen, er habe ihn aus seiner Theorie als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspreche; verspreche, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeige. Ich traue ihm zu, sagt Lessing, daß er in den folgenden Theilen (der Theorie) ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet. — Hielt Riedel nun nicht, was er versprochen hatte, so wußte er, was von Lessing für ihn zu erwarten war.

Noch waren zwar, als Riedel an Wieland

*) Briefe an Klotz, herausg. von dem Kön. Preuß. Lieutenant v. Hagen. Halle 1773. Bd. 2. S. 41. fgg.

schrieb, die antiquarischen Briefe nicht erschienen, die beiden verbündeten Freunde aber konnten schon wissen, daß Lessing sich zu einem Feldzuge rüste, — der auch wirklich nur wenige Wochen darauf begann, — und so mochten sie um so mehr auf Verstärkung sinnen, und auch Wielanden in ihr Interesse zu ziehen suchen, der jedoch ihren Erwartungen nicht ganz entsprach. Seine Antwort an Riedel verdient bemerkt zu werden. „Erlauben Sie mir, schrieb er, daß ich mich dem angenehmen Gedanken, in einem so aufgeklärten und schönen Geist, wie der Ihrige, einen Freund gefunden zu haben, etliche Augenblicke überlasse. Dieses Glück ist mir desto schätzbarer, da, ich gestehe es, meine kleine Eitelkeit sich schon eine geraume Zeit daran geärgert hat, daß in ganz Sachsen und Niederteutschland, ungeachtet die Journalisten und Kunstrichter seit vielen Jahren so viel von mir geschwatzt haben, nichts unbekannter scheint, als mein wahrer Charakter und mein literarisches Leben. Man scheint eine unendliche Menge falscher Begriffe von mir gefaßt zu haben, die mir doch, alles überlegt, nicht immer gleichgültig seyn können, noch sollen. Ich schmeichle mir, der Briefwechsel, der nach meinem Wunsch unter uns fortdauern soll, werde dazu dienen, daß Sie mich nach und nach noch so werden kennen lernen, wie ich wirklich bin, und das

wird in der Folge dazu dienen, auch Andern, quibus placuisse laus est, besser bekannt zu werden. Es erfreut mich, zu vernehmen, daß Sie ein Mitarbeiter an des Herrn geheimen Rath Klotzens Bibliothek sind. Sey'n Sie ja so gütig, diesen Mann, der unserer Nazion eine so vorzügliche und seltene Ehre macht, meiner unendlichen Hochachtung zu versichern. Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß es mir leid thun sollte, wenn Sie mit den Berlinern in einen kritischen Krieg verwickelt würden. Ich schätze Ramlern und Lessingen so hoch, daß es kaum möglich ist, daß diese Herren sich selbst noch mehr sollten hochachten können, — und, die Wahrheit zu sagen, mich däucht, es sey dem Ersteren in der Recension, welche in der Halleschen Bibliothek von seinen Oden gemacht worden, einiges Unrecht geschehen. Der Tadel däucht mich zuweilen von eben dieser Art, wie Herr Abbt einige Stellen in den komischen Erzählungen hat, — damit man tadle, und weil man nun schlechterdings was zu tadeln haben will. Doch ferne sey es von mir, vor der Zeit zu urtheilen. Ich werde, wie eine neutrale Reichsstadt, diesem Kriege, so lange es möglich ist, ruhig zusehen, und mir in quemcunque casum nur das Recht vorbehalten, den Mittelsmann abzugeben. Ich danke Ihnen verbindlichst für das Anerbieten, ein

Mitarbeiter mit so vortrefflichen Männern zu seyn; aber meine Umstände gestatten mir diese Ehre nicht."

Wieß nun aber Wieland gleich die Theilnahme an der Kritik dieser Männer von sich, so wuchs doch seine Theilnahme an Riedel. „Ich liebe Sie mehr, schrieb er ihm, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe; denn niemals habe ich noch den gefunden, dessen Seelengesicht dem meinigen so ähnlich gesehen hätte, als das Ihrige. — Hudibras und Tristram sind Ihre Leibbücher! — Und Sie haben eine Dunciade fertig liegen, — und Sie haben den Trappen geschossen, *) der mir, in spite of all the Nicolaits and Sosias in Christendom, gefallen hat, ehe ich wußte, wer der Autor war u. s. w. Gesegnet seyen Sie mir, mein Bruder, mein Jonathan, Mann nach meinem Herzen, den mir die Gunst der Musen zu einer Zeit zugeführt hat, da ich, wie Elias, beinahe der Einzige in meiner Art zu seyn glaubte. Alle Ihre Urtheile von Personen, Büchern und Sachen, sind so sehr nach meinem Sinn, daß ich's Ihnen nicht genug sagen

*) Der Trappenschütz, ein komisch-satyrisches Gedicht, wozu eine Jenaische Anekdote Veranlaßung gegeben hatte, war damals erschienen und Riedel war dessen Verfasser.

kann. — Nicht als ob ich deswegen in Allem allezeit vollkommen Ihrer Meinung wäre; — aber ich finde die ganze Anlage in Ihnen, wie sie, meinen Ideen nach, erfordert wird, um binnen itzt und Ihrem dreißigsten Jahre, welches, mit Ihrer Erlaubniß, die Zeit ist, da sich der wahre Charakter unsers Kopfs und Herzens zu fixiren anfängt, sich selber durch unmerkliche Entwickelungen und Reflexionen über sich selbst und die Dinge um sich herum zu einem wahren καλος και αγαθος und einem juste appreciateur des choses d' ici bas, de quelque espece qu' elles soyent, auszubilden. — Was für eine Freude für mich, daß Sie erst 25 Jahre haben! In Ihrem Alter war ich noch weit davon, einen so richtigen Geschmack und eine so gesetzte Denkungsart zu haben. Und doch war es um dieselbe Zeit, da eine große Revoluzion in mir vorging." Bei so vorausgesetzter Gleichheit mit diesem Manne von unleugbaren Talenten, der sich mit Herzlichkeit an ihn anschloß, dessen Leben und Sitten aber ihm ganz unbekannt waren, ist es nicht zu verwundern, daß Wielands Verbindung mit ihm immer inniger und vertrauter wurde, und daß er, was eine Folge von jenem ist, dessen literarisches Treiben im günstigsten Lichte sah. Daß er deshalb doch keineswegs alles billigte, beweisen, außer der angeführten Stelle, noch viele Winke;

er konnte nicht einmal das über ihn selbst gefällte Urtheil unterschreiben. So schrieb er ihm z. B. über die Briefe über das Publikum: „In Ihrem Brief an Klotz ist der Einfall, die aus dem Umgang der Satyrn mit den Musen entsprungenen Mittelwesen zu klassifiziren, unvergleichlich, — und würdig, besser ausgeführt zu werden; würdig und fähig; — denn, ne vous deplaise, diese allgemeine Eintheilung ist noch einiger Subdivisionen fähig. Rabelais, Moscherosch und Wieland — quelle association! Es ist wahr, man kann ihren gemeinschaftlichen Ursprung von dem Sokratischen Genius, diesem liebenswürdigen εἴρων, ableiten; aber wie ungleich werden durch den gothischen Geschmack ihres Zeitalters Rabelais und Moscherosch ihrem attischen Freunde, dessen Satyre eher der Sohn eines Liebesgotts und einer Grazie, als eines Satyrs und einer Muse ist; aber eines Liebesgotts wie Coypel's seiner, cela s' entend! — Vater Bodmer hat einige Züchtigung verdient; aber Sie nehmen es mit dem alten Manne ein wenig zu genau. Ich liebe Sie darum, daß Sie im Briefe an Kästner wieder freundlicher pro aequanimitate mit ihm verfahren; und doch dünkt mich, daß Sie ihm dadurch noch nicht alle gebührende Gerechtigkeit anthun.“ Ein andermal schrieb er ihm: „Wie ist es möglich, daß Sie so gut

schreiben, daß Sie so viel schreiben? Und doch, wenn ich wünschen dürfte, wollte ich wünschen, daß Sie, anstatt Ihren Geist in so vielerlei und meistens kritischen Beschäftigungen zu dissipiren, sich irgend ein Ihrem Genie vorzüglich angemessenes großes Werk vornehmen, und mit allen Kräften, fein langsam und geduldig daran arbeiten möchten."

Alle diese Verschiedenheit der Meinungen und Urtheile und selbst die Erkenntniß des Mangelnden konnte aber nicht hindern, daß Wieland Riedeln nicht hätte lieben sollen. Er liebte ihn, und man muß gestehen, daß Riedel von seiner Seite auch alles that, um seine Liebe zu beweisen. In allen den kritischen Blättern, die ihm zu Gebote standen, in allen seinen Schriften bis auf die Bibliothek elender Skribenten, ließ er Wielands Ruhm sich höchst angelegen seyn, ja ging darin sogar weiter, als Wielanden selbst lieb war. „Ueber Ihre Briefe über das Publikum, schrieb er ihm, sollte ich eigentlich gar keine Stimme zu geben haben, denn ich selbst, ego homuncio, bin zu meiner Beschämung fast auf allen Blättern, bald allein, bald in Gesellschaft (nicht eben meiner Pairs, aber doch in guter Gesellschaft) darin in einem Ton angepriesen, worin, außer unserm Meinhard, noch keiner, als

Sie, öffentlich zu sprechen beliebt hat; wenigstens so viel ich weiß: — denn, unter uns, es ist meine wenigste Sorge in der Welt, was Leute, die keinen Einfluß auf meinen äußerlichen Wohlstand haben können, von mir wähnen, schwatzen und schmieren, und daher lebe ich auch in der größten Unwissenheit der Deraissonnemens der Ziegra *) und aller Zeitungsschreiber und Journalisten, quibus nil salit in laeva parte mamillae; — dagegen aber bekenne ich Ihnen eben so aufrichtig, daß ich von einem Manne, wie Sie, gerne so gelobt bin, wie Sie mich auf der 64sten und 84sten Seite gelobt haben. Noch angenehmer würde mir's gewesen seyn, wenn Sie es dabei, oder à peu près, hätten bewenden lassen, denn ich besorge, daß Ihr Eifer für meinen Ruhm, der sich fast auf allen Blättern zeigt, Ihnen den Vorwurf einer allzuparteilichen Freundschaft zuziehen, und mir vielleicht eben dadurch bei manchen wunderlichen Leuten nachtheilig seyn möchte."

Diese Ruhmpreisungen von Riedel selbst

*) M. Christian Ziegra, Kanonikus minor der Domkirche zu Hamburg, gest. 1778, war zu jener Zeit der Herausgeber und vornehmste Verfasser der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, welche man damals, ihrer gallichten Natur halber, die schwarze Zeitung nannte.

waren nun aber auch das Einzige, was Wieland von dessen Partei gewann; die Klotzische Bibliothek konnte weder noch wollte sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie konnte nicht, denn die Beurtheiler Wielands in ihr zeigen nirgend, daß sie tiefer eingedrungen wären als die in der Berliner Bibliothek; sie wollte nicht, denn bei aller anscheinend freundlichen Behandlung ist doch nicht zu verkennen, daß sie auch gegen ihn nur parteiisch verfuhr. Er wurde in Schutz genommen gegen den Tadel der Berliner; kaum aber hatte Lessing den Agathon für einen Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack erklärt, als man hier zu beweisen suchte, daß Agathon kein klassischer Roman sey. Wieland war auch über diese Beurtheilung, von welcher er erwartet hatte, daß sie endlich seinen Zweck richtig angeben werde, aufgebrachter als fast über jede andre. „Mes honneurs, schrieb er an Riedel, au Seigneur Klotz, que j' estime de grand coeur. Dem ungeachtet will ich wissen, wer der Recensent meines Agathon in der Klotzischen Bibliothek ist!“ An Zimmermann schrieb er: „Das Lob des Agathon in der Bibliothek des Seigneur Klotz, qui d' ailleurs est fort de mes amis, schmeichelt mir weniger, als die zum Theil albernen Kritiken mir mißfallen. Wahrlich ich begreife unsre sogenannten Kritiker nicht, sie

durchblättern ein Buch, das sie selbst für eine neue Erscheinung erklären, sagen Gutes und Böses, wie's eben trifft, thun Amtshalber Richterssprüche, beweisen nichts, und sind zufrieden, wenn sie dem Verleger die nöthige Anzahl Blätter geliefert haben. Ich bewundre die Herren, die den Agathon rühmen, und zugleich den wahren Geist und Zweck desselben verkennen; von Philosophen dieses Schlags ist es gesagt: Sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht."

Bei allem dem hielt doch Wieland die Klotzisch-Riedelsche Partei, bis sich nachher Klotz und Riedel selbst entzweiten, für die einzige ihm befreundete, und war weit entfernt, zu ahnen, daß ihm dies nachtheiliger als vortheilhaft seyn könne. Die zunehmende Freundschaft zwischen ihm und Riedel führte eine immer größere Vertraulichkeit herbei; Wieland theilte ihm so manche Nachricht aus seinem Leben, alle seine Plane und Entwürfe, ja selbst manches Bruchstück aus seinen neuen Gedichten mit, woraus dieser dem Publikum kein Geheimniß machte. So erhielt das Publikum jede Kunde über Wieland von dieser Partei; und Wieland selbst bekannte öffentlich seine Freundschaft für Riedel dadurch, daß er der ersten Ausgabe seines Idris ein Sendschreiben an

Herrn P (rofessor) R (iedel) in E (rfurt) vorsetzte. Diese Partei war nun aber nicht blos eben so wenig, als irgend eine andre, fähig, den Gesichtspunkt aufzufinden, aus welchem Wieland seine neueren Werke betrachtet wissen wollte, und konnte also in dieser Hinsicht nichts für ihn thun, sondern die Häupter derselben, Klotz und Riedel, standen auch ihrer Lebensweise halber nicht in vortheilhaftem Rufe, und konnten also leicht gegen ihn dienen, wenn Uebelwollende einen Beweis von der eignen Gesinnung aus der Gesinnung der Freunde führen wollten. Wie es wahrscheinlich ist, daß Riedel und Klotz in dem Wahne stehen mochten, als sey Wieland ihres Gleichen, so mußte wohl auch ein Theil des Publikums auf denselben Wahn gerathen, da es das Ansehn hatte, als sey er dieser Gesellschaft gänzlich ergeben. Für einen Dichter, dessen sittliches Leben niemand kannte, dessen Gedichte aber dasselbe in ein wenigstens zweideutiges Licht zu stellen wol fähig waren, — jeder Billige wird es zugestehen, — war dies gewiß ein Unglück. Jetzt ging seine Hoffnung, auf ein wenig Weisheit mehr Kredit zu erhalten, als ihm an der Stirne geschrieben stände, noch weniger in Erfüllung, und dazu trugen seine Freunde noch mehr bei als seine Feinde, die er zu haben wenigstens überredet wurde.

Kann es wol je einen sonderbareren Spielball des Zufalls gegeben haben, als Wieland unter allen diesen kritischen Parteien erscheint? Er tritt als Bodmerianer auf, und ein Spott der Gottschedianer, schließen sich alle Freunde Bodmers mit Liebe an ihn an; nur Klopstock, von ihm aufs innigste verehrt, bleibt ihm fern und fremd. Gegen Bodmer tritt Nicolai's Partei auf, und Wieland muß für Bodmer streiten, und deshalb mit ihm und für ihn büßen, und fast allein halten Bodmer und Sulzer an ihm fest. Er entfernt sich allmählig von Bodmer, Nicolai's Partei sieht erfüllt, was sie von ihm erwartet hatte, Sulzer läßt ihn nur seine Feinde in ihr sehen, und einen Verdacht in ihm gegen sie wurzeln, worin ihn die Nichtkenntniß der Verhältnisse bestärkt, und den keine Zeit völlig vertilgt. Er betritt eine der vorigen ganz entgegengesetzte Bahn, und Bodmer verkündigt von ihm: *)

Was er itzt singt, das wäre mit besserem Ruhme geschwiegen;
Neige das Ohr nicht zu seinen Gesängen, gesittetes Mädchen,
Flieh sie, gesitteter Jüngling, du Mündel der himmlischen Liebe!

*) Bodmers Apollinarien herausg. v. G. F. Stäudlin S. 282 fgg. in einem Gedicht vom Jahre 1766.

Bodmer greift ihn, der einst um seinetwillen den so unbesonnenen Angriff auf Uz machte, und dafür dessen bittern Spott erfuhr, jetzt weiter an in einer Schrift von den Grazien des Kleinen (1769), und macht noch andere Spottgedichte auf den sonstigen Liebling, während Sulzer in seiner Theorie sich immer mehr gegen den Abtrünnigen rüstet, der zu eben der Zeit, da er alle ehemalige Gunst der Schweizer verscherzt hat, vergebens strebt, mit Uz sich zu versöhnen. Kaum hat es hierauf den Anschein, als ob er sich stillschweigend zu Nicolai's Partei gewendet habe, so bildet im Norden unter Klopstocks Aegide sich eine Partei gegen diese, und wirft ihm seine Nachgiebigkeit gegen dieselbe, wie die frühere Anhänglichkeit an Bodmer, gleich bitter vor. Nirgend zeigen sich Freunde für ihn; die Berliner, die es noch am meisten sind, hält er aber, aus eingewurzeltem Verdacht, für seine Feinde; wird zuletzt der Freund von den Feinden dieser vermeinten Feinde, und — die Freunde machen's ihm um nichts besser, als die Feinde.

Nur Einen gab es, der ihn zu jeder Zeit gerecht würdigte, nur Einen, der die Ungerechtigkeit gegen ihn rügte; aber dieser Eine war — Lessing.

II.

Das Publikum war der Meinung Lessings; die neuen Auflagen, welche für seine jetzigen Schriften bald nöthig wurden, und die französischen Uebersetzungen, welche vom Don Silvio, Agathon, Musarion, den Grazien, schnell nach den Originalen erschienen, (um etwas später erst von den Komischen Erzählungen,) bewiesen den Beifall, den sie fanden.

Freilich wol war das Publikum für diese Schriften ein ganz anderes als sein ehemaliges. Vordem fand man seine Sympathien und Christlichen Empfindungen auf den Nachttischen solcher frommen Schönen, die doch auch in der Frömmigkeit nicht hinter der Mode zurückbleiben wollten, und in den Händen aller neumodischen Kandidaten, die jetzigen aber, — für wen eigneten sich die?

Der Beurtheiler der Komischen Erzählungen in der Leipziger Bibliothek bemerkte, der Dichter habe seine Sujets alle aus der Mythologie genommen, und gesteht, nicht zu wissen, ob er darin wohl gethan. „Will er, heißt es, blos von Dichtern und Gelehrten gelesen seyn, so haben wir nichts dawider: außerdem stehen wir dafür, daß für den größten Theil der Leser und Leserinnen zu viel heidnische Gelehrsamkeit darin

ausgeschüttet ist, als daß sie ein Fremdling darin mit eben der Lust, als die Lafontaineschen oder Rostischen, lesen wird, weil solche von den meisten ohne mythologisches Wörterbuch nicht möchten verstanden werden. Man muß mit der ärgerlichen Geschichte des ganzen Himmels bekannt seyn, man muß die alten Dichter, wenigstens den Ovid, fleißig gelesen haben, um alle Anspielungen und kleinen Spötterein zu verstehen.“ — Ganz recht! Der Dichter wird also schwerlich auf das große Lesepublikum gerechnet haben; er konnte nur auf sogenannte Leser von klassischer Bildung rechnen, worunter man in der Regel blos solche versteht, die mit der alten Literatur bekannt sind. Von diesen nun aber die Dichter? — Die lasen ihn *vielleicht*; aber die Gelehrten? — Er hat sich schlechten Dank bei ihnen verdient, der arme Dichter; schwerlich aber auch auf den Dank der Herren gerechnet. Auf wen denn aber konnte er nun noch rechnen? — Die *französischen* Uebersetzungen, die von seinen Schriften erschienen, dürften wol sicher auf die Klasse von Lesern hinweisen, welche Wieland fand, und, bei gewissen Gedichten wenigstens, auch zunächst im Auge hatte, und darum auch wirklich die Gefahr nicht von ihnen besorgen konnte, die sie vielleicht veranlaßt haben möchten, wenn er gethan hätte, was man, nicht gethan zu haben,

ihm zum Vorwurf machte. Kurz also, er dachte sich dabei Leser — von französischer Bildung der damaligen Zeit.

Es war im Zeitalter Friedrichs des Großen, als Wieland diese Werke schrieb, in dem Zeitalter also, worin der größte unter Teutschlands Regenten, dessen Beispiel am einflußreichsten war, die teutsche Literatur verachtete, worin die Mitglieder seiner Akademie französisch schrieben, und Er sich mit französischen Dichtern und Philosophen umgab, worin man an keinem teutschen Hofe anders als in französischer Sprache redete, worin keine Gesellschaft, die auf guten und feinen Ton Anspruch machte, in einer andern Sprache redete, worin die teutschen Kinder, so wie sie lallen konnten, von französischen Gouvernanten eingeübt wurden, worin man allein galant, artig und witzig sich ausdrücken zu können glaubte. Wenn die große, die feine, die galante Welt nun auch der französischen Literatur vor der vaterländischen den Vorzug gab, so that sie nichts anders als die Gelehrten, wenn sie der lateinischen Sprache und Literatur den Vorzug gäben; beide hatten einerlei Grund und ungefähr auch gleich viel Recht; wir können nicht leugnen, unsre Sprache und Literatur waren damals zurück, und es war keinem Mann von Geist und Geschmack zu verdenken, wenn er sich lieber an die fremde hielt. Kurz, vor

und in dem siebenjährigen Kriege hatte dies bedeutend sich verändert, und es macht dem teutschen Genius und dem teutschen Patriotismus Ehre, daß sie im rühmlichen Streben nach Auszeichnung nicht nachließen, wenn gleich der gefeierte Held seinen Tyrtäus-Gleim und Horaz-Ramler unbemerkt ließ. Ohne Verdruß ließ es indeß doch die Berliner und die übrigen Dichter und Gelehrten nicht, ihren Werth so verkannt, und Ausländern sich hintangesetzt zu sehen. Wer die Gelehrtengeschichte jener Zeit genauer kennt, der weiß es, wie sehr man sich angelegen seyn ließ, das Lob der wirklichen und der teutschen Franzosen zu erhalten. Einige suchten das Vaterland durch Lob der teutschen Literatur in französischen Journalen für diese zu gewinnen; Andre hätten gern den Franzosen, welche Friedrich umgaben, wenn nicht Geschmack an unsern Dichtern, doch eine gute Meinung von denselben beigebracht, wovon sie bei Gelegenheit gute Wirkung hofften; noch Andre spotteten über Teutschlands Unteutschheit, und verhöhnten die Literatur und den Geschmack der Franzosen, um für die unsrigen Gerechtigkeit zu erzwingen, oder wenigstens Rache zu nehmen; aber alles dies wirkte nicht da, wo es hätte wirken sollen. Als Lessing über die laue Theilnahme, welche der Agathon in Teutschland fand, sich entrüstete, sagte er: „Für das teutsche Publikum scheint er

noch viel zu früh geschrieben zu seyn. In Frankreich und England würde er das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf Aller Zungen seyn. Aber bei uns? Wir haben ihn, und damit gut. Unsre Großen lernen fürs Erste an den * * * kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer, und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Teutsch gelernt haben, so kommen sie wol auch einmal über den — Agathon."

Teutsch also sollten sie lernen, unsre Großen. Wie aber sollte dies geschehen, wenn sie nicht von dem Vorurtheile geheilt waren, daß sich in dieser Sprache nichts schreiben lasse, was nicht nur eben so leicht und gefällig, sondern auch eben so geistreich und artig wäre, als in der französischen? Dies war es nun einmal, was man vor allem andern erforderte, und woran man nicht glaubte. Man weiß, wie der Graf Stadion, als ihm eine von Wielands Erzählungen vorgelesen wurde, voll Erstaunen erklärte, daß er so etwas in unserer Sprache für unmöglich gehalten habe. So ging es den Meisten, und es bedurfte wol noch mancher besondern Veranlassung, um es dahin zu bringen, daß Wieland in den Zirkeln der Großen den Glauben an jene Unmöglichkeit durch die That

widerlegen konnte. In Wien wenigstens war dies der Fall.

Um die Zeit, als Wielands Grazien erschienen, hielt sich zu Wien der Marquis Boufflers auf, als geistreicher, angenehmer Gesellschafter und heiterer gefälliger Dichter am Hofe und in den ersten Zirkeln ungemein beliebt. Diese Grazien kamen ihm in die Hände, und da sie niemand kannte, so übersetzte er sie stückweise ins Französische, und las sie einigen Damen vom ersten Range vor. Sie fanden vielen Beifall; Boufflers aber enthielt sich dabei nicht, den Damen tüchtig den Text zu lesen, daß sie, als teutsche Frauen, ihren Landsmann, der solche Verse zu machen wüßte, und den er einen Günstling der Grazien nannte, erst durch einen Franzosen müßten kennen lernen. Dies verschaffte Wielanden zu Wien bedeutendes Ansehn, so daß er bald darauf in keiner Stadt Teutschlands mehr und wärmere Leser und Freunde hatte, als in Wien. Anderwärts lernte man ihn wol zum Theil früher aus den französischen Uebersetzungen seiner Werke kennen, und fand sich erst späterhin mit der Entdeckung überrascht, daß diese Uebersetzungen weit hinter den Originalen zurückblieben.

So gelang denn Wielanden, wonach Andre vergebens strebten, und was Manche nur zu verschmähen schienen, weil es ihnen nicht gelang,

auch wol nicht gelingen konnte. Ihm gelang es dadurch, daß er den rechten Ton traf, und die rechte Manier hatte, wie sie bei unsern französischen Großen erfodert wurden, um Eingang zu finden. Diejenigen, welche dies für gleichgültig halten, oder gar in dünkelnder Teutschheit ausrufen, daß man um solche entartete Unteutsche sich nicht hätte bekümmern sollen, wissen nicht, was sie reden, und erwägen die wichtigen Folgen nicht, welche dies gehabt hat, und welche wir und — sie zunächst Wielanden verdanken.

Sonderbar genug ist's freilich, daß der Größte von Teutschlands damals lebenden Dichtern für Werke, auf die das Vaterland stolz war, von einem Dänischen König unterstützt wurde, während der Teutsche König, in dessen Lande die vaterländische Poesie sich an ihm heraufbildete, nicht einmal Kunde von ihr nehmen wollte, und der Dichter, mit dessen Einfluß die französische Literatur an unsern Höfen und bei unsern Großen aufhören sollte, vorherrschend zu werden, von Franzosen empfohlen werden mußte, als derjenige, der sich auf den Ton der feinen Gesellschaft und der großen Welt so gut verstehe, als ein Mitglied der Bureaux d' Esprit von Paris. Giebt es noch etwas Sonderbareres hiebei, so ist es dies, daß Wieland dieser Dichter war, dessen

ganzes Jugendleben in der Einsamkeit verflossen war, der nie in einer Hauptstadt, in der Nähe eines Hofes gelebt hatte, und der als Mann seine meiste Zeit in die Kanzlei, die Rathssessionen und seinen Aktentisch theilen mußte, ohne am Abend andre Gesellschaft zu finden, als an einem l'Hombretisch, oder auf dem Rathskeller, den er vermied, oder in häuslichen Zirkeln, die wenigstens keine Bureaux d'Esprit waren. Was er von der großen Welt gesehen, von dem Tone der großen Welt kennen gelernt hat, das hat er allein in Warthausen gesehen und kennen gelernt; außerdem kennt er sie nur sehr aus der Ferne, aus Büchern, und kann aus denen Büchern, die in ihr den meisten Beifall finden, den Geschmack und die Neigungen derselben beurtheilen. Eben diese Bücher aber sind es, die nicht unbedingt seinen Beifall haben. Zwar ist er weit entfernt, das Schätzenswerthe an einem Schriftsteller zu verkennen, weil ihm dies oder jenes an ihm nicht gefällt oder wol gar mißfällt, und noch weiter entfernt davon, über die ganze Literatur eines Volkes den Stab zu brechen, weil sie nicht so ist, wie sie — nicht seyn kann: gewiß aber ist es, daß er, anstatt für die poetische Literatur der Franzosen überhaupt, oder für einen ihrer Dichter, die er sich hauptsächlich zu Mustern gewählt haben soll, eine überwiegende Vorliebe

zu haben, vielmehr die Italiener und Engländer vor Augen hatte, und unter diesen gerade für solche die meiste Vorliebe bewieß, für welche der französische Geschmack sich nie entschieden hat. Es würde daher befremden müssen, wie gerade Er derjenige seyn sollte, der zuerst auf den französisch gebildeten Theil des Publikums einwirken, und der nachher stets mit französischen Schriftstellern verglichen werden konnte, wenn es nicht einigermaßen daraus erklärbar würde, daß er auch seine engländischen und italienischen Muster nicht unbedingt nachahmte. Hätte er einen unbedingt nachahmen können, so würde es Sterne gewesen seyn, den er damals über alle andern hochschätzte, aber er that es nur — auf seine Manier, und wußte sehr genau, warum er dies that. Bei allem dem mußte freilich seine Manier etwas Französisches haben, allein die Aehnlichkeit, welche sie damit hat, war nur zum kleinsten Theil angebildet, zum weit größeren Theile Natur; aber gerade darum war der Eindruck davon um so stärker. Was ihn noch mehr verstärkte, war Wielands zufälliges Zusammentreffen mit dem Geiste der Philosophie des Lebens, die sich von Frankreich aus immer mehr verbreitete. Wie sehr zufällig dieses Zusammentreffen war, muß jeder sehen, der seiner bisherigen Bildungsgeschichte achtsam gefolgt ist; damals konnte es ihm leicht das

Ansehen eines Apostels jener französischen Philosophen geben, die auch an Friedrichs Hofe den Ton angaben. Daß Wieland, ungeachtet er Helvetius hoch hielt, ohne durchaus seiner Meinung zu seyn, doch ein ganz anderes Ziel im Auge hatte, würde sein Agathon noch deutlicher gezeigt haben, wenn er ihn schon damals seiner Idee gemäß ausgeführt gehabt hätte. Selbst seine Musarion hätte darauf aufmerksam machen können, denn die Stelle, wo Fanias meint, daß Musarion den Pythagoreer verspottet habe, diese aber erwiedert:

Den Mann, nicht seine Lehren;
Das Wahre nicht, obgleich (nach aller Schwärmer Art)
Sein glühendes Gehirn es mit Schimären paart;
Nur diese trifft der Spott;

diese Stelle allein — die längere vorhergehende nicht einmal gerechnet — wäre bedeutend genug gewesen. Wie leicht ist aber solch eine kleine Stelle übersehen! Genug, Wieland kam in den Ruf, auch als Philosoph den französischen Philosophen jener Zeit zu gleichen, und davon mochte man nun denken, wie man wollte, so mußte man ihm zugestehen, daß er im Vortrag der Philosophie auch dem Franzosen, der sie am gefälligsten, man möchte sagen, einzuschmeicheln wußte, nicht nachstand. Es gab sogar

Manche, die ihm den Vorzug gaben. Bei einer Anzeige der neuen Auflage der Musarion sagte der Herausgeber des Almanachs der teutschen Musen (Lpz. 1770): „Unsre Sprache hat kein Gedicht, wo alle die mannigfaltigen Reize der Dichtkunst so glücklich vereint, und Scherz mit Weisheit so vortrefflich vermählt wäre. Wie fad sind dagegen so viele Franzosen, deren jeder ein Philosoph der Grazien seyn will! Aber Wieland ist auch unter uns der Einzige, der so tief in die Philosophie gedrungen, und dem dennoch die Grazien so hold sind. Der Weise wird hier erheitert, und der Fröhliche lernt Weisheit!“ Zuverlässig hatte in Teutschland noch keine Philosophie eine so heitere Miene gehabt, als die Wielandische, und die Anzahl seiner Freunde auch in dem größeren Publikum mußte dadurch in eben dem Grade zunehmen, als Pedanterie von der einen, und Kopfhängerei von der andern Seite gerade damals abnahmen. Der Eindruck, den dies, zumal bei der jüngeren und empfänglicheren Generazion, machte, war bedeutend, und zum Glück hat der Vorzüglichste seine Bemerkungen darüber mitgetheilt.

Göthe studirte damals zu Leipzig. In seinem Leben theilt er seine Beobachtungen über die zu jener Zeit einflußreichsten Dichter und ihr Wirken mit. „Ganz ohne Frage, sagt er

da (Bd. 2 S. 136.), besaß Wieland unter allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen idellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel sich und Andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Produkzionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre. Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles, was in Wielands Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wol auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man

verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.“

12.

Wußte Wieland nun aber äußerst wenig von dem Gange der teutschen Literatur und von den Parteien der Kunstrichter, so wußte er doch noch weniger von dem Eindruck, den seine Schriften auf das Publikum gemacht hatten, und die Kunstrichter hatten dafür gesorgt, daß er sich denselben nicht allzugroß vorstellen konnte. Dies erwartete er auch weder, denn er dachte bei allem gerechten Selbstgefühl doch sehr bescheiden von sich, noch kümmerte es ihn sonderlich, denn die Hauptsache war ihm doch die Freude, die ihm das eigne Hervorbringen gewährte. Es war ihm daher so neu als überraschend, als Riedel ihm in seinem ersten Briefe schrieb, daß seine neue Schriften ihm großen Beifall und Berühmtheit in Teutschland erworben hätten. Einen überzeugenden Beweis davon sollte er nicht lange darauf erhalten.

Der damalige Churfürst von Mainz, Emmerich Joseph, wünschte die Universität zu

Erfurt aus ihrer Versunkenheit zu retten, und als ein Hauptmittel dazu erschien die Berufung jüngerer, thätiger Professoren. Zufälliger Weise sprach hierüber der Kammergerichts-Assessor v. Loskant mit Wieland, und äußerte, daß eine Professorstelle zu Erfurt ihm doch viel annehmlicher seyn müsse, als seine jetzige Stelle. Wieland, der hiebei zunächst an seinen Freund Riedel dachte, erwiederte: wenn er irgendwo in der Welt eine akademische Stelle bekleiden wollte, so würde es in Erfurt seyn. Mit der größten Wärme ergriff jener dieses Wort, und ließ nun nicht ab, bis Wieland darüber mit la Roche sprach, welcher bald darauf Gelegenheit hatte, dies dem ersten Minister und Großhofmeister, Freiherrn v. Großschlag, vorzutragen. Dieser, — nach Wielands Ausdruck ein arbiter elegantiarum, wie es seit Zeiten des Petronius irgend einen gegeben, — hatte Wielanden zu Warthausen persönlich kennen gelernt, gehörte selbst zu denen, die dessen Schriften mit dem größten Beifall aufnahmen, und war daher über diesen Vorschlag hoch erfreut, denn von dem Ruhme Wielands hoffte er viel für das Gelingen des für Erfurt gemachten Plans, und schrieb im ersten Feuer deshalb sogleich an den Statthalter zu Erfurt. Riedel, dem sehr viel daran lag, Wielanden zum Kollegen zu erhalten, wirkte indeß in und von Erfurt aus mit

freundschaftlichem Eifer für denselben Zweck, und so gedieh diese Angelegenheit schnell um vieles weiter, als Wielanden selbst lieb war.

Selbst in der schlimmsten Zeit, die er zu Biberach verlebt hatte, schrieb er an Zimmermann: „Wenn ich auch zuweilen schwermüthig werde, und mit dem Strumpfband in der Hand mich nach einem tauglichen Nagel umzusehen anfange, so besinne ich mich doch allemal so lange, bis wieder nichts daraus wird; ein überzeugender Beweis, daß ich noch etwas in meinem Zustande finde, das der Versuchung, mich aufzuhängen, wenigstens das Gleichgewicht hält.“ Nach seiner Verheirathung konnte er immer heiterer lächeln „über die seltsame Figur, die er unter einem Haufen hungriger Kanzellisten und Schreiber, mit der Feder hinterm Ohr,“ machte, und seine Zufriedenheit hatte fortwährend zugenommen. „Was meine Kanzlei betrifft, schrieb er an Riedel, so müssen Sie sich die Sachen eben nicht so gar gräßlich vorstellen. Ordentlicher Weise habe ich die meisten Nachmittage zu meiner Disposizion, und meine Geschäfte gehen mir leicht von der Hand; dafür bin ich aber auch, ohne Ruhm zu melden, einer der expeditivsten Leute im ganzen Schwabenland. Nur ein kleines Tuskulanum geht mir noch ab, und bis ich erben werde, (wozu in den nächsten zwanzig Jahren wenig Hoffnung ist) sehe ich

auch keine Möglichkeit, eines zu bekommen. In Ermangelung deſſen habe ich ganz nahe an unſerer Stadt, aber doch in einem etwas einſamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemiethet, wo ich die angenehmſte Landausſicht von der Welt habe, und, ſo nahe es meinem Hauſe in der Stadt iſt, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich des Sommers meine meiſten müßigen Stunden zu, solus cum sola, oder ganz allein mit den Muſen, Faunen und Grasnymphen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Geſicht habe, welche auch den enthaltſamſten Einſiedler unverſucht laſſen würden. Hier ſehe ich die Knaben baden, keine Nymphen; ich rieche den lieblich erfriſchenden Geruch des Heues: ich ſehe ſchneiden und Flachs bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Voreltern liegen, daß ich leben ſoll, ſo lange und ſo gut ich kann; — auf der andern lockt mir ein durch Gebüſche halb verdeckter Galgen fernher den Wunſch ab, daß ein halb Dutzend Schurken, die ich ganz trotzig tête levée herumgehen ſehe, daran hängen möchten. Ich ſehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe, ein langes angenehmes Thal, das ſich mit einem zwiſchen Bäumen hervorragenden Dorfe mit einem ſchönen, ſchneeweißen Kirchthurm endet, und über demſelben eine Reihe ferner, blauer Berge, aus denen im

Abendstrahl Horn, ein uraltes, seit Kurzem von den jetzigen Besitzern neu aufgebautes, Schlößchen hervorglänzt. Das alles macht eine Aussicht, über der ich Alles, was mir unangenehm seyn kann, vergesse, und, mit diesem Prospekt vor mir, sitze ich an einem kleinen Tisch und — reime." Er erkannte sogar, „daß, nachdem er Gelegenheit gehabt, mit der Welt besser bekannt zu werden als ehedem, die Einsamkeit, worin er zu Biberach lebe, für seinen dichterischen Geist wenigstens, vortheilhaft sey." Seine ökonomischen Verhältnisse waren von der Art, daß Sie ihm die Aussicht gewährten, in einigen Jahren, von seinen Amtspflichten ungehindert, nach seinem Geschmacke zu leben; seine bürgerlichen Verhältnisse waren die friedlichsten, denn er hatte sich nach und nach das Zutrauen beider Religionsparteien erworben; seine häuslichen Verhältnisse machten seine stille Glückseligkeit vollkommen, besonders nachdem ihm eine Tochter war geboren worden, und er „über den Freuden der Paternität in der Wochenstube sogar die Musen vergessen hatte, oder diese ihn, da sie doch so sehr Demoiselen sind, um sich in eine Wochenstube zu wagen."

Wenn er diese seine Lage bedachte, alle Familienverhältnisse, Aeltern, Schwiegeraltern und Frau berücksichtigte, besonders den Schmerz, den die Trennung seinem alten Vater verursachen

würde, und dagegen erwog, daß seine neue Lage viele noch ungeahnete Unannehmlichkeiten für ihn herbeiführen könne, so bereute er, auf den Vorschlag einer Veränderung seiner Lage eingegangen zu seyn. Ein Unangenehmes, welches er gleich voraus sah, war die Magisterpromozion, wegen deren er Riedeln schrieb: „Magister zu werden, will sich für mich um so weniger schicken, als ich die Ehre habe, Comes Palatii Caesarei zu seyn, und vermöge meines Diplomatis selbst fähig bin, Meister der freien Künste zu kreiren, welche zwar nur Magistri per bullam sind, aber doch immer unter Meister und Gesellen passirt werden müssen. Wäre es nicht allenfalls eine Höflichkeit, wenn mir die Fakultät ein kleines Präsent mit dem Diplome machte? ... „Doch das Beste ist, gar nichts dergleichen.“ Ungeachtet aller der Schwierigkeiten, die er sich vorstellte, zog doch der erste Schritt den zweiten nach sich. Riedel suchte nicht nur alle Hindernisse bei Seite zu schaffen, sondern sendete ihm auch einen von Erfurt ausgefertigten förmlichen Antrag zu, mit Anerbieten, die sich nicht so schlechthin von der Hand weisen ließen. La Roche rieth nun, an den Minister selbst zu schreiben, und Wielands Brief an denselben ging wirklich am 26. Jan. 1769 nach Mainz ab. Nichts desto weniger war er noch nicht fest entschlossen.“ Ich habe,

schrieb er Riedeln, allem Ansehen nach schon lange über die Hälfte meines Lebens gelebt, und ich sitze, was das Aeußerliche betrifft, da, wo ich jetzt sitze, gut, — et si qua sede sedes — das wissen Sie. Es ist also sehr vonnöthen, alle möglichen Präkauzionen zu nehmen, damit man nichts thue, das uns wieder reuen möchte. Denn meine Vaterstadt ist für mich wie meiner Mutter Leib; wenn ich einmal d'raus bin, so komme ich nicht wieder hinein; und wenn ich mich nicht wirklich omnimodo verbessere, so wäre ich ein Sot et demi, wenn ich den Hund im Nil agiren wollte." Der Churfürst selbst, der Minister und der Statthalter kamen aber den Wünschen Wielands so entgegen, daß ihm kein Bedenken bleiben konnte. Im Februar erhielt er den Ruf als erster Professor der Philosophie mit dem Charakter eines Churfürstlich Mainzischen Regierungsrathes und einem Gehalt von 600 Thalern. Man gab ihm zu verstehen, daß man ihn nur um seines Namens willen haben wolle, und daß man zufrieden sey, wenn er komme, sollte er gleich auch nichts andres thun, — als da seyn, und machen, was ihm selbst gefalle. Da war ihm denn auf einmal die längst ersehnte Muße zugesichert, sein Wunsch, dem Mittelpunkte der teutschen Literatur und denen, die sie damals vorzüglich förderten, besonders auch seinem

Freunde Riedel, näher zu seyn, erfüllt; er erwog nun blos, was er unter so viel günstigeren Umständen mehr würde leisten können, und dies überwog alle seine Bedenklichkeiten, sogar wegen der Magisterpromozion. „Muß es seyn, — schrieb er an Riedel — à la bonne heure, so werde ich, wie Don Quixotte vor dem Wirth, von dem er zum Ritter geschlagen wurde, vor Ew. Liebden niederknieen, und nach Empfang so vieler Schläge, als Sie wollen, und nachdem ich die Wache der Waffen, oder welche andre Buße Sie mir auflegen werden, prästirt haben werde, um die Kollazion dieses edlen Ehrenzeichens der gebenedeiten Mantille (welche sich gegen das alte pallium philosophicum à peu près verhält, wie sich die Magistri nostri gegen die alten Philosophen verhalten), aus Ihren magisterlichen Händen zu empfangen.“ — Er nahm den Ruf an.

Riedel versäumte auch diese Gelegenheit nicht, seinem Freunde einen Beweis von Freundschaft zu geben, und kündigte unterm 3. März in dem achtzehnten Stücke der Erfurtischen gelehrten Zeitung, die er seit dem Jahre 1769 herausgab, dies Ereigniß auf eine pomphafte Weise an. „In dieser Zeitung, schrieb er, habe ich noch keine so interessante, und für Alle, die sie lesen und nicht lesen, so wichtige Nachricht ankündigen können, als folgende: Derjenige

unsrer teutschen Schriftsteller, mit dem wir am meisten gegen die Ausländer trotzen können, dieses vaste Genie, wie es der selige Meinhard nennte, der Verfasser der Natur der Dinge, der Sympathien, des Agathon, der Komischen Erzählungen, des Don Silvio von Rosalva, der Musarion, des Idris, — mit Einem Worte, Herr Wieland ist von Sr. Churfürstlichen Gnaden zum ersten Professor der Philosophie, mit dem Charakter eines Regierungsraths, und einem überaus ansehnlichen Gehalte (?) *), ernennt worden. Er hat den Ruf angenommen, und wird im Monat Mai seine Vorlesungen über Iselins vortreffliche Geschichte der Menschheit und über andre wichtige Bücher anfangen. Diese Acquisizion ist so beträchtlich, daß sie allein, wenn auch vorher nichts wäre gethan worden, unserer Universität einen Glanz verschafft, in welchem sie gegen ihre Schwestern stolz seyn kann. Ich glaube, daß der Ton, in welchem ich diese Neuigkeit ankündige, nicht unschicklich ist, und es wäre kein Parenthyrsus gewesen, wenn ich angefangen hätte:

---

*) Wieland konnte das Einkommen von seinem bisherigen Amte auf 1000 Gulden anschlagen, und „hielt daher für billig, wenn ihm weniger nicht als 600 Reichsthaler Gehalt angeboten würden.“

Dicam insigne, recens, indictum
Adhuc ore alio.

Auswärtige Leser können nach dieser Nachricht urtheilen, mit welchen scharfsichtigen Blicken unser gnädigster Churfürst und sein erlauchter Herr Statthalter die Verdienste beurtheilen."

Am 24sten März erhielt Wieland das Churfürstliche Dekret, nebst einer im höchsten Grade verbindlichen Zuschrift des Statthalters, die demselben sein ganzes Herz gewann. In Biberach, wo er sich so mühselig in seine bisherige Stelle hatte hineinkämpfen müssen, entließ man ihn jetzt sehr ungern, und es geschah mit allen möglichen Merkmalen, daß, wie er Geßnern schrieb, seine Herren und Obern sich ein wenig auf ihren Landsmann einbildeten. Sie haben's, fügt er hinzu, recht hübsch gemacht.

Wie überhäuft er auch bei seinem bevorstehenden Abzuge mit Geschäften war, so benutzte er doch die noch wenigen Wochen seines Aufenthalts in Biberach zur Verbesserung seiner früheren poetischen Schriften, wovon eine neue Auflage erscheinen sollte, denn, so schrieb er Geßnern, diese Verbesserung ist eine Pflicht, welche ein Autor dem Publikum und sich selbst schuldig ist. Die Vorrede zu dieser Auflage schließt mit einer zur Charakteristik Wielands merkwürdigen Stelle.

„Ich widme, schreibt er, diese Gedichte meinen alten und ehrwürdigen Freunden, dem Herrn Kanonikus Breitinger und dem Herrn Professor Bodmer in Zürich, zum öffentlichen Zeichen der dankbaren Erinnerung an die unverdiente Güte, womit sie mich in meinen glücklichen Jünglingsjahren überhäuft, und der Freundschaft, deren sie mich zu einer Zeit, da die Welt noch nichts von mir wußte, gewürdiget haben. Mit Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit, zu gestehen, daß, wenn ich einiges Verdienst habe, es hauptsächlich dem vieljährigen vertrauten Umgang mit diesen zween vortrefflichen Männern, und dem mannigfaltigen Nutzen, den ich daraus gezogen, beizumessen ist; aber mit gleicher Freimüthigkeit erkläre ich auch, daß ich diesen besondern Beweggrund nicht vonnöthen habe, um ihrem Geist, ihrem Charakter, und ihren wahren Verdiensten um die Philosophie und den Geschmack, Verdiensten, welche die Zeit immer reiner glänzen machen wird, eine Hochachtung zu widmen, die nur mit meinem Leben aufhören kann.“

Dieses schrieb Wieland zu einer Zeit, wo alle teutschen Kritiker, und auch sein Freund Riedel, über Bodmers verfehltes poetisches Streben, seine steifen politischen Trauerspiele und verunglückten Parodien mit bitterm Tadel sich ergossen. Daß Wieland hiebei nicht etwa

zu kurzsichtig war, erhellt aus dem, was er damals an Geßner schrieb. „Ich werde den Beleidigungen eines alten Freundes nicht gleichgültig zusehen, aber ich gestehe Ihnen, daß ich eben so wenig gleichgültig dabei bin, daß er sich diese bösen Händel selbst zuzieht, und dem Herrn Weiße, den ich ehre und liebe, weil er beides verdient, so schlecht begegnet, daß es kein Wunder ist, wenn seinen Freunden die Geduld endlich ausgeht.“ Ein kluger Mann würde in Wielands Lage von Bodmer jetzt zum wenigsten geschwiegen haben, Wieland folgte den Eingebungen seines Herzens als ein guter Mensch, und suchte, dankbar der Vergangenheit eingedenk, dem Greise zu eben der Zeit Achtung zu beweisen, als man ihn ganz niederdrücken wollte, und ihm Frieden zu verschaffen, während dieser Spottgedichte auf ihn verfertigte.

Diese Arbeit war beendigt, die Kanzleigeschäfte, die er noch selbst besorgen mußte, waren abgethan, die ökonomischen Angelegenheiten besorgt, die schönere Jahreszeit, die er besonders um seines lieben Mädchens von 23 Wochen willen abwarten wollte, war eingetreten, als Wieland zwei Tage nach Pfingsten die Reise nach dem Orte seiner neuen Bestimmung antrat. Mit ihm wanderte eine kleine Kolonie; denn außer Frau und Tochter begleiteten ihn ein Sohn von la Roche (Fritz) und ein Phönix

von Hausaufseherin, eine schon etwas betagte Jungfrau, welche an zwanzig Jahre in Diensten seiner Familie gewesen war, und die er so wenig zurücklassen, als sie zurückbleiben wollte.

Während seiner Reise über Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Koburg, Frauenwalde, Ilmenau, Arnstadt nach Erfurt,*) wo er, „einem Ritter von der traurigen Gestalt um ein gut Theil ähnlicher, als irgend einem von den sieben Weisen aus Griechenland," am 1. Jun. 1769 anlangte, mußte ihn, trotz Hitze, Staub und andern Plagen der Reise, der Gedanke nicht blos an seine nächsten Verhältnisse in Erfurt, sondern auch an die weiteren in Norddeutschland, in die er mit Dichtern, Philosophen und Kritikern nun kommen würde, wol beschäftigen, und Entschließungen deshalb in ihm veranlassen. Zum Glück läßt sich das; was ein fehlendes Tagebuch darüber enthalten würde, wenigstens einigermaßen ersetzen.

Wir sind nun, lieber Riedel, dem Augenblick, der uns für den Rest des Lebens vereinigen

---

*) Diese Reiseroute beweist, daß der Brief über Wielands Reise, welchen Herr Horn vermuthlich in das Jahr 1760 setzt, gewiß nicht in diesem Jahre geschrieben ist, was, wegen des Inhalts, einen kleinen Unterschied macht.

wird, nahe. Ich sehne mich nach ihm, und doch lasse ich die Hälfte meines Herzens zu Warthausen zurück. — — — Glauben Sie, daß Sie einen Freund, der alle Proben hält, in mir gefunden haben.

Die Damen kenne ich, das ist wahr; in diesem Stück ist schwerlich ein professor philosophiae in Europa, der es mit mir aufnehmen dürfte. Aber das thut nichts; ich bin demungeachtet so zahm wie ein Lamm, und glaube an die Tugend, so gut als einer. Ich hoffe, Ihre Geliebte wird meine Freundin seyn; ich bin paucissimorum hominum, aber die ich liebe, liebe ich vom Herzensgrunde.

Ich bin froh, daß Sie sich von dem Cavalierischen, Petitmaitrischen, auf seinen geheimen Rathstitel und kleinen Hof von jungen Autoren und bärtigen Schulknaben so eingebildeten Klotz losgewunden haben. Wir wollen sehen, ob der kleine zwergische Diktator sich durch Lessings Peitsche, die er freilich sehr grob finden wird, weiser machen läßt; wo nicht, so wird sein Schicksal leicht voraus zu sehen seyn. Indessen wünsche ich doch selbst, auch mit diesem Kritikaster, so wie mit Jedermann Frieden zu haben.

Fahren Sie mir säuberlich mit Lessing, welcher zwar kein Winkelmann, aber doch als Lessing einer der besten Köpfe Teutschlands ist. Klotzen wird in der teutschen Bibliothek begegnet, wie er es verdient, und es muß weit mit ihm gekommen seyn, wenn er genöthigt ist, sein letztes Heil durch skurrilische Briefe *) zu versuchen. L' impertinent!

Uzens Brief an Herrn Weiße in der neuen Auflage von seinen Gedichten hat mich geärgert. Kann etwas Elenderes seyn, als der Grund, womit Uz diese armselige Unversöhnlichkeit rechtfertigen will? — Bei alledem ist es mir ordentlich unerträglich, mit diesem Uz, der in meinen Augen einer der schönsten Geister unserer Zeit ist, in solchen terminis zu stehen. Wer kann aber helfen?

---

*) Die Briefe skurrilischen Inhalts, angeblich von namhaften Gelehrten geschrieben, die von sich selbst Anekdoten erzählen, welche sie nur lächerlich oder verächtlich machen können, erschienen i. J. 1769, und haben wohl meist Klotzen zum Verfasser. Man hatte damals auch Riedeln in Verdacht, Antheil an denselben zu haben. Wie es scheint, war dieser Verdacht ungegründet, Wieland aber wußte auch von diesem nicht.

Ich habe nie einen Kopf gekannt, in welchem Metaphysik und Phantasie und Witz und griechische Literatur und Geschmack und Laune auf eine abenteuerlichere Weise durch einander gährt, als Herders. Der Ton, worin dieser seltsame Mensch von mir und andern ehrlichen Leuten spricht, däucht mich das Lustigste dabei. Ich bin begierig, zu sehen, was noch aus ihm werden wird. — Ein sehr großer Schriftsteller oder — ein ausgemachter Narr. Tertium non datur.

Ich hoffe zu Gott, daß Herder, wenn der Schwindel einmal bei ihm vorüber ist, und er menschlich denken und schreiben gelernt haben wird, noch einen vortrefflichen Mann abgeben kann. — — — Verfahren Sie ja säuberlich mit ihm, denn der kann und wird noch ein Mann werden!

Weiße ist wirklich ein vortreffliches Genie, dessen Freundschaft ich mir wünsche und zu kultiviren gedenke. Seine allzugroße Nachsicht gegen gewisse Leute bedaure ich.

Der neuen Auflage meiner Musarion habe ich einen Brief an Weiße vorgesetzt. Sie werden mit mir zufrieden seyn, denn ich rede durchaus gelassen, und in der Sprache eines Biedermanns, der ich auch bin.

Mündlich sollen Sie von mir hören, warum ich unmöglich gleichgültig noch ruhig bleiben kann, wenn Bodmern gar zu übel mitgespielt wird. Ich bitte Sie an Ihrem Theil, es bei dem, was Sie in den Briefen über das Publikum gethan haben, bewenden zu lassen. Ich möchte, wo es möglich ist, der Mittelsmann seyn, Euch wieder auszusöhnen. — — —

Ein ganz sanfter Scherz ist alles, was ich Ihnen und jedem Andern gegen Bodmer erlaube, und mir selbst nicht einmal so viel, öffentlich nämlich.

Briefe über die Literatur zu schreiben, und sie in kleinen Bändchen in die Welt fliegen zu lassen, — — noch niemals ist der Zeitpunkt, durch einen Versuch von dieser Art der Nazion nützlich zu werden, günstiger gewesen. Der Ton, dadurch wir uns von dem oft impertinenten Persifleurton der allgemeinen Bibliothek und der Klotzischen unterscheiden werden, der Ton der politen, sokratischen Philosophie, der sanften, mehr wohlthätigen als boshaften Ironie, eines Geschmackes, der sich auf Einsichten mehr als launische Empfindungen gründet, wird ein solches Werk unter andern dieser Art, wie ich hoffe, hervorstechend machen.

Welche Figur werde ich unter den neumodischen, süßen, philosophischen, literarischen Kleinmeistern machen, womit die Baumgartensche, Meinhardische und Klotzische Schule Sachsen angefüllt haben! Ich verspreche, mich so ganz leidlich aus der Sache zu ziehen, und vielleicht, ohne große Bewegungen und viele Maschinen dazu zu gebrauchen, den Sachen eine andre Gestalt zu geben, als sie dermalen haben.

* * *

Mit solchen Ansichten und Entschlüssen kehrte Wieland, durch eine eigne Verkettung seines Schicksals, an den Ort zurück, wohin er als Jüngling gezogen war, um Philosophie zu studiren, und wo er zu der späteren Richtung seines Geistes den ersten Anstoß erhalten hatte. Er wurde jetzt, und wurde gern, was zu werden er ehedem nie Neigung gehabt, und eben dieses sollte wieder das Mittel werden, ihn an ein Ziel zu bringen, welches, wie sehr auch früher von ihm ersehnt, er zu erreichen doch keine Hoffnung zu haben schien.

Viertes Buch.

I.

Vieles vereinigte sich, was Wielanden seine neue Lage verleiden, nur all zu sehr geeignet war.

Die Universität, an die er berufen worden, war gemischt aus katholischen und protestantischen Lehrern und Studirenden. Dieses Verhältniß war ihm von seiner Vaterstadt her nicht neu; neu aber war ihm der Unterschied, den es macht, ob Menschen von verschiedenen Religionsparteien in Geschäften oder in Meinungen zusammen stehen sollen. Es waren indeß keineswegs vorzugsweise die katholischen Lehrer, bei denen er Anstoß fand, die protestantischen waren nicht weniger mißtrauisch gegen ihn, und ein Prediger rief einst warnend seinen Zuhörern zu: „Geliebte, laßt uns den Kelch des Leidens trinken, indeß Andre mit Wein und Rosen und Grazien und Liebesgöttern ihre Lebenszeit verscherzen!“ Unter seinen Kollegen machte die vorzügliche Achtung, welche die Regierung ihm bewieß, manches Gemüth ihm abgeneigt. Eben damals waren mehrere jüngere Gelehrte als Professoren angestellt worden, außer

Riedeln selbst, Meusel, der als Literator und Statistiker sich nachmals so vielen Ruhm erwarb, Christian Heinrich Schmid, dessen Fach eigentlich die elegante Jurisprudenz war, der aber weit mehr mit Belletristik sich beschäftigte, und zum Unterschiede von seinen vielen Namensverwandten, nach seiner Theorie der Poesie, gewöhnlich nur Theorien-Schmid genannt wurde, und der gleich berühmte und berüchtigte Bahrdt. Von ihnen hoffte die Regierung vorzüglich das neue Aufblühen der Universität, jedoch von keinem mehr als von Wieland, den man auch als den Einzigen unter diesen, dessen Ruf schon begründet war, ausgezeichnet hatte. *) Seine Anstellung als erster Professor der Philosophie hatte aber den Neid seiner Kollegen erregt, wenn gleich diese Ehre mehr scheinbar war als wirklich, weil nach der Abgeschlossenheit der Fakultäten, deren Mitglieder sich aus ihrem eigenen Fiskus

*) Unterm 27. Febr. 1769 hatte der Statthalter an den Churfürsten berichtet, daß der „seiner vortrefflichen Schriften halber weit und breit berühmte Kanzleidirektor der fr. R. St. Biberach, Ch. M. Wieland, angelegentlichst an ihn ergangene Vocation als Prof. Phil. Prim., gegen einen jährlichen Gehalt von 500 Thalern, nebst 2 Malter Korn, 2 Malter Gerste und 4 Klaftern Holz, wirklich angenommen habe."

selbst besoldeten, bei eintretenden Vakanzen auch durch eigne Wahl sich ergänzten, wobei der Churfürst nicht einmal allezeit das Bestätigungsrecht ausübte, jene neu Angestellten gar nicht Mitglieder der Fakultät im engeren Sinne waren. Da nun auch nur diese älteren Fakultätsmitglieder das Concilium bildeten, und allein darin verfassungsmäßig Sitz und Stimme hatten, so war Wieland in seinen Verhältnissen zur Korporazion eigentlich nur als ein außerordentlicher Professor zu betrachten. Er wurde darum auch nach Verlauf von sieben Monaten erst durch besondre Churfürstliche Verfügung zum außerordentlichen Beisitzer der concilii academici und zum Mitgliede der Churfürstlichen Kommission bei der Akademie ernannt, was freilich dem Neide, statt ihn zu tilgen, neue Nahrung gab. Dazu kam das Gerücht, es sey im Werke, Wieland und Riedel an die Spitze der ganzen Universität zu stellen; ein Plan, der nie officiel zur Sprache gekommen ist, und daher wol nirgend anders als in den Köpfen von Riedel und dem Regierungsrath Genau — der eine Art von Kurator der Universität, jedoch nur als Liebling des Statthalters, Freiherrn v. Breidbach, war, — existirt hat, der aber hauptsächlich zur Gegenwirkung gegen diese reizte. Wieland spricht davon als von einer Kabale, von deren Umständen er

jedoch wenig oder falsch unterrichtet war. *) Er glaubte selbst, daß in Folge derselben der Professor der Medizin Nunn seiner Stelle entsetzt worden sey, was aber eigentlich nur die Folge einer groben Ungehörigkeit gegen den Rk. Genau war. Unter den Professoren war daher Riedel der Einzige, an den er sich Anfangs näher anschloß; Einige lernte er nur erst späterhin genauer kennen und hochachten, von Andern, mit denen er wissenschaftliche Berührungspunkte gehabt haben würde, zog er sich bald zurück, von Herel, wegen seines schmutzigen Geizes, von Schmid, weil dessen belletristisches Streben etwas Marktschreierisches hatte, was Wieland nicht leiden konnte, von Bahrdt, weil er schon damals eine würdige Haltung nicht zu behaupten wußte. Er kam indeß doch mit diesen in einer Abendgesellschaft zusammen, an welcher auch Baumer, Schorch, Turin und Jordan Simon Theil nahmen, und worin jeder sich seinem Witz und seiner Laune überließ. Nicht in genauere Verhältnisse kam Wieland mit den Gesellschaften der Stadt, denn die plump ehrliche Teutschheit der einen behagte ihm so wenig, als die genial seyn sollende Unverschämtheit der andern. Er zog sich

*) Brief 35 in der Sammlung von Horn.

daher sogleich auch von den Zirkeln eines Hauses zurück, welches in dem Rufe stand, täglich Alles zu versammeln, was auf Witz, Geschmack- und Welton Anspruch mache, und man mußte bald bemerken, daß man in Wieland sich sehr getäuscht habe, als man glaubte, der Verfasser der komischen Erzählungen werde in solchen Zirkeln sich gefallen.

Offenbar hatte also Wieland an dem, was man gewöhnlich Freuden des geselligen Lebens nennt, in Erfurt wenig gewonnen, allein er suchte diese auch nicht, und seine immer genügsamen Wünsche waren befriedigt, als er im Herbst eine bequeme und anständige Wohnung mit einem artigen Garten, im Gasthofe zum Schwane hinter dem Schottenkloster, fand. Zurückgezogen, wie immer, lebte er hier den Musen und seiner Familie, und empfand ganz das süße Glück, dies nun ungestörter zu können. Weil indeß die Wenigsten sich einbilden konnten, daß ein Mann, wie Wieland, unter solchen Umständen sich sehr glücklich fühlen könne, hatte sich das Gerücht verbreitet, er sehne sich von Erfurt hinweg. Gleim, der davon auch gehört hatte, schrieb ihm deshalb, aber Wieland antwortete ihm: (9. Dec. 1769) „Der Rapporteur, der Ihnen gesagt hat, ich gefalle mir hier so schlecht, daß ich meine jetzige Stelle gegen die schlechteste in Halle vertauschte,

hat Ihnen eine insolente Unwahrheit gesagt. Ich begreife nicht, woher solche Gerüchte kommen können, und schreibe sie Leuten zu, welche der hiesigen Akademie nicht viel Gutes gönnen. Ich habe alle ersinnliche Ursachen, gerne hier zu seyn. Der Churfürst giebt mir alle Proben von Distinktion und Vertrauen, die ich nur wünschen kann; sein erster Minister, B. v. Großschlag liebt mich, und schreibt mir Briefe, welche des Druckes würdig sind. Unser Statthalter überhäuft mich mit Merkmalen einer freundschaftlichen Gewogenheit. Ich lebe in der vollkommensten Freiheit, und was ich für die Akademie thue, wird mir mehr für ein Verdienst als für eine Schuldigkeit angerechnet, — mit einem Worte, ich bin so zufrieden mit meinem Schicksal, als man es seyn kann, und habe noch nie daran gedacht, meine Stelle selbst gegen die beste an irgend einem Orte zu vertauschen. — — So lange der Himmel unsern vortrefflichen Churfürsten erhält, habe ich nichts zu besorgen, und würde undankbar seyn, an eine Veränderung zu denken."

Die Veranlassung, welche Wieland doch wol selbst zu solch einem Gerüchte gegeben haben konnte, mochte ihm vielleicht nicht mehr erinnerlich seyn. Er war im Anfange höchst unzufrieden, aber nicht mit seiner Lage überhaupt, sondern mit dem Geist und Tone, den er unter

den Studirenden fand. Da schrieb er im raschen Unmuth an Geßner: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist- Herz- und Geschmacklosigkeit! — Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaeso! Was für ein Thaumaturge müßte ich seyn. Das wäre alles, was eine Kolonie von Lavater, die zu uns käme, zu unternehmen wagen möchte; Leute, welche Glauben haben, um Berge zu versetzen!“ Indeß verließ ihn auch dieser Unmuth, sobald er bemerkte, daß seine Einwirkung auch hier nicht ohne erfreuliche Folgen bleiben werde.

Ungeachtet man ihn in Mainz von allen Lehrvorträgen so gut wie entbunden hatte, so war er doch nicht der Mann, der sich von den Pflichten eines übernommenen Amtes selbst entbinden konnte, und er strebte daher mit allem Eifer, die Absicht seiner Gönner, den Flor der Universität zu befördern, auch durch seine Vorlesungen erreichen zu helfen. Im ersten Jahre seines Professorlebens hielt er Vorträge über die Geschichte der Menschheit, wol die ersten, welche über diesen Gegenstand gehalten wurden, und hiebei legte er Iselins bekanntes Werk zum Grunde, wenn dieses gleich ihn

selbst nicht durchaus, und am wenigsten in seinem methaphysischen Theile, befriedigte. Gewissermassen um zu ergänzen, was hiebei fehlen mochte, erläuterte er zugleich Montesquieu's ihm selbst so interessanten Esprit des loix. Während der zwei übrigen Jahre, die er noch in Erfurt verlebte, hielt er Vorlesungen über Geschichte der Philosophie nach Formey's Grundriß, über allgemeine Theorie und Geschichte der schönen Künste, über einzelne Komödien des Aristophanes, die Horazischen Briefe überhaupt, und den über die Dichtkunst insbesondre, über Cicero's Werk von den Pflichten. Er theilte eine kritische Kenntniß der besten griechischen, lateinischen, italienischen, engländischen und französischen Schriftsteller mit, und wurde dadurch eben so nützlich, als durch seine Vorträge über verschiedene Theile der praktischen Philosophie, insbesondre durch seine Lehre von der Natur, den Kräften, Bewegungen, Tugenden, Lastern und Krankheiten der menschlichen Seele und von Heilung der letztern. Mit großem Beifall zahlreicher Zuhörer hielt er einmal auch Vorlesungen über den Don Quixotte. Nicht aber blos diese, sondern alle seine Vorlesungen fanden den größten Beifall, und der

Prälat Muth, Erhard, die beiden Loffius, welche Wieland noch gehört hatten, konnten seinen eben so Sach- und Gedankenreichen als hinreißenden Vortrag nicht genug rühmen.

Wenn man auch nur diese einfache Anzeige seiner gehaltenen Vorträge ansieht, wird man gestehen müssen, daß es nicht leicht einen fleißigeren Professor gegeben habe. Der angestrengte Fleiß, womit er seine Pflicht zu erfüllen suchte, hatte den glücklichsten Erfolg. Nicht nur vermehrte sein Ruf bedeutend die Anzahl der Studirenden, *) sondern alle besseren Köpfe unter denselben schlossen sich innig an ihn an. Wilhelm Heinse schrieb zu Ende des Jahres 1770 an Gleim: „Mein guter Genius zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland — hier kann ich nicht weiter schreiben! ——— Sie kennen den großen Mann! Ihr Genius und der Wielandische sind in dem Griechenlande des Platonischen Himmels von den Musen und Grazien auf Rosen erzogen, und nach einander auf diese Unterwelt, — nicht wegen begangener Sünden — sondern wegen ihres großen Adels herabgesandt worden,

*) Einer von Wielands unter den Obigen genannten Zuhörern in Erfurt schrieb mir: Mit ihm und wegen ihm zogen Hunderte der auswärtigen Musensöhne nach Erfurt.

um das menschliche Geschlecht glückselig zu machen.“ Sehr wahrscheinlich regte Wieland nicht in allen seinen Zuhörern so viel an, als in dem genialen Verfasser des Ardinghello, allein sein Einfluß auf die Geister und selbst auf die Sitten seiner Zuhörer war im Allgemeinen nicht gering, denn er lehrte nicht nur eine ersprießliche Weisheit des Lebens, — wie er denn auch bei seinen Erklärungen der Horazischen Briefe theils auf die darin enthaltenen Maximen, theils auf die Bildung des Geschmacks eine besondre Rücksicht nahm, — sondern er zeigte sie auch als bewährt durch sein Leben selbst.

Ueber seine Lebensweise schrieb Heinse an Gleim: „Unser theuerster Wieland ist in Erfurt fast ganz gesellschaftslos. Er käme wol Monate lang nicht vor seine Hausthür, wenn er nicht Sonntags in die Kirche gehen müßte.“ „Unser liebster Wieland hat zwei Töchterchen, mit diesen scherzt, plaudert und kurzweilt er. O könnten Sie nur Minutenlang das Vergnügen genießen, ihm hiebei zuzusehen. Jedes Lallen, jedes Wörtchen, jeder Blick, jede Miene, jede Geberde ist dem tiefsehenden Manne eine neue Entdeckung in der Philosophie des menschlichen Herzens und der musikalischen Sprache. Mit einem Blicke, nur mit einem einzigen sollte der Bürger von Genf, der Verfasser der Schrift

über die Ungleichheit der Menschen, diese Vaterliebe sehen; reisen durch ganz Europa würde er dann gewiß, und stehlen und verbrennen dieses sein Buch! — wenigstens würd' er widerrufen, daß die vage Liebe des vaterlosen wilden Zustandes des menschlichen Geschlechts die glückselig machende Liebe sey!"

Dieser Umgang mit seiner Familie und Fritz la Roche, für dessen Ausbildung er sorgte, als ob er sein Sohn wäre, waren die einzigen Erholungen Wielands, der, um jede Kabale unbekümmert, stets seinen geraden Weg fortging, und auch hiedurch glücklich bewirkte, daß er an seinem Schreibtische nie von seiner heiteren Laune verlassen ward.

2.

Noch während des Sommers 1769 schrieb er hier die Dialogen (Nachlaß) des Diogenes, arbeitete während der Wintermonate die zweite Hälfte des Amadis aus, und vollendete vom April bis Julius des Jahres 1770 die Grazien. Seit dieser Zeit fing er zwar wol zuweilen noch ein Gedicht an, aber ohne eins zu vollenden; es ist jedoch nicht überflüssig, zu bemerken, daß er i. J. 1771 den Plan zu

seinem Verklagten Amor, und früher noch zu Endymions Traum entwarf. Von jenem ließ er ein Bruchstück in den Hirtenliedern von Werthes abdrucken, und vollendete erst späterhin das Ganze; *) von diesem erschien ein Bruchstück im Göttinger Musen-Almanach von 1773, das Leben ein Traum, und es ist bei diesem Bruchstück geblieben. Mit diesen in Erfurt verfaßten Gedichten schließt sich die zweite Periode seines Dichterlebens. Man wird zwischen Wieland in Biberach und in Erfurt keinen Unterschied bemerken, wenn man den einzigen übersieht, daß, mit Ausnahme des Amadis, alle seine in Erfurt niedergeschriebenen Dichtungen nicht blos eine gewisse Richtung zum Didaktischen haben, sondern mehr oder minder gerade darauf abzielen, die Wielandischen Dichtungen dieser Periode zu rechtfertigen. Das geschah

*) „Tausend Dank, mein Bester, für Ihren verklagten Amor. Unaussprechliches Vergnügen hat mir dieses Fragment gemacht, und wenn mein Bitten etwas über Sie vermag, so werden Sie es nicht unvollendet lassen. Der ganze Dialog der Dienerschaft der Götter ist ein Meisterstück von gutem Scherz. Jeder Zug darin ist eben so fein, als treffend, und ich zweifle, ob je ein Erdensohn in eine lachende Miene und so wenig Worte so viel wahre Philosophie zusammengedrängt habe."

Fr. H. Jacobi.

denn freilich theils auf eine so versteckte, theils auf eine so heitere, ja schalkhafte Weise, daß die Meisten es nicht merkten, und die Ernsthafteren nicht geneigt wurden, sich von ihm bekehren zu lassen.

Bei Uebersendung seiner Grazien schrieb er seiner Freundin la Roche: „Sie werden keine Spur vom Uebelbefinden weder des Körpers noch des Geistes darin finden. Die Grazien sind für mich sehr wesentliche Gottheiten, sie thun mir unendlich viel Gutes; sie geben meinen Gedichten Reiz, mir zuweilen Heiterkeit und noch öfter Zufriedenheit mit meinem Zustande; sie machen, daß ich das Vergnügen, mit meinen kleinen Kindern zu spielen, allem Vergnügen der Welt vorziehe; kurz, sie sind meine Schutzgöttinnen, und ich werde ihnen bis zum letzten Lebensaugenblicke dienen.“ Ob er indeß seine Freundin bekehren würde, war ihm selbst zweifelhaft, denn ein andermal schrieb er ihr: „Mir scheint, daß Sie seit langem sich gewöhnt haben, ich weiß nicht welchen Unterschied unter den Grazien zu machen. Sie nennen welche mit jenem verdammten Shaftesbury moralische Grazien, und möchten diese gern von den drei Grazien Homers unterscheiden, von den Gefährtinnen der liebenswürdigen Venus und den Göttinnen, welche allem vorstehen, was das Leben und die Gesellschaft

begehrenswerth macht. Wissen Sie aber, daß diese Unterscheidung eine Ketzerei ist, und daß die moralischen Grazien die nämlichen sind, welche die Göttin der Schönheit für das berüchtigte Urtheil des Paris schmücken, und welche der gute Homer auf dem Gipfel des Parnaß mit Minerva und den Musen hat tanzen sehen." ——— „Nie, mit Gottes und meines gesunden Menschenverstandes Hülfe, werde ich eine andre als die Philosophie der Grazien haben. Ich betrachte alles, so viel ich kann, im mildesten Lichte, in einer Art von Helldunkel oder Mondlicht, welches mir viele Fehler verbirgt und die Schönheiten rührender macht. — Ich bin vielleicht in meinen Phantasien und Gefühlen eben so idealisch, d. i. eben so thöricht, als der entschiedenste Enthusiast; aber meine Thorheit thut mir wohl an Seel und Leib, und niemals übel."

In eben dem Lichte, von welchem er hier spricht, sah Wieland auch den Diogenes, einen von den Anekdotenkrämern bis zum Unkenntlichen verunstalteten Charakter. Wenn ihn sonst auch nichts an ihn gezogen hätte, so würde schon Luzians Vorliebe für denselben ihm ein Interesse zu der Untersuchung eingeflößt haben, wie ein Mann wol hätte seyn können, von welchem man so seltsame und einander so widersprechende Gerüchte erzählte. Es lag ihm nun aber nicht

daran, durch eine kritische Richtung der Anekdoten und ihrer Quellen auszumitteln, was in diesem Falle wol als das Wahrscheinlichste anzunehmen sey, wie er als Geschichtschreiber gethan haben würde, sondern als Dichter wählte er unter mehreren möglichen Gestalten für seinen Diogenes diejenige aus, die seinem Zweck am besten zusagte. Er schildert ihn, als einen Sonderling zwar, aber mit einem großen Theil Cynismus weniger und echter Weisheit mehr, als man ihm gewöhnlich zugestand. Ohne ihn die Natürlichkeit bis zur Verleugnung aller Sitte und des Anstandes treiben zu lassen, stellt er sie in ihm der konvenzionellen Künstelei und dem Luxus entgegen, und deutet auf sie als Ziel der Weisheit hin, ja er stellt sie als Weisheit selbst auf, indem er das Beharren bei ihr aus einem starken, festen Willen hervorgehen läßt, der in seinem Diogenes sich mit einem hellen Geiste und den liebenswürdigsten Eigenschaften des Herzens vereinigt. Indeß sollte doch dieser Diogenes nicht das Ideal eines Weisen werden, sondern Individualität behalten. Wieland stellte sie dar unter dem Charakter eines Humoristen, und da er in einer Reihe lebenvoller Scenen ziemlich alles, was die Leser von Sterne's Werken am meisten angezogen hatte, glücklich vereinigte, so fand dieses kleine Werk, durch dessen abwechselnd ernste und komische, sentimentale und

satyrische Schilderungen ein feiner Faden Sokratischer Philosophie sich hindurchschlingt, allgemeinen Beifall.

„Ich scheue mich nicht, — schrieb er an Frau v. la Roche, — Ihnen meine ganze Freude über die gute Aufnahme, welche Diogenes in Warthausen gefunden hat, sehen zu lassen. Es ist natürlich, daß wir denen am meisten zu gefallen wünschen, die wir am meisten lieben. In hiesigen Landen wird diesem Sokratischen Diogenes von allen Seiten, Orten und Enden her entgegen gejauchzet. Hingegen sind die Mönche desto weniger mit der Vorrede zufrieden. Sie sollen unter der Hand ihre Klagelieder schon an den Herrn Statthalter gebracht haben, und es ist kein Zweifel, daß sie ein noch jämmerlicheres Miserere zu Mainz anstimmen werden. *) Ich weiß nicht, inwiefern sie Gehör finden, aber ich werde Ihnen einen Detail von Umständen vorlegen, woraus Sie mit mir begreifen werden, daß man leichter einen Mohren weiß waschen, als die — — empor bringen könnte. Man soll den Pelz

*) Eine eigne Art von Rache der Mönche scheint es gewesen zu seyn, daß sich das Gerücht verbreitete, W. sey katholisch geworden, wegen welches Gerüchtes W. die Frau v. la Roche bat, seine Eltern vorläufig zu beruhigen. Br. 64. b. Horn.

waschen, aber er soll nicht naß werden. — — Wenn ich ruhig leben wollte, müßte ich meinem Geist und meinem Humor, meiner Philosophie und meiner Denkart, meiner Liebe zur Literatur, meinem Geschmack, kurz, meinem ganzen Ich entsagen, wie man in der Taufe dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen entsagt. — Man ist so klug, daß man mich äußerlich sehr menagirt, und ich folge diesem Beispiel. — — Daß gerade die Stücke vom Diogenes, welche Sie mir genennt haben, Ihnen und la Roche am besten gefallen würden, habe ich vorausgesehen. Begierig bin ich zu hören, was la Roche zu der Republik sagen wird. Ich halte sie für mein Meisterstück. Die meisten Leser sind Köpfe — wie die Kohlköpfe, hauptsächlich unter dem gelehrten Volke. Alle diese Leute bewundern die Rede über den Mann im Monde — als eine Satyre gegen die alten Sophisten, und die Republik des Diogenes als eine Satyre gegen die Republik des Plato. Und das sind Leute, die sich mit dieser Entdeckung für sehr feinsinnig halten. — Unendlich schmeichelhaft ist mir der Beifall Ihrer vortrefflichen Gräfin gewesen. Das Wort, welches ihr mißfällt, würde nicht in meinem Buche seyn, wenn ich selbst spräche, allein Diogenes, der Cyniker ist's, welcher spricht, den ich so verschönert habe, daß ich

wol hie und da einen Zug von Cynismus anbringen mußte, um den Mann für die Herren Gelehrten nicht ganz unkenntlich zu machen. La Roche hat einen Akt von Gerechtigkeit ausgeübt, da er sich dieses Wortes annahm, welches doch nur darum gemein (vilain) ist, weil es eine gemeine Sache bezeichnet."

In der Hoffnung, daß man von dem humoristischen Diogones die Anwendung auf ihn selbst als humoristischen Schriftsteller, — als welchen er sich betrachtete, und wozu er gewiß auch die meisten Anlagen besaß, — machen würde, fand sich Wieland getäuscht, und erreichte also in dieser Hinsicht seinen Zweck mit Diogenes nicht. Gegen seine Freundin konnte er sich darüber eine kleine Herzenserleichterung nicht versagen. „Ich habe Ihnen, schrieb er ihr, nie verborgen, daß ich über manche Dinge, die sich auf den moralischen Theil unsers Wesens beziehen, nicht völlig eben so denke wie Sie. Ich z. B. liebe die Klarissen, die Karl Grandisons und Henrietten Byrons nicht, aus dem einzigen Grunde, weil sie mir zu vollkommen sind. Vielleicht habe ich Unrecht; wenigstens habe ich jetzt nicht Muße genug, um meine Denkart zu rechtfertigen. Sollte ich aber Recht haben, wie ich denn in der That glaube, so spotte ich doch der Ihrigen nicht; ich halte vielmehr dafür, daß die Verschiedenheit der Ansichten der

Dinge von der Natur herrührt, und ihr nicht weniger gemäß ist, als der Unterschied, den sie in den Gesichtern, in den Temperamenten und in allem, was darauf in Beziehung steht, und wofern die öffentliche Ruhe und das allgemeine Wohl der Menschen nicht darunter leidet, behaupte ich, es müsse erlaubt seyn, daß der Eine für heilig halte, was dem Andern als sehr profan erscheint, daß der Eine mit dem ein Spiel treibt, was der Andre für sehr ernst und wichtig nimmt u. s. w. Sie sehen, daß die Philosophie des Diogenes weit mehr die meinige ist, als Sie mir in einem Ihrer letzten Briefe glauben machen zu wollen schienen; und gewiß, Sie sollten darüber nicht verwundert seyn."

Er selbst bemerkte indeß sehr bald, daß es Leute gab, welche die bisherige Art seiner Schriften mit seiner gegenwärtigen Stellung für unverträglich hielten. „Ich sehe nur zu gut, schrieb er, daß man, um solche Werke herauszugeben, nicht Professor zu Erfurt seyn müßte, denn man glaubt hier seit undenklichen Zeiten, die Geistesschwere, gewöhnlich Gravität genannt, sey eine wesentliche Eigenschaft eines akademischen Lehrers, und man kann oder will nicht sehen, daß ein Autor, der für das Publikum und für Menschen von Geist schreibt, nicht wie ein Schulmeister schreiben darf." Ungeachtet dieser seiner Meinung wünschte er indeß

doch, jeden Anstoß nach Möglichkeit zu vermeiden, und entschloß sich daher zu gewissen Vorsichts-Maaßregeln wegen seines Amadis. „Ich bringe jetzt, schrieb er, den größten Theil meiner Zeit mit einer antisentimentalischen Arbeit zu, mit dem Neuen Amadis nämlich. Ich muß in Einem Zuge daran arbeiten, aus Besorgniß, daß ich bald den Geschmack verlieren möchte, ihn zu beendigen. Meine Muße soll meinen Poesien à la Hogarth gewidmet seyn. Indeß ist meine Absicht nicht, den Amadis sofort drucken zu lassen. Er soll in meinem Pulte bleiben, bis der erste Theil einer Geschichte des menschlichen Geistes erschienen ist, die ich zu schreiben und dem Churfürsten zuzueignen gedenke.“ Der Amadis erschien nun zwar, ohne daß dieser Vorsatz war ausgeführt worden, allein dieser blieb doch keineswegs ohne Folgen.

Unter den Beweggründen, welche Wieland bestimmten, jene Geschichte vor seinem Amadis erscheinen zu lassen, hatte wol der kein geringes Gewicht, daß er hoffte, seinem eigenthümlichen Dichterberuf um so ungestörter leben zu können, wenn er seinen Beruf als Professor gerechtfertigt hatte. Ungeachtet sein Agathon hinlänglich bewies, wie vertraut er mit der Philosophie sey, so galt er doch wol Manchem nur für einen sogenannten schönen Geist, von dem nicht

recht begreiflich sey, wie man ihn zum Professor der Philosophie, und gar zum ersten, habe machen können. Dies wollte er denn vor allen Dingen zeigen, und hoffte es durch eine Geschichte des menschlichen Geistes am sichersten. Als er sich vorgenommen hatte, über Iselins Geschichte der Menschheit Vorlesungen zu halten, schrieb er an Bodmer: „Gefällt Ihnen dieses Vorhaben, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir aus dem reichen Schatz Ihrer Lektüre, Erfahrung und Meditazion gelegentlich einen Beitrag thun wollten. Denn ich möchte nicht gern einen Philosophen von der Art agiren, in welche Aristophanes den ehrlichen Sokrates travestirt hat. Das bene mereri de humano genere hat einen mächtigern Reiz für mich als jemals.“ Hierin spricht sich seine Abneigung gegen die Metaphysik und das Verfahren vieler Metaphysiker aus, die er in der Rede über den Mann im Monde persiflirte, und seine Hinneigung zu jener Weisheit, die aus Erfahrung geschöpft wird, und durch Erfahrung sich bewährt. Dies war völlig gemäß der Philosophie jener Zeit, die auch er in Teutschland immer mehr verbreitete, und die wir schon aus diesem Grunde hier genauer ins Auge fassen müssen.

3.

Die Umgestaltung der Philosophie seit Wiederherstellung der Wissenschaften begann mit der Umgestaltung der Naturwissenschaften, und wurde vollendet durch die Aufstellung einer geläuterteren Psychologie in dem Zeitraume von Kopernikus und Bako bis auf Wolf, dessen philosophisches System, seit seiner Rückkehr nach Halle, in Teutschland das herrschende geworden war. Wie man auch über dasselbe urtheilen möge, so wird man doch nicht leugnen können, daß es den Geist philosophischer Selbstständigkeit beförderte, eine große Masse reinerer Kenntnisse und hellerer Begriffe verbreitete, und auch durch seine gediegene Sprache der scholastischen Barbarei in Teutschland vollends ein Ende machte. Wolf war i. J. 1754. gestorben, aber noch lebte er in mehreren Anhängern fort, wie denn neben Wieland von Mehreren die Wolfische Philosophie vorgetragen wurde, selbst im ersten Jahre noch von Baumer, seinem Lehrer in derselben. Die bedeutendsten Wolfianer vermieden indeß nicht nur das allzu Formelle in Wolfs Vortrag und seine nicht selten ermüdende Weitschweifigkeit, sondern näherten sich auch in gewissen Punkten einem andern System, wozu Wolf selbst die Veranlassung gegeben hatte.

Während der Herrschaft der Wolfischen Philosophie in Teutschland war in England die von John Locke allgemein verbreitet. „Ich glaubte, sagt dieser Denker in seinem berühmtesten Werke, dem Versuch über den menschlichen Verstand, das erste, was man thun müßte, um den Hang nach verschiedenen Untersuchungen, in welche sich der Verstand so gern einläßt, zu befriedigen, bestehe darin, einen forschenden Blick auf unser Verstandesvermögen zu werfen, unsre eignen Kräfte zu prüfen, und die Dinge, denen sie angemessen sind, zu untersuchen. Es kam mir vor, als wenn man, so lange das nicht gethan ist, die Sache am unrechten Ende angreife, und als wenn das Streben nach Befriedigung durch einen ruhigen und sichern Besitz der Wahrheiten, die uns interessiren, so lange vergeblich sey, als man seine Gedanken regellos auf dem unermeßlichen Ozean der Dinge herumschwärmen lasse, gerade als wenn der Verstand in dem natürlichen und unbezweifelten Besitz dieses grenzenlosen Reiches wäre, als wenn alles in demselben seiner Entscheidung sich unterwerfen müßte, und nichts seiner Einsicht entgehen könnte. Wenn die Menschen auf diese Art ihr Nachforschen über die Grenzen ihrer Fähigkeit ausdehnen, und ihre Gedanken in die Tiefen versteigen lassen, wo sie keinen sichern Grund finden können, so

ist es kein Wunder, wenn sie Fragen über Fragen erheben, und die Streitigkeiten vermehren, welche, da sie nie zu einer klaren Entscheidung kommen, nur dazu dienen, ihren Zweifeln Nahrung zu geben, und sie am Ende in einem vollkommenen Skeptizismus zu befestigen. Wäre daher die Fähigkeit unsers Verstandes gründlich untersucht, der Umfang unsrer Erkenntniß nur einmal entdeckt, und der Horizont gefunden, welcher die Grenze zwischen der bekannten und unbekannten Welt des Verstandes, zwischen dem, was uns begreiflich und unbegreiflich ist, bestimmt, so würden sich die Menschen vielleicht mit weniger Unruhe bei der erkannten Unwissenheit über die eine Welt beruhigen, und in der andern mit mehr Vortheil und Beruhigung ihr Denkvermögen beschäftigen.“ Locke's Versuch, dieses Bedürfniß zu befriedigen, war nun zwar keineswegs etwas ganz Neues, weder der Idee noch seiner Grundansicht nach, allein noch hatte kein Philosoph diese Untersuchung mit größerer Vollständigkeit durchgeführt, und niemals hatten vielleicht philosophische Grundsätze eine empfänglichere Zeit gefunden, als die seinigen.

Seit Platon und Aristoteles hatten immer zwei philosophische Parteien in dieser Beziehung sich gegenüber gestanden, deren eine die Erkenntniß des Uebersinnlichen behauptete, und auf das

Daseyn gewisser der Seele angeborner Ideen stützte, die andre hergegen, wenn auch eine Erkenntniß des Uebersinnlichen nicht geradezu leugnete, doch den angegebenen Grund verwarf, und angeborne Ideen nicht zugab. Jene stellte sich die Seele als eine wächserne Tafel vor, worein wesentlich gewisse Züge schon eingegraben wären, diese als eine leere Tafel, die erst durch Erfahrung beschrieben werde. Auf die Seite dieser Aristotelischen Partei schlug sich nun auch Locke, entgegen den damaligen Hauptsystemen von Descartes und Leibnitz, die sich auch bei Wolf einander begegnen. Gegen Descartes behauptete er, daß in der Seele nichts ursprünglich vorhanden, gegen Leibnitz, daß ohne Bewußtseyn keine Vorstellung möglich sey; die Seele sey ein bloßes Vermögen, die einzige Quelle der menschlichen Erkenntniß die Erfahrung, und mithin der ganze Inhalt des menschlichen Wissens bedingt durch den äußeren oder inneren Sinn. Wie man nun hierüber auch denken mochte, so mußte sich Locke's Werk doch jedem unbefangenen vielfach empfehlen, durch die feine psychologische Selbstbeobachtung im Ganzen und durch wichtige Abschnitte im Einzelnen, unter denen man seine Lehre von der Ideenverbindung und das Buch vom Gebrauch und Mißbrauch der Worte von jeher ausgezeichnet hat. Es war daher gewiß nicht blos der

klassische Styl, noch die an Popularität grenzende Gemeinverständlichkeit, sondern mehr noch das Lehrreiche, welches dem Lockeschen Werke den Beifall seines Zeitalters in hohem Grad erwarb: allein dies alles würde doch nicht hingereicht haben, es zur Grundlage einer Philosophie zu machen, welche über halb Europa sich verbreitete, und wenigstens in England und Frankreich vollkommen herrschend wurde. Der Grund hievon liegt tiefer.

Seit durch Bako von Verulam die Beobachtung in ihre Rechte wieder eingesetzt war, hatte die spekulative Philosophie noch keineswegs den Vortheil davon gezogen, der auch für sie davon zu erwarten war, desto mehr aber war die Naturkunde auf dem Wege der Beobachtung einer immer höheren Vollkommenheit entgegen geschritten, und schien in Newtons mathematischen Prinzipien der Naturwissenschaft ihren Gipfel erreicht zu haben. Die Entdeckungen und Erfindungen, die sich einander drängten, mußten unausbleiblich eine ganz andere, als die bisher gewöhnliche, Weltanschauung bewirken. Was aber hiedurch für Betrachtung der materiellen Welt geschah, das erfolgte von einer andern Seite für die Betrachtung der geistigen und moralischen Welt. Die Entdeckung eines fünften Welttheils und dessen Vergleichung mit Amerika, die immer mehr erweiterte Länder-

und Völkerkunde, der Reichthum von Materialien, welche die Reisebeschreiber lieferten, die Menge von ganz neuen Erfahrungen, welche man über menschliche Lebensweise und Sitte, Religionen und Verfassungen machte, mußten endlich zu Vergleichungen und Raisonnement führen, bei denen unmöglich alles Alte in den Köpfen niet- und nagelfest bleiben konnte. Ein Zustand des Skeptizismus mußte eintreten, aber eben dieser führte die philosophischen Köpfe auch immer mehr auf die verlassene Bahn Bako's zurück, und man hielt sich nun immer fester an dessen Ausspruch, die Grundlage, worauf das ganze Gebäude der Philosophie ruhen müsse, sey die Beobachtung der Thatsachen. „Sind die Erfahrungen gesammelt, sagte er, so wird man sie vergleichen, zergliedern, ordnen, ihre Analogie bemerken, und auf diese Art durch eine stufenweise Abstrakzion auf die allgemeinen Gesetze gelangen, und dies allein sind die Wahrheiten, Axiome, Prinzipien, die uns belehren können. So werden sich Wissenschaften als eben so viele Piramiden erheben, deren Grundsätze die Erfahrung, deren Spitze die Axiome ausmachen. Die Philosophie wird nichts anders als die Auslegerin der Natur seyn.“ Gerade solch einer Philosophie bedurfte nun aber jenes Zeitalter, und so war es nicht zu verwundern, daß man die

Lockesche zur Grundlage machte, da sie am meisten geeignet war, das gefühlte Bedürfniß zu befriedigen; und wenn es ein Verdienst ist, statt der Dämonologie die Anthropologie, statt der Pneumatologie die Psychologie hervorgezogen zu haben, so hat kein Philosoph gegründetere Ansprüche auf dasselbe, als Locke durch sein Festhalten an Beobachtung und Erfahrung.

Die Metaphysik, bisher die Königin im Gebiete der Philosophie, wurde freilich durch diese neue Erfahrungs-Philosophie beeinträchtigt, und verlor an ihrem Ansehn; jedoch war die Gefahr für sie keineswegs so groß, als Manche vorgegeben haben, und es war gewiß von Vortheil, daß die Philosophie jetzt einmal eine andre Richtung nahm. Zuerst in England zeigte sich ihr Absehen weit mehr auf das Praktische gerichtet, und statt metaphysischer Spekulazion findet man von nun an alle philosophischen Köpfe mit Untersuchungen über Antropologie und Moralphilosophie beschäftigt, für welche letzte man, nach dem Einflusse, den der sokratische Shaftesbury auf ihre Behandlung gehabt hatte, ein neues Interesse erhalten mußte, als sich seit Hutcheson und Ferguson zwei entgegengesetzte Moralprinzipe, das des Wohlwollens und das der Selbstliebe, einander gegenüber traten.

Der Einfluß von Locke's Philosophie ward noch größer, als diese den Weg nach Frankreich gefunden hatte, wo Voltäre zuerst Aufmerksamkeit auf sie erregte, aber der Abbé Condillac (geb. 1715, gest. 1780) sie hauptsächlich verbreitete, in dem wesentlichen Punkte von ihr abweichend, daß er blos aus Empfindung (Sensazionen) alle Vermögen und Zustände des menschlichen Gemüths entspringen ließ, in andern Punkten sie mehr ausbildend und vervollständigend. Die Gabe der Klarheit und das Talent eines geschmackvollen Vortrags eigneten diesen Denker ganz dazu, diese Philosophie in seinem Vaterlande einheimisch zu machen, wo sie seit Montagne, Charron und Gassend! vorbereitet war. Die einflußreichsten Denker bekannten sich zu ihr, Rousseau, die Herausgeber der Encyklopädie, d'Alembert und Diderot, Helvetius. Man kann sagen, daß bei Allem als Grundsatz galt, was Diderot aussprach: *) „Wir haben drei Hauptmittel, um zur Erkenntniß zu gelangen, Beobachtung der Natur, Reflexion und Erfahrung. Die Beobachtung sammelt die Thatsachen, die Reflexion verbindet sie, die Erfahrung bewährt das Ergebniß der Verbindung. Die Beobach-

*) *Pensées sur l' interpretation de la Nature* XV. T, 3 p. 273.

tung muß anhaltend, die Reflexion tief, die Erfahrung genau seyn.“ Das Verfahren nach diesem Grundsatz rief unaufhörlich Newtons Warnung ins Gedächtniß, daß die Physik sich vor der Metaphysik in Acht nehmen solle, und es ist wol nicht zu läugnen, daß sie gerade hiedurch nicht wenig ist gefördert worden. Denselben Grundsatz befolgte man nun aber auch in Ansehung der inneren Welt des menschlichen Gemüths, und es hat Vielen geschienen, daß hier seine Anwendung sehr verderblich gewesen sey. Fast alle jedoch, die hierüber klagen, haben den einzigen Helvetius im Sinne und den Einfluß von dessen Untersuchungen auf die Moralphilosophie. Es ist nicht zu leugnen, daß das Prinzip der Selbstliebe in der Moral schwerlich von einem weiter ausgebildet, und mit dem Prinzip der Locke-Condillacschen Philosophie in genauere Verbindung gebracht worden ist, als von dem Verfasser der Werke über den Geist und von dem Menschen. „Da in dem Menschen alles zurückgeführt werden muß auf physische Empfindung, so kann auch allein das physische Interesse die Triebfeder seines Handelns seyn; und das gemeinschaftliche Interesse bestimmt die Urtheile der Menschen im gesellschaftlichen Zustande über das Gute, Gerechte und Schöne.“ Zu solchen Resultaten gelangte ein Mann, dessen Leben selbst sein

System der Lüge zeiht. Wäre es um seine Vertheidigung zu thun, so könnte man ihn leicht auf dieselbe Weise vertheidigen, wie man es bei Macchiavelli und Mandeville gethan hat; wozu aber dies? Sein Landsmann Degerando hat Recht, wenn er sagt: „Die Philosophie des Helvetius ist die Frucht einer großen Weltkenntniß, aber einer sehr unvollkommenen Kenntniß des Menschen. Sie enthält mehr Sinngedichte gegen unsre Laster, als Data über unsre Natur. Als ein geschmackvoller Gelehrter, aber wenig geübter Logiker, malt er mit Feinheit, und schließt mit Flüchtigkeit; er urtheilt richtig über die Gegenstände des Details, aber verallgemeinert ohne Maaß, und vergleicht ohne Vorsicht.“ Mit großem Unrecht hätte man ihm also vorgeworfen, daß sein System eine Sittenverderbniß hervorgebracht habe, da im Gegentheil die Sittenverderbniß der Zeit sein System hervorgebracht hatte. Man muß die Memoiren von der Zeit Ludwigs XIV. an bis zu den neuesten der Frau von Campan lesen, um zu begreifen, wie Helvetius mit einer aus solcher Betrachtung geschöpften Weltkenntniß nicht anders schildern konnte, Rousseau aber, von der Beobachtung eben dieser Welt erbittert, zu dem entgegengesetzten Extrem kommen mußte; er setzt der verbildeten Welt die Natur entgegen. Wie

wunderlich und seltsam auch manche seiner Meinungen aussehen mögen, ein der Menschheit würdiger Zweck liegt ihnen zum Grunde, und bei allen seinen Schriften ist es Eine Idee, die ihn begeistert, das verfassungsmäßige Böse nachzuweisen, und die Mittel anzugeben, um es hinweg zu schaffen.

Muß nun aber dieser Ruhm dem Bürger von Genf gleich in einem vorzüglichen Grade zugestanden werden, so gebührt er doch auch überhaupt jener ganzen Periode, in welcher der regste Eifer für das Interesse der Menschheit nur von solchen geleugnet werden kann, denen dieses Interesse sehr — unbequem ist. Auch dieser Eifer aber ging von Locke aus.

Was seit dem Untergange der Selbstständigkeit griechischer Philosophie bis nach der Reformazion fast unerhört gewesen war, Untersuchungen über Staatsverfassung, Menschen- und Völkerrechte, dafür zeigte sich der größte Eifer zuerst in England, nachdem die Stuarts den Thron bestiegen (1603) und Jakob I., der Verfassung des Reiches Hohn sprechend, erklärt hatte, die königliche Gewalt stamme von Gott und sey deshalb uneingeschränkt, was man Rechte des Volks und Parlamentes nenne, seyen nur von den Königen ertheilte Privilegien, welche zurück zu nehmen deshalb auch in der Macht des Königs stehe. Es fehlte nicht an

solchen, welche diesem Grundsatze beitraten. Nach Filmer, dessen Schrift der verdienten Vergessenheit nicht entgangen ist, *) trat Hobbes mit seinem Werke über den Bürger und seinen Leviathan hervor, worin zuerst die Lehre von einem Naturzustande aufgestellt wurde, von einem früheren Zustande des Menschen außerhalb einer Staatsgesellschaft, welcher dem rechtlichen Zustande im Staate entgegen stehe. Nach Hobbes war jener Naturstand ein Krieg Aller gegen Alle; der Mensch suchte deshalb aus ihm heraus zu treten, und dies geschah durch einen Vertrag. Alle kamen überein, ihren Privatwillen dem Willen von Einem zu unterwerfen, wodurch dessen Wille der allgemeine Wille wurde. So überkam er die Majestät, wurde Souverain, die Andern aber Unterthanen, welche die ertheilte Gewalt wieder zurücknehmen können. Gegen diese Theorie nun trat Locke auf in seinen zwei Abhandlungen über die Regierung, worin er von dem Naturstande ein ganz anderes Bild entwarf als Hobbes, und zuerst die Lehre von ursprünglichen Menschenrechten vortrug. Bei dem Uebergange aus dem Naturstande in den Staat ließ er diese nicht verloren gehen, und erklärte nur

*) S. in Bd. 42 die Anmerkungen zu dem Aufsatz über das göttliche Recht der Obrigkeit.

eine solche Verfassung für eine rechtmäßige, worin gesetzgebende und ausübende Gewalt getrennt seyen. Je mehr dies der Verfassung von England selbst zusagte, und je mehr man daselbst an Jakobs Aeußerungen Anstoß hatte nehmen müssen, desto größeren Eindruck mußte diese Lehre Locke's machen, auf die man sich im Parlament wie auf ein Orakel berief. Sie blieb aber nicht innerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes beschränkt, sondern war bestimmt, auch anderwärts die Denkweise in Ansehung politischer Gegenstände umzugestalten. Wie damals immer der Philosophie die Geschichte die Hand bieten mußte, — denn sie enthält ja die Summe menschlicher Erfahrung aus der moralischen Welt, — so auch hier; Montesquieu's Werk, wie viel man in ihm auch in philosophischer Hinsicht vermisse, war trefflich geeignet, zu Vergleichungen und weiterem Nachdenken einzuladen. Man vergesse auch hier nicht, was in Frankreich seit Ludwigs XIV. L'état, c'est moi! alles hinzukam, um Betrachtungen hierüber anzuregen, bis endlich Rousseau, nach seiner Weise, auch hier zu einem Extrem schritt, und in seinem Contract social sich als den völligen Antipoden von Hobbes darstellte. Auf jeden Fall sah er ein, daß wenigstens ein ganz andres Geschlecht dazu gehöre, wenn seine Theorie Heil bringen solle,

und dies brachte ihn dahin, noch auf andre Weise mit Locke zu wetteifern. Wie dieser gethan hatte, so richtete auch er sein Augenmerk auf die Erziehung, für welche mit Erscheinung seines Emil eine neue Periode begann. Sollte und konnte der Mensch dem verlassenen Stande der Natur wieder näher gebracht werden, so war es nur durch Erziehung zu bewirken; mehr als jemals einer vor ihm zeigte er nun, wie sie seyn müsse, wenn die Natur sich nicht von einem Geschöpf lossagen solle, das sie nicht mehr für das ihrige anerkennen kann. Der Mensch, sagt er, wie er aus den Händen der Natur hervorgeht, ist gut, erst durch schlechte Führung und schlechte bürgerliche Verfassung entartet er von Geschlechte zu Geschlechte.

Beförderung der Menschenkenntniß, Begründung einer selbstständigen Moralphilosophie, Anbau des Naturrechts und Reformazion der Pädagogik waren die Gegenstände des eifrigsten Strebens jener Periode, deren Geist Plattner sehr treffend charakterisirte, als er sagte: „daß Spekulazion zwar nicht unnütz, aber doch Erfahrung, gemeiner Menschensinn und Moralität das Beste unserer ganzen irdischen Weltweisheit seyen.“ An die Stelle der Spekulazion im strengsten Sinne trat Raisonnement, welchem man seine Stelle zwischen Beobachtung und Erfahrung anwies. Wie zur vollständigen

Erfahrung auch die Geschichte hülfreiche Hand bieten mußte, haben wir schon bemerkt; der Beistand aber, welchen die Philosophie von der Geschichte erhielt, blieb dieser nicht unvergolten, denn der Geist der Philosophie wendete sich wiederum zur Geschichte hin, und als Resultat der vielen neuen Beobachtungen, welche Weltumsegler und Missionarien mitgetheilt, der Vergleichungen, welche man angestellt, der Erfahrungen, welche man geordnet hatte, ging eine bis dahin völlig unbekannte Wissenschaft, die Geschichte der Menschheit, hervor. Goguets interessantes Werk über den Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften hatte wol die Idee zu solch einer Geschichte veranlaßt, ein Schweizer, Iselin, und ein Italiener, Zambaldi, (saggi per servire alla storia dell' Uomo, Venedig 1767) lieferten dazu den ersten Grundriß. Andre Werke, selbst solche, die nur einzelne Abschnitte aus dieser Geschichte behandelten, erschienen erst später; blos Fergusons Geschichte der bürgerlichen Verfassung kann hier noch genannt werden. Aus welchem Gesichtspunkte man diese Geschichte betrachtete, hat Zambaldi's Uebersetzer, der Prof. Cäsar in Leipzig, gezeigt. „Wenn, sagt er, der nützlichste und schätzbarste Theil des menschlichen Wissens Kenntniß des Menschen ist, wenn ächte Kenntniß des Menschen

ohne Einsicht in die physischen und moralischen Ursachen, welche auf die Entwicklung des menschlichen Geistes und auf die Bildung seines Charakters einen beträchtlichen Einfluß haben, gar nicht möglich ist, und wenn endlich die Geschichte der Menschheit gerade dieses sich zu ihrem vorzüglichsten Augenmerke setzt, uns mit jenen Ursachen bekannt zu machen, so ist der Werth derselben sehr entschieden. Die Beobachtungen des Physiologen, die Entdeckungen des Psychologen, die Naturgeschichte des Menschen, die Geschichte kultivirter und roher Nazionen, der Religionen, der Gesetzgebungen, der Künste und Wissenschaften, alles wird von ihr zu Hülfe gerufen, um den Menschen über die Absichten des Schöpfers, der ihm die Erde zum Wohnplatz anwies, über den Werth und die Folgen menschlicher Einrichtungen, Gesetze, Religionen und Verfassungen, über die Hindernisse, welche seiner Vervollkommnung im Wege stehen, über die Mittel, jene Hindernisse entweder ganz zu heben, oder sie doch zu verringern, kurz, über seine wichtigsten Angelegenheiten auf die unterhaltendste Art zu unterrichten. Durch sie empfängt die eigentliche Geschichte erst Interesse und Leben, jedes Faktum erhält durch sie eine größere Wichtigkeit, wird Nahrung und Stoff für den denkenden Geist, wird Bestätigung irgend einer schon vermutheten nützlichen

Wahrheit, oder ein fruchtbarer Keim lehrreicher Folgerungen; sie verwandelt die Geschichte in eine Art von Philosophie, und die Leser in Philosophen.“

Auch wer es nicht weiß, daß Herder schon damals ähnliche Gedanken in seinem Geist herum trug, wird hieraus erkennen, daß der Geist jener engländisch-französischen Philosophie sich auch über Teutschland verbreitet hatte. Zwar konnte hier das Lockesche System nicht leicht unbedingte Anhänger finden, schon weil das, was ihm fehlte, gleich Anfangs von Leibnitz gezeigt worden war, und Wolf, Leibnitzen folgend, einen entgegen gesetzten Weg eingeschlagen hatte. Indeß führte doch Wolf selbst, freilich ohne seine Absicht, zu jener Philosophie hin. Er hatte auch die praktische Philosophie in ihrem ganzen Umfang aufgestellt, und die Psychologie so, wie vor ihm noch kein Einziger. Sein Verdienst um beide ist nicht gering, sowol durch das, was er selbst darin geleistet, als durch das, was er in Andern angeregt hat. Das Unbestimmte in dem, was er als höchstes Sittengesetz aufgestellt: „Mache dich selbst vollkommen,“ nöthigte schon an sich zu weiteren Untersuchungen über die menschliche Natur, und vorzüglich über die sittlichen Anlagen derselben. Daß Wolf hier oft lückenhaft und unbefriedigend war, konnte nicht lange verborgen

bleiben, und man sah ein, daß man nur durch immer größeren Anbau des Gebietes der Psychologie dem erwünschten Ziele sich mehr nähern könne. Am mangelhaftesten war die Wolfische Psychologie in Ansehung der Theorie der Empfindungen. Wolfs scharfsinniger Schüler Baumgarten half hier zuerst nach durch Aufstellung der damals ganz neuen Wissenschaft der Aesthetik, die auf jeden Fall eine Hauptveranlassung wurde, sich dem Lockeschen System und dem, was dessen Anhänger hauptsächlich in England so angelegentlich gefördert hatten, mehr und mehr anzunähern. Wir finden dies, wenigstens von dieser Seite, bei allen sonst strengen Wolfianern, welche zugleich für die Aesthetik ein Interesse gefaßt hatten, bei Mendelssohn, Sulzer, und bald darauf auch Eberhard. Daß aber diese Annäherung noch weiter führen mußte, darauf war bereits seit geraumer Zeit durch einen achtbaren Gegner Wolfs, Joh. Franz Budde, (Buddeus, gest. 1729.) hingearbeitet. Er muß als der Urheber jener eklektischen Philosophie betrachtet werden, welche nach Wolfs Tode in Teutschland das Uebergewicht erhielt. Das Studium der Geschichte der Philosophie, welches er zuerst beförderte, hatte ihm die Ueberzeugung gegeben, daß nie Ein Mann die Wahrheit allein besessen habe, und in dieser Ueberzeugung empfahl er,

Freiheit und Unbefangenheit des Geistes sich erhaltend, die Wahrheit überall zu suchen, wo sie sich auch zeigen möge; ein Grundsatz, der gewiß ganz gut ist für jeden, der — ein sicheres Kriterium der Wahrheit hat. Von allen Schriften dieses Mannes hat vielleicht keine einen größeren, aber kaum je erwogenen, Einfluß gehabt, — man müßte denn das abrechnen, was er auf Brucker gewirkt hat, — als seine Elemente der praktischen Philosophie, worin er als Ziel alles menschlichen Thuns und Lassens die Glückseligkeit aufstellte. Die höchste menschliche Glückseligkeit betrachtete er als Gesundheit des Verstandes und Willens, welcher er die Krankheit derselben entgegen stellte. Aus diesem Gesichtspunkt entwickelte er alle Tugenden, Thorheiten und Laster, deren Ursachen in der menschlichen Natur, und die Heilmittel, die verlorene Gesundheit wieder herzustellen. Was hier Budde für die Moralphilosophie gethan hatte, das versuchte Schmauß für das Naturrecht. Was man von Pufendorf bis Wolf dafür ausgegeben habe, behauptete er, und wol nicht ganz mit Unrecht, sey meist nur allgemeines positives Recht gewesen; er selbst suchte es auf die Triebe des Menschen zu gründen.

Ohne Zweifel trug die Hinneigung Friedrichs des Großen zu der engländisch-französi-

schen Philosophie nicht wenig bei, deren Verbreitung in Teutschland mehr zu befördern, und die Berliner Akademie der Wissenschaften lenkte die Aufmerksamkeit durch ihre Aufgaben und Abhandlungen, von denen wir nur an die von Castillon, Merian, Formey und Ancillon erinnern, so oft von neuem darauf hin, daß dies unmöglich ohne Folgen bleiben konnte. Die Hauptfolge war ein Streben nach immer größerer Ausbildung der Anthropologie, um dadurch eine Basis für die ganze Philosophie zu erhalten, und es war gewiß von Bedeutung, was bald hierauf von Tetens, Irwing, Herder, Plattner u. A. dafür geleistet wurde. Ganz unbedingte Anhänger gewann das Lockesche System in Teutschland nicht, wenn gleich Einige mehr, Andre weniger zu demselben sich hinneigten; im Allgemeinen befolgte man Budde's eklektische Methode, und Feder war es, der jetzt voranging. In der praktischen Philosophie gingen Er und Garve den Weg der Engländer, und Basedow, der als Pädagog bald darauf Rousseau's Ideen ins Leben zu bringen trachtete, verkündigte die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit als das höchste moralische Gesetz. Zur Beförderung derselben strebte man in der That mit dem besten Willen von allen Seiten, und suchte zu diesem Behuf auch die Gewalt der Vorurtheile zu brechen,

die ihr nur zu lange entgegen gewirkt hatten. Die praktische Tendenz wurde daher auch hier vorwaltend. Wurde nun gleich die Metaphysik aus den Schulen der Philosophen keineswegs verdrängt, so war man doch darauf bedacht, auch hier die Resultate der Erfahrung, welche man durch Naturforscher und Psychologen gewonnen hatte und immer mehr gewann, — man denke nur an Buffon, Bonnet, Lambert, Reimarus u. A. — mehr zu Rathe zu ziehen. Je größeren Einfluß die Beobachtung nun aber auch hier gewann, desto mehr wuchs der Zweifel an den dogmatischen Behauptungen der Metaphysiker und der metaphysischen Spekulation überhaupt. Die Meinung Friedrichs hierüber wurde die Meinung nicht Weniger. „Wenn man, sagte er, alle diese abgezogenen Materien lange genug durchgedacht hat, ist man endlich genöthigt auf Montaigne's: Was weiß ich? zurück zu kommen. Man kann sich ohne Nachtheil über solche Gegenstände irren; der Mensch ist gemacht, zu handeln. — Bei den Metaphysikern lernt man nichts, als die Unbegreiflichkeit einer Menge von Gegenständen, welche die Natur der Fassungskraft unsers Geistes entzogen hat. — — Die Metaphysik ist wie ein Graben, je mehr man schöpft, desto tiefer. Wir können viel Dinge ohne Gefahr nicht wissen: das Wichtigste ist, gut zu leben, gesund zu seyn,

Freunde zu besitzen, und ein ruhiges Herz zu haben.“ — „Was man von der Philosophie zu fodern hat, ist, daß sie eben so viel Einfluß auf die Sitten gewinnen möchte, als die der Alten.“

4.

In solcher Krisis befand sich die Philosophie in Teutschland um die Zeit, als Wieland Lehrer derselben war. Wir wissen, wie er in früheren Jahren so gern in den Gebieten der Metaphysik herum schweifte, und so dogmatisch behaupten konnte, als irgend einer. Selbst zu der Zeit aber, da er mit voller Seele an Platon und Leibnitz hing, vermochte er sich nicht immer der Zweifel zu erwehren, und das fleißige Lesen des Bayleschen Wörterbuchs, welches ihm großen Genuß gewährte, verfehlte auch auf ihn die Wirkung nicht, die es auf das ganze Zeitalter hatte. Der Zweifel richtete sich bei ihm gleich anfangs auf die Platonische Ideenlehre; und wer es weiß, welchen Einfluß diese, besonders durch den in Alexandria ausgebildeten Neu-Platonismus und dessen Uebergang auch in das Christenthum, auf die Ansichten ganzer Jahrhunderte gehabt hat, der wird gestehen, daß er damit auf einen Hauptpunkt traf, und

daß die Meinung, die er hievon faßte, für das ganze System seiner Ueberzeugungen von den wichtigsten Folgen seyn mußte. Dem Festhalten an jener Ideenlehre kann nichts ungünstiger seyn, als ein fortgesetztes Studium des Aristoteles, und da Wieland dieses zu verschiedenen Zeiten mit anhaltendem Eifer und großem Ernste betrieb, so konnte er die Frage nicht von sich abhalten: woher denn Platon alles das wisse, was nur ein solcher wissen könne, der in die Geheimnisse der Gottheit eingedrungen sey? Zu nahe, als sie abhalten zu können, lag dann eine zweite Frage: ob es dem Menschen denn überhaupt möglich sey, in diese Geheimnisse einzudringen?. Kein ächter Schüler des Aristoteles wird diese Frage mit Ja beantworten, und dann muß ihm das metaphysische System von Platon und von Leibnitz mehr im Lichte der Poesie, als der wirklichen Philosophie, erscheinen. Von Aristoteles auf den Weg der Beobachtung und kritischen Forschung geleitet, und die Methode dieses Denkers befolgend, wird er, je sorgfältiger er die Geschichte der Philosophie durchforscht, um so mehr zu der Bescheidenheit und Verfahrungsweise des Sokrates hinneigen. Ein Freund des Xenophontischen Sokrates, der zugleich ein Schüler des Aristoteles ist, befindet sich nun aber schon auf halbem Wege zu Bako und Locke, und dies war Wielands Fall,

als ihm in der Schweiz Hartley's Werk in die Hände kam. Sein Urtheil über daſſelbe *) zeigt zugleich, wie abgeneigt er dem Materialismus, geneigt aber der Methode der Beobachtung war. Bald darauf lernte er Helvetius kennen, der ihn weit mehr anſprach, ohne Zweifel ſchon darum, weil dieſer mehr als bloßer Pſycholog verfuhr. Er geſteht, daß er zwar nicht in Allem, aber doch in dem Meiſten ihm beiſtimme, und es iſt nicht zweifelhaft, daß er ihm ſeinen Beifall nicht als Moraliſten, ſondern als Schriftſteller von großer Weltkenntniß gab. Weit entfernt, die Moralität für nichts als eine aus blos ſinnlichem Intereſſe berechnende Klugheit zu halten, ſchlug er ſich vielmehr auf die Seite jener engländiſchen Moralphiloſophen, die in dem ſympathetiſchen Gefühl ein Gegengewicht gegen die Ausſchweifungen der, übrigens allerdings ganz natürlichen, Selbſtliebe fanden. Von ſeinem Freunde Zimmermann ſelbſt noch weiter fortgeleitet auf den Weg der Erfahrung, hütete er ſich doch wol, zu keinem unwiſſenſchaftlichen Verfahren verleitet zu werden. Als er, ſchon früher, ſeinen Freund in dieſer Gefahr ſah, ſchrieb er ihm: „Sie müſſen ſich hüten, Ihren Lucius über

*) S. Buch 2. Abſchnitt 5.

die Logik — lachen zu lassen. Wie gefiele es Ihnen, wenn ich Ihnen sagte: ich lache der Wissenschaft, die mich die Regeln lehrt, nach denen mein Verstand wirken muß, wenn er das Wahre zum Ziele hat, die mir praktische Regeln giebt, deren habitueller Gebrauch mich in tausend Fällen untrüglich macht. Wenn die Logik deswegen lächerlich ist, weil man ohne sie vernünftig seyn kann, so wollen wir aus gleichem Grunde alle andre Scienzen und Prinzipien ausziſchen.“ Was er nun aber in Ansehung der Logik nicht dulden wollte, dessen machte er sich in Ansehung der Metaphysik selbst schuldig. Es begreift sich, daß ihm dies von allen denen übel genommen werden mußte, welche gewohnt waren, diese Wissenschaft schon um ihrer erhabenen und wichtigen Gegenstände willen hochzuschätzen. Hält man aber darum diese Gegenstände für weniger wichtig, wenn man sich überzeugt hat, daß sich das von ihnen nicht beweisen lasse, was man doch beweisen will, und daß die Art der Beweisführung etwas Lächerliches an sich habe? Dies Letzte recht augenscheinlich zu machen, war Wielands Absicht bei der Rede seines Diogenes über den Mann im Monde, ohne daß er darum die Gegenstände der Metaphysik für einen solchen Mann im Monde hätte ausgeben wollen. Er war in Ansehung ihrer Skeptiker geworden,

nicht als ob er an dem Daseyn von Welt, Seele und Gottheit gezweifelt hätte; nur an den dogmatischen Behauptungen über sie und an der Zulänglichkeit der menschlichen Erkenntnißkraft zur wirklichen Erkenntniß derselben zweifelte er. Je problematischer diese Wissenschaft durch grundlose und willkührliche Behauptungen geworden war, um so nöthiger erschien nun aber von der andern Seite auch der Versuch, zu sehen, wie sie aus der Erfahrung sich ersetzen lasse, durch äußere, auf dem Wege der Naturforschung, und durch innere, auf dem Wege der Seelenforschung. Von beiden Wegen her begegnete man sich in der Anthropologie; auch Wieland fühlte sich zu dieser vorzüglich hingezogen.

Was hätte für ihn unter solchen Umständen wichtiger seyn können, als eine Geschichte des menschlichen Geistes? Hätte er sie geschrieben, so würde er in derselben uns zugleich den besten Schlüssel zu allen seinen übrigen Werken gegeben haben, dessen wir nun entbehren, da jene Idee, vielleicht weil er auf Anfangs nicht geahnete Schwierigkeiten stieß, unausgeführt geblieben ist. Indeß sind gewissermaßen alle die Werke, die er in den Jahren 1770 — 1772 schrieb, als Bruchstücke jenes Werkes zu betrachten, und durch das Studium, welches ihm sein Beruf als Lehrer der Philosophie

nothwendig machte, veranlaßt. Aus diesem Grunde sind auch die meisten in Prosa geschrieben.

Zwei wichtige Fragen legte er sich vor: Was ist Wahrheit? und: Welchen Zweck hat die Philosophie? Gewiß bildete er sich nicht ein, mit den kurzen Antworten, die er darauf gab, *) den Gegenstand erschöpft zu haben; vielmehr kam es ihm hiemit nur darauf an, gewisse Philosophen aus ihrer vornehmen Ruhe ein wenig aufzurütteln, und seinen eignen Standpunkt zu vertheidigen. Indem er bei Beantwortung der ersten Frage den bescheidenen Skeptizismus gegen die stolzen Anmaßungen des Dogmatismus in Schutz nimmt, deutet er seinen eignen Gesichtspunkt nur leise an, daß er nämlich nicht glaube, es gebe für den Menschen eine andre als menschliche Wahrheit, welche weit weniger durch Grübelei ermittelt werde als durch schlichten Menschensinn. Keineswegs verwirft er die Spekulazion über die Gegenstände der Metaphysik, sondern verlangt für diese nur Freiheit, die man einander gegenseitig zugestehen solle. Er leugnet nicht, daß auch in Ansehung ihrer die Wahrheit am Ende nur Eine seyn könne und werde, aber er

*) Die beiden letzten Aufsätze in Bd. 30.

leugnet, daß die Kräfte des Menschen zureichen, diese Eine Wahrheit zu erkennen, wie schon daraus zu ersehen sey, daß mit erweiterter Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unsrer Erfahrungen unsre Ansichten sich nothwendig verändern. Deshalb redet er aber dem Zweifel nicht das Wort, denn dieser, aus der subtilsten und kaltblütigsten Vernunft hervorgehend, „ist von jeher am geschäftigsten gewesen, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unsers armen Erdenlebens, zu untergraben und umzustürzen.“ Ohne nun zu verkennen, was und wie viel der Mensch der Vernunft dankt, entscheidet er doch dafür, daß sie nicht die einzige Führerin des Lebens seyn könne, und erklärt für das unleugbar sicherste Kennzeichen der Wahrheit — das innige Bewußtseyn dessen, was wir fühlen, vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund, und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt sey. Wenn er dabei zugiebt, daß auch das Gefühl sich irren könne, und die Fälle für verdächtig erklärt, wo einer bei Berufung auf sein Gefühl das Urtheil aller Vernünftigen gegen sich hat; so sieht man, daß er wol noch eine Instanz hätte annehmen müssen. Diese giebt er nicht an, sondern stellt blos die Frage auf: Wo ist der Areopagus, wo sind die Amfiktionen, deren Ausspruch man in solchen

Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte? — Natürlich werden wir hier die Frage hinzusetzen: Wird denn nun der Zweifel mit seiner vollen Kraft nicht wieder eintreten, wenn es eine solche Instanz nicht giebt? — Wieland, wenn er sich gleich hier nicht darauf einläßt, sah dies so gut als einer, und der sicherste Beweis dafür ist, daß er schon viel früher diese letzte Instanz selbst angegeben hat. Bereits in dem Don Silvio (Bd. 6. Kap. 3.) hatte er erklärt: „Daß alles und jedes, was keine Uebereinstimmung mit dem ordentlichen Laufe der Natur, insofern sie unter unsern Sinnen liegt, oder mit demjenigen hat, was der größte Theil des menschlichen Geschlechts alle Tage erfährt, eben deswegen die allerstärkste, und gewissermaßen eine unendliche, Präsumzion der Unwahrheit wider sich habe," und diesen Grundsatz, fügte er hinzu, „rechtfertige das allgemeine Gefühl des menschlichen Geschlechts." Hieraus geht hervor, daß er für das echte Kennzeichen der dem Menschen erkennbaren Wahrheit, die Allgemeinheit der Erfahrung und des Gefühls hielt. Befriedigt scheint ihn jedoch auch dieses nicht zu haben, denn theils finden sich mancherlei skeptische Aeußerungen über eben jene Allgemeinheit gerade in den Schriften aus jener Zeit bei ihm, theils deutet er auf Gesetze hin, welche die Philosophie zu

ihrem Nachtheil nicht ermittelt habe. „Es war bequemer, sagt er, schimärische Welten in seinem Kabinette nach selbsterfundenen Gesetzen zu bauen, als mühsame und langwierige Beobachtungen anzustellen, um heraus zu bringen, nach welchen Gesetzen die wirkliche Welt gebaut sey.“ Er fügt hinzu: „Das System der Menschheit hat die seinigen, wie jedes andere besondere System in der Natur.“ *) Wie es scheint, hätte Wieland in jenen zweifelhaften Fällen sich auf diese Gesetze berufen müssen, — warum that er dies nicht? Die einfache, aber gewiß vollgültige, Ursache war seine Ueberzeugung, daß man von diesen Gesetzen noch zu wenig wisse, und wahrscheinlich mit der Ermittelung derselben noch lange Zeit zu thun haben werde. Woran sollte man sich nun inzwischen halten? Dies war ja der Punkt, der alle Philosophen von jeher in Verlegenheit gesetzt hat, und wenn Wieland schwankend gewesen wäre, wie er darüber entscheiden solle, so könnte das ihm unmöglich zum Nachtheil gereichen. Alle Philosophen, welche keine Pantheisten waren, theilen sich hierüber in drei Hauptparteien, und man kann bemerken, daß jede derselben vorzüglich auf einen der drei Haupttheile

*) Korkor Abschn. 20.

der Metaphysik baut, — Psychologie, Kosmologie, Theologie. Je nachdem einer seinen festen Standtpunkt in der einen oder der andern wählt, wird seine Ansicht von der der übrigen verschieden seyn, — was hier die Hauptsache ist — er wird uns allezeit ein anderes Kriterium der Wahrheit nennen. Wieland ahnete dies mehr, als daß er es bestimmt eingesehen hätte; er wechselte Standpunkt und Ansicht, bis er zuletzt seinen bleibenden Standpunkt im Gebiete der Psychologie wählte, nur nicht jener, allein in die Metaphysik aufgenommenen, razionalen, die, wie die Sachen einmal standen, schon durch ihren Zusammenhang mit der Pneumatologie und Dämonenlehre verdächtig geworden war. „Seit der Erfindung der Vergrößerungsgläser, sagte Wieland, haben die unsichtbaren Dinge ein böses Spiel, und man braucht nur ein Geist zu seyn, um alle Mühe von der Welt zu haben, die Leute von seinem Daseyn zu überzeugen.“ *) Dieser scherzhafte Ausspruch ist nicht ohne Wahrheit, denn durch die Fortschritte, welche man durch Beobachtung in der Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze gemacht hatte, waren die Geister, die man ehedem systematisirte, wie nun Linné die Pflanzen,

*) Don Silvio B. 1. K. 12.

und beschrieb, wie nun Buffon die Thiere, fast um alles ihr Ansehn gekommen, und man sprach es immer deutlicher aus, daß der einzige Geist, von dem man wirklich etwas kenne, der menschliche sey, daß man aber selbst diesen nicht nach seiner Substanz, seinem Sitz u. s. w. kenne, sondern lediglich nach seiner Wirksamkeit in der Verbindung mit dem organischen Körper, und mithin ganz eigentlich nur als unser Ich. Dieses Ich mußte der Mittelpunkt der Philosophie werden, und wurde es namentlich bei Wieland.

Liest man seinen Aufsatz: Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet, nur vereinzelt, so kann man leicht zweifelhaft über die Absicht des Verfassers und den Verfasser selbst werden, selbst dann noch, wenn man bemerkt hat, daß hier Ironie herrsche. Was wollte er nun aber eigentlich? Beweisen, daß die Philosophie etwas andres seyn solle, als eine Kunst zu leben und eine Heilkunst der Seele? — Das hat er nicht gethan. — Beweisen, daß man auch ohne Philosophie leben und gesund seyn könne? — Dann hätte er sich auch seine eigenen Vorträge ersparen können, in denen er die Philosophie aus dem Gesichtspunkte der Lebenskunst und Seelenheilkunst betrachtete. Gleichwol scheint er dies beweisen zu wollen; — aber

mit welchen Beweisen! Weil alle Wilden bis zu den Bewohnern des Feuerlandes, „die kaum etwas mehr als Seekälber sind,“ ohne Philosophie leben und gesund sind, darum soll es der Philosophie hiezu nicht bedürfen? — Dies konnte doch unmöglich der Mann im Ernste sagen, welcher in dem gleichzeitigen Aufsatz: *) Ob ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung schädlich sey? die Sache der Humanität mit so edler Wärme führt, von dem Bunde der Religion, Wissenschaften und Künste allein „das einzige Werk, was würdig ist jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, einen allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt“ zu sehen erwartet, und am Ende damit schließt: „Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel hin zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und ine Absicht in ihren Werken ist, — eine Schimäre sey. — Ist es eine Schimäre, — — so sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon, von jeher die einzigen Narren in der

*) Bd. 31.

Welt gewesen! Welches der Himmel verhüten wolle!“ Derselbe nun, der mit so zuversichtlicher Hoffnung auf die dereinstige Verwirklichung solch eines Ideals rechnete, und solche Mittel dazu angab, konnte führwahr nicht wollen, daß der Mensch im Zustande der Seekälber bleibe, und die Philosophie konnte ihm nicht als unnütz und überflüssig erscheinen. Wol aber konnte es ihm scheinen, als ob die Philosophie noch nicht den richtigen Weg eingeschlagen habe, um die Menschheit jenem Ziele näher zu führen. Daß dies nun Wielands Fall war, wird keinem zweifelhaft bleiben, welcher versteht, was er mit folgender Aeußerung sagen wollte. „Bei allem dem, sagt er, ist meine Meinung keineswegs, der wol gedachten Kunst zu leben ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen. Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sey im Grunde nichts anders als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen, ausbilde und zur Vollkommenheit bringe. — Wenn die Kunst das ist, und insofern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.“ Wie es scheint, wird also dieses hier angeführte Irgendwo den Ausschlag geben. Dieses aber haben wir nirgend anders zu suchen als — bei Wieland selbst, und der muß

denn wol der beste Erklärer seiner eigenen Worte seyn.

Der Kommentar also zu diesen Worten ist enthalten in dem sechszehnten und siebzehnten Abschnitt des kleinen Romans Koxkox und Kikequetzel, worin Wieland erklärt, „daß dasjenige, was wir Kunst nennen, — es sey nun, daß Sie die zerstreuten Schätze und Schönheiten der Natur in einen engern Raum, oder unter einen besondern Augenpunkt, zu irgend einem besondern Zweck zusammen ordnet, — Oder, daß sie den rohen Stoff der Natur ausarbeitet, und was diese gleichsam ohne Form gelassen hat, bildet, — Oder, daß sie die Anlagen der Natur anbaut, den Keim ihrer verborgenen Kräfte und Tugenden entwickelt, und dasjenige schleift, polirt, zeitigt oder vollendet, was die Natur roh, wild, unreif und mangelhaft hervorgebracht hat, — daß die Kunst in allen diesen Fällen nichts anders ist, als die Natur selbst, insofern sie den Menschen — entweder durch die Noth, oder den Reiz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen — veranlaßt und antreibt, entweder ihre Werke nach seinen besondern Absichten umzuschaffen, oder sie durch Versetzung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel, zu einer Vollkommenheit zu

bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwickelung aber dem Witz und Fleiß des Menschen überlassen ist.“ Zu dem, was nur durch Kunst vollendet werden kann, gehört — der Mensch selbst. „Der Mensch, so wie er der plastischen Hand der Natur entschlüpft, ist beinahe nichts als Fähigkeit. Er muß sich selbst entwickeln, sich selbst ausbilden, sich selbst die letzte Feile geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt, — kurz, der Mensch muß gewissermaßen sein eigner zweiter Schöpfer seyn. Oder vielmehr — wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Krystall sechseckig anschießt, in der Pflanze vegetirt, im Wurme sich einspinnt, in der Biene Wachs und Honig in geometrisch gebaute Zellen sammelt, im Biber mit anscheinender Vorsicht des Zukünftigen, Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüssen baut, und in diesen sowol, als vielen andern Thierarten mit einer so zweckmäßigen und abgezirkelten Geschicklichkeit wirkt, daß sie den Instinkt zu Kunst in ihnen zu erhöhen scheint, warum sollte es nicht auch die Natur seyn, welche im Menschen nach bestimmten und gleichförmigen Gesetzen, diese Entwickelung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? Dergestalt, daß, sobald er unterläßt, in allem, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig

zu merken, sobald er, aus unbehutsamen Vertrauen auf seine Vernunft, sich von dem Plan entfernt, den sie ihm vorgezeichnet hat, — von diesem Augenblick an Irrthum und Verderbniß die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folget."

Wem kann nun Wielands wahre Meinung noch zweifelhaft seyn, wenn er die Philosophie als Kunst zu leben nicht will gelten lassen? Nur diejenige Kunst verwirft er, die, verlockt von einer grübelnden Vernunft, den Menschen vom Pfade der Natur entfernt, und den Anlagen des Menschen eine einseitige oder falsche Richtung giebt, wobei die Menschennatur nie zu ihrer wahren Vollendung gedeihen kann. Nur insofern verwirft er diese Kunst, als sie der Natur „unbesonnener Weise entgegen arbeitet, indem sie dieselbe nach willkührlichen und mißverstandenen Gesetzen verbessern will." Ganz aus demselben Grunde will er auch die Philosophie nicht als Heilkunst der Seele gelten lassen, und man wird nun wol einsehen, was er mit folgender Stelle in dem besagten Aufsatz wollte. „Ist es, sagt er, bei einem Volke mit der Verfeinerung so weit gekommen, daß Leib und Seele — anstatt daß beide nur Eine Person seyn sollten — als zwei Mächte von verschiedenem Interesse behandelt werden, wo (wie

bei unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem alles Sinn und Kraft und Seele, oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig, und alles Geistige körperlich ist; er ist ein unnatürlicher Centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo eines auf Unkosten des andern lebt; das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmensch nicht kannte; jedes das andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen, was Gott zusammen gefügt hat." Er wollte also den Menschen nur nicht als reinen Geist behandelt wissen. „Die Klasse von Wesen, sagt er, (im Koxkox) welche zugleich empfinden, denken und mit Willkühr handeln können, ist, wenn wir dem Plotinus und dem Grafen von Gabalis glauben, sehr weitläufig, gleichwol aber, die reine Wahrheit zu gestehen, kennen wir keine andre Gattung davon, — wenigstens so gut, daß wir, ohne lächerlich zu seyn, darüber philosophiren dürften, — als diejenige, wozu wir selbst zu gehören die Ehre haben, — den

Menschen," und dieser ist nicht, wie es im besagten Aufsatz heißt, eine Seele an und für sich, sondern immer ein Mensch aus Einem Stück.

Hienach unterliegt es nun keinem Zweifel, wie Wieland sich das Ich, welches ihm Mittelpunkt der ganzen Philosophie wurde, gedacht habe; keineswegs in Fichtescher Abstrakzion, sondern aus echt anthropologischem Gesichtspunkte, als den ganzen Menschen in organischer Einheit nach Leib und Seele, und nichts weniger als herausgerissen aus dem System der Natur.

Das Studium der Menschennatur wurde nun sein angelegentlichstes Geschäft. Längst schon hatte er sie zu erforschen gestrebt, durch Selbstbeobachtung, durch Vergleichung anderer mit sich, in Dichtern und in der Geschichte; jetzt wurde der Kreis seiner Beobachtung erweitert durch — Kinder. Sie brachten ihn auf den Weg, den schon die ältere Akademie als den zweckmäßigsten einschlug, um die Bestimmung des Menschen zu erkennen. Wie diese, so war auch Er der Meinung, daß sich an Kindern die Entwickelung der menschlichen Natur gleichsam über der That belauschen lasse, und seine Beobachtungen führten ihn zu denselben Resultaten, daß der Mensch zum Handeln geboren sey, und daß die Natur das

Vorzüglichste und Beste ihm nur als Anlage gegeben, die er selbst auszubilden habe. Für das, was er auf diesem Wege gefunden, erhielt er Bestätigung durch die Reisebeschreiber, die ihn auf den damals noch wenig betretenen Weg der Geschichte der Menschheit führten, auf welchem er das wieder zu gewinnen hoffte, was der Zweifel ihm geraubt hatte. Nachdem er nämlich die menschliche Natur, deren Kräfte und Wirkungsgesetze, zunächst an das eigne Gefühl und das Selbstbewußtseyn sich haltend, zu erforschen gestrebt hatte, gedachte er auch des Zweckes, wozu sie bestimmt sey.

Die meisten Forscher, welche sich mit Lösung dieses Problems beschäftigt haben, sahen das menschliche Geschlecht in einer nicht eben erfreulichen Mitte zwischen zwei Paradiesen stehen, einem verlorenen und einem wieder zu gewinnenden, nur die Ideale von den Zuständen am Anfang und am Ende malte man verschieden aus. Eine von den Folgen der durch die Reisebeschreiber erweiterten Menschenkunde war Zweifel über die bis daher gangbare Meinung von dem ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechts, welche der Annahme weichen mußte, daß dieser Zustand kein anderer, als der Zustand der sogenannten Wildheit, gewesen sey. Man weiß, daß kein Philosoph diese Annahme so sonderbar benutzte,

als Rousseau. Wenn Andere jenen Zustand der Wildheit mit dem Zustande der Kindheit in Parallele stellten, so schuf er ihn vielmehr zu einem Zustande bloßer Thierheit um, und stellte gleichwol diesen als das Ideal des Menschenlebens und der menschlichen Glückseligkeit, als das verlorne Paradies dar. Die beiden Preisschriften des berühmten Genfers erregten, wie sich erwarten ließ, großes Aufsehen, und sind am nützlichsten geworden durch die Prüfungen derselben. Solche Prüfung lag nun aber keinem näher als Wielanden, und wie sehr sie ihn beschäftigt habe, zeigen die verschiedenen Aufsätze, die er zu jener Zeit dieser Prüfung widmete. Nicht nur zeigt er die Unausführbarkeit der von Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken, sondern stellte auch eigene Betrachtungen über Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen an, zu denen sein Aufsatz über die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey, als Ergänzung gehört. *) Um das Naturwidrige in diesen Ideen Rousseau's auch in Beispielen zu zeigen, dichtete er den kleinen philosophischen Roman Koxkox und Kike-

*) Alle diese Aufsätze s. Bd. 31.

quetzel, (Bd. 12.) seine satyrisch gemeinte Republik des Diogenes, (Bd. 13.) und die Reisen und Bekenntnisse des Priesters Abulfauaris (Bd. 31.).

„Nein, lieber Rousseau! — ruft er aus — so arme Wichte wir immer seyn mögen, so sind wir es doch nicht in einem so ungeheuern Grade, daß wir nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte noch vonnöthen haben sollten, neue unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren, — was die Natur mit uns vorhabe. Und wofern sich auch alle Könige und alle Philosophen des Erdbodens vereinigten, solche Experimente zu machen: was für Ursache haben wir, zu hoffen, daß wir etwas andres oder Besseres daraus lernen würden, als was uns die allgemeine Erfahrung, mit der unwidersprechlichsten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtschadalen und aus dem glühenden Sande von Nigrizien zuruft: — daß der Mensch zur Geselligkeit gemacht sey, — daß die vereinigten Kräfte der Barbarei, des Aberglaubens und der Unterdrückung, immer unvermögend geblieben, diesen kostbaren Samen jeder gesellschaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen, dieses sympathetische Gefühl, welches den Menschen mit einer süßen Gewalt nöthiget, sich selbst in andern Menschen zu lieben,

und welches, wie Cicero göttlich spricht, die Grundlage alles Rechts ist."

Um den wahren Naturmenschen zu schildern, erklärt Wieland mit Recht, müsse man keine der Anlagen in dem Menschen übersehen, in denen sich der Zweck der Natur, ihn über die Thierheit zu erheben, ankündige. Diesem gemäß ist die Schilderung entworfen, die er dem Prometheus in den Mund legt, und zu welcher, wer diese anthropologische Abhandlung vervollständigen will, die Bemerkungen über Sprache im Koxkox (Absch. 20. fgg.) hinzu zu fügen hat. Es ist kein Zweifel, daß der Naturmensch in der Vereinigung aller dieser Anlagen im Besitz aller Bedingungen zu einem in Beschränktheit glücklichen Daseyn ist. Auch dessen Schilderung läßt Wieland den Prometheus ausführen, bis er zur Büchse der Pandora kommt, mit welcher das ganze Glück der Beschränktheit des ursprünglichen Zustandes der Menschen verloren ging. In die Klagen um diesen Verlust kann Wieland nirgend einstimmen. „Die Unschuld des goldenen Alters, sagt er am Schlusse des Koxkox, wovon die Dichter aller Völker so reizende Gemälde machen, ist unstreitig eine schöne Sache, aber sie ist im Grunde weder mehr noch weniger, als — die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der

schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind seyn? Die Menschen sind nicht blos gemacht, Kinder zu bleiben, und wenn es nun einmal in ihrer Natur ist, daß sie nicht anders als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften und daher entspringendem Elend zur Entwickelung und Anwendung ihrer höheren Fähigkeiten gelangen können, — wer will mit der Natur darüber hadern?" — „Ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu reden, — so schließt Wieland seine Prüfung Rousseau's, — die Philosophen, welche uns bereden wollen, daß die Entfernung von der ersten Einfalt der Natur, Entfernung von der Natur selbst sey, daß es der Natur gemäß gewesen wäre, wenn wir auf immer in einem Zustande von glücklicher Unwissenheit, wie sie es nennen, geblieben wären, daß die Erweiterung unserer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster, und der Genuß aller Geschenke der Natur, und die Verfeinerung aller Künste dasjenige sey, was den Untergang der Staaten am meisten befördere! — Die Herren, welche so reden, sprechen entweder von Menschen aus der Fabrik des Prometheus, oder von Menschen, welche, wie Jupiters Minerva, aus ihren eigenen Gehirnen hervorgegangen, oder — —, wenn diese Behauptungen

den wirklichen Erdenbewohnern gelten sollen, so werden sie uns erlauben, zu sagen, daß sie die menschliche Natur, von der sie so viel reden, nicht besser zu kennen scheinen, als die Natur der Einwohner in Saturns Ringe."

Das Ergebniß von Wielands Forschungen über die Menschennatur war nun aber: „daß die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens, das große Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, und also im Grunde der Natur eben so gemäß sey, als die Einfalt, insofern diese eine unzertrennliche Gefährtin der ersten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, so wie bei dem einzelnen Menschen, ist."

Um an die Stelle sowol von Rousseau's Karikatur als der poetischen Ideale von einem goldenen Weltalter eine naturgemäße Schilderung des ursprünglichen Zustandes der menschlichen Gattung zu setzen, entwarf Wieland seinen kleinen Roman Koxkox und Kikequetzel, worin man eben so wenig, als in der Republik des Diogenes, verkennen wird, daß er nicht ohne Absicht — mit Sterne's Pinsel malte. Um dann zu zeigen, wie wenig dazu gehöre, um aus dem Stande glücklich unwissender Unschuld herausgeworfen zu

werden, führte er den Abulfauaris vor. Den Roman Koxkox und Kikequetzel bezeichnet er selbst als einen Beitrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen; man sieht aber wol, daß alle diese Aufsätze solche Beiträge sind, und daß Wielands ganzes Streben auf eine solche Naturgeschichte des sittlichen Menschen gerichtet war. Da ihm nichts wichtiger schien, als eine solche aufzustellen; so veranlaßte dies einen größeren Antheil, den er an allen damaligen philosophischen Bestrebungen der Engländer und Franzosen nahm, denen man doch immer wird nachrühmen müssen, daß sie hiezu sehr nützliche Beiträge geliefert haben.

Diese Naturgeschichte überzeugte ihn, „daß diejenigen ihren Geschmack nicht der Natur abgelernt haben, in deren Augen die Mannichfaltigkeit in der physischen und sittlichen Gestalt der Erdbewohner eine Unvollkommenheit ist.“ Das menschliche Geschlecht, sagt er, gleicht in gewisser Betrachtung einem Orangenbaum, welcher Knospen, Blüthen und Früchte, und von diesen letzteren grüne, halbzeitige und goldfarbene, mit zwanzig verschiedenen Mittelgraden, zu gleicher Zeit sehen läßt. Es scheint widersinnig, zu fodern, daß die Knospe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegende Verwandlungen zu gehen: aber gar

darüber ungehalten zu seyn, daß die Knospe nicht schon der Apfel ist, — in der That, man muß sehr wunderlich seyn, um der Natur solche Dinge zuzumuthen."

Wiewol nun aber Wieland, nach dieser Ansicht, sich gewissermaßen zu dem Grundsatze bekennen mußte: Was ist, das ist recht; so war er doch weit entfernt von der Behauptung: Wie es ist, so soll es auch stets bleiben. Er sagte: „die Natur hat keine Ideale," aber er leugnete nicht, daß es für den Menschen und die Menschheit Ideale geben müsse. Er mußte annehmen, daß bei der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes auch die Leidenschaften und Thorheiten, ja die Laster desselben mit in Anschlag gebracht worden seyen, allein er hatte darum über Moralität und Tugend keine laxen Begriffe.

5.

Es war ein Unglück für ihn, daß er sich hierüber noch nie bestimmt ausgesprochen hatte, denn nun unterlag das, was er darüber sagte, dem Mißverständniß um so mehr, selbst bei solchen, von denen man es am wenigsten hätte vermuthen sollen. Zu diesen gehörte selbst der,

welcher durch seinen Tadel der vollkommenen Charaktere in Wielands jugendlichen Schriften am meisten dazu mitgewirkt hatte, ihn auf eine andere Bahn zu bringen, — Lessing. Friedrich Heinrich Jacobi schrieb an Wieland über die moralische Seite des Agathon: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich die Aengstlichkeit in diesem Falle zu weit treibe, da mir die Urtheile, welche Mendelssohn, Lessing, und verschiedene andere, in Ansehn stehende Gelehrte, die ich zu nennen Bedenken trage, über die Moralität des Agathon gefällt haben, bekannt sind. Lessing, der diesem Werke in seinen dramaturgischen Briefen ein so großes Lob beilegte, hat in einer Gesellschaft, wo mein Bruder zugegen war, gegen die Moralität desselben sehr heftig deklamirt. „Als ein Werk der Kunst betrachtet, sagt er, ist die Geschichte des Agathon vortrefflich, aber ein sittlich gutes Buch ist es nicht. Wieland hat das Resultat davon in einen einzigen Vers gebracht: Die Tugend ist, wenn wir die Weisen fragen, ich weiß nicht, was. Warum will er dem Menschen die Meinung in den Kopf und das Herz schmeicheln, die Begriffe von Tugend und Schönheit haben nichts Wesentliches in sich, es sey beinahe damit eine affaire de caprice?“ Hätten Sie wol ein solches Urtheil von einem Lessing vermuthet? Und glauben Sie mir, liebster

Wieland, viele Leute, von denen Sie es noch weniger vermuthen, die Ihnen laut Beifall und Bewunderung zujauchzen, urtheilen hinter Ihnen her oft eben so schief.“ Wielanden konnte kein Zweifel darüber bleiben, denn auch die öffentlichen Urtheile über zwei kleinere Gedichte philosophischen Inhalts, die einzigen, welche er in jener Zeit noch dichtete, mußten ihn davon überzeugen. Diese Gedichte sind: das Leben ein Traum, und sein Kombabus (beide im siebenten Bande). Wenn man in der ersten philosophischen Rhapsodie dem Dichter übel nahm, daß er Kato's Tugend eine Dulcinee genannt habe, und daraus folgerte, er erkläre die Tugend für eine Schimäre, so folgerte man aus dem Prolog zu der kasuistischen Erzählung Kombabus, er halte sie für wenig mehr als eine affaire de caprice; denn mit dem Verse, den Lessing in seinem Unmuth für das moralische Resultat des Agathon erklärt hatte, hebt dieser Prolog an. Enthält aber dieser Vers ein Resultat, so ist es das von des Dichters Studium der Geschichte, der Philosophie, die ja wol jeden hinlänglich überzeugen muß, daß die Philosophen von jeher über den Begriff der Tugend, wie über den der Wahrheit und Schönheit, sehr uneinig gewesen sind. Die Beispiele, welche der Dichter zum Beweise seines Satzes anführt, bezeugen

dies zur Gnüge, aber weder jener Satz noch diese Beispiele beweisen, daß dem Dichter darum, weil die Philosophen sich nicht haben über den Begriff der Tugend vereinigen können, die Tugend selbst ein Unding geschienen habe. „Der müßte wol, sagt er, ein übel organisirter, unglücklicher Mensch seyn, der eines Beweises vonnöthen hätte, daß die Tugend keine Schimäre sey. Ob die Tugend eine Dulcinee sey, kann unter vernünftigen Leuten niemals eine Frage seyn. Aber ob Kato's Tugend eine Dulcinee war, darüber läßt sich wenigstens reden: und wer es behauptete, wäre darum noch lange kein Mensch, gegen welchen man das Kreuz predigen müßte.“ Wäre dieses Gedicht nicht Fragment geblieben, so war die Absicht des Dichters, in seiner eignen Person zwischen den Stoiker und Aristipp zu treten, und Frieden unter ihnen zu machen. „Er wollte in einem lebhaften Gemälde gegen den Stoiker vorstellen, wie viel Träumerisches selbst in dem Leben der besten Menschen ist. Aber er wollte auch in der warmen kunstlosen Sprache der Empfindungen gegen Aristipp beweisen, daß die Thätigkeit des Weisen und Tugendhaften allein den Namen eines wahren Lebens verdiene, und daß, mitten unter den angenehmen oder unangenehmen Täuschungen unsrer innern und äußern Sinne, die Vervollkommnung

unsrer selbst, und die Bestrebung, alles Gute außer uns zu befördern, unserm Daseyn Wahrheit, Würde und innerlichen Werth mittheilen, und ein Leben, welches ohne sie der Zustand einer sich einspinnenden Raupe wäre, zu einer Vorübung auf eine bessere Zukunft, zu einem wirklichen Fortschritt auf der langwierigen, aber herrlichen Laufbahn machen, auf welcher die Geister einem Ziele, das sie nie erreichen werden, sich ewig zu nahen bestimmt sind."

Was nun aber die skeptischen Aeußerungen im Prolog des Kombabus betrifft, bei deren Anfange dem Dichter gewiß Platons Menon vorschwebte, so hätten diese nie zu einer Irrung Anlaß geben können, wenn man den von dem Dichter deutlich ausgesprochenen Zweck ins Auge gefaßt hätte.

Der große Punkt, in welchem, wie ich denke,
Wir alle einig sind, ist der: ein Biedermann
Zeigt seine Theorie im Leben.
So schön und gut sie immer heißen kann,
So wollt' ich keine Nuß um eure Tugend geben,
Wofern sie euch im Kopfe sitzt.
Warum, laßt euch dem Oheim Toby sagen,
Und Trim, dem Korporal! — Für itzt
Sey mir (mit allem Respekt vor euern Bärten und Kragen,
Kaputzen, Mänteln, Bireten, und allem Zugehör

Der Weisheit) erlaubt, euch aus der praktischen Sphär'
Ein klein Problemchen vorzutragen.

Wieland dachte also völlig wie Schiller, dem Niemand, so viel ich weiß, folgende Distichen zum Vorwurf gemacht hat.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie? Du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Dies Letzte ist nun freilich nicht gut möglich, denn wir sollten über die Tugend denken, und dabei ist das Reden darüber kaum vermeidlich. Bei dem Denken darüber aber, zumal wenn man nicht vermeiden kann, auf das, was Widersprechendes darüber bereits gedacht worden ist, Rücksicht zu nehmen, ist es kaum zu vermeiden, nicht ein Skeptiker zu werden; nicht als ob man an der Tugend selbst zweifeln müßte, sondern weil man sich zu einer Untersuchung genöthigt sieht, die man nicht für geschlossen halten kann. Bei Wieland mußte dies um so mehr der Fall seyn, da sein Studium der sittlichen Naturgeschichte des Menschen

und der Geschichte der Menschheit ihn auf Probleme bringen mußte, von deren Lösung seine Entscheidung abhängig war. Sollte er vielleicht um eine strenge Theorie weniger bekümmert gewesen seyn, so war er es doch gewiß nur darum, weil er sich seinem Herzen hierüber sicher anvertrauen konnte. Im Wesentlichen hielt er fest an Wolfs Moralprinzip: Mache dich selbst vollkommen, und strebe, alles Gute außer dir zu befördern; wie es aber scheint, flossen in diesem Grundsatze, — der, wie der Augenschein lehrt, noch manche Frage veranlaßt, — die von der Selbstliebe und dem Wohlwollen hergeleiteten moralischen Grundsätze bei ihm zusammen, und wiesen ihn gemeinschaftlich wieder auf seinen Shaftesbury zurück.

Muß es nun aber gleich für jetzt noch unentschieden bleiben, wie er in Ansehung des ersten Theils jenes moralischen Grundsatzes eigentlich dachte, so ist doch kein Zweifel darüber, daß er sich es sehr angelegen seyn ließ, den zweiten Theil desselben auch als Schriftsteller in Ausübung zu bringen, denn hievon giebt sein Goldner Spiegel den unwidersprechlichen Beweis.

6.

Um dieses Werk nach seinem ganzen Werthe zu würdigen, muß man sich zurück versetzen in die Zeit seiner Entstehung, in das Zeitalter Friedrichs und Josephs. Jener, als Feldherr der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, leuchtete nach geschlossenem Frieden durch Regenten-Weisheit hervor, und gab der Welt das seltene Beispiel, wie ein Weiser auf dem Throne handle. Ueberzeugt, daß das Volk nicht um des Fürsten, sondern der Fürst um des Volkes willen da sey, traf er Einrichtungen, zugleich zur Sicherung des allgemeinen Wohles und des Bestandes des Staats. Man kann von Einem und von Einer Zeit nicht Alles erwarten; Friedrich aber that einen Riesenschritt vorwärts, indem er den Preßzwang aufhob, der aus den katholischen Ländern auch über die protestantischen sich verbreitet hatte. Seitdem der Gedanke frei sich äußern durfte, mußte an die Stelle des herkömmlichen Mechanismus eine neue Ordnung der Dinge treten, in welcher der Geist regierte. Es galt nun überall Selbstsehen und Selbstprüfen, und kein verjährtes Vorurtheil konnte sich diesem entziehen. Reformen aller Art mußten folgen, und sie erfolgten gemäß der Wendung, welche die Philosophie

genommen hatte, in der Religion, der Politik, dem Staatsrecht, der Rechtslehre, dem Erziehungs- und Unterrichtswesen. Friedrichs Beispiel wirkte auf Viele, keiner aber nahm es sich mehr zum Muster als Joseph, der mit raschem Feuergeiste nacheiferte, eines solchen Geistes aber auch bedurfte, um über die ungleich größeren Hindernisse und Schwierigkeiten den Sieg zu hoffen. Als zwei furchtbare Gegner der Ausführung seiner edlen Entwürfe standen die Institute des Mönchthums und mehr noch des Jesuitismus da, deren Bemühungen, Finsterniß zu erhalten und zu verbreiten, und zu verwirren, um desto sicherer zu regieren, Joseph nur allzuwol kannte, eben deshalb aber auch desto fester entschlossen war, ihnen ein Ziel zu setzen. Seit 1759 war hierin bereits in andern Ländern viel geschehen, und Joseph, mit einem Blick auf die seinigen, sagte: Es muß anders werden! Der erste Schritt dazu geschah schon unter Maria Theresia, indem den Jesuiten der Einfluß auf die Universität, die Büchercensur und die Leitung des Erziehungswesens entzogen wurde. Wenn dies nicht ohne Anregung des Sohnes geschah, den sie i. J. 1765 zu ihrem Mitregenten erklärt hatte, so war es doch nur das Vorspiel Josephs zu dem, was ihm späterhin den Vorwurf der Jesuiten zuzog, er habe die Mode-

philosophie des achtzehnten Jahrhunderts an Höfen herrschend gemacht und Ketzereien eingeführt, und weswegen er selbst öffentlich erklären mußte, (19. Septbr. 1789) daß eine tückische und fanatische Geistlichkeit ihm verrätherische Ränke gespielt, in allen Dingen böse Absichten aufgebürdet, seinen Unterthanen ängstliches Mißtrauen beigebracht habe, und sogar versucht, als Prediger und Beichtväter, ihren Landesherrn als einen Verderber der Religion zu verschreien. So gefährlich war es für Joseph, auch nach der i. J. 1773 erfolgten Aufhebung des Ordens der Jesuiten, Friedrichen nachzueifern, und eine den Lichtscheuen verhaßte Aufklärung auch in seinen Landen zu bewirken.

Noch vor Aufhebung des Jesuiten-Ordens und Beschränkung des Mönchthums schrieb Wieland seinen Goldenen Spiegel, und es war natürlich, daß er dabei sein Auge auf Wien gerichtet hatte, wo die Morgendämmerung eines neuen Geistestages hervorbrach, und zu den schönsten Erwartungen für die Menschheit berechtigte. Sein Gefühl spricht sich in einem Schreiben an den Kaiserlichen Staatsrath Freiherrn v. Gebler aus, dem er dieses Werk als Gegengeschenk zusendete. „Wenn ich jemals, schrieb er, nach dem Beifalle von Principibus viris gestrebet habe, so geschah es bei diesem Werke, wodurch ich unter dem Vehiculo einer

ergötzenden Erzählung große, gemeinnützige, freimüthige und zum Theil kühne Wahrheiten den Edeln und den Großen unserer Nazion unter die Augen gestellt habe. Ew. HW. werden zu Ende des dritten Theils eine Stelle finden, die nur auf einen Fürsten, unter allen, die je gewesen sind, paßt. Schon seit geraumer Zeit suchte die bewunderungsvolle Liebe, die mein Herz, (welches sonst ziemlich ikonoklastische Gesinnungen zu hegen gewohnt ist) für diesen wahrhaft großen Herrn erfüllt, irgend einen Ausgang; und immer hielt mich die Besorgniß zurück, die Welt möchte das, was ein bloßes Ueberfließen eines gerührten Herzens gewesen wäre, irgend einer Nebenabsicht beimessen, wovon mich doch alles weit entfernt. Aber da sich in dem Fortgang meines Buches für die Könige eine so natürliche Gelegenheit, meinem Herzen den Lauf zu lassen, und zugleich es auf eine von allem Verdacht einiger Prätension gänzlich freie Art zu thun, anbot, konnte ich nicht widerstehen.“ In einem andern Briefe schrieb er demselben: „Daß dies Buch das unerwartete Glück gehabt hat, in Wien und Prag von der Bücher-Censur-Kommission gebilliget zu werden, scheint mir eine Begebenheit von guter Vorbedeutung zu seyn. Bald möchte ich in prophetischer Begeisterung mit Virgil ausrufen: Jam redit virgo, redeunt

Saturnia regna. Und billig erwarten wir von Josephs Zeiten alles, was schön und gut, und groß und herrlich ist. Glücklich, wer gelebt hat, seine Tage zu sehen, glücklich, wer dazu ersehen ist; in dem glorreichen Werke, ganze Nazionen zu bilden, zu erleuchten und glücklich zu machen, sein Gehülfe zu seyn!"

Durch dieses sein Werk wollte Wieland das mittelbar seyn, was er unmittelbar nicht seyn konnte. An seine Freundin la Roche schrieb er darüber: „Das Publikum, welches noch nicht zurück gekommen ist von der thörichten Verwunderung, mich nach einander in ziemlich verschiedenen Rollen zu sehen, wird die Augen weit aufreißen, wenn es sieht, wie ich den Großen der Erde mit einer nicht sehr gewöhnlichen Unerschrockenheit einen Spiegel vorhalte, der ihnen wahrhaftig nicht schmeichelt. Seyd deshalb ohne Furcht, meine Freunde; ich fürchte weder Bastille, noch Löwengrube, noch feurige Ofen. Habe ich auch nicht die Ueberzeugung, daß die Fürsten und Minister um dieses Buches willen mich mehr lieben werden, so bin ich doch gewiß, daß sie sich wol hüten werden, mir eine böse Miene darüber zu machen. In Ansehung Ihrer, meine theure Freundin, täusche ich mich gewiß nicht, wenn ich darauf rechne, daß Sie mich nach Lesung desselben von ganzer Seele lieben werden."

Das Buch hätte zu keiner gelegneren Zeit erscheinen können, als zu der damaligen, aus welcher indeß nur Einzelnes, und keineswegs das Ganze zu erklären ist. Das Ganze lag so sehr in dem geraden Gange von Wielands Forschungen, daß er gar nicht umhin konnte, über die Gegenstände desselben Betrachtungen anzustellen, um überhaupt zu reinen Resultaten über das menschliche Leben zu gelangen. Die Schilderung von Unschuldswelten war ehedem ein Lieblingsgegenstand für ihn gewesen; allein er hatte sich überzeugt, erst, daß diese Welten von einer ganz andern Beschaffenheit gewesen seyn müßten, als sie denen erschienen, welche lieber der Poesie als der Völkerkunde und Kulturgeschichte glauben, und dann, wie es auch damit seyn möchte, daß ein Verharren im Stande der Natur für den, offenbar zum gesellschaftlichen Leben bestimmten, Menschen unmöglich sey. Die Kinder der Natur sollen Zöglinge der Kultur werden; zu dieser aber erscheint der Staat als nothwendiges Mittel. Da indeß der Nothstaat, *wie ihn die Geschichte zeigt*, auf keinen Fall unbedingt für ein durchaus zweckmäßiges Mittel gehalten werden kann, indem er nur zu häufig das gehindert hat, was er hätte befördern sollen; so mußte man endlich doch wol auf den Gedanken kommen, zu untersuchen, wie denn eigentlich ein Staat beschaffen seyn müsse,

um nicht durch seine Zwecke die Zwecke der Menschheit zu stören. Dies gab die Veranlassung zu dem Entwurf eines Idealstaates, der, wie sich versteht, nirgend anders existirte als in dem Gehirn seines Urhebers. Von Platons Republik bis zu des Kanzlers Morus Utopia — eine lange Zeit — lagen der Welt dergleichen Entwürfe vor; der damaligen Zeit aber war es vorbehalten, zu fragen, ob denn von dem, was man als blos schimärische Hirngespinnste zu betrachten sich gewöhnt hatte, gar nichts ausgeführt werden könne und solle? Es war wahrhaftig nicht die Schuld der Philosophen, daß sie auf solche Fragen verfielen; wessen Schuld es war, wird die Geschichte zeigen; genug, die Zeit war da, wo diese Fragen sich nicht länger abhalten ließen, am wenigsten in Frankreich. Während Voltaire's unbequemer Witz viel Ungehöriges des Bestehenden angriff, erhielt Rousseau's Ernst immer mehr Eingang; stellten die Physiokraten ihr kühnes System auf, entwarf Marmontel ein System besserer Regierungskunst, und vertröstete Mercier auf das Jahr 2440. Wieland, welchen Merciers Traum entzückte, fing nicht jetzt erst an, diese Angelegenheit der Menschheit zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen, denn er hatte schon in der Schweiz aus Interesse an den politischen Wissenschaften

sich zu einem Staatsmann vorbereitet, und wir wissen, daß er in seinem Cyrus das Ideal eines Regenten darzustellen beabsichtigte; sein Agathon aber liefert den Beweis, daß er, weit entfernt, sich blos in der Sphäre des Idealen zu halten, die Wirklichkeit in dieser Beziehung sich zu einem angelegentlichen Studium gemacht hatte. So versunken war er jedoch in diese nicht, daß er das Ideal darüber gänzlich aus den Augen verloren hätte; nur hielt er die Ideale, wie man sie für einen Staat aufgestellt hatte, für nichts viel Besseres als für Schimären, wie denn den Idealstaat, selbst den Menschen, wenigstens noch weit über das Jahr 2440 hinaus, für unerreichbar. Er legte es daher nicht darauf an, ein Vernunft-Kunstwerk von Staat in seiner Allgemeinheit darzustellen, sondern faßte vielmehr den Staat nach seiner Willkühr im Besondern auf, und zwar hauptsächlich nach der monarchischen Form, theils, weil alle Staaten in ihrem Ursprung diese hatten, theils, weil diese ihm in der That die zweckmäßigste schien, um das zu erreichen, was durch den Staat erreicht werden soll. Wären auch die monarchischen Staaten ursprünglich nicht eben auf die rechtmäßigste Weise entstanden, so wären sie doch nun einmal da, und anstatt darauf zu sinnen, wie man andere an deren Stelle setzen wolle, was

vielleicht nie gelingen würde, komme es nur darauf an, sie rechtmäßig zu machen, und solche Einrichtungen zu treffen, daß das Wohl der Staatsbürger dadurch gesichert, und der Zweck der Menschheit dabei nicht gefährdet sey. Da nun aber in monarchischen Staaten dies zum größten Theile von dem Monarchen selbst abhänge, so sey diesen die gewisse Ueberzeugung beizubringen, daß ihr eigenes Heil nur mit dem Heile des Volkes bestehe, und daß sie in eben dem Grade an der Zerrüttung und dem Untergange des Staates arbeiten, als sie die Zwecke der Menschheit in den Staatsbürgern hemmen. Dieses kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem die Eigenthümlichkeit des Monarchen ihn verleitet, hier oder da störend einzugreifen; daher sey nöthig zu zeigen, auf wie verschiednerlei Weise dies geschehen könne, zugleich aber auch — Selbsterkenntniß bei dem Monarchen zu bewirken.

Zu allem diesem nun soll der Goldene Spiegel verhelfen, und wird es für jeden, der sich auf den Zauber desselben versteht. Wer in diesen Spiegel sieht, erblickt nie sein eigenes Bild, sondern allezeit das Charakterbild irgend eines Königs von Scheschian, wo es Regenten von der verschiedensten Art gab, schlaffe und gewaltthätige, wollüstige und bigotte, prachtliebende Schwelger und große Eroberer,

verschwenderische und geizige, einen guten, der so hieß, und einen guten, der es war; kurz, so viele es deren gab, jeden von besondrer Art. Sieht man nun blos gedankenlos in diesen Spiegel hinein, so sieht man nichts, als solch einen Scheschianischen König; sieht man aber hinein mit dem Vorsatz der Selbsterkenntniß, so erblickt man auch sich selbst in einem solchen Könige, und sieht klar das Schicksal des Staates unter ihm und das eigene Schicksal; im Hintergrunde aber allezeit Tifan, feierlich, wie in dem Augenblicke, da er im Buch der Pflichten und Rechte den Königen, seinen Nachfolgern, zurief: „Welch ein Umfang von großen, von äußerst wichtigen Pflichten! Wisset, ihr Könige, die ihr einst auf Tifans Stuhle sitzen, und den furchtbaren Eid der Treue gegen den König der Könige, und gegen das Volk, das seine Vorsehung euch anvertraut hat, auf dieses geheiligte Gesetzbuch schwören werdet, wisset, daß meine Hand zitterte, da ich diese Pflichten niederschrieb; daß ein Schauer meine ganze Seele durchfuhr, da ich ihren ganzen Umkreis überdachte. Diese Gesetze, welche wir beschworen haben, werden unsre Richter seyn! Je nachdem wir unser großes Amt wol oder übel verwaltet haben, wird eine Nachwelt, die uns nichts als Gerechtigkeit schuldig ist, unser Andenken ehren und

segnen, oder unsre ruhmlosen Namen mit Verachtung aus dem Buche der Könige auslöschen; und wegen alles Guten, welches wir zu thun unterlassen, wegen alles Bösen, welches wir gethan haben, wird dereinst ein unerbittlicher Richter Rechenschaft von unsrer Seele fordern!"

An Wieland liegt es also nicht, wenn dieser goldene Spiegel nicht recht viel genützt hat, und — noch nützt, denn noch ist die Zeit nicht vorüber, für welche es hier Warnung und Rath giebt. Das monarchische Staatsleben in allen seinen Abwandlungen, von der Sultanschaft bis ins Zeitalter der Konstituzionen, ist hier umfaßt, und die verschiedenen Regierungsmaximen, die Verhältnisse der Politik und Religion, die Verhältnisse der drei Stände gegen einander und zum Staatsoberhaupt, und das dadurch bewirkte Steigen und Fallen der Staaten, sind hier so treu dargestellt, daß schon daraus viel Belehrung zu schöpfen seyn würde, wenn sie auch nicht über Gesetzgebung, Staatsverfassung und Verwaltung, öffentliche Erziehung und Prinzen-Erziehung, kurz, über die wichtigsten hieher gehörigen Punkte ausdrücklich eingewebt wäre.

Manche haben den Rahmen, in den dieser Spiegel gefaßt ist, getadelt, die Einkleidung nämlich in eine an Tausend und Eine Nacht erinnernde

Erzählung; allein dieser Tadel macht dem Witze der Tadler wenig Ehre. Wäre es Wielanden blos darum zu thun gewesen, zwischen Ernst und Scherz abzuwechseln, den Ton Montesquieu's zu beleben bald durch den Witz Voltaire's, bald durch den lachenden Spott Crebillons, bald durch Sterne's Laune, so würde er wol im Gange der Erzählung selbst Gelegenheit genug dazu gefunden haben: allein diese Mannichfaltigkeit in der Farbengebung war es nicht, die ihn bewog, den Ernst seiner Geschichte mit anscheinendem Scherze zu umgeben, sondern seine wahre Absicht, als er die Geschichte der Könige von Scheschian an die satyrisch-politischen Romane Crebillons durch Einführung des Schach Gebal anschloß, war, den rechten Gebrauch des goldenen Spiegels zu zeigen. So, wie dieser, sollte ihn Keiner gebrauchen, und wer etwa Anlage dazu hätte, dem sollte aus diesem Rahmen das Bild Schach Gebals warnend entgegen treten. Nur wenn man wie Schach Gebal in diesen Spiegel sieht, wird es seyn, als wäre ein Zeitalter Friedrichs und Josephs nie gewesen, werden die vertriebenen Yafaous wiederkehren, werden die Anhänger des blauen Affen und des feuerfarbenen Affen von neuem ihr Unwesen beginnen, wird es eben so vergeblich seyn, daß eine Französische Revoluzion war,

als es vergeblich war, daß der Goldene Spiegel sie zwanzig Jahre vor ihrem Ausbruch voraus zeigte.

So ging denn Wieland auch hier nur seinen gewöhnlichen Weg, weniger das aufzustellen, was seyn soll, als das, was so ist, wie es nicht seyn soll. Daß er nicht an das gedacht hätte, was seyn soll, muß dem aufmerksamen Leser des Goldenen Spiegels unglaublich vorkommen; wenn er aber der Meinung war, daß dieses aus dem, was wirklich ist, hervorgehen müsse, wer kann ihm Unrecht geben? Gewiß keiner, der wie er, Menschenkunde und Geschichte zu seinem Studium gemacht, und sich daraus den Grundsatz für die Menschenleitung abgezogen hat: um die Menschen zu behandeln, müsse man sie nehmen, wie sie sind, auch wenn man zur Absicht hat, sie nicht zu lassen, wie sie sind. Dieser Grundsatz gilt freilich für das Gute; für dieses aber nur strebte Wieland.

7.

Ueberblickt man nun das, was Wieland, während noch nicht drei voller Jahre seines Erfurter Lebens, als Lehrer und Schriftsteller geleistet hat, so sagt man sich leicht selbst, daß er,

auch bei der großen Lebendigkeit seines Geistes, so viel doch nicht ohne fast gänzliche Zurückgezogenheit und anhaltenden Fleiß hätte leisten können. Er wurde aber überdies noch mit manchen Arbeiten beschäftigt, denen er sich, wie sehr sie auch sein wissenschaftliches und schriftstellerisches Streben unterbrachen, nicht entziehen konnte, theils weil er es für Pflicht hielt, dem besonderen Vertrauen, welches seine Regierung in ihn gesetzt hatte, nach Kräften zu entsprechen, theils weil er davon die Verbesserung seiner beschränkten Lage zu erwarten berechtigt war. An ihn vorzugsweise wendete sich die Churmainzische Regierung, wo sie den Flor der Universität zu befördern beabsichtigte. Unter manchen Aufträgen, welche seine Vorschläge herbeiführten, erhielt er einst auch den, zum Behuf der Besetzung einer Lutherischen theologischen Professur und einer Professur des Staatsrechtes und der Kameralwissenschaften, sich nach einigen Personen genauer zu erkundigen, und darüber gutachtlich zu berichten. Wieland empfahl zu der erstern Stelle vorzüglich Froriep, zu der letzteren Springer, welche denn auch dazu berufen wurden. In seinem sehr ausführlichen Berichte findet sich folgende merkwürdige Stelle, wegen deren gerade dieses Auftrages besonders gedacht wird. „Selbst der höchste Ruhm unsers gnädigsten Churfürsten, (da Höchstdero besondere

huldreichste Gesinnung, die Aufnahme der Akademien und die Verbesserung der öffentlichen Erziehung in Höchstdero Churlanden und davon abhangenden Staaten nachdrücklichst zu befördern, in der gelehrten teutschen Welt je länger je mehr außerordentliche Eindrücke macht), scheint zu erheischen, daß durch mehr als ein Beispiel gelehrten und berühmten Männern Lust gemacht werde, sich als Mitarbeiter an dem preiswürdigen Werke, dessen glückliche Ausführung der Regierung Emmerich Josephs die unsterblichste Glorie in den teutschen Jahrbüchern verschaffen wird, gebrauchen zu lassen. Der Anfang dazu ist gemacht; es ist keine übertriebene Prahlerei oder Schmeichelei, sondern die bloße Wahrheit, wenn ich sage, daß die allgemeine Aufmerksamkeit des gelehrten Teutschlands auf Erfurt gerichtet ist; selbst die Eifersucht gewisser Akademien, welche leicht voraussehen, daß ihre Wagschale steigen muß, wenn die unsrige sinkt, beweiset je länger je mehr, wie groß die Erwartung ist, welche man sich von unserm Fortgange macht. Jetzt ist der wahre Zeitpunkt, wo durch anhaltenden Nachdruck die noch übrigen Hindernisse überwunden, und die Churfürstliche Akademie zu Erfurt in ihren vormaligen blühenden Stand wieder hergestellt werden kann. Nur ein oder zwei Beispiele, daß man willig sey, sich nichts dauren zu lassen, um große und solide

Männer hieher zu ziehen, so wird sich das Uebrige, unter einer immer aufmerksamen, ermunternden und belebenden Aufsicht, so zu sagen, von selbst geben. Junge Männer von Genie und Ruhmbegierde werden sich um die Ehre beeifern, auf unserer Akademie lehren zu dürfen, und es wird in der Folge ein Leichtes seyn, selbige nach und nach in allen Fakultäten mit Subjekten zu besetzen, welche zusammen genommen gleichsam einen Phalanx von gründlicher, nützlicher und schöner Gelehrsamkeit ausmachen, mit welchem Erfurt allen Akademien Teutschlands wird die Spitze bieten dürfen." — In einem Anhange sagt er: „So rühmlich durch Anherberufung neuer tüchtiger Lehrer in die noch unbesetzten oder erledigten Gefache für die Aufnahme der Akademie gesorgt wird, so nothwendig will es auch seyn, werkthätigen Bedacht dahin zu nehmen, daß diejenigen beibehalten werden mögen, welche schon da sind, und der Akademie nicht nur wirklich Ehre machen und gute Dienste thun, sondern noch weit größere thun könnten, wenn sie nur nach Nothdurft wenigstens unterstützt würden." Er empfiehlt in dieser Hinsicht vorzüglich den Professor Meusel angelegentlich zu einer Gehaltsverbesserung, damit dieser wackere Mann nicht gezwungen sey, pro pane quotidiano zu schreiben, da er doch Fähigkeiten habe, Werke zu

unternehmen, die der Universität und ihm selbst viele Ehre bringen würden, und er aus Mangel an Subsistenz gehindert werde, manche nützliche, aber viele Zeit wegnehmende, Kollegia zu lesen, weil er genöthigt sey, seine meiste Zeit zum Schreiben, und unglücklicher Weise zum Vielschreiben, zu verwenden."

Während so Wieland auf jede Weise höchst thätig war, den Flor der Universität zu befördern, befand er sich selbst in der Lage, von seinem Gehalte nicht ganz sorgenfrei mit seiner Familie leben zu können; wenigstens konnte er nicht unbesorgt für die Zukunft seyn. Seine zahlreich besuchten und mit außerordentlichem Beifall gehörten Vorträge brachten ihm keinen Gewinn; er selbst hätte daher schreiben müssen auch ohne seinen innern Trieb dazu, und seine Lage bedurfte einer Verbesserung, die er jedoch nicht der Gnade, sondern nur der Rücksicht auf seine verdienstliche Pflichterfüllung verdanken wollte. An Gleim schrieb er damals: „Ich kann ungeduldig darüber werden, daß ich in den nämlichen Tagen, die ich mit meinem Gleim in süßem freundschaftlichen Müßiggang zuzubringen hoffte, vom Morgen bis in die Nacht über meinen Schreibtisch gebückt sitzen, und schreiben muß, woran ich nie gedacht hätte, wenn ich mein eigener Herr wäre; — aber zu Ihnen kommen kann ich nicht. Es ist unmöglich.

Ich bin mit einer Arbeit beladen worden, die ich weder abschlagen konnte noch aufschieben kann. Ich arbeite mich hypochondrisch und krank, — aber, mein lieber Gleim, was thut nicht ein weiser Mann, wenn er — muß? Und was thut ein Vater nicht, wenn er durch seine Arbeit das Schicksal seiner Kinder zu verbessern hofft! — Ich kenne die Großen, Dankbarkeit ist selten ihre Tugend; indessen hofft man doch immer glücklich genug zu seyn, und eine Ausnahme anzutreffen. Man versucht alles; reussire ich, so verschaffe ich mir eine ungleich bessere Situazion, und dann soll, das schwöre ich zu den Grazien und der Freundschaft, gewiß kein Jahr vorbei gehen, in welchem ich nicht acht Tage mit meinem Gleim verlebt hätte. Das ist jetzt alles, was ich zu Ihrem und meinem Troste sagen und hoffen kann!!"

Unter solchen Umständen war nun wol am wenigsten an Ausführung der Plane für unsere Literatur zu denken, mit denen er sich ergötzt hatte, als er nach Erfurt ging. Selbst an der Erfurtischen gelehrten Zeitung nahm er keinen thätigen Antheil, denn er lieferte nur vier oder fünf Anzeigen für dieselbe, unter denen die von Sulzers Theorie der schönen Künste Berücksichtigung verdient. Nicht, als enthielte sie die vorzüglichste Kritik, welche damals über dieses

vielbesprochene Werk erschienen, — denn Wieland selbst sagt von der in den Frankfurter Anzeigen: „Sulzers Theorie ist darin, nicht etwa blos mit attischem Salze, sondern, beim Anubis! mit Salpeter und spanischem Pfeffer gerieben. Ich möchte wol wissen, wer die Recension gemacht hat. (Göthe.) Sie ist avec connoissance de cause, und ungleich besser als die meinige geschrieben;“ — sondern weil sie zur Beurtheilung Wielands selbst dient. Ueber Sulzer hatte sich sein Urtheil geändert. „Ich bin mit ihm, schrieb er um jene Zeit, nicht zufrieden. Die Natur hat ihm versagt, was sie meinem Sterne, meinem Gleim, meinen Brüdern Jacobi und mir selbst so reichlich verliehen hat, Wärme und Gefühl. Wie sollten wir den Mann lieben können, der so wenig mit uns sympathisirt?“ Weder dieses aber, noch die Gewißheit, daß Sulzer sein Gegner geworden, konnte in ihm bewirken, was sie sonst häufig bewirken, daß er das Werk mit bitterem Tadel angegriffen hätte, um sich an dem Verfasser zu rächen; vielmehr war es dies gerade, was ihn bestimmte, mit so schonender Milde zu urtheilen, als es mir möglich war, ohne der Sache etwas zu vergeben. Nachdem er daher im Allgemeinen das Verdienstliche des Werkes hervorgehoben, sagte er: „Die häufigen Unvollkommenheiten, womit es, vermöge der Natur der

Sache und der Umstände nothwendig behaftet seyn muß, bieten einen reichen Stoff zum Tadel dar, — — und gewiß ist, daß eine durchgängig scharfe und kaltblütige Prüfung dieses Werkes eine zur Aufnahme des Geschmacks und der Künste ungemein nützliche Unternehmung wäre. Wir wünschen sehr, eine solche Prüfung zu sehen; aber, damit sie dem Publiko so nützlich als möglich werde, wünschen wir auch, daß sie in der Gestalt von Verbesserungen und Zusätzen erscheinen möge. Denn die einzige Art zu tadeln, welche eines weisen und guten Mannes würdig ist, ist besser machen." In der Erwartung, fügt er hinzu, diesen Wunsch, vielleicht von dem Verfasser des Laokoon, in Erfüllung gehen zu sehen, beschränke er sein Urtheil auf eine Vergleichung dessen, was Sulzer geleistet habe, mit dem, was er leisten wollte, und des einen und andern, mit dem, was er billig hätte leisten sollen. Er läßt dem Scharfsinn und der Geschicklichkeit, von Sachen der Empfindung und des Geschmacks deutliche und bestimmte Begriffe zu geben, Gerechtigkeit wiederfahren, bemerkt aber auch anderwärts das Unbestimmte, Schwankende und Willkührliche; erklärt, daß dem Werke zu seiner größeren Vollkommenheit erläuternde Beispiele in wichtigen Artikeln, eine Anzeige der Quellen, woraus der Verfasser geschöpft, und der besten

Theoristen, welche die Gegenstände abgehandelt, fehlen. Er vermißt, daß der Verfasser nicht wenigstens von den Malern, Bildhauern und Künstlern und einigen ihrer vollkommensten Werke eben so gehandelt habe, wie von den Dichtern, und schließt seine Anzeige so: „Ueberhaupt können wir nicht verbergen, daß dieses in vielen Betrachtungen nützliche und rühmliche Werk, durch häufig vorkommende schielende Urtheile, und nur halb, oder nur unter sehr genauer Einschränkung, wahre Maximen, welche der Verfasser in seinem Eifer für den edelsten Gebrauch der schönen Künste (in welchen sich zuweilen etwas Misanthropie und hypochondrischer Trübsinn zu mischen scheint) von sich giebt, für viele Leser verführerisch und dem Geschmack selbst nachtheilig werden könnte. So wahr an sich selbst die Grundsätze des Verfassers von der Bestimmung der schönen Künste sind, so gewiß ist es auch, daß sie in der Anwendung eben so gröblich mißbraucht werden können, als gewisse Leute das omnia ad majorem Dei gloriam gemißbraucht haben sollen. Es ist aber hier nicht der Ort, sich in die Untersuchung dieser Sache einzulassen; der Verfasser dieser Recension behält sich vor, seine Gedanken davon in einem ausführlichen Werke über die Moral der schönen Künste der Welt vorzulegen. Ob übrigens Hr. Sulzer

die hohe Meinung, die er von der Noachide seines Freundes Bodmer gefaßt zu haben scheint, auch dem teutschen Publiko beibringen werde, und ob dieses das zweideutige Stillschweigen, welches er über die Lieblingsdichter der Nazion zu beobachten beliebt hat, durch seine Erklärung, „daß er es für ein Verbrechen halte, das Publikum oder die Künstler durch Schmeicheleien sich günstig zu machen,“ hinlänglich gerechtfertiget halten werde, lassen wir an seinen Ort gestellt seyn.“ — So mild berührte Wieland diese Punkte, die ihn und seine Freunde am nächsten betrafen.

Der Kreis von Freunden, die er gewann, war klein; viele literarische Bekanntschaften und Verbindungen anzuknüpfen, erlaubte ihm seine beschränkte Zeit nicht; auch fühlte er, da eben diese die Verwirklichung seiner früher gehegten Plane unmöglich machte, kein Bedürfniß danach, und Briefwechsel zu unterhalten aus literarisch-politischen Zwecken, dazu war er nicht der Mann. Als er in Weimar, wohin er von Erfurt aus zuweilen reisete, Lessings Emilia Galotti in die Hände bekam, machte diese einen so außerordentlichen Eindruck auf ihn, daß er auf der Stelle an Lessing eine Art von Huldigungsbrief schrieb; den ersten, sagt er, den ich in meinem Leben an diesen großen Mann geschrieben habe. Sonst schrieb er nur an Wenige,

und nur an solche, die sich zuerst an ihn gewendet hatten, und dies war selbst der Fall mit denen, die zu dem kleinen Kreise seiner Freunde gehörten, und mit denen er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, ehe sie sich noch gesehen hatten.

Zuerst von allen diesen ist zu nennen der liebenswürdige Dichter Georg Jacobi, auf dessen ersten Brief Wieland antwortete:

„Hochwürdiger Herr Kanonikus!
Hoch — nun ja! Wohlgeborner Herr Regierungsrath!

Welch eine Sprache von Jacobi an Wieland, und von Wieland an Jacobi! Lassen Sie mich Ihnen ohne Ceremonie sagen, mein liebenswürdiger Freund, daß der Augenblick, in welchem ich Ihren verbindlichen Brief eröffnete, einer der süßesten meines Lebens war.“

Jacobi hatte damals Halle, wo er als außerordentlicher Professor mit vielem Beifall Vorlesungen über Aesthetik und schöne Literatur gehalten hatte, wegen Mangels an Aussicht zu einem Gehalt, verlassen, und sich nach Halberstadt gewendet, wo er durch Gleims Vermittlung zu einem Kanonikus gelangt war. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen diesen beiden bewirkte auch eine engere Freundschaft zwischen Gleim und Wieland, der sich dadurch

sehr beglückt fühlte. „Gleim und Jacobi, schrieb er seiner Freundin, sind von der kleinen Zahl der schönen Geister, die eine zu schöne Seele haben, als des Neides und der Eifersucht fähig zu seyn, und Sie wissen, daß solche zu den weißen Raben gehören.“ Ein Denkmal seiner Freundschaft setzte er damals beiden in seinen Grazien, indem er der Danae, welche die Geschichte der Grazien von ihm verlangte, sagt:

„Und Sie wenden sich nicht an den Dichter der Grazien?“

Meinen Sie Gleim oder Jacobi? — läßt er diese fragen, und antwortet:

„Ich danke Ihnen für diesen Zweifel, Danae; er vergütet das Unrecht, das ich einem von beiden gethan hätte; ich, der stolz darauf ist, beide meine Freunde zu nennen, und es so gerne der spätesten Nachwelt sagte, daß wenigstens drei Dichter in unsern Tagen gelebt haben, welche sich so liebten, wie die schwesterlichen Musen sich lieben.“

Als kurz darauf Jacobi sich in seine Vaterstadt Düsseldorf zurückgezogen hatte, vermehrte sich der Freundschafts-Kreis für Wieland durch Jacobi's jüngeren Bruder, Friedrich Heinrich, der damals noch der von seinem Vater ihm übergebenen Handlung vorstand, bald darauf aber als Hofkammerrath des Churfürsten

von der Pfalz angestellt wurde, und welchem Wieland zuerst verkündigte, er werde ein großer Schriftsteller werden, woran Jacobi selbst damals noch nicht dachte. Von den Grazien nahm dieser die erste Veranlassung, an Wieland zu schreiben, und dieser antwortete ihm: „Sie haben Recht, mein liebster Jacobi, wenn Sie mich einen glücklichen Mann nennen; ich bin es wirklich, da ich den Sokratischen Grazien die Freundschaft meines Gleim und der Brüder Jacobi zu danken habe. Wie viele schöne Seelen würden mir unbekannt geblieben seyn, welcher süßen Zufriedenheit, welcher göttlichen Wollust der Seele aus dem Gedanken, geliebt von ihnen zu seyn, würde ich entbehrt haben, wenn mir diese holden Göttinnen nicht den Gedanken eingeathmet hätten, ihre Philosophie und ihre Geschichte zu singen! Die Natur hat nie Unrecht, l. J.! Keine Liebe gleicht der, welche wir für diejenigen fühlen, in denen wir uns gleichsam vervielfältigt sehen. Ich empfinde es in dem Innersten meines Herzens, daß ich Sie, Ihren Bruder, meinen eigenen Dichter, und unsern Gleim eben so innig, durch einen eben so sanften, eben so mächtigen Zug der Natur liebe, wie meine Kinder, zwei kleine liebe Mädchen.“

Wenn Wieland Georg Jacobi seinen eigenen Dichter nannte, so war dies fürwahr kein

Kompliment, denn zwischen beiden mußte eine Herzens-Verwandtschaft seyn, wenn auch unter den Geistern Verschiedenheit war. Nicht aber durch Schmeicheleien suchte Wieland Jacobi'n seine Freundschaft zu beweisen, sondern zeigte stets, wie angelegen es ihm war, daß sein Freund die Vollkommenheit erreichen möchte, die er erreichen konnte. Sein Lob und Beifall wechselten daher oft mit Tadel und mit Rath ab, welche Jacobi mit eben der Gesinnung aufnahm, mit welcher sie gegeben waren. Einst schrieb Wieland ihm: „Ihr letzter Brief hat das liebenswürdige Bild Ihres Charakters in meiner Seele vollendet. Ich kann und will Ihnen nicht sagen, wie sehr ich diese aufrichtige, unverfälschte Bescheidenheit, dieses schüchterne Mißtrauen in sich selbst, diese Bereitwilligkeit, dem Genius des Schönen alles aufzuopfern, was nicht innerlich Werth genug hat, oder vollendet genug ist, um einen Platz in seinem Tempel zu verdienen, — wie sehr ich alle diese Züge, welche zu gleicher Zeit das edle Herz und das echte Genie bezeichnen, an Ihnen liebe.“ Er gedenkt nun eines Gedichtes, welches er, ungeachtet einzelner schöner Stellen, im Ganzen für mittelmäßig erklärt, was er jedoch aus Mangel an Muße nicht en détail zeigen könne, und fährt dann fort: „Aber eine allgemeine Erinnerung erlauben Sie

meiner unverfälschten, wahren Liebe. Mich däucht überhaupt, daß Sie Ihrem Geiste (wenigstens seit einiger Zeit) allzuleichte Nahrung geben. Sie verstehen mich, ohne daß ich mich zu erklären nöthig habe. Wenn ein so schöner Geist, als der Ihrige, die Sokratische Schule, den Xenophon und Euripides insonderheit, zu seinen Vertrauten machen, sie, nach der alten, ehrlichen und sehr energischen Redensart in succum et sanguinem verwandeln würde, wie viel Vortreffliches würden Sie thun, wie weit würden Sie sich selbst übertreffen können! Die meisten Ihrer bisherigen Gedichte haben einen eigenthümlichen Charakter von schöner einfältiger Natur, feiner Empfindung, sanfter Freude, und von einer gewissen moralischen Grazie, welche sich leichter fühlen als definiren läßt. Diese wahren und rührenden Schönheiten werden eine auserlesene Sammlung Ihrer bisherigen Poesien ganz gewiß unsterblich und klassisch machen. Aber dennoch wünschte ich nicht, daß Sie immer in dem gleichen Tone fortführen. Man erschöpft sich gar zu leicht, wenn man sich blos auf eine Art sanfter Empfindungen und leichter lachender Bilder einschränkt, und auch der gefühlvollste Leser kann sich endlich einer gewissen Satietät nicht erwehren. Hier ist kein besserer Rath, als der, den ich die Freiheit genommen habe,

Ihnen zu geben. Vos exemplaria graeca — Rem tibi socraticae etc. Einem Jacobi brauche ich kein Wort mehr hierüber zu sagen.“

Mit solcher Freundschaft verfuhr Wieland durchaus gegen Jacobi, und ging bei seiner Beurtheilung von dessen Gedichten oft ins genaueste Detail über Ausdruck, Ton, Versbau, Musik der Verse, und am meisten bei denen Gedichten, die durch Inhalt und Gefühl ihn entzückt hatten. Wie nützlich für Jacobi die Bemerkungen seines Freundes geworden sind, beweist am besten die neueste Ausgabe seiner Gedichte (von 1819.)

Diese Freundschaftsdienste blieben Wielanden nicht unbelohnt; denn was Er an dem Dichter Jacobi gethan hatte, das that bald darauf dessen Bruder, der Philosoph Jacobi, an Ihm. Persönliche Bekanntschaft hatte das Band der Freundschaft zwischen diesen Dreien noch enger zusammen gezogen, und es ist um der Folge willen nicht unwichtig, hievon ausführlicher zu erzählen.

Im Mai 1771 hatte es Wieland so weit gebracht, sein Haus auf einige Wochen verlassen zu können. „Für einen Menschen, schrieb er, der so selten aus seinem Schneckenhäuschen herauskriecht wie ich, ist eine solche Reise eine Epoche.“ Sie wurde es für ihn noch in anderer Hinsicht. Der Hauptpunkt seiner Reise

war Ehrenbreitstein, wo damals la Roche, welcher geheimer Konferenzrath am Trierschen Hofe geworden war, mit seiner Familie lebte. Wielands Wunsche gemäß, waren dort auch die Brüder Jacobi eingetroffen, und zwar noch vor ihm selber. „Kurz darauf, — so erzählt nun Fr. H. Jacobi selbst, — hörten wir einen Wagen rollen; wir sahen zum Fenster hinaus, — Wieland war es selbst. Der Herr von la Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach, und wir empfingen unsern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kam die Frau von la Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie, — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde, und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht

darein zu verbergen: Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „— Wieland! — Wieland! — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!“ — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt, und wir zusammen wieder hinauf in den Saal gekommen sind.“ — „Vor meiner Ankunft in dem la Rocheschen Hause hatte das sympathetische Gefühl noch kein Mal mein Herz ganz eingenommen; auch hatte ich mich noch kein Mal in dem Grade glücklich gefühlt; nunmehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand, und die unbedeutende Erinnerung davon hätte ich ohne Widerwillen aus meinem Gedächtniß vertilgt gesehen. Meine gegenwärtigen Freunde theilten, obzwar in ungleichen Graden, diese Empfindungen mit mir. Da ich von den Uebrigen etwas entfernt stand, kam Wieland auf mich zu, drückte mir die Hand, und sagte zu mir:

„Die Mühe, gelebt zu haben, lohnt sich doch, lieber Jacobi, der trüben, schmerzhaften Tage mögen noch so viel seyn; wenn sie nur zu einer Stunde, wie diese ist, führen; die ersetzt Alles.“

Von Wieland entwarf derselbe folgende Schilderung: „Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußern Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas, und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands

Person ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal bis auf das Mark davon erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedanken, oder eine Situazion durchgeschaut und durchempfunden hat: bei ihm würde es Zeitverderbniß seyn, wenn er länger dabei verweilte."

„Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland, schrieb er sodann, schätze ich mich noch unendlich vielmal glücklicher, als vorhin, sein Freund zu seyn. Die natürliche, schöne und männliche Empfindsamkeit seiner Seele; die unzerstörbare Güte seines Herzens; seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen; seine ungeheuchelte Bescheidenheit; seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig als sein Genie. Unsere Freundschaft stieg in weniger als zwei Tagen bis zur innigsten Vertraulichkeit. Wieland sagte mir öfters: er fände sich so ganz in meinem Kopf und Herzen wieder, daß er von mir sagen könnte, wie Rousseau's Galathee, da sie mit ihrer Hand die Hand des Pygmalion berührte: c' est moi.

Meinen Bruder nannte er nie anders als seinen Dichter, und versicherte, wie Horaz vom Virgil, er wäre dimidium animae suae.“ Dieser Dichter erinnerte sich aber auch noch im spätesten Greisenalter mit Rührung jener Tage, wo er „Wieland und Sophie la Roche zum ersten Male sah, wo beide, von den goldenen Träumen ihrer blühendsten Jahre umschwebt, sein Herz erwärmten, und seine Phantasie mit sich hinwegrückten in eine schönere Welt.“ Dies begeisterte ihn zu den Gedichten an Elisen, die unstreitig zu seinen schönsten gehören, und bei deren Abdruck in der letzten Ausgabe er sagt: „Noch ist es mir, als würden jene Lieder von der Abendsonne bestrahlt, in welcher ich den Vater der Musarion und seine älteste Freundin auf einer Rheinfahrt begleitete, sie meine neuesten Gedichte zu hören verlangten, und Wieland mir ein unvergeßliches Wort sagte, das, als ein Wort der Weihe, mich zu ähnlichen Gesängen begeisterte. So entstand der Schmetterling; so mehrere kleine Werke, die mir theurer als andre sind.“ Wieland urtheilte von diesen Gedichten, daß sie das Zärtlichste, das Empfindsamste wären, was jemals Platons Amor einer schönen Tibullischen Seele eingehaucht habe, und daß er kein Mitleiden mit Jacobi's Liebesschmerzen habe, so lange er so köstliche Dinge machen könne.

Von Coblenz aus schrieb Wieland an Gleim: „Wie oft hat Ihr Wieland, haben Ihre Brüder Jacobi in diesen glücklichen vierzehn Tagen, welche wir in Coblenz und in Düsseldorf gelebt haben, wie oft haben wir empfunden, daß unser Gleim uns mangelte,*) um vollkommen so selig zu seyn, als die Seelen in Elysium.“ Auch er bekennt, daß er zu Coblenz und Düsseldorf, in einem Rückfall der süßen Schwärmerei seiner jüngeren Jahre, viel sich vorgenommen, wovon sich aber leider wenig

*) Gleim war Wieland damals entgegen gereiset; und sie wollten sich zum ersten Male zu Dieburg, einem Landgute des Churmainzischen Ministers Freiherrn v. Großschlag, wo Wieland auf seiner Rückreise einige Tage verweilte, treffen, hatten sich aber da verfehlt, und sie sahen sich zum ersten Male bei Leuchsenring auf dem fürstlichen Jägerhause zu Darmstadt. Wieland schrieb hierauf an Gleim: „Ich umarme Sie, mein bester, liebenswürdiger Gleim, mit der vollkommensten Zärtlichkeit — ganz und gar zufrieden, Sie gerade so, wie Sie sind, und nicht anders gefunden zu haben, — und über alle Maaßen glücklich, wenn es Ihnen auch so ist.“ — „Die wenigen Stunden, die wir zu Darmstadt mit einander zugebracht, haben mir das lebhafteste Verlangen zurückgelassen, mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen.“ — Dieses bemerke ich ausdrücklich zur Berichtigung der falschen Angabe von dem Verfasser der Biographie J. G. Jacobi's in den Zeitgenossen, wo es heißt: „Gleim und Klotz lernten sich zu

hoffen lasse, da er seine Abhängigkeit und den Unterschied vergessen gehabt zwischen Jacobi, welcher thun könne, was er wolle, und ihm, welcher thun müsse, was er nicht wolle. Gleichwol solle das Andenken jenes Mais und der seligen Stunden, welche die Freundschaft und die Empfindung ihrer Seelen sie habe genießen lassen, auf irgend eine Art verewigt werden.

Dies ist nun hauptsächlich durch den Einfluß von Friedrich Heinrich Jacobi geschehen, dessen feinen, kritischen Takt Wieland damals zuerst kennen lernte, als sie die Grazien zusammen lasen; wobei Wieland Jacobi's kritischen Sinn mit dem zarten Gefühl einer Spinne verglich. Als bald darauf Freron die Grazien auf seine Weise rezensirt hatte, schrieb Wieland an diesen Jacobi: „Ich bin nicht so gar übel mit seiner Rezension der Grazien zufrieden. Es ist wahr, es sind etliche sehr gute Stellen in diesen Grazien, und Freron sagt von diesen nichts; aber es ist auch nicht weniger wahr,

---

Lauchstädt im Nachsommer 1766 kennen, wo auch Wieland, Sophie la Roche und Jacobi sich befanden." Wie wäre Wieland im Jahre 1766 nach Lauchstädt gekommen? Ich würde dies nicht bemerken, wenn es nicht, wie sich künftig ausweisen wird, zur Rechtfertigung Wielands gegen eine Verunglimpfung desselben von dem Verfasser jener Biographie nöthig wäre.

daß sehr plattes Zeug mit unterläuft, und Sie erinnern sich doch, daß wir zu Coblenz beinahe den vierten Theil weggestrichen haben?“ Wieland erhielt aber von diesem Takte seines Freundes bald noch andere Beweise. Jacobi hegte den doppelten Wunsch, den Agathon vollendet, und den Verfasser desselben für sein Werk belohnt zu sehen, woran Wieland selbst noch nicht gedacht hatte. Ueber das Erste war zwischen beiden Freunden Abrede genommen, wegen des Letzteren kam der Weg der Pränumeration in Vorschlag. Nachdem Wieland das Hinderniß dagegen durch Zurückzahlung des Honorars an die bisherige Verlagshandlung beseitigt hatte, machte Jacobi die Pränumerations-Anzeige in seinem Namen, worin es heißt: „Die Freundschaft des Herrn Wieland, die seit ein paar Jahren eine meiner vornehmsten Glückseligkeiten ausmacht, gab mir ein hinlängliches Recht auf sein Herz, um ihn um die Fortsetzung seines Agathons anzusprechen. Viele Hindernisse wurden aus dem Wege geräumt; aber die schwierigsten darunter blieben immer zurück, und diese betrafen den Verlag. Um auch letztere zu heben, schlug ich Herrn Wieland den Weg der Pränumeration vor, und, weil ich zugleich ein Werk der Freundschaft und ein um mein Vaterland verdienstliches Werk zu thun wünschte, erbot ich mich, die Pränumeration selbst zu übernehmen.

Es kam bei mir der Gedanke hinzu, daß, indeß unter den patriotischen Engländern ein Mann von Talenten die Früchte seiner Talente genießt, in Teutschland derjenige, welcher das Publikum ergötzt, unterrichtet, und der Nazion Ehre macht, beinahe den ganzen Nutzen seines unermüdlichen Fleißes den Buchhändlern überlassen muß, und eben dadurch dem besten Theil der Nazion, den Guten und Edeldenkenden jede Gelegenheit entzogen wird, sich als Beförderer der Künste und als Verehrer eines großen Mannes öffentlich zu zeigen. Diese werden mir es vorzüglich Dank wissen, daß ich sie in den Stand setze, sowol einem ihrer Lieblings-Schriftsteller einen Beweis ihrer Bewunderung und Liebe zu geben, als auch zu der Ergänzung eines Buches etwas beizutragen, welches, nach dem Zeugniß eines Lessings, unter die vortrefflichsten unsers Jahrhunderts gehört. Herr Wieland hat dem zufolge mir versprochen, seinen Agathon mit Strenge und Genauigkeit durchaus zu verbessern; die schöne Danae ihre Geschichte erzählen zu lassen, und eine Reihe von Unterredungen hinzu zu thun, worin Archytas dem Agathon seine Philosophie beibringet, und wodurch dieses bisher unvollendete Werk, dessen Endigung das Publikum so lang und so sehnlich erwartete, erst ein Ganzes wird."

Wieland fühlte, daß es ihm nöthig sey,

mehr als bisher an Gewinn zu denken, und schrieb bei dieser Gelegenheit an Geßner: „Meine Gemüthsart ist nicht zur Habsucht geneigt; meiner Begierden sind wenig, und diese wenigen sind mäßig. Ich bedarf wenig für mich selbst. Aber in diesem Augenblicke spielen drei kleine allerliebste Mädchen um mich herum, deren kindliche Liebkosungen und sorglose Unschuld eine Thräne der bekümmerten Zärtlichkeit in meine Augen bringt. Ich kann mit aller meiner Arbeit keine Schätze für sie sammeln; aber ich könnte doch etwas für sie thun.“ Dafür suchte nun der jüngere Jacobi noch durch mehr als die neue Ausgabe des Agathon zu sorgen; denn als Wieland jetzt wieder Veranlassung hatte, auf sein früheres Projekt, eine Buchhandlung anzulegen, zurück zu kommen, bot jener sogleich bereitwillig die Hand dazu. Umstände verhinderten die Ausführung dieses Projekts; dagegen aber gedieh ein anderes zur Reife, womit, wie wir bald sehen werden, in Wielands Leben eine neue Epoche begann. Während er nun aber zunächst an der Vollendung des Agathon arbeitete, bewies ihm Jacobi seine Freundschaft nicht blos durch Revision der Handschrift und Besorgung des Druckes, sondern auch durch seine Kritik, die auf Wieland nicht ohne Einwirkung geblieben ist, wie schon daraus hervorgeht, daß die von

Jacobi getadelten Stellen in der neuen Ausgabe umgeändert oder ganz weggelassen sind.

Sehr wichtig, und für Wieland nicht unwichtig, waren besonders zwei Bemerkungen Jacobi's: 1) daß zuweilen durch eine Vergleichung nicht nur die Einheit des Styls unterbrochen werde, sondern selbst der Charakter des Helden einen Anstrich von Lächerlichem, seine Figur eine possirliche Stellung erhalte, und dem Leser das von ihm in seiner Imaginazion sich entwerfende Bild verwirre; und 2) daß auch dann, wenn der Dichter in seiner eigenen Person spreche, gewisse Einfälle fast so lauteten, als wenn sie aus dem Munde eines Schülers des Hippias kämen. In diesem Punkte rieth Jacobi zu um so größerer Strenge, da selbst bei einem Mendelssohn und Lessing Mißverständnisse dadurch entstanden wären. Aus eben diesem Grunde erklärte er sich weitläufig über zwei Hauptpunkte in der Unterredung, worin Hippias dem Agathon sein System entwickelt, nämlich über die Zweifel, welche der Sophist über das Daseyn Gottes vorbringt, und über dessen Erklärungen von der Tugend. In beiden Fällen wünschte Jacobi, daß Agathon mehr und kräftiger entgegnet haben möchte, eigentlich aber doch nur aus dem Grunde, damit auch für die, die nicht recht lesen, nichts Anstößiges vorhanden sey. Bald darauf sah er es zwar

ein, daß es unthunlich sey, wünschte nun aber doch Noten unter dem Texte. „Der Charakter des Agathon muß durchaus nicht verfälscht werden, — schreibt er — und die Situazion, welche der Dichter schildert, nicht unterbrochen. Ich habe es immer als ein Meisterstück Ihrer Kunst angesehen, daß Sie Ihre Leser in alle Irrthümer Ihres Helden mit zu verführen wissen. Man fällt in eine Schlinge, man glaubt sich herausgewickelt zu haben, und schon liegt man wieder in einer neuen. Vielleicht ist diese Methode die einzige, durch Erdichtungen zu bessern; wenn aber die Kette von Ideen und Empfindungen, die auf diese Weise durchlaufen wird, sehr lang ist, wie muß alsdann der Geist beschaffen seyn, der darüber nicht in Verwirrung gerathen soll? Es giebt Leute von robuster Gesundheit, welche aber dennoch lang anhaltende Anstrengungen von einer gewissen Art nicht aushalten können; für diese wünschte ich, daß Sie einige Karren möchten nachführen lassen, um sie darauf nachzuschleppen, oder auch wieder nach Hause zu schicken, wenn sie krank würden. Je mehr ich über die Sache nachdenke, desto bedenklicher finde ich, im Texte selbst besondere Rücksicht auf die Schwachen zu nehmen. Wenn Ihr Agathon seine Leser klüger machen soll, so müssen diese mit ihm fallen und mit ihm aufstehen; zeigte man ihnen zum Voraus

den Stein, worüber er stolpert, in der Größe eines Mühlsteines, so würden sie den guten Agathon nur auslachen. Denjenigen aber, die, nachdem sie gefallen sind, das Ding nicht finden können, was sie strauchelu machte, muß man es unter die Nase reiben, damit sie es nicht etwa im Centrum der Erde oder in den Gestirnen suchen. Hiemit bis ganz ans Ende zu warten, scheint mir aus verschiedenen Gründen bedenklich. Ich würde an Ihrer Stelle das Mittel ergreifen, einige Noten einzustreuen. Diese müßten aber nur an solchen Orten angebracht werden, wo sie die Illusion des Herzens und des Geistes nicht stören könnten."

Wieland antwortete: „Die Freimüthigkeit, womit Sie mir bittere oder doch bittersüße Wahrheiten sagten, macht Sie mir eben so verehrungswürdig, als Ihr Eifer für die Sache der Tugend. Ich bin nicht ungelehrig." Nachdem er bemerkt hat, daß er obigen Bemerkungen zufolge anstößige Stellen ausgestrichen oder verändert habe, und daß die Warnung wegen gewisser Ausdrücke und Wendungen ihn fürs Künftige vorsichtig machen werde, fährt er fort: „Was aber die Dispute des Hippias und Agathon betrifft, kann ich nicht Ihrer Meinung seyn. Ich habe die Antwort, welche Agathon dem Sophisten giebt, nochmals wohlbedächtig durchgelesen, und ich finde, daß sie nicht nur

die einzige ist, welche Agathon nach seiner damaligen Denkart dem Sophisten geben mußte, sondern auch die beste, allgemein überzeugendste, die irgend ein Mensch demjenigen geben kann, der die Tugend für ein Hirngespinnst hält; daß also diese Stelle wol nicht das seyn kann, was Herrn Lessing bewegen konnte, zu sagen: das Resultat dieses Buches sey, daß die Tugend sey ich weiß nicht was. Aber, sagen Sie, dies ist nicht genug, allen Mißdeutungen, allen schädlichen Eindrücken, welche das System des Hippias verursachen kann, abzuhelfen. Es sollte mir leid seyn. Aber in diesem Falle weiß ich keinen andern Rath, als den ganzen Diskurs des Sophisten zu vernichten. Ueberhaupt finde ich, daß ihr ganzes Räsonnement über diesen Punkt nichts oder zu viel beweist; denn entweder ist nichts daran gelegen, daß manche Leute mich aus Schwachheit oder Flüchtigkeit nicht recht verstehen, oder, wenn man auf solche Leser Rücksicht nehmen soll, so muß man keinen Agathon schreiben. Verbieten Sie dem Verfasser die feinen Züge, welche in einem schiefen Kopfe zu schiefen Zügen werden, was wird übrig bleiben?"

So beeiferte man sich von beiden Seiten, den Agathon vollendeter erscheinen zu lassen. Wenn Jacobi bei seinen Ansichten die Befürchtung äußerte: „Archytas kommt etwas

zu spät, um dies wieder gut zu machen;“ so behielt er hierin Recht, allein nicht in dem Sinne, wie er es gemeint hatte. Die ganze Entscheidung war nämlich berechnet auf die Unterredungen des Archytas und Agathon, welche als neu hinzukommend angekündigt waren. Es kam aber blos die Geschichte der Danae hinzu, und Wieland mußte am Schlusse dieser neuen Ausgabe erklären, die als Anhang versprochenen Dialogen zwischen Archytas und Agathon hätten aus Ursachen, die man damals nicht voraussehen konnte, unmöglich zu Stande gebracht werden können. So kamen sie demnach zu spät, — aber nicht blos für den Agathon, sondern für den Dichter selbst und die Beurtheilung desselben. Jacobi konnte ihn nicht falsch beurtheilen, weder in diesen Punkten, noch in Ansehung einiger im Agathon geschilderten Scenen der Liebe, denn da durfte er nur an die Stunden gedenken, die er mit Wieland in der Düsseldorfer Gallerie zugebracht hatte. Dort hatte die Maria von Guido Reni ihm eine unaussprechliche Liebe eingeflößt, und er gestand, wie stark er es gefühlt habe, daß Venus und ihr ganzer Hof neben dieser göttlichen Schönheit nicht mehr Eindruck auf ihn machen könne, als eine Phryne neben einer Panthea.

8.

Von allen übrigen Bekanntschaften, welche Wieland außerdem noch machte, gedieh keine zu solcher Freundschaft; er machte aber selbst der Bekanntschaften nur noch wenige, und die meisten davon in Leipzig, wohin er einmal auf kurze Zeit reisete, um seinen freundschaftlichen Verleger Reich zu besuchen. Gellert war im Jahre vorher gestorben, — zu Wielands nicht geringem Verdrusse darüber, daß Jung und Alt „ein so entsetzliches Gesinge, Geplärre, Geseufze und Geheule“ — in Versen, nicht sowol über den Tod des guten Dichters, als des guten Christn, angestimmt hatte. Wenn er als Grund davon Scheinheiligkeit argwöhnte, so dürfte er dazu wol nur durch Personen aus seiner Nähe veranlaßt worden seyn, die mit vielem Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, den Kontrast zwischen dem frommen Gellert und gewissen andern Dichtern bemerkbar zu machen. Hatte doch selbst einer seiner Kollegen, der Pater Simon Jordan, Wielands Religiosität, Sittlichkeit und öffentlichen Ruf vor Maria Theresia verläumderisch angetastet; was Wunder also, wenn ihn solcher Argwohn befiel! Wieland selbst achtete Gellerten, sagte selbst bei dessen Tode, daß ein Mann von Verdienst weniger sey, der

freilich schon seit lange für die Musen und Grazien verloren gewesen; dessen ungeachtet aber ist die Frage, ob Wieland, auch wenn Gellert noch gelebt hätte, dessen Bekanntschaft gemacht haben, oder, wenn er sie gemacht hätte, nicht eben so von ihm geschieden seyn würde, wie Lessing und Göthe. Er machte dagegen die persönliche Bekanntschaft zweier Freunde Gellerts; von Weiße, dessen herzlich-redliches Gedicht auf Gellerts Tod er gewiß nicht beargwohnte, und von Garve, Gellerts damaligem Nachfolger. Von dem Ersten urtheilte er, daß er ein liebenswürdiger Mann, und einer von denen sey, mit denen er wünsche, sein Leben zuzubringen; von dem Zweiten, er sey ein so philosophischer Kopf, als er jemals einen gekannt habe. Clodius scheint er nur von seiner angenehm geselligen Seite kennen gelernt zu haben, und sagte von ihm, er sey das, was man einen homme d' esprit nenne, in einem hohen Grade, und der angenehmste Gesellschafter von der Welt. Besonders hatte ihn der Maler Oeser angezogen, von welchem er an seine Freundin schrieb: „Er ist von allen Männern von Verdienst, die ich in Leipzig kennen gelernt, der, den ich am meisten nach meinem Herzen gefunden habe; eine schöne Seele, ein vortreffliches Herz, bei aller der Einfachheit von außen, die sich an dem wahren Genie findet.“

Wieland und Oeser hatten auch in der That viele ästhetische Aehnlichkeit, und in der Winklerschen Gemäldesammlung müssen sie so viele Berührungspunkte gefunden haben, daß sie einander befreundet werden mußten. Indeß war doch unter allen diesen Bekanntschaften keine, die zu einer völligen Freundschaft geworden, und für das Leben und Wirken Wielands von Folgen gewesen wäre.

Eine Bekanntschaft, welche Wieland auf seiner Rückreise von Coblenz, unter sonst vielen interessanten, zu Mainz mit Karl von Dalberg, ernanntem Statthalter zu Erfurt, machte, war ihm sehr wichtig. „Er gewann, — so schrieb er *) — mein Herz in den ersten Minuten, und der Enthusiasmus von Achtung und Freundschaft, der in seinem Bezeugen gegen mich herrschte, übertraf alles, was ich Ihnen davon sagen könnte. Nach der Tafel war ich eine Stunde mit Herrn v. Dalberg allein, und da bekam ich Gelegenheit, ein Genie, und einen Grad von Talenten, Wissenschaft und Fähigkeit in ihm zu entdecken, der mich in Erstaunen setzte. Die Eigenschaften des Herzens dieses vortrefflichen jungen Mannes erhöhten den

*) Der Brief, welcher bei Herrn Horn irrig vom Jahre 1769 datirt ist, (Br. 32.) gehört ohne allen Zweifel hieher.

Werth seiner übrigen Talente so sehr, daß ich keine Worte finden kann, Ihnen zu sagen, wie sehr ich von ihm zufrieden und von ihm eingenommen bin. Die warme und ganz kordiale Art, womit er mir öfters wiederholte, daß ich seine größte Ressource in Erfurt seyn würde, und alle andern Ausdrücke einer auf Sympathie des Geistes und Herzens gegründeten Freundschaft, machten mich durch die angenehmsten Aussichten in die Zukunft so froh und glücklich, daß Sie Ihre Freude an mir gesehen hätten, wenn Sie gegenwärtig gewesen wären."

Auch diese Bekanntschaft aber sollte auf Wielands Leben und Wirken keinen Einfluß erhalten; dagegen wurden einige andere entscheidend dafür. Bei seinen kleinen Ausflügen nach Weimar hatte er das Glück gehabt, der verwittweten Herzogin Regentin Amalia und dem damaligen Erbprinzen Karl August, zufolge der Bekanntschaft, in die er mit dem Grafen von Görz gekommen war, vorgestellt zu werden, und der vortheilhafte Eindruck, welchen seine Persönlichkeit und interessante Unterhaltung machten, hatte die wichtigste Veränderung seiner äußeren Lage zur Folge. Diese aber war die Ursache, die es ihm damals unmöglich machte, die Philosophie des Archytas aufzustellen, wie sehr ihm dies auch am Herzen lag, sowol

um der Sache selbst willen, als weil er hoffte, dadurch endlich die schiefen Urtheile der Mißverstehenden und Uebelwollenden zu berichtigen. Selbst an Frau v. la Roche schrieb er darüber: „Ich schmeichle mir, daß Agathon, wenn ich die letzte Hand daran gelegt, und die Philosophie des Archytas hinzugefügt haben werde, ein Werk seyn wird, worin doch einige Stücke Sie befriedigen werden.“

Was nun die Veränderung seiner Lage betrifft, so ergiebt sich diese aus folgenden Auszügen der Aktenstücke aus dem Archiv der ehemaligen Universität zu Erfurt, wie ich sie der gütigen Mittheilung eines Freundes verdanke.

In einem Schreiben vom 24. Jul. 1772 ersucht die Herzogin Regentin zu Sachsen Weimar den Churfürsten von Mainz um Wielands Entlassung. Der Regierungsrath Wieland habe sich, bei dem verschiedentlich zu Weimar genommenen Aufenthalt, von einer so günstigen Seite gezeigt, daß sowol bei der Herzogin selbst der Wunsch, ihn bei Vollendung des Erziehungsgeschäftes ihrer beiden Prinzen zu gebrauchen, entstanden, als auch besonders der Erbprinz an dessen eben so angenehmem als lehrreichem Umgange solches Wohlwollen gefunden, daß er die Herzogin recht angelegentlich gebeten, beförderlich zu seyn, daß der RR. Wieland in die

dortigen Dienste gelangen möge. Sie wage zwar viel durch diese Bitte, da sie wisse, wie sehr der Churfürst auf Wieland hinsichtlich der Aufnahme der Erfurtischen Universität rechne, werde aber die Gewährung dieser Bitte als einen zuverlässigen Beweis von der Wirklichkeit und Fortdauer der freundschaftlichen Gewogenheit des Churfürsten ansehen.

Wieland selbst schrieb an den Churfürsten: „Von dem Augenblick an, da die göttliche Vorsicht und E. K. G. gnädigster Ruf mich zum öffentlichen Lehrer der philosophischen Wissenschaften auf Hochdero Universität zu Erfurt bestellte, war mir nichts angelegener, als durch möglichste Verwendung für die Aufnahme dieser Akademie und für die daselbst studirende Jugend des in meine Wenigkeit gesetzten gnädigsten Vertrauens mich nicht unwürdig zu zeigen. Zufrieden mit dem mir angewiesenen Platze unter dem Scepter eines Fürsten, welchen, neben so vielen andern erhabenen Eigenschaften, auch die thätige Beförderung nützlicher Künste und Wissenschaften der spätesten Nachwelt noch verehrungswürdig machen wird, hatte ich keinen Gedanken, das Glück, unter E. K. G. höchstem Schutze zu leben, mit einem andern zu vertauschen, und noch in diesem Augenblick kann ich mit reinstem Gewissen die Versicherung zu E. K. G.

Füßen legen; daß keine Verbesserung meiner Umstände, keine Rücksicht auf irgend einen größeren Privatvortheil, jemals fähig gewesen wäre, mich, so lange ich E. K. G. höchster Zufriedenheit mit meinen unterthänigsten Diensten mich zu trösten gehabt hätte, zu einiger Veränderung zu bewegen. Nichts kann diese Entschließung erschüttern, als ein Antrag wie derjenige, so dieser Tage ganz unvermuthet von der Herzogin Regentin zu S. W. und E. Durchlaucht an mich gebracht worden, da nämlich Höchstgedachte Herzogin, unter solchen Umständen, welche ein ganz besonderes Zutrauen zu meiner Wenigkeit beweisen, mich zum Amt eines Instruktors S. D. des Herrn Erbprinzen von S. W. in Höchstdero Dienste zu berufen geruhet haben. Eine schuldige, ehrfurchtvolle Zurückhaltung verbietet mir, E. K. G. alle die Betrachtungen, deren bewegendem Einflusse in einer so wichtigen Sache ich mich nicht entziehen konnte, unterthänigst vorzulegen. Nur dies sey mir erlaubt zu sagen, daß in der Verlegenheit, worein mein Gemüth durch diesen unerwarteten Antrag gesetzt wurde, nichts als die völligste Ueberzeugung meines Gewissens, „daß ich die Gelegenheit durch Theilnehmung an der Erziehung und Bildung eines hoffnungsvollen und mit seltenen Fähigkeiten begabten jungen Fürsten einen vorzüglichen Nutzen zu

stiften, ohne Verletzung meiner wesentlichsten Pflichten gegen Gott und Vaterland, nicht von mir abweisen könne, meinen wankenden Entschluß endlich dahin entscheiden konnte, einen Ruf, in welchem ich, allen Umständen zufolge, den göttlichen Fingerzeig unmöglich mißkennen kann, keinen Platz zu geben, insofern ich E. K. G. höchste Genehmigung und gnädigste Entlassung meiner bisherigen Pflichten und Dienste zu solchem Ende erhalten haben werde."

Des Churfürsten Antwort an die Herzogin von S. W. — vom 3. August 1772 — sagt: „Wir entschließen Uns zwar ungern, unsern RR. Wieland unserer Dienste und des Amts, so derselbe zeither mit unermüdetem Eifer und allgemeinem Beifall erfüllet hat, zu entlassen; um aber zu beweisen, wie vieles Ew. Lbd. Vorwort, besonders in einer so erhabenen Absicht, über uns vermöge, und wie geneigt wir seyen, die Verbesserung der Glücksumstände eines verdienstvollen Mannes zu befördern, überlassen wir selbigen Ew. Liebden."

Gleichzeitig wurde die Churfürstliche Regierung zu Erfurt von dieser Entschließung des Churfürsten benachrichtigt, und von dieser, unterm 11. August, Wieland in gleichem Maaße beschieden. Der Churfürst, dessen Wohlwollen

für Wieland, seitdem dieser auf seiner Rückreise von Koblenz eine lange Audienz bei ihm gehabt hatte, noch erhöht worden war, hatte sich vorbehalten, daß Wieland das Prädikat eines Churfürstlich-Mainzischen Regierungs-Rathes als ein Zeichen von seiner Achtung und Gnade und der mit der Universität zu Erfurt fortdauernden Verhältnisse fernerhin führen möchte.

C. M. Wielands

Lehen.

Neu bearbeitet

von

J. G. Gruber.

Mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands.

Dritter Theil.

V. und VI. Buch.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1828.

Fünftes Buch.

I.

Um die Zeit, in welcher Wieland nach Weimar berufen wurde, hegten die teutschen Schriftsteller die Meinung, der teutsche Kaiserhof wolle sich den Ruhm erwerben, die vorzüglichsten Geister der Nazion in der Hauptstadt des teutschen Reiches zu vereinigen. Seitdem Winkelmann an dem Wiener Hofe mit Auszeichnung empfangen und mit Geschenken — leider der unschuldigen Ursache seines Todes — entlassen worden, war die Hoffnung dazu so groß geworden, daß Klopstock in seiner Zueignungsschrift „An den Kaiser“ vor der Hermanns-Schlacht sagte: „Diese Zuschrift soll zu denen seltenen gehören, welchen man ihr Lob glaubt. Was sage ich ihr Lob? Wenn der Geschichtschreiber redet; so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist, und bald geschehen wird. Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will Er, auch durch Unterstützung der Wissenschaften, zeigen. Nur dies darf ich sagen. — — Ich wünsche meinem Vaterlande und Ew. Majestät selbst zu dem, was

Sie für die Wissenschaften thun wollen, Glück. Niemals bin ich stolzer auf mein Vaterland gewesen, als bei dieser Vorstellung. Und mich däucht, ich höre schon mit dem frohen Beifalle Aller, welche von Werthe urtheilen können, die unentweihte Leier der Dichtkunst erschallen, und sehe die Geschichte aufstehn, sie den goldnen Griffel nehmen, und sich dem dauernden Marmor nahen. Dieser ganze Erfolg wird desto gewisser seyn, je gerechter es ist, die, welche sich zudrängen, zu entfernen, und je edler, die aufzusuchen, die unbekannt zu seyn glauben. Diese wird die schönste der Blumen in dem Kranze Ew. Kaiserlichen Majestät seyn.“ Die Geschichte kann indeß nur rühmen, daß Joseph wollte. Mit seiner Genehmigung hatte ein Großer des Hofes den Plan entworfen, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu errichten, und Teutschlands vorzüglichste Geister an derselben zu vereinigen. Dieser Plan indeß zerschlug sich ganz, weil man unumgänglich Protestanten mit dazu einladen mußte, diese aber, ihrer Religion wegen, um so mehr Bedenken trugen, der Einladung zu folgen, da man nicht ohne Grund glaubte, daß Joseph selbst nicht schützen könne wie er wolle. Vielleicht war auch bei Manchem die Einladung so unbestimmt erfolgt wie bei Lessing, so daß niemand ihr füglich folgen konnte. Als nun aber die Zeitungen

bekannt machten, Riedel sey mit einer sehr ansehnlichen Besoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Rathes berufen, die freie Uebung der protestantischen Religion ihm gestattet worden, und er werde in solchen Geschäften gebraucht werden, die für die Literatur unsers Vaterlandes von der größten Wichtigkeit seyn würden, da dachten ohne Zweifel die Meisten wie Lessing: „Wenn Riedel seinen ganzen Anhang nach sich zieht, wie er ohne Zweifel zu thun suchen wird, so soll es mir lieb seyn, wenn man mich läßt, wo ich bin.“ Riedel blieb indeß der Einzige, welcher berufen wurde, und war weit entfernt, irgend jemand nach sich ziehen zu können; denn seine Lage wurde nur allzu schwankend. Ob sie besser geworden seyn würde, wenn er die wiederholten freundschaftlichen Warnungen Wielands benutzt hätte, ist die Frage; wenigstens verlor er seine Stelle als Professor an der Akademie der Künste nicht in Folge seines Benehmens, sondern in Folge der Verläumdungen des Erfurter Augustinermönchs, Jordan Simon, welche der Kaiserin von ihrem Beichtvater getreulich hinterbracht worden waren. Da nun Wieland bei den Anschwärzungen des Mönchs und den Relazionen des Beichtvaters nicht war vergessen worden, so hätte Er wol die wenigste Hoffnung gehabt, nach Wien berufen zu werden, und er selbst schrieb auch Riedeln, noch ehe dessen Un-

glück begann: „Wien sollte in Teutschland seyn, was Paris in Frankreich ist, und wir alle sollten zu Wien seyn. Das wäre eine herrliche Sache. Aber vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird wol nichts daraus werden, und dann nos habebit humus. Wenn es Ihrer Augusta Ernst wäre .... aber dies ist nicht und kann nicht seyn. Und wäre es auch, was hälfe es mir? Man muß ledig seyn, um in Wien sein Glück zu machen; oder reich, um mit Familie da zu leben. Dies ist der Hauptumstand, qui me ferme la porte.“ Indeß hatte er doch den Gedanken an Wien nicht ganz aufgegeben; denn als er bereits die Stelle in Weimar angenommen hatte, schrieb er: „Ich werde stets zum Befehl Josephs II., meines angebornen Souverains, seyn, sobald es ihm in den Kopf kommen sollte, mich haben zu wollen. Er ist mein Tisar, oder richtiger gesagt, mein Held; ich liebe ihn, und dieses mein Gefühl theilt er mit sehr wenigen Potentaten in der Christenheit.“ Es war ihm deshalb auch nicht gleichgültig, daß er bei Maria Theresia war verläumdet worden, und er schrieb darüber an den Fürsten Kaunitz, von dem er wußte, daß er beifällig sich über ihn geäußert hatte; und nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieses Schreiben jenen ausgezeichneten Minister mit bewog, nach dem Tode der Kaiserin Riedeln als Vorleser

anzunehmen und ihn zu unterstützen, bis der Unglückliche im Wahnsinn unterging. Die Ursache nun aber, warum Wieland auch dann noch, als er die Stelle in Weimar angenommen, zuweilen einen flüchtigen Gedanken an Wien hatte, war die noch unbestimmte Aussicht auf seine Zukunft. „Ich bin nun, schrieb er, in meinem vierzigsten Jahre, und wenn die Göttin Fortuna etwas für mich thun will, so hat sie hohe Zeit; en attendant und weil ich dieser Humoristin nicht sonderlich traue, bemühe ich mich, ne ipse desim mihi.“ Seine bisherigen Einkünfte verbesserten sich ja nur für wenige Jahre, denn ihm war ein jährlicher Gehalt von tausend Thalern bestimmt, so lange er Instruktor des Erbprinzen seyn würde, dann aber — und dies war vom 3. September 1775. an — nur eine lebenslängliche Pension von jährlich 600 Thalern, bei der Freiheit, zu leben wo er wolle. Für Weib und Kinder hatte er, im Fall der Tod sie seiner Fürsorge beraubte, bis dahin nur erst Versprechungen erhalten. Unter solchen Umständen mußte er wol an Plane für die Zukunft denken, und selbst an einen andern dereinstigen Aufenthalt, wenn er vielleicht in Weimar nicht würde bleiben können. Hätte er dies aber auch nicht gekonnt, so würde er dann gewiß an Wien nicht weiter gedacht haben, wiewohl sich die gewohnte Anhänglichkeit des Bürgers einer

freien Reichsstadt an die Kaiserstadt nie bei ihm verlor.

Zwei Wünsche, die er früher gehabt hatte, sollten ihm jetzt auf einmal erfüllt werden. Schon während seines Lebens in der Schweiz hatte er sich mit Vergnügen in die Lage eines Prinzenerziehers hinein geträumt, und nachmals sich eine Anstellung am Kollegium Karolinum ersehnt; zu welcher Sehnsucht die Erinnerung an die Bremischen Beiträge und der Gedanke an den Dichterverein in Braunschweig, der sich der Anerkennung eines sehr populären Hofes erfreute, nicht wenig beitrug. Jetzt ging er einer Fürstin aus dem Hause Braunschweig entgegen, ging nach Weimar als Prinzenerzieher, und sollte da Schöneres aufblühen sehen, als von einer Akademie in Wien, die nun einmal nicht in Klopstocks Sinn darzustellen war, sich erwarten ließ.

Mit welchen Gesinnungen Wieland sein neues Amt antrat, bezeugt am Besten sein Brief an Frau von Laroche. „Ich denke, schrieb er, daß ich meiner Freundin, die mein Herz so gut kennt, nicht zu sagen nöthig habe, daß die wenige Verbesserung des Einkommens der Beweggrund nicht gewesen ist, der mich vermögen konnte, einen Entschluß zu fassen, wobei ich in mehr als einer Betrachtung so viel riskire. Ich sehe nur gar zu wohl, daß in der Bestrebung, immer so viel

Gutes zu thun, als wir Gelegenheit haben, etwas ist, das die Leute, die nur sich selbst lieben, Don Quixotterie nennen. Ich hätte hier in Erfurt, zumal bei dem neuen Herrn Statthalter (Dalberg), sehr ruhige Tage dahin leben können; es wäre nur bei mir gestanden, mir einzubilden, daß ich als Lehrer und Schriftsteller der Welt wer weiß wie große Dienste thue. Aber da NB. wider mein ehmaliges Vermuthen, und ohne daß ich den kleinsten Schritt gethan hätte, die Sache zu befördern, der Antrag an mich kam, den Verstand und das Herz eines jungen Fürsten ausbilden zu helfen, der in wenigen Jahren regieren soll, so konnt' ich unmöglich anders, als denken, dies sey eine Gelegenheit mehr Gutes zu bewirken, als ich in meinem ganzen bisherigen Leben zu thun im Stande gewesen bin. Ich habe um so mehr Ursache zu glauben, daß ich mich hierin nicht betrogen habe, weil die Herzogin sowohl als der Erbprinz selbst sehr gut für mich denken, und der letzte insonderheit so glückliche Dispositionen hat, und so viel Neigung zu mir zeigt, daß ich das Beste hoffen darf. Der Himmel gebe nun seinen Segen zu meinen Absichten; Fleiß und Mühe will ich mich nicht dauern lassen. Das Uebrige sey dem Schicksal anheim gestellt. Die Hofluft soll mich, wie ich hoffe, nicht anstecken, und meine Feinde und Mißgönner sollen das Vergnügen nicht

erleben, mich den Grundsätzen meines Danischmends und Dschengis ungetreu werden zu sehen. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß ich jemals ein Günstling werden, und für noch unwahrscheinlicher, daß ich mich an einem so schlüpfrigen Platz länger sollte erhalten können, als Danischmende bei der Würde eines Itimadulet. Aber was ich gewiß weiß, ist, daß Sie, meine theuerste Sophie, die Freude haben werden zu sehen, daß ich keine andere Ambizion kenne, als im Stillen, und mit so wenigem Geräusche als möglich, das Gute zu befördern, und keinen andern Eigennutz, als auf die rechtmäßigste Art für die unentbehrlichsten Bedürfnisse meiner Familie zu sorgen. Mit einem Wort, das Glück mag mich anlächeln oder angrinsen, so werde ich nach meinen Grundsätzen leben, und damit Punctum!"

An keinem Hofe hätte dies Wielanden weniger schwer werden können. Die verwittwete Herzogin, Anna Amalia, war in jeder Hinsicht eine Zierde ihres Geschlechts und des Thrones, auf welchem sie sich als Regentin-Vormünderin, unter sehr schwierigen Umständen, um ihr neues Vaterland wesentliche Verdienste erwarb. Wenn aber die dankbare Anerkennung derselben ihr die allgemeine Verehrung sichern mußte, so gewann ihre Persönlichkeit ihr allgemeine Liebe. Die ihr gleichsam angestammte Popularität stellte

sich in ihr unter dem höhern Charakter der Humanität dar. Ihr reger lebendiger Geist umfaßte mit Liebe das Gute und Schöne, und sie schützte Wissenschaften und Künste, so weit sie es nur vermochte, weil sie dieselben schätzte, und ihr die reichste Quelle des edelsten Vergnügens aus ihnen zufloß. Gern sah sie daher um sich einen Kreis von solchen, die durch Geist und Herz, durch Wissenschaft und Kunst, zu interessiren fähig waren, und diese versammelten sich gern um sie, deren Nähe nicht drückend, sondern so erfreulich belebend war, daß auch Witz und Scherz nicht verstummten. Ihr Geschmack war nicht einseitig, sondern für das Schöne jeder Art empfänglich, und darum konnte sich in ihrer Nähe jedes Talent freudig entfalten. Wieland charakterisirte sie damals durch die Worte aus dem Munde des Gottes der Liebe:

Sie würd' als Schäferin
Die Flur entzücken,
Sie würd' als Königin
Die Welt beglücken;
Doch immer würd' in Ihr
Sie Selbst geliebt!

Die Söhne waren einer solchen Mutter würdig durch vortreffliche Anlagen und liebenswürdige Eigenschaften. Wenn es insbesondere von dem Erbprinzen eines Zeugnisses bedürfte, so ließe sich sagen, daß sein Großoheim, Friedrich

der Große, schon von dem fünfjährigen Knaben, als er ihn zu Weimar sah, eine sehr vortheilhafte Meinung gefaßt hatte, und diese nach acht Jahren so bestätigt fand, daß er gegen dessen Großvater, Herzog Karl von Braunschweig, erklärte, nie einen Prinzen von diesem Alter gesehen zu haben, der so viele Hoffnungen erregte. Für einen Beweis mehr würde man gewiß auch annehmen, daß dieser Prinz in seinem funfzehnten Jahre zur Vollendung seines Unterrichts sich selbst den Verfasser des goldenen Spiegels als Lehrer wählte.

Das Verdienst der bisherigen Entwickelung so vortrefflicher Anlagen gebührte dem Obersthofmeister Grafen von Görz, welchen, als er selbst kaum 22 Jahre alt war, die Herzogin Mutter zum Erzieher ihrer Prinzen erwählt hatte. Wie weise diese Wahl gewesen, erkennt man daraus, daß auch Graf Görz die besondre Aufmerksamkeit Friedrichs auf sich zog, der ein so großes Vertrauen in seine Talente und seinen Charakter setzte, daß er sich seiner nachmals zur Ausführung eines Auftrags von großer Wichtigkeit bediente. Dieser Graf Görz ist nämlich derselbe, welchen Friedrich i. J. 1778 mit den bedenklichen Verhandlungen in dem Streite über die baierische Erbfolge beauftragte, und der sich dieses Auftrages mit so vollkommener Zufriedenheit des großen Königs erledigte,

daß dieser ihn zum Staatsminister ernannte. Von 1779 an war er dann Preußischer Gesandter in Petersburg, und zuletzt Churbrandenburgischer Komizialgesandter in Regensburg, und in allen diesen Verhältnissen erwarb er sich die allgemeine Achtung. Als politischer Schriftsteller ist er bekannt genug; allein es muß hier noch in Erinnerung gebracht werden, daß er auch Verfasser ist der Briefe eines Prinzen-Hofmeisters über Basedow's Prinzenerziehung und haupsächlich über dessen Agathokrator (Heilbronn 1771.), und der französische Uebersetzer von Dalbergs Schrift von dem Verhältniß zwischen Moral und Staatskunst.

Dieses waren die Personen, mit welchen Wieland jetzt in die näheste Berührung kam, und dieses Verhältniß war ihm sehr erfreulich. Mit Vergnügen spricht er oft von der Liebe des Erbprinzen, den auch er, ein geborner Antichrist der Sultane und Wessire, zärtlich liebe. „Sein Mentor, der Graf v. Görz, — schrieb er an Zimmermann — ist mein Freund. Schütteln Sie den Kopf nicht bei einer so vermessen tönenden Assertion. Er ist mein Freund; und damit ich es Ihnen nicht weitläufig beweisen müsse, will ich Ihnen in sehr wenigen Worten begreiflich machen, warum es nicht anders seyn kann. Wir sind beide so einsam hier, als wir es auf dem Berge Nitria oder mitten

in der Wüste Sara seyn könnten. Unsern Prinzen ausgenommen, hat er keinen Freund, als mich; ich keinen, als Ihn; brauchen Sie nun noch weiter Zeugniß?“

Das Hofleben machte Wielanden keine besondre Freude, denn er fand sich wenigstens anfangs, wenn er einen ganzen Tag am Hofe hatte zubringen müssen, träg und müde, und seinen Genius wie erloschen. Dann fühlte er von den Ketten, die er trug, so leicht sie nach seinem eignen Eingeständniß waren, sich zu Boden gezogen. Wie oft er sich aber auch muthlos, und die Flügel seiner Seele gelähmt fühlte, so war es immer Eins, was ihn wieder aufrichtete, und ihn standhaft alle Störungen ertragen ließ; die wechselseitige Neigung zwischen dem erlauchten Schüler und dem Lehrer, und die erfreuliche Hoffnung, welche dieser von jenem, je länger desto mehr, fassen mußte. Am 4. December 1772 schrieb er an Jacobi: „Diese vergangenen zehn Tage mußte ich Tag und Nacht bei meinem Prinzen seyn, weil Graf Görz abwesend war. Ich habe das Vergnügen gehabt, in der Hoffnung bestätigt zu werden, welche ich mir von unserm jungen Fürsten mache. Wenn der Himmel ihn, und ein Paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen Sie in sechs Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, daß man von den Enden der Welt komme, ihn zu

sehen.“ Mit wahrer Herzensfreude versprach er sich von dem Morgen eines solchen Lebens den schönsten Tag, und dachte sich gerne das Gute voraus, was dieser herbeiführen würde.

Auf welche Weise nun aber Wieland dazu mitgewirkt habe, daß dieser schöne Tag wirklich erschien, dies genauer zu erfahren, würde gewiß Vielen erwünscht und zur Beurtheilung Wielands selbst nicht unwichtig seyn. Obschon nun aber hierüber jede Nachricht fehlt, so kann man doch nicht zweifeln, daß Wieland, der von gelehrter Pedanterie eben so weit entfernt, als der bloßen Tünche der Kultur feind war, nichts werde verabsäumt haben, um das schon vorgefundene Interesse für das Wahre, Gute und Schöne immer mehr zu beleben und zu befestigen. Daß der Geist des Sokrates auch am Hofe nicht von ihm gewichen war, und daß er denselben auf jede mögliche Weise geltend zu machen gesucht habe, davon giebt auch das Thema zu einem damals von ihm verfertigten Gelegenheitsgedichte Zeugniß. Zur Feier des zweiten Geburtstages des Erbprinzen, welcher er beiwohnte, schuf er die von Xenophon aufbewahrte schöne Dichtung des Sophisten Prodikos von Herkules am Scheidewege zu einem kleinen lyrischen Drama um: die Wahl des Herkules. Um die Erzählung dramatisch zu machen, erhob er Herkules zur Hauptfigur und zum Helden der Hand-

lung, und begann mit einem Monolog desselben, der seine gegenwärtige Gemüthsverfassung, den innern Streit, worin seine Seele arbeitet, offenbart, und dichtete eine Liebe als Veranlassung zu dieser Situazion hinzu. Ueber das Weitere erklärt er selbst sich so: „Die Natur des Drama, so einfach es immer seyn mag, erfodert, daß alles darin Bewegung und Handlung sey. Die Bemühungen der Wollust, den jungen Helden zu bestricken, konnten und durften nicht ohne alle Wirkung bleiben. Wir müssen ihn in Gefahr sehen zu unterliegen; er muß schwach werden, aber ohne die Hochachtung ganz zu verlieren, die er uns in seinem Monologen eingeflößt hat. Die Erscheinung der Tugend wird dadurch dramatisch, daß wir sie nicht eher als in dem Augenblicke, da ihr junger Freund in Gefahr ist, dazwischen kommen lassen. Dieser erblickt in ihr keine Unbekannte; seine Erziehung, der Unterricht eines Linus, eines Amphion, hatte ihn mit ihrem Bilde vertraut gemacht; sein Herz war für sie gebildet, und er fühlt die unmittelbaren Einflüsse ihrer Gegenwart in seiner Seele. Dieser Umstand giebt dem Wettstreit der beiden Göttinnen und dem Kampf des jungen Helden dramatisches Interesse, ohne welches die schönsten Reden, die man sie hätte halten lassen mögen, eine sehr schwache Wirkung gethan hätten.“ Wie der Dichter selbst aber es jedem überlassen wollte,

die Gründe auszufinden, warum der Plan gerade so angelegt, die Umstände so bestimmt, die Theile so zusammengesetzt, und Licht und Schatten im Ganzen so vertheilt, und wie die Schwierigkeiten, „die Bestrebung, den moralischen Endzweck, welcher diesem Gedichte das Daseyn gegeben hat, mit den Gesetzen der dramatischen Ausführung in einem musikalischen Stücke zu vereinbaren,“ besiegt worden, so wollen auch wir dieses thun; dagegen aber seinen moralischen Endzweck hervorheben. Diesem suchte er bei der damaligen Aufführung durch einen Epilog noch Nachdruck zu geben, der, weil er nachher nicht wieder gedruckt worden ist, hier eine Stelle finden mag. Die Tugend wendete sich nach dem Schlusse des Stücks an Ihn, dessen Geburtstag man feierte, mit folgenden Worten:

Prinz, den des Himmels Gunst an diesem sel'gen Tage
Den Wünschen Deines Volkes gab,
Erhabner Karl August!
Sie, der Du in des Lebens Morgenröthe
Dich weihtest, die Du liebst, die Deines Hauses Freundin
Von jeher war, — die Tugend, theurer Prinz,
Weissagt der Welt und sich in Dir
Die Stütze ihres Throns, den Mehrer ihres Reiches.
Dein großes Fürstenherz
Umfasset, fühlt die ganze Würde des Berufs,
Zum Wohlthun bloß auf diese Unterwelt

Herabgesandt zu seyn;
Der Vater eines Volks zu werden,
Das einst durch Dich Asträens goldne Zeiten
Zurückgebracht zu sehen hofft.
Dir hat die Vorsicht einen Ruhm bestimmt,
Der selten — ach! zu selten für das Glück der Welt! —
Das Loos der Fürsten ist: Du bist dazu geboren
Ein Held — kein Held, der allzutheure Lorbern
Mit Thränen seines Volks, mit Bürgerblute tränkt! —
O Prinz, Du bist dazu geboren
Ein Beispiel jeder Fürstentugend
Und Deines Volkes Lust zu seyn!
Ergieb Dich ganz dem göttlichen Gedanken!
Verschmäh den Reiz der lockenden Sirenen,
An deren Klippen oft der Ruhm der Fürsten strandet!
Die Weisheit Friederichs, die Tugend seines Neffen *)
Sey Deine Führerin! Alsdann, o Fürstensohn,
Wird glorreich Deine Laufbahn seyn, und herrlich
Der Preis, der Dich am Ziel erwartet!
Es ist ein seliges Geschäfte,
Es ist das schönste Loos auf Erden,
Der Schutzgeist eines Volks zu werden,
Der Gottheit Ebenbild zu seyn!
O Prinz, dies große Loos ist Dein!
O weih' ihm alle Deine Kräfte!

Daß dergleichen Ermunterungen in Karl Augusts Herzen einen fruchtbaren Boden fan-

*) Friedrich der Weise und Johann Friedrich der Standhafte, Churfürsten der Sachsen.

den, bedarf zwar keines Beweises: als charakteristisch aber für Ihn und Wieland mag doch Folgendes wol noch angeführt werden. Im Jahre zuvor (1772) hatte man zur Feier des Geburtstages des Erbprinzen ein Schauspiel des Kaiserlichen Staatsraths Freiherrn v. Gebler: der Minister, zur ersten Aufführung im Theater gewählt. In dem Grafen Hohenburg stellt dieses Stück gewissermaßen das Ideal eines Ministers dar. In den mannichfaltigsten Situazionen entwickelt er alles, was man von Geist und Herz an einem vollkommenen Minister verlangen mag. Seine Tugend hat die schwersten Prüfungen zu bestehen, bevor sie in ihrer Reinheit anerkannt wird, und über die feindliche Arglist siegt. Wieland, welcher mit dem Hofe dieser Vorstellung beiwohnte, sagt: „Niemalen in meinem Leben habe ich in einem Schauspiel eine so ununterbrochene Aufmerksamkeit und eine so durchgängige Zufriedenheit gesehen. Insbesondere hat mich unser Erbprinz zu wiederhohlten Malen ersucht, dem Herrn v. Gebler seine besondre Hochschätzung und seinen lebhaften Dank für ein so interessantes und lehrreiches Stück zu bezeugen, und in seinem Namen zu bitten, daß er die Nazion mit noch mehr Stücken von dieser Gattung sich verbindlich machen möchte. Sie können es dem Herrn v. Gebler nicht stark genug ausdrücken, sagte der Prinz, wie sehr ich ihm für dieses Stück

verbunden bin. In der That habe ich diesen jungen Fürsten, der sonst nichts weniger als reizbar und leicht aus seiner Fassung zu setzen, dabei aber voll Verstand ist, noch von keinem Stücke nur halb so interessirt und gerührt gesehen, als von diesem.“

Wieland nun von seiner Seite war gewiß bemüht, so edle Keime sorgsam zu pflegen; und da er zum Höfling — nicht zum Hofmann — verdorben war, so läßt sich vermuthen, daß er seinem Danischmende an Eifer für das Gute und an Freimüthigkeit nichts werde nachgegeben haben, zumal da er so gewisse Hoffnung hatte, schönere Früchte davon zu sehen, als jeder. In dieser Vermuthung muß man sehr bestärkt werden, wenn man gewisse Vorsätze, die er damals faßte, und seine Aeußerungen dabei zu bedenken geneigt ist. „Schon lange, — so sagte er — haben Personen, denen, in den höhern Kreisen des thätigen Lebens, die Fälle häufig vorkommen, wo es unendlich schwer ist einen befriedigenden Entscheidungsgrund für unsre Entschließungen zu finden, den Wunsch geäußert: daß die Sittenlehrer, statt allgemeiner Theorien (die uns in der Ausübung fast immer ungewiß lassen) sich häufiger mit genauer Erörterung dessen, was in besondern Fällen moralisch recht ist, beschäftigen möchten.“ Dies habe ihn auf die Idee von Akademischen Fragen gebracht. In

Dialogen zwischen Philosophen aus der jüngeren Akademie, welche alles, was nicht durch das allgemeine Gefühl entschieden wird, für zweifelhaft erklärte, sollten zweifelhafte moralische Aufgaben untersucht und so zergliedert werden, daß ein denkender Leser sich im Stande sehe, entweder den Ausspruch zu thun, oder die Gründe anzugeben, warum er es nicht thun könne. Der Dialog über die Frage: ob ein Staat unter einem schwachen oder unter einem bösen Regenten in größerer Gefahr sey, übel regiert zu werden? sollte die Reihe eröffnen. Diese Dialogen sind nicht erschienen; allein Wieland schrieb damals manche Aeußerungen bei Gelegenheit jener Frage nieder, die es verdienen aufbewahrt zu werden.

„Jene Frage gleicht so ziemlich der Frage: ob Feuer- oder Wassersnoth, Pestilenz oder theure Zeit das größere Uebel sey? Es ist geradezu unmöglich, eine solche Aufgabe anders als in einzelnen Fällen zu lösen, und dann kommt es auf die genaue Bestimmung und Aufzählung aller Umstände an. Indessen könnte man sich doch in Staaten, wo der Regent erwählt wird, zuweilen in dem unglücklichen Falle befinden, zwischen einem Schwachen und einem Schlimmen wählen zu müssen; und da würde einem Wähler, der nur einiges Gefühl für das Glück oder Unglück seiner Mitgeschöpfe; oder

ein Fünkchen von dem, was unsre ehrlichen Voreltern Gewissen nannten, hätte, allerdings unendlich viel daran gelegen seyn, einen beruhigenden Bestimmungsgrund seiner Entschließung zu haben." — — Bei dieser Gelegenheit entwarf er folgende Schilderung von Teutschland. „Es giebt auf einem gewissen Planeten unsers Sonnensystems eine Nazion, welche, unter andern wunderbaren Besonderheiten, auch diese hat, daß noch kein Sterblicher einen Namen für ihre Verfassung hat ausfindig machen können. Sie enthält in einem Bezirke von ungefähr 12,000 Quadratmeilen eine unglaubliche Menge größerer und kleinerer Staaten, welche, ihrer allgemeinen Verbindung unbeschadet, einzelnen Regenten von unterschiedlicher Benennung unterworfen sind, auf deren guten Willen es meistens ankommt, wie viele oder wenige von ihren Untergebnen sich täglich satt essen sollen. Einige dieser Selbstherrscher sind mächtig genug, größere Kriegsheere ins Feld zu stellen als Scipio und Cäsar jemals angeführt oder bestritten haben: Andere können den ganzen Umfang ihrer Monarchie von der Spitze eines Maulwurfshügels übersehen. Verschiedene, und unstreitig die Glücklichsten, sind gerade mächtig genug, um viel Gutes thun zu können, wenn sie wollen; aber doch nicht so mächtig, daß sie, bei einem nur mäßigen Antheil von Menschenverstande, der

Versuchung Böses zu thun, so leicht unterliegen sollten. Ein sehr beträchtlicher Theil dieser Regenten wird erwählt; und da die Nazion nicht für gut gefunden hat, der Klasse, aus welcher sie genommen werden, eine besondere Erziehung zu geben, so soll sich wol eher zugetragen haben, daß der Zufall den Abgang dieser Vorsicht nicht völlig so gut ersetzt, als man es ihm zugetraut hatte. Außerdem befinden sich unter besagter Nazion noch vier bis fünf Dutzend kleine Republiken, deren Regiment ebenfalls durch freie Wahl bestellt wird, und zu welchen, wie man uns versichert hat, die Ernennung eines Rathmanns oder eines Spitalvorstehers oft größere Bewegungen macht, und schwerer zu Stande kommt, als die Wahl eines Doge von Venedig oder eines Großmeisters des Hospitals vom heil. Johann zu Jerusalem. Unter einer Nazion, wo das ganze Jahr durch so viel zu wählen ist, möchte wol der erwähnte leidige Fall häufiger vorkommen, als für das Beste derselben zu wünschen wäre; und man könnte sich also schmeicheln, ihr einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, wenn man ihr eine sichere Theorie vorgelegt hätte, nach welcher sich in jedem vorkommenden Falle die größeste Wahrscheinlichkeit bestimmen ließe, ob der Staat bei einem Klotze oder bei einem Drachen am wenigsten übel fahren werde; wenn uns erlaubt ist, auf eine bekannte Fabel anzuspielen."

— — — „Ein unumschränkter Fürst, der bei großen Eigenschaften des Verstandes einige brutale Temperamentsfehler und schlimme Gewohnheiten an sich hat, z. E. wenn er sehr jähzornig, oder dem Trunk ergeben, oder beides zugleich ist, ein solcher Fürst verdient darum noch nicht den Namen eines Tyrannen. Alexander und Peter der Große haben sich in Anstößen von Brutalität einiger grausamen Handlungen schuldig gemacht, und sie gehören gleichwohl unter die Helden des menschlichen Geschlechtes. Der Himmel verhüte, daß irgend ein junger Fürst durch solche Beispiele, deren die Geschichte nur zu viele aufweiset, sich verleiten lasse, wilde Ausbrüche in Zorn und Vergnügungen für kleine Laster anzusehen! Was den gemeinsten Menschen zum Vieh herabwürdigt, kann an demjenigen nichts Erträgliches seyn, der ein sichtbares Bild einer weisen und wohlthätigen Gottheit seyn soll; und es ist ein wahres Unglück für die Menschheit, daß nicht in jedem Staate durch die Grundgesetze dafür gesorgt ist, daß der Regent, von dem Augenblick an, da er eine brutale Handlung zum zweitenmale begangen hat, unter Administrazion gesetzt werde.“

„Wenn die Staatsverfassung und die Gesetzgebung einer Nazion der ganzen Summe der besondern unveränderlichen Bestimmungen derselben so angemessen, und in jeder Betrachtung

so vollkommen wäre, als möglich, so würde jede Abänderung in den Grundgesetzen den Nazionalzustand verschlimmern. Aber so lange die Grundverfassung noch mit wesentlichen Mängeln behaftet ist, d. i. so lange die Rechte des Volks, der Stände und des Oberhaupts nicht auf's genaueste bestimmt, gegen einander abgewogen und in völlige Sicherheit gesetzt sind: so lange muß noch an ihr gearbeitet werden, und vorher kann sie auch zu keiner dauerhaften Festigkeit gelangen. Die Ehrfurcht des Volkes gegen die Gesetze gründet sich allerdings auf ihre Unverletzlichkeit, und ein unfehlbares Mittel, wie sich eine Regierung verächtlich machen kann, ist, wenn sie Verordnungen macht, über welchen nicht scharf und unparteiisch gehalten wird, oder welche mit so wenig Ueberlegung gemacht worden, daß man erst durch die unvorhergesehenen schlimmen Folgen belehrt wird, was man gethan habe. Aber die Unverletzlichkeit eines Gesetzes kann sich vernünftiger Weise auf nichts anders gründen, als auf ein von der Natur selbst festgesetztes unveränderliches Verhältniß zwischen der Art zu handeln, welche das Gesetz vorschreibt, und dem allgemeinen Besten der Gesellschaft und der Menschheit überhaupt. Gesetze, welche sich auf veränderliche Umstände und Verhältnisse beziehen, müssen abgeändert werden, sobald sich ihre Beziehung verändert: denn das erste aller Gesetze,

das allgemeine Beste, fordert es alsdann. — — — So wie die Welt bisher gegangen ist, und vermuthlich noch lange gehen wird, hängt das Glück der Menschen viel weniger von der Festigkeit der Gesetze als von der weisen Vertheilung und Verwaltung der gesetzgebenden Macht ab. Die Willkührlichkeit der Gesetze und ihrer Anwendung ist das große Uebel, welchem abgeholfen werden muß, ehe eine Nazion sich rühmen kann, persönliche Sicherheit, Eigenthum und Freiheit zu haben. So lang es auf meinen Richter ankommt, ob er mich nach dem Römischen Rechte verlieren oder nach dem Teutschen gewinnen machen will, so lang ist mein und meiner Mitbürger Zustand nicht viel besser, oder vielleicht gar ein wenig schlimmer, als er damals war, da man sein Recht mit der Faust bewieß."

Ob man aus dem, was Wieland über seine Akademischen Fragen äußerte, einen Schluß auf seine Methode und deren Annäherung an die Sokratische ziehen könne, lassen wir dahin gestellt: zweifeln aber kann wol Keiner, daß Karl August, da er einen Danischmende für sich verlangte, in Wieland den rechten Mann gefunden hatte. Es kam ihm schwer an, „zu schweigen, wo er hätte reden, und zu lächeln, wo er hätte donnern mögen;" er trieb es aber mit der Urbanität, auf die er sich sonst recht gut verstand, nur bis auf einen gewissen Punkt.

Die Humanität ſtand ihm höher; und wo es die Pflicht und das Wohl der Menſchheit galt, da ſtrömte ihm das Herz über, und er ſprach ſeine Geſinnung mit unumwundenem Freimuth aus.

2.

Wieland-Daniſchmende, wie ihn ſeine Freunde gern und, wie man ſieht, nicht ohne Grund nannten, würde dieſemnach zu nichts weniger getaugt haben als zu einem Hofpoeten in dem gewöhnlichſten Sinne. Glücklicher Weiſe verlangte und erwartete man dies auch nicht von ihm, obgleich mehrere vereinigte Umſtände ſeiner neuen Verhältniſſe den poetiſchen Genius in ihm zuerſt wieder geweckt hatten, und er durch das, was dieſer ihm zum Vergnügen des Hofes eingab, die erſten Erwartungen von dem, was die Kunſt in Weimar leiſten werde, erregte.

Seit dem Oktober 1771 hatte Seyler das Theater zu Weimar übernommen, und ſchon die damalige Weimariſche Bühne war eine Pflanzſchule der beſſern mimiſchen Kunſt in Teutſchland. Noch gab es ſelbſt an Fürſtenhöfen wenige ſtehende Theater, und in Wien ſollte eben erſt eine Nazionalbühne entſtehen, als

die Herzogin Amalia, um mit Wieland zu reden, „überzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, sich nicht begnügte, ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten, und der müßigsten Klasse von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen, sondern auch wollte, daß die untern Klassen von einer öffentlichen Gemüthsergötzung, die zugleich für sie eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen ist, nicht ausgeschlossen seyn sollte. Und so genoß Weimar eines Vorzugs, dessen keine andre Stadt in Teutschland sich zu rühmen hatte, ein teutsches Schauspiel zu haben, welches jedermann dreimal in der Woche unentgeldlich besuchen durfte.“ Wieland hatte ganz Recht zu sagen, daß hieran gewissermaßen die ganze Nazion Antheil nahm, und was er davon voraus sagte, ist genau eingetroffen. „Die Talente der Schauspieler vervollkommnen sich bei einem solchen Institute eben so unvermerkt als der Zuschauer; nach und nach wird die Gesellschaft um so auserlesener, je mehr jeder vorzügliche Schauspieler sich das Glück wünschen muß, derselben einverleibt zu werden; die Dichter werden aufgemuntert, für ein Theater zu arbeiten, welches ihnen für eine vortreffliche

Aufführung ihrer Stücke Bürge ist; der Gedanke begeistert sie, zum Vergnügen einer Fürstin zu arbeiten, deren Beifall ihnen mehr ist, als der Ehrenkranz, der den Sieger in den griechischen Dichterspielen krönte; sie wetteifern mit einander und übertreffen sich selbst; die teutsche Literatur, der Geschmack und der Ruhm der Nazion gewinnt dabei auf allen Seiten, und Amaliens Name wird in den Jahrbüchern der Musen dereinst unter den Namen derjenigen glänzen, welche durch Liebe und Beschützung der Wissenschaften und Künste verdient haben, den Wohlthätern des Menschengeschlechtes beigezählt zu werden."

Seylers Gesellschaft war unstreitig damals eine der besten, wenn nicht die beste, in Teutschland. Seyler selbst, ein gebildeter Mann, besaß alle die Kenntnisse, die zur Direktion einer Bühne gehören, im ganzen Umfang, und war mit großem Eifer bemüht, die theatralische Kunst zu erheben. Wem hätte das aber auch mehr gelingen können, als dem, der auf so ausgezeichnete Talente rechnen konnte wie Eckhofs und der Henfel (Seylers nachmaliger Gattin), die sich bei seiner Gesellschaft befanden. „Die Güte einer Schauspielergesellschaft aber, — so schrieb Wieland mit Recht, — besteht nicht darin, daß jede Aktrice eine Clairon, und jeder Akteur ein Garrik sey, sondern darin, daß alle Mitglieder

derselben jedes eine ihm eigene Gabe oder Geschicklichkeit besitze, durch deren Zusammensetzung ein harmonisches Ganzes herauskomme; so wie oft Züge, welche einzeln genommen fehlerhaft sind, zusammen das angenehmste Gesicht ausmachen.“ Zur bloßen Entschuldigung sollte dies nicht gesagt seyn, denn außer jenen ausgezeichneten Künstlern befanden sich bei Seylers Gesellschaft noch viele gute, die nachher zum Theil auf andern Bühnen geglänzt haben. Böck, Brandes, Hellmuth, Günther, und die Frauen Mecour, Böck, Brandes sind noch jetzt in geachteter Erinnerung. Dazu kamen Mad. Koch und Hellmuth (früher Heise) als zwei Sängerinnen, die durch die Schönheit ihrer Stimmen und rühmlichen Fleiß, den sie auf Ausbildung ihrer Talente verwendeten, für das lyrische Drama Vorzügliches erwarten ließen.

Zur Beförderung dieses Drama war Seyler so glücklich gewesen, auch einen vorzüglichen Tonkünstler zu gewinnen, dessen Verdienst es war, daß auch die Opern eine ungewöhnliche Befriedigung gewährten. Dieser Tonkünstler war Schweizer, welcher früherhin Hofkapellmeister des Herzogs von Hildburghausen gewesen, auf dessen Kosten nach Italien gereist, dann aber, weil der Herzog Beschränkung des Hofhalts nöthig fand, mit dem Personale der Bühne

entlassen, und von Seyler, ehe er noch nach Weimar kam, als Musikdirektor engagirt worden war. Da dieser Künstler den großen Abstand der italienischen Bühne von der damaligen teutschen nur zu sehr fühlte, so war sein Erstes gewesen, sich Sänger und Sängerinnen zu bilden. Als er nun nach Weimar kam, konnte es ihm nicht fehlen, die Aufmerksamkeit der Herzogin zu erregen, die ihre Schule der Musik bei Fleischer, einem wackeren Meister, gemacht hatte, und nicht bloße Freundin der Musik, sondern selbst Meisterin und eine Kennerin derselben war. Ihr schwebte daher etwas Höheres vor, als die damalige teutsche Bühne im Fache des musikalischen Drama geleistet hatte; denn seitdem Weiße i. J. 1752 seine Operette: der Teufel ist los, zum erstenmal auf die Bühne gebracht, hatte auch die Operette allein, als komische und rührende, sich auf ihr behauptet, und unter den Dichtern behielt Weiße, welcher sich Favart zum Muster genommen, ziemlich vor allen seinen Nachfolgern den Preis. Die meisten kleinen Lieder aus seinen Operetten waren zu wirklichen Volksliedern geworden, wozu Weiße's Glück, in Hiller einen Komponisten gefunden zu haben, der sich so trefflich auf den Volkston verstand, nicht wenig beitrug. Man würde jedoch ungerecht gegen den Dichter seyn, wenn man ihm seinen Antheil an dieser Ehre absprechen

wollte, die Leichtigkeit, anspruchlose Einfachheit und Naivetät seiner Lieder, selbst wenn diese zuweilen in eine neckische Naseweisheit überging, empfahlen sie auch an sich, und es war für die Bildung des Geschmacks gewiß nicht übel, daß man hiebei mit dem Natürlichen anfing. Wieland war aber der Meinung, die ganze Gattung der Operette tauge nichts, wiewohl es in derselben gute Stücke geben könne, und er hatte schon in Erfurt oft daran gedacht, der ganz vernachläßigten ernsten Oper aufzuhelfen. Elysium, ein Vorspiel mit Arien von seinem Freunde Jacobi und dessen Kantaten hatten ihn zu manchen Erklärungen über diesen Gegenstand veranlaßt. „Ich wünschte, schrieb er diesem, 1769, Sie möchten Lust bekommen, unser Favart zu werden. Weiße's komische Opern sind artig; aber ich kann mir noch eine andere Art davon denken, welche ein schöneres Ideal hätte, und die Niemand so gut ausführen könnte, als wie Sie. Selbst in der griechischen Mythologie, was für vortreffliche Sujets für kleine lyrische Dramata! Etliche Stücke von St. Foix würden deliciös seyn, wenn sie für das lyrische Theater umgeschmelzt würden.“ Wieder und wieder muntert er seinen Freund zu solchen Versuchen auf, und wünscht ihm ein gutes lyrisches Theater in der Nähe.“ „Den Quinault und die komischen Opern, ruft er ihm zu (1770), um

ihnen allenfalls gewisse mechanische Kunstvortheile abzulernen, um deren willen Sie eben die Gegenwart eines Theaters nöthig haben könnten.“ — „Ihre Kantate, schrieb er ihm 1771, erneuert meinen Wunsch, daß Sie für ein lyrisches Theater — welches zwar noch nicht existirt, aber durch Sie veranlaßt werden könnte, — arbeiten möchten. Wenn Sie noch lange zaudern, so stehe ich Ihnen nicht dafür, daß ich Ihnen nicht zuvor komme. Ich habe schon lange die Idee von einem kleinen lyrischen Schauspiel, Pygmalion, im Kopfe, eine Idee, aus welcher etwas Schönes, sehr Schönes werden müßte, wenn ich sie so ausführen könnte, wie sie in meiner Einbildung liegt.“ — „Ich wünschte, daß es möglich wäre, die Kunst der Arien meinem Liebling Metastasio abzulernen; ich fühle und kenne die Schwierigkeiten, die unsre Sprache dagegen macht, nur gar zu wohl; aber ganz unüberwindlich sind sie nicht.“ Er spricht daher öfters zu ihm von dem Kantabile der schönen Versifikazion, der Wirkung der Versarten, dem Ausdruck als höchster Regel aller Melodie, und trägt ausführlich manche „Spitzfindigkeit in versifikatorischen Kleinigkeiten, welche man ihm wol nicht zugetraut hätte,“ vor. Am Ende aber kommt er immer darauf zurück: „Nichts als Euripides und Metastasio gelesen, und dann lyrische Dramata gemacht, — aber immer

wieder zur Muse des göttlichen Metastasio zurückgekehrt."

Jacobi hatte alle diese Winke und Aufmunterungen noch unbenutzt gelassen. Jetzt, da Wieland selbst ein musikalisches Drama in der Nähe hatte und, ein Kenner der Musik, in Schweizer, der bereits Jacobi's Elysium und Apollo unter den Hirten komponirt hatte, ganz den Mann erkannte, mit dessen Hülfe das, was noch nicht da war, geschaffen werden könnte, zauderte er nicht länger mit einem eignen Versuche. Er verfertigte zuerst ein Singspiel: Aurora, ein nur den Hof interessirendes Gelegenheitsstück; dieses aber wurde die Veranlassung zu einer größeren Arbeit. „Schweizer, schrieb er an Jacobi, ist der Mann, der mich in den Taumel des Enthusiasmus für das lyrische Theater hingezerrt hat. Man kann sich nichts Schöneres vorstellen, als seine Komposizion von der Aurora." In diesem Enthusiasmus folgte er freudig einem Winke der Herzogin, und so entstand seine — Alceste, ein Stück, welches in unserer musikalisch-dramatischen Literatur eine neue Epoche bezeichnet.

Wieland selbst war darüber voll Entzücken. „In der That, schrieb er, mein Versuch hat so viele Vorurtheile wider sich, daß er, wenigstens in der Meisten Augen, Verwegenheit scheinen muß. Eine Oper in teutscher Zunge, —

in der Sprache, worin Kaiser Karl V. nur mit seinem Pferde sprechen wollte, — von einem Teutschen gesetzt, von Teutschen gesungen, — was kann man Gutes davon erwarten? Bei allem dem kann man wol nicht in Abrede seyn, daß diese Sprache, seitdem sie Karl mit seinem Pferde sprach, einige Veränderungen erlitten hat. Der Abstand der Sprache, worin Hans Sachs, des Kaisers Zeitgenosse, seine kurzweilig erbaulichen Trauer- und Freudenspiele schrieb, von der Sprache unsrer Alceste, ist wol nicht kleiner, als der von der Elektra des ehrlichen Lazarus Baif zur Elektra des Crebillon, oder als die Kluft zwischen dem Styl Philipps von Commines und des Lobredners Ludwigs XIV. Die Vorzüge der welschen Sprache vor der unsrigen, in Absicht der Singbarkeit, sind bekannt und unleugbar: allein Hagedorn, Utz, Rammler, Gerstenberg, Jacobi, haben uns Beweise gegeben, daß auch die teutsche unter den Händen eines Meisters musikalisch wird. Die welsche Sprache hat eben so wohl ihre Härtigkeiten, als wenig es der unsrigen an Biegsamkeit und Sanftheit fehlt, wenn es nur dem Dichter nicht an Talent und Geschmack, und an dem, was mit dem Genie so selten gepaart ist, an Geduld im Ausarbeiten mangelt. — — Daß Alceste von einem Teutschen komponirt worden, ist ein Umstand, der in der Geschichte unsrer Musik

immer merkwürdig bleiben wird. Denn, glauben Sie mir, die Pergoleſi, die Galuppi, die Sacchini, würden dieſen Teutſchen mit Freuden für ihren Bruder erkennen. Nur noch etliche ſolche Meiſterſtücke wie unſre Alceſte, ſo wird ſein Name gewiß der Nachwelt ſo ehrwürdig ſeyn, als gewiß mir *ſeine* Alceſte für die Unſterblichkeit der *meinigen* Bürge iſt. Erſtaunen werden Sie, wie ich, wenn Sie mit eignem Ohre hören, tief in Ihrer eignen Seele fühlen, und durch die mit wollüſtigem Schmerz über Ihre Wangen rollenden Thränen bekennen werden, wie groß die Gewalt dieſes Tonkünſtlers über unſer Herz iſt! Wie ſehr er Maler und Dichter iſt! Wie meiſterlich er ſich des eignen Charakters der Perſonen bemächtigt, mit welchem Feuer er ihre Leidenſchaften, mit welcher Wahrheit, Feinheit und Zärtlichkeit er ihre Empfindungen ausdrückt! Nichts übertrifft die Kunſt, womit er jede wichtige Stelle vorbereitet, oder unterſtützt, oder vollendet. Aber was ich am meiſten an ihm ſchätze, iſt die Weisheit, womit er die Begierde zu ſchimmern und den Ohren zu ſchmeicheln, ja, wo es ſeyn muß, die mechaniſchen Kunſtregeln ſelbſt der höhern Abſicht, auf die Seele zu wirken, aufzuopfern weiß. Andere ſehen den Dichter blos als ihren Handlanger an; Er als ſeinen Gebieter. Er weiß zu ſchweigen, wo der Dichter allein reden muß; aber wo jener an den

Grenzen seiner Kunst ist, da eilt er ihm mit der ganzen Macht der seinigen zu Hülfe. Man kann nicht von ihm sagen, (wiewol dies ein großes Lob für einen schwächern Komponisten wäre,) daß er mit seinem Dichter ringe. Was Er thut, ist ganz was anders, und es ist ohne Zweifel unendlichmal mehr. Er verliert sich in seinem Dichter, er wird mit ihm zu Einer Person; Ein Genius, Ein Herz scheint beide zu beseelen. Wie oft, wenn er mir eine Stelle, womit er so eben fertig geworden, vorsang, rief ich aus: welche Muse offenbart Ihnen die eigensten Gedanken meiner Seele, und giebt Ihnen den einzigen Ausdruck, den angemessensten unter allen möglichen, ein? Wie machen Sie es, daß Sie mehr thun als ich selbst? daß Sie sich des Ideals bemächtigen, welches im Arbeiten meinem Geiste vorschwebte, und welches ich unvermögend war mit Worten völlig zu erreichen?"

Einer der genußreichsten Abende für Wieland war der, an welchem zu Ende Mais 1773 Alceste zum ersten Male in Weimar auf die Bühne kam, und zu der herrlichen Musik auch eine meisterhafte Vorstellung sich gesellte, in welcher Madame Koch als Alceste, wie durch ihre schöne Gestalt das Auge, so durch rührenden Ausdruck alle Herzen bezauberte. Der Dichter in seinem Entzücken konnte nicht umhin, allen

seinen Freunden zuzurufen: Kommt nur, und hört, und seht!

Bald aber rauschte der Alceste der laute Beifall der Nazion von allen Seiten zu. — Schweizers Alceste, — freilich! — und Wieland selbst lud seine Freunde auf keine andre ein, wiewohl er sich recht wohl bewußt war, auch als Dichter geleistet zu haben, was vor ihm noch keiner geleistet hatte, und — — worin ihn kein Späterer übertroffen hat. Nicht ohne lange vorher darüber nachgedacht zu haben, wie ein musikalisches Drama einzurichten sey, war er an das Werk gegangen, bei welchem er doch auch jetzt noch Quinault zu Rathe zog. Damit der poetischen Gattung, in welcher er darstellte, ihr Recht widerführe, beschränkte er sich selbst als Dichter, um dem Tonkünstler Raum zu lassen. „Ich glaube, sagte er, daß, zumal in einem lyrischen Schauspiel, die Kunst wenig Worte zu machen, ungleich größer ist, als die Kunst schön zu reden. Wie unendlich ist die Sprache der Empfindung von der Sprache der Rednerschulen verschieden! Was für unaussprechliche Dinge kann sie mit Einem Blick, Einer Geberde, Einem Tone sagen!“ Bei aller Selbstbeschränkung sollte aber der Dichter dem Tonkünstler auch Gelegenheit geben, den Gesetzen des menschlichen Gemüths gemäß auf das Gefühl zu wirken. Zu diesem Behuf näherte er

das musikalische Drama der griechischen Tragödie so viel als möglich an, wie die einfache Anlage seines Planes, das Gehaltene seines Dialogs, die Bestimmtheit seines Ausdrucks, die motivirte Fortleitung in allem Wechsel der Gemüthsbewegungen bis zur endlichen Beruhigung des Gemüths, nicht verkennen lassen. Dazu kommt das Wohlberechnete in seiner Abwechselung zwischen Recitativ, Arie und Chor. Nicht aber blos in diesem allem zeigt sich, wie der teutsche Dichter seinem Vorbild Metastasio nacheiferte, sondern auch in allem Einzelnen, was eine Poesie musikalisch macht. Mit Recht hielt er dafür, der Dichter habe zwar vom Tonkünstler zu verlangen, daß dieser sich seinen Worten anschmiege, sey aber dagegen auch verpflichtet, seine Worte so melodisch zu wählen und zu stellen, und seine Perioden so zu runden, daß der Tonkünstler sich ihnen anschmiegen könne, um zu dem Herzen zu sprechen, ohne welches eine Musik sehr gelehrt oder ein sehr angenehmer Ohrenkitzel seyn kann, aber nie eine ihrer selbst würdige Wirkung hervorbringen wird.

Es wäre aber überflüßig, mehr hierüber hinzuzufügen, da Wieland selbst in seinem Versuch über das teutsche Singspiel (Bd. 45). einem Aufsatze, der auch jetzt noch zu den vorzüglichsten über diesen Gegenstand gehört, sich hierüber hinlänglich erklärt hat. Zum Beweise,

daß und wie gut er das Rechte getroffen, dient wol nichts beſſer, als daß Gluck ihn auffoderte, eine Oper ähnlicher Art zu ſchreiben, die er ſetzen wolle. Auf jeden Fall iſt das, was Wieland in ſeiner Alceſte geleiſtet hat, die nur ein erſter Verſuch ſeyn ſollte, und ein Verſuch war, wozu er nur abgebrochene, im Fluge gehaſchte Stunden anwenden konnte, dankbar anzuerkennen. Das Entzücken, welches er über das Gelingen ſeines Verſuchs hatte, war ihm gewiß von Herzen zu gönnen, zumal da er es nicht allzulange unverkümmert genießen konnte, indem ſeine Dichtung von Seiten der Motive und der Charaktere hart angegriffen wurde.

Um nun aber dieſes in ſeinen rechten Zuſammenhang zu bringen, iſt es nöthig, daß wir jetzt eines Unternehmens von Wieland gedenken, deſſen wir ſchon früher als eines ſolchen, das in ſeinem Leben Epoche macht, im Vorübergehen erwähnt haben.

3.

Das Projekt, eine Buchhandlung zu errichten, welches Wieland von Erfurt aus ſeinem Freunde Fr. H. Jacobi mittheilte, hatte in dieſem den Gedanken an die Herausgabe eines Journals erregt, welches in der Art des Mercure

de France nicht für Gelehrte allein, sondern für alle Stände, die auf Bildung Anspruch machen, interessant seyn sollte. Wieland gab dem Vorschlage seinen ganzen Beifall, und bildete den Plan dazu bei seiner Verpflanzung nach Weimar um so eifriger aus, da er durch Ausführung desselben seinen früheren Wunsch, unvermerkt mehr auf das gesammte Teutschland zu wirken, befriedigen, und für die Zukunft zugleich sich in ökonomischer Hinsicht sichern zu können hoffte. Das französische Journal, an welches Jacobi dabei zuerst gedacht hatte, legte den Titel: Teutscher Merkur gar zu nahe; der zwar beiden anfangs nicht recht gefallen wollte, bei dem es aber am Ende doch blieb. Während des Jahres 1772 trafen beide Freunde alle Anstalten dazu, und mit dem Jahre 1773 begann der Teutsche Merkur.

Der Plan, wie ihn Wieland sich gedacht hatte, war gewiß trefflich. Gedichte, prosaische Aufsätze über alle Gegenstände, die für Menschen von allgemeiner Bildung interessant sind, Uebersichten der literarischen Leistungen in den Fächern der praktischen Philosophie, der Geschichte und Politik, der Naturkunde und schönen Literatur, Recensionen und Revisionen unrichtiger Urtheile über interessante Schriften, allgemeine Ephemeriden des teutschen Theaters sollten mit einander abwechseln. Nicht alle Kleinigkeiten sollten

davon ausgeschlossen seyn, „denn es giebt auch interessante Kleinigkeiten, und bei solchen gewinnt der gute Geschmack und das Herz oft mehr, als bei der schwerfälligen Ernsthaftigkeit, über welche die Langeweile ihre Schlummerkörner ausgestreut hat. Gleichwol werden diese Aufsätze größtentheils aus solchen bestehen, welche den Verstand denkender oder das Herz empfindsamer Leser zu unterhalten geschickt sind.“ Was sich in seiner Art nicht über das Mittelmäßige erhebt, soll ausgeschlossen werden. Zu lauter Meisterstücken könne man sich indeß nicht anheischig machen. „Meisterstücke! — Ich weiß nicht, ob wir deren in unserer Sprache manche haben: denn nicht alle Stücke von einem Meister sind Meisterstücke.“ Ein Hauptgesetz soll seyn, alles was irgend einer in Teutschland rezipirten Religion anstößig seyn könnte, zu vermeiden. Von der Kritik des Merkur sollten die schlechten Autoren am wenigsten zu besorgen haben; „nur gute Schriftsteller verdienen eine scharfe Beurtheilung, denn an ihnen ist alles, bis auf die Fehler selbst, merkwürdig und unterrichtend. Unser Tadel wird daher öfter den Ton des Zweifels, der sich zu belehren sucht, als den herrischen Ton der Unfehlbarkeit haben, die ihre Richtersprüche wie Orakel von sich giebt. Man wird uns ansehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken, daß wir die letztern nicht

mühsam suchen, aber uns eben so wenig scheuen, sie anzuhalten, wenn sie uns aufstoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritischen Herostraten, welche, aus Verzweiflung sich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Musen und der Grazien in Brand zu stecken versuchen, und zufrieden sind, daß man das Schlimmste von ihnen spreche, wenn sie nur erhalten können, daß von ihnen gesprochen wird." — „Wir wünschen dem teutschen Merkur das Ansehn des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, sondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbestechlichkeit gegründet und so befestiget war, daß Götter selbst kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor diesem ehrwürdigen Senat entscheiden zu lassen."

Wieland, als er so beifallswürdige Vorsätze faßte, gedachte der Zeit, wo er Agathon, Don Silvio, Musarion schrieb, während die Kanzlei einer damals ziemlich unruhigen Reichsstadt auf seinen Schultern lag, und eine Menge von Zerstreuungen ihm den größten Theil seiner Nebenstunden raubte, und meinte auch jetzt, unbeschadet seiner Pflichten, noch eben so viel leisten zu können: allein nur zu bald bemerkte er den Unterschied, den es macht, ob man nur seinem eignen Genius folgt, oder von andern abhängig ist. „Ich möchte, schrieb er an Zim-

mermann, daß mein Merkur unserer Nazion Ehre machte. Ohne die Beihülfe unsrer besten Schriftsteller kann ich nichts;“ und an Johannes Müller: „Ich habe bei diesem Merkur höhere Absichten als kameralistische, — und auch diese letztern, wenn ich sie erreiche, will ich dem Publikum auf die edelste Art nützlich machen, — aber ich kann nichts ohne die Mitwirkung solcher Geister, wie Sie sind.“

Solche Mitarbeiter, wie er sie brauchte, zu finden, hatte nun aber für ihn eine doppelte Schwierigkeit. Diejenigen, die er kannte und sich hauptsächlich wünschte, Lessing, Herder, Möser, Schlosser, Garve und Kant, der eben damals mit seinen frühesten Schriften hervorgetreten, waren unglücklicher Weise auch gerade die, auf die am wenigsten als regelmäßige Mitarbeiter an einem Journal zu rechnen war: Andere aber, die ihm sehr nützlich geworden seyn würden, kannte er zu wenig, weil die neueste Gelehrtengeschichte nicht die ihm bekannteste war. So z. B. hätte er gern den Verfasser der eben damals erschienenen Revision der Philosophie zum Bearbeiter der Uebersicht der philosophischen Literatur gehabt: allein nachdem er erfahren hatte, daß es Meiners war, wußte er nicht, wo dieser lebte. In Ansehung der Titel der Gelehrten war er ganz und gar Ignorant. So blieb ihm denn, wenigstens für

den Anfang, nichts anders übrig, als sich auf sich selbst zu verlassen und auf den engen Kreis seiner näheren Freunde und Bekannten zu beschränken. Leider aber konnte er sich sogar auf sich selbst nicht sonderlich verlassen, da er nicht blos Herausgeber, sondern auch Verleger war, und außer einer ausgebreiteten Korrespondenz auch mit Papierhändlern, Druckern und Korrektoren seine Noth bekam. Höchst ärgerlich schrieb er deshalb an Jacobi: ich bin des Merkurs schon satt, ehe er noch angegangen ist.

Wie er indeß alles aufbot, um seinen Zweck aufs Beste zu erreichen, davon werden uns einige Proben aus seiner Merkur-Korrespondenz den sichersten Beweis geben.

An Meusel. Der Plan, nach welchem Sie, mein sehr ehrwürdiger Mitbruder in der gelehrten Kreuzträgerschaft, das Fach der kritischen Nachrichten von dem, wie es pro tempore in der historischen Provinz des gelehrten Teutschlands aussieht, und was darin von 1773 an ferner sich ereignen und zutragen wird, auf sich zu nehmen sich gütigst erbieten; dieser Plan ist wie aus meinem Kopfe herausgeschnitten. Dies ist es eben, warum ich Sie bitten

wollte, und schon längst gebeten hätte, wenn ich zum Schreiben kommen könnte. — Quartaliter verlange ich nur einen Bogen, weil mir zu den Originalaufsätzen nicht Raum genug bliebe, wenn ich mich nicht in dem philosophischen, historischen, und schönen Literaturfache bloß auf allgemeine Nachrichten, kurze Anzeigen und konzise aber desto zuverläßigere (folglich im Nothfall auch weitläufig zu rechtfertigende) Urtheile einschränken wollte. Unserm Schmidt habe ich im Fache der schönen Literatur das nämliche Amt aufgetragen, welches Sie im historischen Fache übernehmen. Nun geht mir noch ein tüchtiger Mann ab, dem ich das nämliche Amt im philosophischen Fache auftrage.

An Johannes Müller. Ich wünschte jährlich ein Paar Artikel über die neueste Literatur (Historie und Philosophie mit unter diesem weitschichtigen Worte begriffen) in Helvezien in meinem Merkur zu haben. Sie sind der Mann, von dem ich gewiß bin, daß er mir diesen Artikel zu Dank machen würde. Ich verlange kurz gefaßte kritische Nachrichten, von einem Mann, der das ganze Feld übersieht, konzis zusammengedrängt, eine bloße Skizze, aber eine Skizze von einer festen freien Hand, in der Geist und Leben ist. Kurz, ich verlange, was vielleicht in ganz Helvezien Sie allein leisten können.

An denselben. Auf die Annalen des helvetischen Geistes freue ich mich ungemein. Ich lasse Ihnen dazu coudées franches, — mit einem Kopf und einem Herzen wie Sie haben, darf man thun was man will. — — Inständig bitte ich Sie um eine etwas ausführliche Rezension der voyages de Montaigne. Wir haben dieses Buch noch nicht hier, so ungeduldig ich danach bin. — — Die Bewegungen, welche der Fanatismus in † macht, sind äußerst interessant. Ich wünschte, daß ich eine umständliche und genauere Erzählung von dem Anfang und bisherigen Fortgang de main de maître in dem Merkur einzurücken bekäme; und ich bitte Sie inständig, wofern Sie zu einer solchen Erzählung (in Form eines Briefes) nicht selbst Muße und Lust haben, dafür zu sorgen, daß einer Ihrer zuverläßigsten Freunde diese Bemühung auf sich nehme. — — Eine Abhandlung über den Helvetius von Ihrer Hand würde mir sehr willkommen seyn. Ich denke über seinen Esprit ohngefähr wie Sie. Nur empfehle ich Ihnen dabei viel Behutsamkeit, um dem großen Haufen der Leser des Merkur (worunter über fünfhundert katholische Abonnenten sind) nicht anstößig zu werden. Mit einer gewissen guten Art läßt sich alles sagen. Ueberdies ist wol nicht zu leugnen, daß Helvetius nicht in allem und am allerwenigsten in seinem Materialismus Recht hat.

Es mangelt mir ein geschickter Korrespondent, der kritischen Bericht über den Zustand der Literatur und Künste in Italien an den Merkur erstatte. Sie, welche um so viel näher als ich bei Italien sind, haben vielleicht Gelegenheit, mir einen solchen zu verschaffen.

Man sieht, daß es nicht an Wieland lag, wenn der Merkur nicht seine eignen Wünsche erfüllte; er war nicht immer so glücklich, den Mann zu finden, den er hätte haben mögen. Was er an dem damals noch unbekannten Lossius, dem er endlich die kritischen Nachrichten im Fache der Philosophie übertrug, gewinnen würde, wußte er selbst nicht; Schmid, den er sehr gut kannte, machte ihn bedenklich genug, und er schrieb deshalb an Meusel: „seine Mitarbeiterschaft soll er ein Geheimniß seyn lassen, oder sie hört auf. Es ist unsäglich, was der Mann zu thun hat, um seinen Kredit wieder empor zu bringen; er ist zur Zeit so tief, so tief, daß der bloße Soupçon, daß Herr S(chmid) in G(ießen) mit am Merkur arbeite, hinlänglich wäre, unsre Unternehmung in den Grund zu bohren.“ Wirklich ließ er ihm auch im nächsten Jahre melden, „daß er ihn pro

futuro von dem ohnehin odiosen und ingraten Artikel der kritischen Nachrichten dispensire, sub lege, daß er auf den dramatischen Artikel desto mehr Zeit und Fleiß wende.“ Für jetzt indeß mußte er ihn wol wählen, weil er keinen andern dazu fand. Wie gut es also Wieland auch im Sinne hatte, so ging es doch nicht überall nach seinem Sinne, und, was das Schlimmste war, zuweilen auch selbst mit denen nicht, auf die er volles Vertrauen zu setzen berechtigt war. So hatte er seinem Freunde Springer den politischen Artikel übertragen, und ihm dazu „einen ernsthaften NB. nicht launenhaften, simpeln Styl,“ welchen er diesem Artikel allein für angemessen hielt, empfohlen, allein er mußte deshalb doch an Meusel schreiben: „Springerum nostrum herzen und küssen Sie in meinem Namen. Er ist der beste bravste Mann von der Welt, ein Mann von Genie und Wissenschaft, kurz, niemand kann ihn höher schätzen als ich: aber von seinem Aufsatz konnte ich unmöglich Gebrauch machen. Der Merkurius würde übel dabei gefahren seyn; an allen Höfen hätte man crucifige über ihn gerufen, und weder sein geflügelter Hut noch seine goldne Ruthe, womit er die Seelen regiert, hätten ihm helfen können.“

Fr. H. Jacobi, der sich sehr angelegentlich für den Merkur interessirte und auf alle

Weise bemüht war, demselben vorzügliche Aufsätze zu verschaffen, machte ähnliche Erfahrungen. Auf einen Aufsatz von Merk, das Schreiben eines Landedelmanns, hatte er viel gerechnet, schrieb aber dann an Wieland: „ich finde daran auszusetzen, daß die Ideen mit dem Tone nicht harmoniren. Wenn man philosophische Wahrheiten auf solche Weise vortragen will, so muß man sie auffallend machen und alle Mittel dazu aus der gewählten Situazion hernehmen. Ueberhaupt ist es etwas Anderes, eine Wahrheit blokiren, und sie wirklich einnehmen. Wer nur das erste thut, muß oft unverrichteter Sache wieder abziehen. Sie verstehen mich doch, mein bester Bruder? Ich meine, es sey leicht, etwas Vages hinzuschreiben, wobei sich, wenn Gott will, recht viel Schönes und Gutes denken läßt, schwer hingegen, keine Ideen zu gebrauchen, deren man nicht vollkommen Meister geworden, die man nicht durch und durch kennt, um ihnen die gehörige Stellung zu geben.“

Inzwischen hatte im Publikum die Ankündigung des Teutschen Merkur große Erwartungen erregt, und die Anzahl der Abonnenten überstieg Wielands kühnste Hoffnung. Er hatte eine Auflage von 2500 Exemplaren veranstaltet, woran er zu viel zu haben glaubte; allein diese reichten kaum für die ersten Bestellungen hin, und er mußte sogleich eine neue Auflage besorgen, zumal

da er von Seiten einiger Buchhändler, welchen das Verlagsrecht der Schriftsteller nicht einleuchten wollte oder konnte, mit einem Nachdruck bedroht war, der doch auch, ungeachtet Wielands zweiter Auflage, wirklich erfolgte. Da Wielands künftige Subsistenz auf den glücklichen Erfolg dieses Journals berechnet war, so konnte ihm dies nicht gleichgültig seyn, und mancher andre an seiner Stelle würde gewiß Himmel und Hölle dagegen zu bewegen gesucht haben. Das that Er nicht, sondern erklärte nur ganz einfach, daß er das Schicksal des Merkur lediglich in die Willkühr seiner Leser stelle: sey es diesen angenehm, daß er fortgesetzt werde, so hoffe er, man werde die Bedingung, unter welcher dies allein möglich sey, nicht umgehen.

Wie erfreulich es ihm aber auch seyn mußte, daß der Erfolg dieses Unternehmens seine Erwartungen so sehr übertraf, so wurde doch seine Freude darüber durch die Besorgung des Geschäfts um vieles gemäßigt, denn er erkannte und fühlte, daß die Natur ihm zur Buchhalterei fast alles Talent versagt habe, und daß er demnach, wahrscheinlich nur allzubald, in grenzenlose Verwirrung gerathen würde. Von dieser Angst ward er indeß befreit, denn zum Glück für ihn lebte damals in Weimar ein junger Mann, der ihm in vielfacher Hinsicht ein ungemein nützlicher Gehülfe werden konnte und

geworden ist. Er war bis dahin bei dem Baron Bachoff von Echt, ehemaligem dänischen Gesandten in Spanien, einem Manne von vielseitiger literarischer Bildung, und der sich selbst als Dichter bekannt gemacht hat, Hofmeister gewesen, hatte früher sich ebenfalls als Dichter versucht, liebte die Poesie, und hatte sowohl durch den Umgang mit dem Baron als die fleißige Benutzung der Bibliothek desselben sich in den Stand gesetzt literarische Leistungen zu übernehmen, welche damals zu den Seltenheiten gehörten, indem er zu seiner Kenntniß der andern neueren Sprachen auch Kenntniß der Spanischen und Portugisischen Sprache und Literatur sich erworben hatte. Schon in dieser Hinsicht wäre es ein Gewinn für Wieland gewesen, solch einen jungen Mann in seiner Nähe zu haben: allein der Gewinn wurde dadurch noch größer für ihn, daß derselbe sich zu der eigentlichen Geschäftsführung bei dem Merkur entschloß, um die es bei der unermüdlichen Thätigkeit und großen Pünktlichkeit des jungen Mannes recht gut stand. Dieser erlernte dabei die Buchhalterei, was ihm nachher trefflich zu statten gekommen ist, denn diese Geschäftsführung hat ihn zu seinen nachmaligen eignen Unternehmungen vorbereitet. Bertuch, der Stifter des Weimarischen Landes-Industrie-Comptoirs, war dieser junge Mann.

So stand nun äußerlich alles gut, und wegen der Hauptsorge in Ansehung der inneren Ausstattung des Merkur tröstete man sich mit einer glücklicheren Zukunft. Hatten doch diesmal die Freunde das Möglichste gethan, um die Erwartung des Publikums nicht zu täuschen. —

Als der erste Heft des Merkur erschien, sagte eine Dame, die in dem, freilich nicht sonderlich schönen, Götterboten auf dem Titelblatte den hinkenden Boten von Nürnberg erkennen wollte: der hölzerne Merkur auf dem Titel predigt wol mit seiner ausgestreckten Hand? Nein, entgegnete Fr. Jacobi, er reicht mit dem Beutel nach Gold, das er noch nicht hat. — Bisher hatte Jacobi für gute Aufsätze Honorarzuschüsse aus eignem Beutel versprochen, nun hatte Wieland die Hoffnung, durch angemessenes Honorar künftig doch wol manchen, von dem er Beiträge wünschte, dazu bewegen zu können.

Dem Innern hätte das, was immer schadet, eine zu hoch gespannte Erwartung, wol schaden können; und die, welche gewohnt sind den Werth der Schriften nach schon berühmten Namen ihrer Verfasser zu schätzen, hätten hinreichenden Grund zum Naserümpfen hier gehabt. Außer Wieland selbst und J. G. Jacobi, deren Beiträge über die Hälfte des Jahrganges ausmachten, war da kein berühmter Name; denn Götter und Bürger mußte man nur errathen, Joh.

Müller, der nur erst durch sein bellum cimbricum Erwartungen von sich erregt hatte, und Fr. Jacobi, als Schriftsteller noch gar nicht bekannt, waren überdies, so wie der Verfasser der interessanten Beiträge zur Geschichte der Menschheit aus den Annalen der Teutschen, in denen man Möser hätte vermuthen können, anonym geblieben. Auch andere Aufsätze hätten noch nicht durch den Namen des Verfassers reizen können. In diesem Punkte war man indeß billig genug gegen den Herausgeber, und das Ungewitter, welches gegen ihn losbrechen sollte, hatte eine ganz andre Ursache, nämlich die in dem Merkur enthaltene ästhetische Kritik. Wer sich zum Aristarchen aufwirft, muß immer auf leidenschaftliche Gegenwirkung gefaßt seyn. Wieland war das auch wol; schwerlich aber hatte er gefürchtet, daß ihn das Unglück treffen werde, es auf einmal mit allen Parteien zu verderben, sie alle gegen sich gerichtet, und sogar seine Freunde von sich abgewendet zu sehen. Um zu entscheiden, wiefern nun aber dieses Unglück verschuldet oder unverschuldet zu nennen sey, müssen wir jener Parteien selbst und ihres Verhältnisses zu Wieland vorher gedenken.

4.

Gerade während der Jahre, welche Wieland im nördlichen Teutschland gelebt hatte, war ein jüngeres Geschlecht von Dichtern aufgeblüht, und begann sich um die Zeit der Erscheinung des Merkur kräftig zu regen. Wenige Dichter jener Zeit lebten und wirkten isolirt, wie Thümmel, Pfeffel, Claudius, Schubart, Kretschmann; die meisten hatte ein glücklicher Zufall gesellschaftlich verbunden, und sie strebten mit gemeinsamem Eifer nach demselben Ziele, wonach einst die in Leipzig verbundenen Jünglinge so rühmlich gestrebt hatten, jedoch auf neuen Bahnen, wie sich von solchen erwarten ließ, die an Auszeichnung nicht zurückstehen wollten. Solcher Dichter-Vereine gab es damals vier; in Frankfurt a. M., in Göttingen, in Halberstadt und in Wien. An der Spitze des Frankfurter Vereins stand Göthe, neben welchem Lenz, Klinger und, wenn gleich in bedeutendem Abstand von jenen, Wagner zu nennen sind. Zu Göttingen hatte Boie um sich versammelt Bürger, Hölty, Voß, Miller, die beiden Grafen Stolberg, Overbeck, Cramer, Leisewitz, Sprickmann. Zu Halberstadt hätte Gleim gern eine poetische Akademie um sich versammelt, und es gelang ihm wenigstens

durch Ruf und Unterstützung, manchen trefflichen Kopf an sich zu ziehen. Besonders sind Michaelis, Klamer, Heinse, Schmidt zu nennen. Außerdem aber gehörten entfernter zu diesem Kreise Göckingk, Frau v. d. Recke, Sophia Becker nachmalige Schwarz, Tiedge. Der in Halberstadt lebende wackere Fabeldichter Lichtwer scheint weniger Antheil an demselben genommen zu haben, der Domdechant v. Spiegel aber gefiel sich darin. Zu Wien, wo besonders der Hofrath v. Sonnenfels sich möglichst um die Beförderung der Literatur bemühte, stand nun auch Denis nicht länger allein, denn Mastalier, v. Alxinger, v. Retzer, Blumauer, Ratschky, Haschka, Leon schlossen, einige früher andere später, sich ihm an.

Entschieden bestimmte Richtung zu einem Ziele hatten nur die beiden ersten Vereine. Das Ideal des Frankfurter war Shakespeare, und durch ihn gestaltete sich die dramatische Poesie um. Der Göttinger Verein wirkte vorzugsweise für die lyrische Poesie, und versuchte sich mit Glück in mancher damals neuen Tonart. Man hielt sich nicht einseitig nur an Ein Muster, sondern strebte das Treffliche in jeder Art zu erreichen. Während man daher in der Ode mit den Griechen wetteiferte, war man weit entfernt das Gemüthvolle und Phantastische

in der modernen Lyrik darüber zu vernachläßigen; vielmehr regten die in Percy's Relicks gegebene Sammlung alter Romanzen und Balladen, und der damals bekannter werdende Ossian den Trieb zur Nacheiferung auch in dieser Gattung auf, welches zugleich die glückliche Folge hatte, daß die lyrische Poesie immer volksmäßiger wurde. In dem Streben nach volksmäßiger Darstellung im Lyrischen begegneten sich die Frankfurter mit den Göttingern, denn Shakespeare wieß eben dahin, und wenn Göthe nicht von Natur dahin geneigt hätte, so würde Herders Einfluß auf ihn in Strasburg dahin gewirkt haben. Die fliegenden Blätter von teutscher Art und Kunst, die bestimmteste Andeutung der Richtung enthaltend, welche die Poesie bei der neuen Generazion nehmen würde, bezeugen aber gnüglich, daß es bei Göthe einer solchen Einwirkung gar nicht bedurfte. Das Volksmäßige führte natürlich auf das Vaterländische, welches aber noch von einer andern Seite her kräftigst angeregt wurde. Klopstock hatte sich nicht begnügt, in begeisterten Oden Begeistrung für das teutsche Vaterland zu wecken und Liebe dafür zu entflammen, sondern zu diesem Behuf auch in Hermanns Schlacht den Stolz der Teutschen zu erregen gesucht. Wie nun aber der Teutsche in nichts einem andern Volke nachstehen sollte, so auch nicht in der Poesie. Um

dieſe in Eigenthümlichkeit darzuſtellen, ging man zurück zu den alten Barden, an deren Teutſchheit keiner zweifelte, und mit denen man beliebig umgehen konnte, weil man von ihrer Poeſie nichts wußte. Genug, die Sänger Griechenlands mußten ihnen weichen, ſo wie die griechiſche Mythologie der nordiſchen. Anſtatt auf den Parnaß zogen die neuen Barden in den Hain, wo keine Lyra, ſondern die Telyn tönte, nicht Aganippe, ſondern Mimers Quell begeiſterte, und Braga anſtatt Apollo's die Dichter weihte, die in ihren Preisgeſängen den Wodan feierten; wobei man denn häufig, um alles Griechiſchen ſich zu entſchlagen, ſich auch des Zwanges entband, welches ein Metrum auferlegt haben würde. Nach Klopſtocks Frage:

Willſt du zu Strophen werden, o Haingeſang?
Willſt du geſetzlos, Oſſians Schwunge gleich,
Gleich Ullers Tanz auf Meerkriſtalle,
Frei aus der Seele des Dichters ſchweben?

fanden die nachſtürmenden Barden die Geſetzloſigkeit am bequemſten.

Von dieſer Art poetiſcher Vaterlandsliebe wurden die Frankfurter gar nicht, die Göttinger nur zum Theil befallen: da aber dieſe ſämmtlich in der Verehrung Klopſtocks einſtimmten, der auch in der That durch ſeinen Beſuch den Bund der Jünglinge gleichſam weihte, ſo kamen ſie doch in den Ruf der ärgſten Bardenſchwärmerei.

Denina in seiner Literatur der Preußischen Monarchie hat das von Voß widerlegte Märchen nacherzählt, daß jene Barden, (denen man nachsagte, daß sie Wodan und Klopstock opferten,) sich alljährig auf dem Stolbergischen Schlosse zu Wernigerode versammelt, und in einem großen Saale, unter dem Aeltesten Gleim, an einem Tische, dessen Ehrensitz für Klopstocks Geist ledig gelassen worden, bei Bier und Tabak, (denn Wein hätte das Costume nicht gelitten) ihr Bundesfest gefeiert hätten.

Gleim hatte um jene Zeit eine Reise nach Göttingen gemacht, und war, eben so wie Klopstock, mit dem poetischen Jünglingsbunde bekannt geworden, und unterhielt auch nachmals mit mehreren Mitgliedern desselben lebenslänglich ein freundschaftliches Verhältniß. Dies hatte wahrscheinlich die Veranlassung gegeben, auch Gleimen in die Märchen von jener Bardengesellschaft mit einzuflechten. Er war aber auch von seiner poetischen Umgebung der Einzige, dessen Streben gewissermaßen mit dem der beiden genannten Vereine zusammentraf. Unter allen Dichtern der vorigen Periode hatte er zum Volksdichter entschieden die meiste Anlage; gerade um jene Zeit aber dichtete er seine Lieder für das Volk, und ging damit um, Gedichte der Minnesinger, deren Bekanntmachung durch Bodmer die volksmäßige

Poesie ebenfalls nicht wenig begünstigte, durch Umbildung der Sprache dem Zeitalter besser bekannt zu machen, als durch Bodmers Herausgabe der Manesseschen Sammlung, die mit keinem Glossar versehen war, hatte geschehen können. Die übrigen Halberstädter Dichter nahmen an diesem Streben keinen Antheil. Im Allgemeinen kann man von ihnen sagen, daß durch sie die poetische Epistel, sowohl die satyrische als didaktische, mehr ausgebildet worden ist; übrigens folgte jeder seiner Neigung und Laune, und während Schmidt petrarchisirte, strebte Michaelis nach der burlesken Manier Scarrons hin. Von den entfernter Stehenden war Göckingk der, welcher sich den Göttingern am meisten annäherte, wie er denn auch mit ihnen in die engste Verbindung kam.

Bei den Wiener Dichtern fand eben so wenig Streben nach einem gemeinsamen Ziele statt. Denis, der Uebersetzer Ossians, folgte Klopstock nach, und stimmte auch mit diesem den Bardengesang an; Mastalier folgte mehr Ramlern; und so betrat jeder seinen eignen Weg, am originellsten ohne Zweifel der etwas spätere Blumauer. Allen war nur daran gelegen, daß die Kaiserstadt, wo man die Sprache der vorzüglichsten Schriftsteller Nordteutschlands als Lutherisch-Teutsch, und mithin als Ketzerisch, nur vor Kurzem noch verschrieen hatte, an

Geistes- und Sprach-Bildung nicht länger zurückstehen möchte. Je weiter in die Periode Josephs hinein, desto mehr zeigt sich bei den Späteren der Genannten als gemeinsames Streben Bekämpfung der Vorurtheile, und die Poesie würde immer mehr zur Prosa hingeneigt haben, wenn man nicht die Richtung zum Launigen und Komischen genommen hätte. Das Niedrig-Komische war aber gerade das, wovon man sich unter den obwaltenden Umständen die sicherste Wirkung versprechen konnte.

Mit keinem einzigen dieser Vereine stand Wieland in Verbindung, wenn er gleich Boie kannte, und Gleim sein Freund war. Man hätte indeß vermuthen sollen, daß der erste Uebersetzer des Shakespeare mit dem Frankfurter, der Wiederhersteller des romantischen Epos mit dem Göttinger, der Freund Gleims mit dem Halberstädter Verein in keinem andern als freundschaftlichem Verhältniß hätte stehen können; nichts weniger als dieses aber war der Fall; und zwar zerfiel Wieland mit der Partei seines Freundes zuerst. Eine im Jahr 1771 zu Halberstadt erschienene Broschüre: An den Herrn Kanonikus Gleim, inliegend einige satyrische Versuche von unsers Jacobi Amorn, hatte seine Galle so gereizt, daß er derselben in der Erfurter gelehrten Zeitung Luft machte, und sich (St. 37. S. 294 fg.) also

erklärte: „Wir zeigen diese Broschüre nur an, um unser Mißfallen und unsern Ekel an dem Mißbrauch, den Hr. Michaelis von seinen schönen Talenten macht, öffentlich zu bezeugen. Wenn seine Absicht ist, den Herren Gleim und Jacobi dadurch seine Freundschaft zu beweisen, so hätte er unmöglich einen Weg erwählen können, der ihn gewisser zum Gegentheil seiner Absicht führt. Der ungezähmte Muthwillen, womit er in dem kleinen Gedichtchen: Gleim und Pastor-Amor, einen Mann von großen und ehrwürdigen Verdiensten lächerlich zu machen sucht: der leichtsinnige Ton seines Scherzes, der solche Dinge trifft, welche die Religion unter den Christen geheiligt hat, und über welche kein Mensch, der nur den mindesten Anspruch an Sitten oder an die Achtung seiner Mitbürger macht, zu spotten fähig ist, wird von allen ehrliebenden Leuten mit eben dem Verdruß und Widerwillen angesehen werden, den Gleim und Jacobi selbst (wie wir gewiß versichert sind) darüber empfinden müssen. Von Herzen bedauern wir, daß diese liebenswürdigen Schriftsteller, deren Talente der Nazion Ehre machen, durch die Zudringlichkeit solcher Leute, die ihnen mit Gewalt auf die Achseln springen, und von ihnen, gern oder ungern, in den Tempel des Ruhmes getragen werden wollen, in Händel und Tracasserien verwickelt werden,

die ihrem schätzbaren Charakter in den Augen der Welt ein zweideutiges Licht geben. Es ist hohe Zeit, daß dem Muthwillen, der die Grenzen des schalkhaften Witzes so wenig kennt, Einhalt gethan wird, wofern nicht in Kurzem die schönste unter den Künsten der Musen bei unserer Nazion verächtlich und der Name eines Dichters zu einem Schimpfwort werden soll. Uebrigens können wir uns nicht entbrechen, den Herren Canonicis Gleim und Jacobi (deren aufrichtige Verehrer wir immer gewesen sind, und bleiben zu können wünschen,) den wohlgemeinten Rath zu geben, gegen die vorbemeldeten Afterfreunde sich künftig besser zu verwahren. Diese, von der Wuth berühmt zu werden besessene Dichterlinge glauben einen Freibrief gegen die Kritik, und ein Recht an die öffentliche Hochachtung zu erlangen, wenn sie sich als Freunde berühmter Männer in die Welt eindringen; aber anstatt einen Glanz von den ehrenvollen Namen, mit welchen sie den ihrigen so unverschämt paaren, zu empfangen, werfen sie vielmehr ihren eigenen Schatten auf sie; und es ist kein Ruhm so groß und so wohlbefestigt, der nicht endlich durch solche Freunde zerstört werden könnte. Ein Mensch, der so wenig Diskrezion hat, nicht zu fühlen, daß man die Ehre, an die Freundschaft eines Gleim oder Jacobi Anspruch zu machen, vorher verdient haben muß, ehe man sich ihrer

anmaßt, ist gewiß nicht derjenige, der dieser Ehre jemals würdig seyn wird."

Um über den Urheber dieser Erklärung keinen Zweifel zu lassen, war sie mit W. unterzeichnet. Weder Gleim noch Jacobi hätten aber darüber zweifelhaft seyn können, denn dem letzteren hatte Wieland schon ein Jahr vorher geschrieben: „Sagen Sie Gleim, den Sie in meinem Namen umarmen sollen, daß ich nicht leiden kann, daß so mittelmäßige Sänger wie K* und andre seines gleichen sind, meines Gleims angebliche Freundschaft zum Freibrief für ihre Siebensächelchen affichiren sollen. Ich beschwöre ihn bei den Musen, nicht so freigebig mit seinem Beifall zu seyn, und kleine poetische Geister in der gehörigen Distanz von sich zu halten. Diese Leutchen geben sich gleich Airs vor der ganzen Welt, wenn man ihnen ein gar zu freundliches Gesicht macht." An Gleim selbst aber schrieb er vor dem Abdruck jener Erklärung: „Ich fühle alles für meinen Gleim, was er selbst fühlen müßte; aber zu sehen, daß ein Michaelis sich öffentlich die Miene der Vertraulichkeit mit Gleim und Jacobi giebt, daß er meinen Gleim rächen will, und es auf eine Art thut, welche unvermeidlich ihm selbst und meinen Freunden einen unwiederbringlichen Schaden bei der Welt thun muß, — dies, ich gestehe es, hat meine Geduld gänzlich erschöpft. Gleim und

Pastor-Amor ist zwar ein witziges, aber ein schändliches ärgerliches Ding; ich kann es den Berlinern nicht verdenken, wenn sie sich nun alles erlaubt halten. Ums Himmels willen, liebster Gleim, hören Sie einmal auf, durch Ihre unbegränzte Gutherzigkeit jedes Insekt des Parnasses zu autorisiren, sich vor den Augen der Welt Ihren Freund zu nennen, und eine Vertraulichkeit mit Ihnen zu affektiren, welche Sie für alle Sottisen dieser Witzlinge responsabel macht. Ein allgemeiner Aufstand aller Leute, die Menschenverstand haben, gegen alles was Witz und Empfindung heißt, gegen Musen und Grazien, gegen Gleim, Jacobi und alles was sich Ihre Freunde nennt, wird endlich die Folge davon seyn, wenn alle Augenblicke ein neuer Dichterling mit einem Wisch voll Verse an seinen Freund Gleim, an seinen Freund Jacobi angestochen kommt, und wenn Freund Michaelis fortfährt zu thun, als ob man nichts mehr schonen dürfe, sobald man nichts zu verlieren hat. Das Metier eines Autors wird durch den Mißbrauch, den solche Witzlinge auf den Schultern irgend eines berühmten Mannes, auf den sie sich gehuckt haben, mit ihrem bischen Gabe zu spotten und zu reimen, ausüben wollen, so verächtlich, daß ich tausendmal den Tag verwünsche, wo ich mir einfallen ließ ein Autor zu werden. Das Wenigste, mein

beſter Gleim, was Sie ſich ſelbſt und dem Publiko und denjenigen von Ihren Freunden, welche mehr Ehre zu verlieren haben als Herr **, ſchuldig ſind, iſt, den Menſchen fortzujagen, und die ganze Welt zu aviſiren, daß Sie es gethan haben, und warum Sie es gethan haben. Seitdem ich mir eine Ehre daraus gemacht habe, der jetzigen Welt und der Nachwelt zu ſagen, daß ich Gleims und Jacobis Freund bin, ſeitdem iſt die Wuth, ſich öffentlich zu Freunden meiner Freunde zu kreiren, in alle avortons du Parnasse gefahren. Dies möchte allenfalls noch bei den Schmidten und ihres gleichen angehen. Aber wenn ein Michaelis, in dem angenommenen Charakter Ihres Freundes, sacra profanis miscuit, und den Poſſenreißer auf Unkoſten alles deſſen, was die Welt ehrwürdig nennt, macht, — dann wird die Sache zu ernſthaft, und Ihre wahren Freunde, die Freunde, von denen man Ehre hat, können nicht ſtille dazu ſchweigen. Mir erlaubt es meine Poſizion am wenigſten. Ich rücke deswegen in die hieſige Zeitung eine Rezenſion der Michaeliſchen Skarteke ein, worin ich meinen Unmuth über den bübiſchen Muthwillen dieſes Cynikers auf eine ſehr nachdrückliche Art zu erkennen gebe. Dem Herrn Michaelis rathe ich, ſich in Acht zu nehmen, und mich nicht zu reizen, daß ich ihn nicht ecraſiren helfe.“ Nachdem er noch eine

Zeit lang im Eifer des größten Zornes sich ergossen hat, fährt er fort: „Ich muß aufhören. Ich besorge, Ihnen wehe zu thun, mein bester Gleim; aber ich liebe Sie wie mich selbst; Ihre Ehre ist die meinige; Ihre Ruhe die meinige, und die wahre Freundschaft scheuet sich nicht, auch unangenehme Wahrheiten zu sagen, wenn sie nothwendig sind. — — Herr Schmid mag wol ein ganz fein Talent zum Nachahmen haben. Ich werde ihn weder aufmuntern noch abschrecken. Aber um sich öffentlich für einen Freund großer Männer zu affichiren, muß man vorher etwas gethan haben, das uns dieser Ehre würdig macht. Und wer nicht Delikatesse genug hat, dies zu fühlen, der ist kein Mann für mich. Also nichts weiter von diesen Dichterschwämmen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen, und beschwöre Sie nochmals, ohne Verzug und öffentlich mit Herrn Michaelis zu brechen. Ex duobis malis minimum!“

Die Veranlassung zu diesem so heftigen Erguß des unmäßigsten Zornes hatten Briefe von Spalding an Gleim gegeben, welche 1771, man wußte nicht von wem, dem Druck waren übergeben worden, und gegen welche sich Spalding in vielen Zeitungen öffentlich erklärte. Allerdings schien eine feindselige Absicht gegen Spalding dabei zum Grunde zu liegen, daß man Briefe, die er vor 20 Jahren geschrie-

ben, zu einer Zeit herausgab, wo der Propst und Oberkonsistorialrath besorgen konnte, falschen Beurtheilungen dadurch ausgesetzt zu werden. Deshalb erklärte er denn: „Wenn die späte Hervorziehung der Unschicklichkeiten, die zum Theil in diesen Briefen vorkommen, ohne Zweifel eben nur durch den auffallenden Kontrast derselben mit meinen jetzigen Umständen, ihre stärkste und unangenehmste Wirkung thut, so muß ich mich einer solchen Demüthigung geduldig unterwerfen, um desto völliger dafür zu büßen, daß ich ehemals so schwach gewesen, mich, wider meinen natürlichen Charakter, auf einige Zeit, und gegen einige Personen, mit in einen gewissen, für lebhaft und geistreich gehaltenen Ton, der läppischen Tändelei hinein ziehen zu lassen. Die Schuld und Strafbarkeit liegt in dieser That, und die bestimmt das Maas der Reue; die ausgebreitetern schädlichen und kränkenden Folgen davon, die von andern veranlasset werden und auf deren Rechnung stehen, sind für mich Schickung.“ Wieland, so wie er Spaldings Erklärung gelesen, schrieb an Gleim: „Schreiben Sie mir doch, was es mit der Ausgabe der Spaldingischen Briefe für eine Bewandniß hat. Ich bin gewiß, daß Sie eben so unschuldig dabei sind, als ich bei der Bekanntwerdung des Briefes der Gräfin v. Wartensleben. Wie dem auch seyn mag, das jetzige Verfahren

Spaldings däucht mir eines Götze, oder irgend eines andern Priesters würdiger als des Uebersetzers von Shaftesbury. Gar nichts zu sagen war besser, als in diesem Tone zu sprechen.“ Anstatt einer Antwort hierauf erhielt nun Wieland gleich darauf die besagte Broschüre von Michaelis. Dieser, ein junger talentvoller, mit den glücklichsten Anlagen für das Satyrische und Launige begabte, aber sonst von dem Glücke sehr vernachläßigte, Dichter hatte sich Gleimen in die Arme geworfen, und war dessen Haus- und Tischgenoß. Er bewohnte Jacobi's Zimmer, welches mit Amoretten in allerhand drolligen Situazionen verziert war. Unter denselben war auch ein Amor in dem Costume eines Pastors, welcher die neckische Laune eines Dichters wie Michaelis wol wecken mußte. Von dem Pastor auf Spaldings Erklärung zu kommen, war damals natürlich, als daß Dankbarkeit, Neigung und Ueberzeugung den Dichter bestimmten, sich für Gleim und gegen Spalding zu erklären, was er mit einer witzigen, heitern Wendung that. Dies gab aber viel Allarm, und Jacobi selbst fand sich dadurch in die Verlegenheit gesetzt, den Dichter in den Zeitungen aufzufordern, er solle dem Amor im geistlichen Kleide befehlen, daß er bei niemand ihn in den Verdacht bringe, als hätte er an seiner Absoluzion den geringsten Antheil. „So geneigt ich auch bin, schrieb

er, das Herz meines Gleims, in dessen geheimsten Winkel gewiß keine Niederträchtigkeit verborgen seyn kann, überall, mit Ihrem Amor frei zu sprechen; so muß ich doch fürchten, daß man über die Absoluzion allerhand Auslegungen mache, und mir eine Spötterei zur Last lege, die ich, um meinen Einsichten gemäß zu handeln, mir nicht erlauben darf. Jederzeit ist es für mich ein heiliges Gesetz gewesen, Männer zu schonen, die etwas Gutes gethan haben, oder noch thun wollen, damit dieses Gute nicht bei leichtsinnigen Köpfen seine Kraft zu wirken verliere. Beschuldigen Sie, liebster Michaelis, mich keiner albernen Gravität, der ich todtfeind bin, und zu der ich, als Doge mitten in Venedig, mich nimmer verstehen würde, weil sie die gefälligen Tugenden gänzlich unterdrücket. Noch weniger bin ich irgend einer Heuchelei fähig, und würd' es nicht seyn, wenn ich die heiligen Schlüssel damit erkaufen könnte. Allein es muß mir am Herzen liegen, daß die Welt in meinen Schriften und Handlungen keine Widersprüche finde." Michaelis sprach hierauf nicht blos Jacobi, sondern jeden andern von irgend einer Theilnahme frei, so wie sich selbst von dem schimpflichen Verdacht, daß er sich zum feilen Miethlinge fremder Affekten erniedrigt habe, war aber weit entfernt, ein begangenes Unrecht zuzugestehen. „Mein Original,

sagt er, heißt Kalchas; setzen Sie nun dafür Propst, setzen Sie Prior, setzen Sie Bischof, setzen Sie Generalsuperintendent — wenn's in Sylbenmaas paßt — mir kann's gleich viel gelten! Nur Kalchas muß es seyn, der ganze Kalchas,

Der seine Freundschaft nach den Graden
Des Würdenthermometers mißt;
Als Priester von Empfindung überfließt,
Als Bischof aber, tief gegrüßt,
Mit einem: Wir von Gottes Gnaden!
Vor seinem alten Freund, dem Weltkind, sich verschließt,
Und — wenn sein Freund ihn nicht den Augenblick vergißt,
Vor allen Heiligen sich den Leviten liß,
Daß er sein Freund gewesen ist!"

So hatte man sich von beiden Seiten übereilt; keiner aber mehr als Wieland. Reizte diesen etwas sehr heftig, so kannte er in seinen Ergießungen weder Maas noch Ziel, und das Stärkste war ihm dann nicht stark genug; so wie aber die Flut seines Zornes sich ergossen hatte, war gewöhnlich die Sache auch abgethan, und er ärgerte sich wol über sich selbst, nicht weiser gewesen zu seyn. Zum Unglück traf es sich nun in diesem Falle, wo nicht blos die eifersüchtige Freundschaft gekränkt, sondern sein Gefühl, welches Spott mit dem, was Menschen heilig ist, nicht vertragen konnte, verletzt war, daß er

seine ganze Galle in den ersten Augenblicken ergoß, ohne jetzt zu bedenken, wie schmerzlich er dies zu bereuen nur zu bald Ursache haben würde. Gleim mußte natürlich die Sache aus ganz andern Augen ansehen, und fühlte sich durch Wielands Aeußerungen und Zumuthungen schwer beleidigt. Wieland, jetzt nur zu gut fühlend, daß Gleim Recht dazu habe, bat ihm „die wilde Heftigkeit seines Schreibens“ ab, gestand sein Unrecht, „in der ersten und vollen Wuth zu schreiben,“ beschwor Gleimen, „seinen tollen Brief“ zu vernichten, bedauert den an Hypochondrie leidenden Michaelis, denn „wenn ein Hypochondrist einen Anfall von Spaßhaftigkeit hat, so ist Gott der Vater auf seinem hohen Thron nicht sicher vor seinen Einfällen; er meint es so böse nicht.“ Auch „für den armen jungen petrarchisirenden Schmidt ist ihm leid, daß sein Versuch zu einer so ungünstigen Zeit ihm unter die Augen kam.“ Nichts läßt er unversucht, um einen Bruch der Freundschaft abzuwenden. An Jacobi schrieb er nach Verlauf mehrerer Monate: „Ohne Sie, ohne das selige Gefühl unsrer Liebe, würde ich zuweilen wünschen nicht zu seyn. Ich bin seit einiger Zeit sehr hypochondrisch; mein Geist ist wie erloschen; ich kann nichts Gutes denken noch vollbringen. Was würde aus mir werden, wenn die Brüder Jacobi nicht die meinigen wären? — Ich

habe unserm Gleim geschrieben. — Seine Antwort ist freundlich und liebreich, aber sie giebt mir das Unrecht, das ich wider meinen Willen gethan habe, so stark zu empfinden, daß ich unmöglich mit mir selbst zufrieden seyn kann, — und wie sollte ohne dies eine Glückseligkeit möglich seyn? Ich sehe, daß ich das Herz des guten Gleims verloren habe, und ich gestehe Ihnen, daß nichts in der Welt mich wegen dieses Verlustes völlig trösten kann."

Wäre es nur um den Brief zu thun gewesen, so würde sich, wie arg dieser auch war, alles bald haben abthun lassen, wenn Gleim die Bitte Wielands um Vernichtung desselben erfüllt hätte: er hatte ja aber den Erguß seines Unmuths auch drucken lassen, und dieser war nicht geeignet, die jüngeren Freunde Gleims ihm zu befreunden. Zwischen Gleim und ihm stellte sich zwar nach einiger Zeit das alte Verhältniß wieder her, die Freundschaft beider wurde jedoch noch einmal auf eine harte Probe gestellt. Der arme Michaelis starb im Herbst des Jahres 1772; Gleim aber sollte für diesen Verlust sogleich Ersatz erhalten, indem wenige Wochen darauf Heinse bei ihm eintraf. Eben dieser, von Erfurt her noch jetzt ein enthusiastischer Bewunderer Wielands, sollte die neue Ursache zu einer Entzweiung zwischen Gleim und Wieland werden. Davon indeß kann erst späterhin die Rede seyn;

hier genügt es zu bemerken, daß fortwährend etwas eintrat, was ein näheres Anschließen des Halberstadter Vereins an Wieland hinderte.

Kurz nach der Zeit, in welcher Wieland sich wegen Michaelis mit Gleim wieder versöhnt sah, schrieb dieser Lieder für das Volk. Bei der ersten Probe, welche Wieland davon sah, urtheilte er, daß solch ein Lied, ohne Schminke, ohne Zierrathen, einfach, edel und schön, wie Alles seyn sollte, was Menschen denken und thun, so singbar und von so gefälligem Tone, noch im Jahre 2440 jede gefühlvollere Seele einer bessern Nachwelt bezaubern werde. Die Idee, solche Lieder zu dichten, hatte seinen ganzen Beifall, und von seiner Ankündigung derselben schrieb er: „Gleim — werde ich sagen — fährt fort als ein echter Priester der Musen die Poesie zu ihrer ältesten und natürlichsten Bestimmung zurück zu führen. Mit bestem Rechte können wir von dem Volke sagen, was Horaz von der matura puella marito sagt; disceret unde preces, vatem ni Musa dedisset? Ich beurtheile diese Lieder nicht als Kunstrichter, ja nicht einmal als Dichter; ich sehe sie aus dem Gesichtspunkt an, aus welchem sie Sokrates betrachtet haben würde, und finde sie vortrefflich. Dank und Preis sey Ihnen, mein bester Gleim, für das wahre Verdienst, das Sie sich dadurch um die nützlichste, unschul-

digste, und am wenigsten beachtete Klasse der Erdbewohner machen. Sie haben so gut eine coronam civicam damit verdient, als wenn Sie einem Bürger das Leben gerettet hätten. Aber auch als Dichter finde ich in der einfältigen Natur und ihrem ungekünstelten Ausdruck, und in dem echten ländlichen Ton, dessen Sie sich so glücklich bemächtigt haben, etwas desto mehr Bewundernswürdiges, je leichter es mir selbst wäre, eine Musarion, als das leichteste dieser Lieder zu machen. Ich sage also meinem Gleim aus voller Brust, daß ich mit seinen Liedern für das Volk zufrieden, und mit mehreren besonders sehr zufrieden bin. In Wahrheit, alle sind vortrefflich in ihrer Art, und auch das Lied des Hirten ist ein Muster wahrer einfältiger Erhabenheit. Aber das Lied des Gärtners! Wie, mein liebster Gleim, wie werde ich Ihnen ausdrücken können, auf welchen Grad es mich in Entzücken gesetzt hat? O, vortrefflich, vortrefflich! rief ich aus nach jeder Strophe, und athmete schwerer vor Vergnügen. Ganz und gar, Wort für Wort hat es Ihnen in einer der glücklichsten Stunden Ihres Lebens die lieblichste der Musen eingegeben. Es ist ein vortreffliches Lied, und wenn die vollkommensten Meisterstücke im Fache der einfältig schönen Natur gesammelt werden, und alle Nazionen das ihrige beitragen sollten, so

würde dieses Lied meines Gleims darunter seyn müssen, und keine Sprache würde was Vollkommneres in dieser Art aufzuweisen haben."

Wieland wußte also, wie diese Aeußerungen bezeugen, Poesie für das Volk sehr wol zu schätzen, ja er hielt sie hoch. Wer sollte hienach nicht vermuthen, daß sein Verhältniß zu denen Dichtern, welchen es um das Volksmäßige in der Poesie so angelegentlich zu thun war, ein freundliches werde gewesen seyn? Gleichwol war es dies nicht.

Nach dem Beispiele der Franzosen, die seit 1765 das Beste des Ertrags ihrer lyrischen Poesie alljährlich in einem Almanach gesammelt hatten, unternahm man 1770 auch in Teutschland zwei Sammlungen derselben Art. Zu Leipzig erschien ein Almanach der deutschen Musen, dessen ungenannter Herausgeber der mehrerwähnte Chr. Heinr. Schmid war, und in Göttingen gaben, von Kästner ermuntert, Boie und Gotter einen Musenalmanach, auch unter dem Titel Poetische Blumenlese, heraus. Während Schmids Almanach wirklich nur eine Sammlung von zerstreut erschienen Gedichten und des Ertrags der Kritik über die vorjährige schöne Literatur war, bemühten sich die Göttinger, wenig von schon Gedrucktem und desto mehr noch Ungedrucktes zu liefern, worin sie durch den damaligen Göttinger

Dichter-Verein auf eine seltne Weise begünstigt waren. Gotter, der damals nur als Führer zweier junger Adlichen in Göttingen gewesen war, nahm nur an der Herausgabe des ersten Jahrganges Antheil, und kehrte nach Gotha zurück; die folgenden nächsten Jahrgänge besorgte Bote allein. Im Jahr 1772 ersuchte dieser auch Wielanden um Beiträge zu seinem nächsten Jahrgange, und dieser sendete ihm das Einzige ein, was er gerade vorräthig hatte, das Bruchstück eines größeren Gedichtes, welches unter dem Titel Endymion (nachmals gab ihm Wieland den Titel: das Leben ein Traum) im Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1773 abgedruckt ist, und wogegen kurz darauf in der, Wielanden nicht weniger als die schwarze Zeitung abgünstigen, Braunschweiger Zeitung eine poetische Epistel an Herrn Wieland erschien, die den Dichter zurechtweisen sollte, aber ihn nur zu der geharnischten Vorrede für sein Fragment veranlaßt hat.

Das Erscheinen des teutschen Merkurs störte das gute Vernehmen zwischen Wieland und den Göttinger Blumensammlern und Blumenspendern, denn der Merkur trat nicht blos mit einer Beurtheilung der Göttinger und Leipziger Musenalmanache, sondern auch mit einem Aufsatz über den (damaligen) Zustand des teutschen Parnasses hervor, an denen man Anstoß

nahm. Der Verfasser aller dieser Aufsätze war Schmid, dem man nachsagen muß, daß er es möglichst vermieden hatte, Parteilichkeit für seinen eignen Almanach — vor welchem bei jenem Jahrgange Wielands Bildniß stand — durchschimmern zu lassen. Bei aller Mühe aber, die er sich gegeben, konnte es doch scheinen, als wäre er mit dem Göttinger Almanach etwas strenger verfahren. Mochte er immer für den Herausgeber seinen Dank mit dem Danke aller Liebhaber des Schönen vereinigen, so verdarb er doch alles wieder mit dem Wunsche, sein gutes Herz möchte ihn von der gehörigen Strenge bei der Wahl der einzurückenden Gedichte nicht ablenken, und er die Sammlung um den vierten Theil verringern. Was war es nun, das er hätte weglassen sollen? Aus der Beurtheilung konnte man abnehmen, daß es hauptsächlich gewisse Bardengesänge, Nachahmungen des Petrarcha, Chinesische und ähnliche Gedichte seyn sollten. Vielleicht waren aber auch andre einzelne Gedichte darunter, und es schien fast, als habe der Beurtheiler die Ode: der Winter, dazu gerechnet. Diese Ode war von Voß, und sie ist jetzt die erste unter den Oden in der letzten Sammlung seiner Gedichte. So gewiß es nun auch ist, daß von dem, was der Merkur damals an ihr tadelte, jetzt nicht ein Wort mehr in ihr zu finden ist, eben so gewiß

scheint es doch, daß Voß die damaligen Erinnerungen dagegen, die er spätherhin für begründet anerkannte, sehr unangenehm muß empfunden haben.

Der Herausgeber eines kritischen Blattes mag noch so viel versichern, daß die darin ausgesprochenen Urtheile keineswegs allezeit auch die seinigen seyen, der darin vorkommende Tadel wird ihm doch zugerechnet, denn er hat ihn aufgenommen. In dem gegenwärtigen Falle schien man sogar noch mehr dazu berechtigt: denn Wieland hatte zwar zu dem Aufsatze über den Zustand des teutschen Parnasses Zusätze gemacht, welche deutlich bewiesen, daß nicht jedes Urtheil des Verfassers das seinige sey, allein sein eignes Urtheil über manchen Punkt war so wenig mildernd, daß er den erregten Verdruß vielmehr verstärkte. Von dieser Art war z. B. sein Zusatz über das Institut der Blumenlesen. „Die Gründe — so heißt es darin — womit der Verfasser (der Kritik) den Mangel an Auswahl darin zu rechtfertigen sucht, werden demjenigen schwerlich Genüge thun, der sich einfallen läßt, sie gegen den französischen Almanac des Muses zu halten. Ich zweifle sehr daran, ob der Begriff, welchen die Ausländer von dem Zustand unsrer schönen Literatur und von unserm Geschmacke nach solchen Sammlungen sich machen möchten, uns sehr zur Ehre gereichen dürfte.

Sollte es hier nicht eben so bewandt seyn, wie mit einem Malereien-Kabinette, wo Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes in schöngeschnitzten und vergoldeten Rahmen unter einander stände? Wird der Kenner, der es besieht, nicht eines von beiden denken: entweder, daß es dem Eigenthümer an Geschmack gefehlt habe, Gutes und Schlechtes von einander zu unterscheiden, oder an Vermögen und Gelegenheit, sich lauter schöne Stücke anzuschaffen? Und wird man im letztern Falle (welches wol der Fall unsrer Blumensammler zu seyn scheint) nicht urtheilen, daß es besser gethan sey, gar kein Malereien-Kabinet zu haben, als einen solchen Mischmasch? Ich sehe wol, daß die Sammler der Blumenlesen (gegen deren Geschmack wol kein Verdacht statt findet) ein Paar sehr scheinbare Gründe haben, das Richteramt, dessen sie sich durch eine scharfe Auswahl anzumaßen scheinen würden, von sich abzulehnen. Einmal ist nichts Reizbareres und in seinem Zorne Grimmigeres in der Natur, als ein Dichterling; und es ist also sehr begreiflich, daß friedliebende Leute, wenn sie nun einmal zwischen der Gefahr, den feinen Geschmack weniger Kenner zu befriedigen, und der ungleich schrecklichern Gefahr, sich die Wuth der Dichterlinge zuzuziehen, wählen müssen, lieber in die Hände der Kenner (welche meistens gutherzige Leute sind), als in die Stacheln der

poetischen Wespen fallen wollen. Und dann lehrt die tägliche Erfahrung, daß in einer Sammlung kein Stück so elend ist, welches nicht seine Liebhaber, und keines so vortrefflich, welches nicht seine Tadler und Verächter habe. Der Sammler, der für das Publikum im weitesten Begriffe sammelt, kann also (zumal wenn er einen feinen und gelehrten Geschmack hat) nicht immer seine eigne Empfindung oder das leicht vorherzusehende Urtheil der echten Kenner zu Rathe ziehen; denn da würde er sehr oft verwerfen müssen, was den Meisten vielleicht besser gefallen würde, als dasjenige, was nach dem Urtheil der Wenigen das Beste in seiner Sammlung ist. Allein, wiewol ich ganz gerne zugebe, daß man, in gewissen Umständen, sich nicht von allen Rücksichten auf unsre eigne Gemächlichkeit und von aller Nachsicht gegen die Schwachheiten und Launen des sogenannten Publikums frei machen kann: so weiß ich doch, daß sehr viele mit mir wünschen, daß wenigstens nichts offenbar Schlechtes, Plattes, Schülermäßiges und Nonsensikalisches in eine poetische Blumenlese aufgenommen werden möchte. Es giebt allerlei Blumen, und in einen so großen Kranz können alle Arten mit eingeflochten werden; aber es müssen doch immer Blumen seyn: und wenn sie uns nicht durch ihren Wohlgeruch vergnügen, so sollten sie uns wenigstens durch

Gestalt und Farbe ergötzen. Aber Nesseln und Distelköpfe, was sollen die in einem Blumenkranze?“

Zu dieser allgemeinen Aeußerung kamen nun noch allerhand besondre Herzens-Erleichterungen hinzu, welche die Sache nicht besser machten. Unter diese gehört seine Ansicht von der Nazional-Poesie,*) die eine ganz andre seyn sollte, als die damalige Bardenpoesie, welche ihn um so banger machte, da sich zu ihr die Uebersetzung tragischer Chöre der alten Trauerspieldichter (Halberst. 1773) gesellte. „Ich besorge immer, sagte er, daß unsre Poesie, zwischen allen diesen Bemühungen den Waldgesang der Barden, die bakchische Wuth der Dithyramben, und die kühne enthusiastische Sprache der Griechischen Chöre in unsre Sprache überzutragen, in Kurzem allen Wohlklang, und überhaupt alle Wahrheit, Regelmäßigkeit, Eleganz und Grazie verlieren werde. Einige unsrer Dichter scheinen sichs vorgesetzt zu haben, den Ausspruch des Demokritus, daß ein Poet rasen müsse, durch ihr Beispiel zu rechtfertigen; aber die Poetische Wuth sollte doch, dächte ich, nicht gar zu nah an diejenige grenzen, die in die dunkle Stube führt. Doch, der Uebersetzer der

*) Bd. 49 von Wielands Werken im Anhang.

Chöre hat vielleicht gerade die Absicht gehabt, unsern jungen Dichtern und Dichterlingen auf eine recht fühlbare Art zu zeigen, daß die Griechen in diesem Stücke unnachahmbar seyen. Ich weiß sehr wohl, (denn ich weiß es aus Erfahrung,) daß man den Alten auch in ihren unnachahmbaren Werken noch immer viel ablernen kann: aber für die Wenigen, welche dieß wissen und wissen sollen, übersetzt man keinen Pindar, keinen Aeschylus. Dieß bin ich gewiß, daß unsre Tonkünstler, wenn sie denken sollten, daß man uns diese Proben vielleicht für Modelle der wahren Lyrischen d. i. singbaren Poesie gebe, herzlich erschrekken würden. Welchem heutigen Amphion sollte nicht die Haut schaudern, wenn ihm ein lyrischer Dichter von „Kolchos inwohnenden kampfunverführten Jungfrauen, steilnißvollen Pflanzstädten, Freveltrutzgenossen, rundumflammenden Blitzen, Speerebewappneten Myrmidonern, vom Schlüsselbewahrer der süßen Brautkammer der Venus, und von rundumzerschmetterndem Schwall der Wogen“ spräche? Wie würde ihm zu Muthe werden, wenn man ihm den Antrag machte,

> „den tartschebewappneten Helden, der rundum vom göttlichen Feuer umstrahlt, über des Oeta Koppen hin, auf in den Götterdivan stieg“

in Musik zu setzen? Oder was meinen wir, was

für einen Anstand eine teutsche Gabrieli haben würde, wenn sie hinträte, und sänge:

Kein Göttermann nahe sich mir!
Denn mich schaudert Jo's
Männergehaßte Jungfrauschaft,
Die durch Beischlaf ward
Und durch Juno's hartherzigverhängte
Landschweifungen zerrissen.

Ich kenne gelehrte und verständige Leute, welche besorgen, die glühenden Anbeter des Alterthums möchten durch Uebersetzungen in diesem Geschmacke mehr beitragen, die Griechischen Dichter in Verachtung zu bringen, als alles, was die Perrault, Terrasson und la Motte mit Recht und Unrecht an ihnen zu tadeln finden; und mich däucht, es kann gar keine Frage seyn, ob diese Besorgniß Grund habe."

Man muß sich nun erinnern, daß um jene Zeit die in Göttingen vereinigten jungen Dichter den Anfang damit machten, griechische Gedichte auf eine bis dahin unerhörte Weise zu übersetzen. Ob sie oder Wieland mehr Recht hatten, dieß ist hier nicht zu untersuchen; genug, daß man sieht, dieser Schlag traf die Göttinger Dichter doppelt, indem er auf Klopstock und die eignen Versuche, die man eben wagte, zugleich ging. Auf Klopstock sollte er nun wol nicht geradezu gerichtet seyn: es ist indeß doch nicht zu leugnen, daß Wielands jetziges Urtheil über

diesen von ihm einst selbst beinahe vergötterten Dichter gegen sein ehemaliges sehr abstach. Die späteren Gesänge des Messias hatten ihm nie so zugesagt wie die ersten; die späteren Oden beschuldigte er, daß sie zu einem gewissen Oden-Unfug nicht wenig beigetragen hätten; den geistlichen Trauerspielen gewann er keinen Geschmack ab; aber nun vollends gar — die Bardengesänge! Von diesen war er, der nun so lange schon bemüht gewesen, mit den griechischen Grazien den feineren griechischen Geist in Teutschland, so gut es gehen wollte, heimisch zu machen, ein abgesagter Feind. In seinem Auftrag an Schmid sagt er: „Ich wünschte ein kritisches Sendschreiben über das dermalige Barden-Unwesen. Kretschmann und Denis wünschte ich wol geschont, aber doch nicht ganz leer ausgehen zu sehen. Beide könnten Nazionaldichter seyn, wenn sie wollten. Für wen aber schreiben diese Leute jetzt? Wer liest sie? Fingal war ein göttlicher Mann; aber wer den Bardenton im Jahr 1773 anstimmt, naviget anticycam! Für unser Zeitalter singen diese Herren nicht, dieß ist klar; für wen also? Für die Nachkommen? — Ich dächte doch nicht, daß wir uns große Hoffnung zu machen hätten, unsre Enkel in Pikten, Celten, Cherusker u. s. f. verwandelt zu sehen.“ Klopstock nennt er hier nicht, allein aus anderweitigen Aeußerungen geht hin-

länglich hervor, daß er ihn von Verderbniß des Geschmacks gar nicht frei sprach, und er hatte ihn vornehmlich im Sinne, als er an Gleim schrieb: „Es ist nichts gleichgültiges, ob eine Nazion einen guten oder einen verdorbenen Geschmack hat, und ein Patriot, ein Menschenfreund, kann, ohne seinen Charakter zu vergessen, unmöglich gleichgültig zusehen, wenn gewisse Leute de cul et de tête (wie die politen Franzosen sagen) daran arbeiten, die Nazion von der schönen Natur, der edeln Einfalt, dem echten Erhabenen, dem Interessanten und Nützlichen abzuführen, um sie in die Region der Meteore zu versetzen, und von da in die sumpfichten Marschländer des Bathos herabzustürzen, in welchen unsre Poesie in Kurzem versinken wird, wenn einige der besten Köpfe selbst fortfahren sollten, falsche Töne anzugeben."

Voß war wieder derjenige, der von allen Göttinger Dichtern sich dies am meisten annahm, denn Er hatte Boie zum Werdomar in dem Jünglingskreise erhoben, der in dem Haine Siegmars den Chor werdender Barden zu Kunst und Anmuth erhebe. Mit Rückblick auf Wieland rief er daher Friedrich Stolberg zu:

Wer alterthümlich Religion und Kraft
Und Schöne sang und Liebe des Vaterlands,
Den lohnet Kaltsinn, den des Lobers
Hämischer Wink und verhaltne Scheelsucht!

So mißverstand man sich von beiden Seiten, und die Göttinger Dichter — mit Ausnahme von Bürger, der aber auch kein eigentliches Mitglied ihres Bundes war, — erschienen immer mehr als Wielands entschiedenste Gegner.

Auf einem andern Wege strebten die Frankfurter nach einer Nazionalpoesie, indem sie, Shakespeare als Muster vor Augen, ein vaterländisches Drama zu schaffen bemüht waren. Göthe trat mit seinem Götz von Berlichingen, der vier und zwanzigjährige Jüngling mit einem Meisterwerke, hervor; zu gleicher Zeit aber erklärte sich Wieland für das schlechthin sogenannte Drama, ein bürgerliches Schauspiel, von den Freunden desselben als rührendes, von den Feinden als weinerliches Lustspiel bezeichnet. Schmid hatte die Dramen frostig genannt, und Wieland sagte: „Der Verfasser scheint, wie Voltaire und viele mit ihm, den Dramen überhaupt nicht günstig zu seyn. Frostigen ich gewiß auch nicht! Aber sollen wir darum die Gattung selbst verwerfen, und soll der Philosoph und Dichter Diderot so viel Wahres und Gründliches zur Vertheidigung derselben vergebens gesagt haben? Und was noch mehr ist, fühlen wir nicht bei Melaniden, bei Cenien, beim Hausvater, wie viel näher uns solche Stücke angehen, und wie viel stärker sie uns interessiren, als die Atreus, Oreste,

Mithridate, Rhodogänen und ihres gleichen? — Ich weiß nicht, wie viele der neueren Dramen in die Klasse der frostigen und langweiligen gehören; aber dieß weiß ich, daß ich sehr weit entfernt bin, von den Dramen des Frh. v. Gebler so unbillig zu urtheilen, als einige gethan haben, welche für eine gewisse Lieblingsgattung und gewisse Lieblings-Autoren so eingenommen zu seyn scheinen, daß sie nichts andres gut finden können. — — Wenn wir dem H. v. Gebler auch nur den Minister zu danken hätten, so wäre dieß allein schon ein großes Verdienst um das teutsche Theater, welches überhaupt noch arm an Stücken ist, aus denen man gerührt, belehrt und gebessert heraus geht, und besonders arm an Stücken, worin den Fürsten und ihren Dienern gewisse Wahrheiten ans Herz gelegt werden, die man ihnen nirgends auf eine weniger auffallende und tiefer eindringende Art beibringen kann, als an einem Orte, wohin sie sich gewöhnlich nur der Ergötzung wegen zu begeben pflegen."

Nicht genug aber, daß sich Wieland für die Gattung des Drama erklärte; ein damals erschienener, und in Wien auf die Bühne gebrachter, teutscher Makbeth veranlaßte ihn auch zu Aeußerungen über Shakespearesche Dramen. „Ein Shakespeare seyn wollen, sagte er, der Dichter eines großen Trauerspiels

in der hohen und zugleich ganz individuellen Manier dieses außerordentlichen Genies seyn wollen, ist ein gefährlicher Einfall! Dieß sind wahrlich keine Dinge, die von unserm Willen abhangen; und man kann sonst ein geschickter braver Mann seyn, und in andern Fächern Ruhm erworben haben, ohne darum in einem so verwegnen Unternehmen glücklicher zu seyn."

Weder die erste noch die zweite Erklärung konnte für Göthe etwas Anstößiges haben. Die erste nicht, weil Göthe weit entfernt von jeder Einseitigkeit war, und bald darauf selbst der Sentimentalität im Drama wie im Roman mehr Vorschub that, als irgend einer; die zweite nicht, weil ja Wieland Shakespearesche Tragödien keineswegs überhaupt mißbilligte, — wie hätte dieß der Uebersetzer Shakespeare's gekonnt? — die Warnung aber vor einem solchen Wagstück auf Göthe gar nicht paßte. Um nun aber auch Göthe gegen Wieland zu reizen, traf im Merkur manches unglücklich zusammen.

Zuerst die Aeußerung Schmids über den Styl damaliger Schriftsteller. „Der Vater der neuern Künstleien, die unserm Style schon so verderblich geworden, Herr Hamann, ist von neuem aufgetreten, und hat Selbstgespräche bekannt gemacht, die er auch nur selbst zu enträthseln im Stande ist. Hingerissen von diesen

glänzenden Fehlern hat ein angehender Schriftsteller, der Verfasser einer sonst lesenswürdigen Broschüre von teutscher Baukunst, durch Zierrathen zu glänzen gesucht, die in der Baukunst Schnörkel heißen.“ Dieser angehende Schriftsteller war Göthe, der es nachher in der Beschreibung seines Lebens (Bd. 3 S. 150) selbst eingestand, „durch Hamanns und Herders Beispiel verführt, seine ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen verhüllt, und das ihm aufgegangene Licht für sich und andre verfinstert zu haben.“

Nun kam aber auch von eben diesem Schmid eine Recension des Götz von Berlichingen, der man es nur zu deutlich ansieht, daß ihr Verfasser mit sich selbst über den Gesichtspunkt, aus welchem dieses Werk zu betrachten sey, nicht einig war. Er nannte es „ein Drama, bei dem die kritischen Linnäes staunen, und ungewiß seyn würden, in welche Klasse sie es setzen sollten; ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden; das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches man hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchte, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht, und ihre

Nerven von keinem fieberhaften Anfalle schauernder Empfindung ergriffen werden.“ Man sieht hieraus, daß Schmid mehr loben als tadeln wollte. Wiewol er nun aber selbst erklärt hatte, daß dieses Schauspiel nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden könne, so beurtheilte er es doch selbst danach, und giebt manchen Rath, wie dieses und jenes den Regeln gemäßer eingerichtet werden könnte. Die Hauptpunkte seines Lobes und Tadels sind dann diese. Unter allen theatralischen Künsten scheine der Verfasser am wenigsten die zu verstehen, eine jede Hauptperson gleich anfangs von der vortheilhaftesten Seite vorzustellen; in Ansehung der Charaktere sey ihm Zeichnung und Erhaltung nicht außerordentlich geglückt; diese kleinen Mängel aber würden vergütet durch den unvergleichlichen, nirgends ermattenden Dialog, durch das große Talent, rührende Situazionen zu erfinden, und wie Shakespeare durch die kleinsten unbeträchtlichsten Umstände den Leser in gewaltsame, hinreißende Empfindungen zu versetzen, endlich durch die meisterhafte, den Personen und Situazionen stets angemessene Sprache, und den allenthalben herrschenden, niemals prahlenden philosophischen Geist.

Wieland selbst erklärte am Schlusse dieser Recension: „Die Mitarbeiter am Merkur haben nicht auf die Grundsätze und Meinungen des

Herausgebers geschworen. Jeder denkt und urtheilt nach seiner Fähigkeit, Ueberzeugung und eignen Weise; und daher wird es sich nicht selten zutragen, daß der Merkur sich selbst widersprechen, und in einem Stücke behaupten wird, was ein andrer Verfasser in einem andern Stücke bestreitet. Der Urheber der gegenwärtigen Recension denkt über einige Grundsätze der Poetischen Kunst und über die Anwendung derselben ganz anders als der Herausgeber. Besonders scheint ihm beinahe alles, was derselbe am Götz von Berlichingen tadelt, ohne genugsamen Grund getadelt worden zu seyn. Den Beweiß muß er aus Mangel des Raums auf eine andre Gelegenheit versparen."

Wenn man nach einer solchen Erklärung fragt, wie denn Göthe gegen Wieland habe gereitzt seyn können, so giebt darüber wol Göthe selbst den besten Aufschluß. Da, wo er in seinem Leben der Aufnahme des Götz gedenkt (a. a. O. S. 311.), sagt er: „Im Merkur stand eine weitläuftige wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einstimmen, noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im Allgemeinen dem Recensenten

widersprach und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt.“ — —

Und Wieland hatte es drucken lassen!

5.

Die Folgen, welche alle diese Verhältnisse oder vielmehr Mißverhältnisse für ihn hatten, blieben nicht lange aus.

Der Göttinger Dichter-Verein feierte in demselben Jahre den Geburtstag Klopstocks (2 Julius), und alle — so erzählt Voß selbst — „saßen in Feierkleidern um den Tisch, der mit Flaschen voll Rheinwein blinkte; am oberen Ende stand ein Lehnstuhl, worauf Klopstocks Werke lagen; aus den Oden ward vorgelesen. Vater Klopstock und Vater Rhein machten die Unterhaltung warm; man schwebte in Höhen der Begeistrung; man blickte mit edlem Unwillen auf den Leichtsinn, der damals Ernst und Gefühl für das Große hinwegtändelte. Der verständige Boie suchte Entschuldigung; man ward heftiger. Einer trug die Komischen Erzählungen herbei. Verbrannt! rief es umher; und sogleich loderte die Flamme auf. — Hier auch, rief ein anderer, das Fratzengesicht

aus dem Taschenbuch! *) Ein Jubel entstand, da dreimal das arme Bild von der Hitze wieder auffuhr. Der plötzliche Vorfall endigte damit, daß Boie lächelnd die Unbändigkeit verwieß."

Wol möchte man dieß für einen blos jugendlichen Muthwillen halten, — nur nicht, wie Voß hinzufügt, gegen des Mißkenner des Desipere in loco; denn wer weiß, was man dann zu dem Auto da fe hätte bringen müssen: — allein bei dieser begeisterten Scene blieb es nicht, sondern es folgten bald allerlei kleinere Neckereien und derbe Ausfälle nach. Das erste Gedicht, welches der teutsche Merkur gebracht hatte, war von Jacobi einem französischen nachgebildet:

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht.

Hölty parodirte dieß zärtlich tändelnde Liedchen, und in dem von Claudius herausgegebenen Wandsbecker Boten **) vom Jahre 1774 erschien es in eine Petrarchische Bettlerode umgekleidet.

Wenn in leichten Hutfilzsöckchen
Meine braune Trutschel geht.

---

*) Wielands Bildniß in Schmids Almanach.

**) Nicht zu verwechseln mit den Werken des Wandsbecker Boten. Der neueste Abdruck von Hölty's Parodie steht in Solbrigs Almanach der Parodien.

Klopstock gab in demselben Jahre seine Teutsche Gelehrtenrepublik heraus, womit er die hochgespannte Erwartung ziemlich allgemein täuschte, denn man wußte sich in diese Sibyllinischen Blätter so wenig zu finden, daß man keine Fortsetzung davon verlangte. Schade um die Goldgrube, die so unbenutzt blieb! Unter dem guten Rathe der Aldermänner, worunter wirklich gar vortrefflicher Rath ist, hat man auch versteckte Anspielungen auf Wieland finden wollen, und namentlich gegen dessen Erklärung über Nazionalpoesie den Vorwurf der Ausländerei. Dieß zielt indeß gewiß mehr auf Bodmer, als auf Wieland. Wie nun dem aber sey; das Aergste brachte der Göttinger Almanach von 1775, welchen an Boie's Stelle Voß in diesem Jahr zum ersten Male besorgt hatte. Wenn Hölty in einer an Voß gerichteten Ode: Der Wollustsänger, Rache von Gott und das flammende Racheschwert auf das Haupt dessen beschwor

welcher den Otterleib
Seiner Gözin, der Buhlerei,
Hüllt in Göttergewand, und die bezauberte
Unschuld vor dem Altar ihr würgt;

so hielt er sich ganz im Allgemeinen, während Voß selbst zu dieser Mäßigung sich nicht entschließen konnte. In zwei Strophen vereinigte er die Erhebung Klopstocks durch Erniedrigung

Wielands — des Satans-Priesters — und Rache für Michaelis. Von diesem sang er:

Jehova's Wagschal' klang, und nicht würdig war
Des edlen Jünglings dieses entnervte Volk,
Das Wielands Buhlgesängen horchet,
Daniens Königen Klopstocks Lied schenkt!

In Edens Lichtkranz strahlt der Verklärte jetzt,
Nennt Engel Brüder, Vater den Ewigen;
Denn keinem Lotterbuben fröhnen
Kommt' er, noch betteln im Fürstensaal.

Von allen jedoch der gefährlichste Gegner Wielands schien Göthe zu werden, welcher i. J. 1774 als ein wahrer poetischer Proteus hervortrat, mit so vielen Werken der verschiedensten Art, und mit solcher Meisterschaft in jeder Art, daß es Bewunderung erregen mußte. Als tragischer Dichter gab er Clavigo; als komischer sein Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel mit dem Jahrmarkt von Plundersweiler und Künstlers Erdewallen; als Romandichter die Leiden des jungen Werther, die mit unerhörter Gewalt auf die Gemüther einwirkten, und den Verfasser zum Abgott des Publikums machten.

„Das warme Blut im schlagenden Herzen,
Die kitzelnde Galle in schalkhaften Scherzen,"

kannte man also recht gut an ihm. Beides zugleich trieb ihn noch an, sich auch als Aristophanes zu zeigen, und der Gegenstand seiner

Aristophanischen Laune wurde Wieland. Dieser hatte etwas geschrieben, was beinahe jedesmal dem Verfasser, der es unternahm, — ungeachtet es wichtiger, interessanter und nützlicher seyn dürfte als alles, was auch der beste Recensent zu leisten vermag, — übel gedeutet worden ist, eine Selbstkritik, die nicht darauf ausging, sich herabzusetzen, wenn auch nicht gerade darauf, sich zu erheben. Bei Wieland konnte es wol scheinen, als habe er den letzten Zweck gehabt, da es auf eine Vergleichung eines seiner Werke mit dem Werke eines alten Meisters ankam. Er hatte nehmlich in dem Merkur Briefe über das teutsche Singspiel Alceste eingerückt, *) und in diesen gezeigt, warum er in dem Plane der Motiven und Charaktere von dem Euripides abgewichen sey, und manches mehr moderniſiren zu müssen geglaubt habe. Hierdurch nun ward Göthe an Wielands Shakespeare erinnert. Er selbst sagt hierüber: „Die Verehrung Shakespeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar

*) Im Bd. 47. dieser Ausgabe von Wielands Werken.

auf eine Weise, die uns äußerst verdroß und in unsern Augen das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hiezu kam, daß er sich nun auch gegen unsre Abgötter, die Griechen erklärte, und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden frei steht, die poetischen Tradizionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen über die gedachte Oper schien er uns diese Behandlungsart allzuparteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Produkzionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte."

Diese Stelle enthält eine dreifache Beschuldigung Wielands, welche man unbedingt doch nicht zugeben kann.

In den acht Bänden von Wielands Uebersetzung des Shakespeare findet man, nach Abzug aller bloß erläuternden Anmerkungen, welche meist Warburton angehören, und einiger, in denen Wieland Shakespeare rühmt oder vertheidigt, auch sieben und dreißig von anderer Art. Von diesen kann man mehr als die Hälfte abrechnen, welche nichts enthalten als Anzeige von unübersetzlichen Wortspielen oder weggelassenem Reim; es bleiben mithin der eigentlich tadelnden gar wenige übrig. In dem einen (Bd. 1. S. 47) heißt es: „Man hat, so seltsam diese Einfälle tönen, eine wörtliche Uebersetzung derselben gut befunden, und wird dieses noch öfters thun, damit die Leser den Shakespeare auch von dieser Seite kennen lernen.“ Hätte Wieland dieß durchgängig befolgt, so würde er dem Tadel der Verehrer Shakespeare's, wenn gleich nicht dem seiner damaligen Tadler, entgangen seyn. Es fehlte ihm aber an dem Muthe, so treu zu übersetzen wie seine Nachfolger gethan haben, und darum zeigt er an, bald daß er eine Zote weggelassen, bald einen Einfall, „dessen Absicht blos war, die Grundsuppe des Londoner Pöbels zu König Jakob II. Zeit lachen zu machen.“ Ueber Falstaff's Einfälle wird er einmal so ärgerlich, (Bd. 5. S. 216.) daß er ausruft: „Man muß ein Engländer seyn, diese Scenen von Engländern spielen sehen, und eine gute Porzion Punsch

dazu im Kopfe haben, um den Geschmack daran zu finden, den Shakespeare's Landsleute größtentheils noch heutiges Tages an diesen Gemälden des untersten Grads von pöbelhafter Ausgelassenheit des Humors und der Sitten finden sollen." So fehlt dem Uebersetzer mehrmals der kecke Muth. Höchstens drei Anmerkungen wird man übrigens finden, worin dem Tadel nicht blos individueller Geschmack, sondern überhaupt eine falsche Beurtheilung zum Grunde liegt. Bei leidenschaftlichen Verehrern des großen Britten hätte es freilich nur einer einzigen bedurft, um gegen den, der sie machte, entrüstet zu werden; zuweilen trifft es sich auch wol, daß solche durch einen Tadel erst gereizt werden, Schönheiten da zu suchen und zu finden, wo es ihnen vorher selbst nicht eingefallen wäre.

Die Anbeter Shakespeare's hatten nun aber auch Abgötter an den Griechen, und gegen diese sollte sich Wieland erklärt haben. Dies hat er nicht gethan, wenigstens in jenen Briefen nicht. Nur gegen Euripides, — doch nein! denn von diesem war er ja der größte Verehrer, — nur gegen die Alceste des Euripides, und auch gegen diese nur zum Theil hatte er sich erklärt.

Daß es ihm frei gestanden seine Helden und Halbgötter nach moderner Art zu bilden, leugnet ihm Göthe nicht ab, nur habe ihm

und seinen Genossen geschienen, daß er, zu parteiisch für sich, an dem höheren Styl der Alten sich versündigt, und die derbe, gesunde Natur ihrer Helden nicht anerkannt habe. — Beides zuletzt Genannte läuft auf eins hinaus, denn der höhere Styl der Alten ist im Sinne Göthe's nichts anderes als deren größere Objektivität in der Darstellung, welche dem Euripides hier insofern zugesprochen wird, als er die Personen treu nach den Sitten der alten griechischen Heroenzeit dargestellt habe. Dieses Verdienst spricht auch Wieland seinem Lieblingsdichter gar nicht ab, sondern ist nur der Meinung, daß ein neuerer Dichter vermeiden müsse, was seinem Publikum anstößig seyn würde, wenn es gleich der beste griechische Dichter nicht zu vermeiden brauchte, weil man nach den damaligen Sitten keinen Anstoß daran nahm. Dazu gehörte nun wol hier die derbe, gesunde Natur der aufgeführten Helden. A. W. Schlegel selbst findet sie zu derb, und gesteht, Euripides habe Admet und dessen Vater mit ihrer selbstischen Liebe zum Leben sehr aufgeopfert; auch Herkules zeige sich anfangs derb bis zur Rohheit, und erst nachher edler und feiner würdig. Wollte nun aber Wieland dieses ändern, so mußte er auch seine Motive ändern, und in seinen Briefen zeigt er eben nur, warum er dieß gethan habe.

Wenn die Frage entstünde, ob ein Dichter denn nun aber durchaus dem Euripides folgen müsse, wenn er eine Fabel desselben sich zu einem neuen Drama wählt, so scheint mir, man könne statt aller andern Antwort auf ein Drama dieser Art verweisen, in welchem der Dichter alles das, was Wieland bei seiner Alceste thun wollte, wirklich gethan hat, und welches gerade dadurch eins der vorzüglichsten Meisterwerke eines der vorzüglichsten Meister geworden ist. Dieses Drama ist — — Göthe's Iphigenia, durch welche Göthe mit der That die Beschuldigung, die er hier Wielanden machte, zurückgenommen hat.

Sehr wahrscheinlich hatte nun aber der Dichter des Götz von Berlichingen — ohne Zweifel der objectivste Dichter der neueren Zeit — noch nicht völlig die Ansichten, wie der Dichter der Iphigenia. Hätte er sie aber auch schon gehabt, so dürfte es doch schwerlich viel anders gekommen seyn, als es kam. Dem jungen kühnen Dichter, der eine neue Bahn brechen wollte, schien der ältere, wenigstens mit halbem Willen, in den Weg getreten zu seyn. Das sollte er bleiben lassen. „Wir hatten — so erzählt Göthe — jene Beschwerden kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth zu dramatisiren mich eines Sonntags Nachmittags anwan-

delte, und ich bei einer Flasche guten Burgunders in Einer Sitzung niederschrieb —“

Götter, Helden und Wieland, worin sich der Prinzenhofmeister zur Ehrenrettung des Euripides, von Göttern und Helden den Text muß lesen lassen, ganz so, wie es der derben gesunden Natur derselben gemäß war. Merkur kommt mit zwei Schatten am Ufer des Kozytus an, und vernimmt von Charon, daß Admet, Alceste, Herkules und Euripides fuchswild auf ihn sind. Der Letzte fällt ihn auch sogleich mit dem Vorwurf an, „daß es nicht fein von ihm sey, sich mit Kerls zu gesellen, die keine Ader griechisch Blut im Leibe haben, und sie zu necken und zu neidschen.“ Merkur versteht davon anfangs kein Wort, bis ihm gesagt wird, daß er sich damit abgebe, Wielands Blättchen herumzutragen, die der erbitterte Euripides Wische nennt. Merkur, um allen zu zeigen, wie unschuldig er sey, führt durch seinen Stab die Seele Wielands aus ihrem Körper, und so tritt nun dessen Schatten in der Nachtmütze auf, um, wie Merkur sagt, Rechenschaft zu geben, „warum er seinen Namen prostituirt und diesen ehrlichen Leuten so übel begegnet habe.“ Jeder von diesen ehrlichen Leuten macht nun seinem Herzen Luft Merkur ist noch sehr höflich, da er blos sagt: „der Sohn Jupiters habe noch nicht so bankerut gemacht, um

sich mit allerlei Leuten zu associiren.“ Euripides, nachdem er Wielanden die Versicherung gegeben, daß er „als kompromittirter Nebenbuhler über dessen Alceste eingeschlafen sey,“ giebt die ihm vorgeworfenen Fehler nicht zu, und macht dagegen selbst folgenden Vorwurf. „Eure Leute sind alle zusammen aus der großen Familie, der ihr Würde der Menschheit, ein Ding, das Gott weiß woher abstrahirt ist, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unsern Trümmern! Sie sehen einander ähnlich, wie die Eier, und ihr habt sie zum unbedeutenden Brei zusammengerührt.“ Alceste rückt nun der Sache näher. „Sagt mir, was war Alcestens That, wenn ihr Mann sie mehr liebte, als sein Leben? Der Mensch, der sein ganzes Glück in seiner Gattin genösse, wie euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Admet mußte gerne leben, sehr gerne leben, oder ich war — was? eine Komödiantin, ein Kind, genug, macht aus mir, was euch gefällt.“ Admet, der die große Lebenslust noch nicht verloren zu haben scheint, fällt ein: „Und der Admet, der euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. — Seyd ihr jemals gestorben? Oder seyd ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.“ — — „Ein junger, ganz glücklicher Fürst, der von seinem

Vater Reich und Erbe, und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne saß mit Genüglichkeit und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute, die mit ihm genossen, und sie, wie natürlich, fand, — — — der sollte nicht ewig zu leben wünschen?" — Warum denn nicht? — und sich auch wenig darum bekümmern, daß seine Frau für ihn gestorben war? — Nun kommt aber Herkules, ein Koloß, vor welchem Wieland erschrickt, und rückt diesem gleich mit der Frage auf den Leib: „Seyd ihr der Mann, der den Herkules immer im Munde führt?" — „Wer ist denn sein Herkules, auf den er sich so viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend! Was heißt die Devise? Hast du die Tugend gesehen, Wieland? Ich bin doch auch in der Welt herum gekommen und mir ist nichts so begegnet." — — „Ein braver Kerl ist einer, der mittheilt, was er hat. Und der Reichste ist der Bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. — Hatte einer Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viele Kinder als sie begehrten, wie ich denn selbst" — — — „Will dir das nicht im Kopf? Aber der Prodikus Herkules, das ist dein Mann. Ein Herkules Grandison, eines Schulmeisters Herkules, ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die

Weiber begegnet, siehst du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt. Darinnen ist dein Amadis kein Narr; ich laß dir Gerechtigkeit widerfahren.“ Wieland, welcher schon vorher einmal gegen Herkules geäußert hatte, „ich wollte, ihr hättet meine Gedichte gelesen, und ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte,“ erwiedert hierauf: „Kenntet ihr meine Gesinnungen, ihr würdet noch anders denken.“ Herkules antwortet: „Ich weiß genug. Hättest du nicht so lange unter der Knechtschaft deiner Sittenlehre geseufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet! Und meinst Wunder, wie du einen Kerl prostituirt hättest, wenn du ihn untern Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst. Weil Eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen.“ Wahr ists, daß die Götter und Helden hiebei in ihrer natürlicheren Gestalt erschienen; ob um so brauchbarer für unsere Bühne; sollte dieß hierdurch auch entschieden seyn?

Göthe's Aristophanische Posse war die Geburt eines genialen Muthwillens, nur zur Belustigung in Freundes-Zirkel, und nicht für das Publikum bestimmt. Wie dieß Stück

doch in daſſelbe kam, erzählt Göthe ſo: „Es war nicht ſobald meinen gegenwärtigen Mitgenoſſen vorgeleſen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handſchrift an Lenz nach Strasburg ſchickte, welcher gleichfalls davon entzückt ſchien und behauptete, es müſſe auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederſchreiben geſtand ich es zu, und er gab es in Strasburg eilig unter die Preſſe. Erſt lange nachher erfuhr ich, daß dieſes einer von Lenzens erſten Schritten geweſen, wodurch er mir zu ſchaden und mich beim Publikum in übeln Ruf zu ſetzen die Abſicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts ſpürte noch ahndete.“

So war nun auch von dieſer Seite der Krieg erklärt.

Wieland, erfahrener und beſonnener als jene jüngeren, wollte keinen Krieg, ſondern rächte ſich auf ſeine Weiſe.

Von allen öffentlichen und geheimen, jedoch allbekannten Neckereien der Göttinger nahm er keine Notiz, und in Hinſicht auf Voß erklärte er ſich in den, zu einem Urtheil über ihn nicht zu überſehenden, Unterredungen mit einem Pfarrer (Bd. 49.) ſo: „Ich bin ſehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthuſiasmus liebenden Voß, das geringſte von den Uebeln ſind, wozu ich

die gelegentliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das Nämliche an mir, was ich vor vier und zwanzig Jahren an Anakreon, Ariost, Guarini und andern wackern Männern that; Er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewol dieß alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerei — wie die Liebe — blind ist, und weil ein junger, unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann."

Gegen Göthe in einen Kampf hingerissen zu werden, hätte es vielfältige Veranlassung gegeben, besonders seit Erscheinung von Werthers Leiden. Denn wiewol sich da

Jeder Jüngling sehnte so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu seyn,

so fehlte es doch keineswegs an eben so leiden-

schaftlichen Gegnern dieses Romans, die ihn für gefährlich, unmoralisch, sittenverderblich verschrieen; und so wenig, als an Nachahmungen, fehlte es an Parodien, Gegenstücken, Satyren in Prosa und Versen. Götz von Berlichingen griff man nur von der ästhetischen, den Werther auch von der moralischen, politischen und religiösen Seite an; jenen und diesen nicht ohne manchen plumpen Mißgriff; deren, die aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachteten, gab es fürwahr nur Wenige.

Unter diesen Wenigen war Wieland. Kein Wunder, wenn er nach Göthes Angriff, — selbst mit Verleugnung seines ästhetischen Gewissens, das jedoch bei beleidigten Dichtern nicht das zuverlässigste zu seyn pflegt, — sich auf die Seite seiner Gegner geschlagen hätte. Das that er aber nicht, sondern Folgendes.

Erstens zeigte er die besagte Posse seines Gegners auf diese Weise an: „Der Herr D. Göthe, nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespeare seyn könnte, wenn er wollte, hat uns in dieser heroisch-farcikalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes seyn könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrexekekek Koax Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceste sein Spiel zu treiben, so

trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Göthe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasqvinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist."

Zweitens blieb Wieland mit seiner Vertheidigung des Götz von Berlichingen nicht zurück. Dabei sagte er: „Was ich versprochen, will ich jetzt thun, wiewol ich leicht vorausfehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen, und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat. Gerechtigkeit braucht niemand von uns zu verdienen, dächte ich, wir sind sie einem jeden schuldig, dem Teufel selbst, wie das Brokardikum sagt. Ein Autor ist darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns ist; und warum sollte ein böser Mensch (gesetzt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böser Mensch seyn müßte,) nicht ein gutes Werk schreiben

können? — Aber, sagt man, es kommt doch so heraus, als ob ihr einen Autor, der euch übel mitgespielt hat, bestechen wolltet, wenn ihr ihn lobt. — Ich muß gestehen, daß mir nie in den Sinn gekommen ist, daß man so etwas vermuthen könne. Mein ganzes Betragen, seitdem ich mich als Schriftsteller in die Welt gewagt habe, sollte, dächt' ich, mich gegen einen solchen Argwohn schützen. Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wollen? Oder, wie sollte ein Mann, der nicht ohne Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens ist, sich nur einfallen lassen können, daß jedermann das Beste von ihm denken, daß niemand schief, oder hämisch, oder übereilt, oder parteiisch von ihm urtheilen werde? Freilich wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zu Befriedigung kleiner schlechter Leidenschaften mißbrauchen, und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eignen Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünschen? Wenn Wünsche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehen, — sagt ein englisches Sprüchwort. — Ferne sey es also von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigne Freude daran haben soll, Personal-

Satyren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen, — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude; und wiewol der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe, und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — da ist kein anderes Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug seyn sollten in

Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können, wiewol dieß freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte. — — Wer wol die jungen Autoren, Kunstrichterchen, und gelehrte Polischinellen seyn mögen, denen man durch diese kleine Apologie einige Nachsicht bei dem Publikum gewinnen möchte? — Nur ein wenig Geduld! sie werden sich bald selbst verrathen. Sie werden so laut wiehern, und so ungeberdig ausschlagen, daß es unmöglich seyn wird, sie zu übersehen. Dieß gehört mit zur Natur eines solchen gelehrten Hinnulus. Aber es hat nichts zu bedeuten. Mit der Zeit wird sichs schon geben. Man versichert mich, die Männerchen hätten entsetzlich viel Genie, sehr viel Wissenschaft, und das beste Herz von der Welt. Genie, Wissenschaft, gutes Herz! Dieß ist just, als ob jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. — Aber zu unserm Götz von Berlichingen. — — Immerhin sey es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht seyn. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht

eine andre Lektüre mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochenem Anschaun der lebendigen Gemälde, die er, ut Magus, vor unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? Welche Wunder sollte der Genie, der dieß gethan hat, nicht auf unsrer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte." *)

Zuletzt ist nur noch anzuführen, daß dieselbe Anerkennung Göthe's bei Wieland sich durchaus gleich bleibt. Clavigo würde er ohne Einschränkung gelobt haben, „wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefordert würde;" für die Beurtheilung Werthers giebt er den richtigern Gesichtspunkt an; er ist ihm „das Gemälde eines innern Seelenkampfes, wie nur der entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studiert hat;" und er vertheidigt den Verfasser gegen die Beschuldigung, dem Selbstmorde das Wort geredet zu haben.

---

*) Götz von Berlichingen wurde jedoch schon i. J. 1774 zu Berlin aufgeführt, womit eine neue Epoche auch für die Schauspielkunst begann. Wielands fernere Kritik über Götz s. als Anhang am Ende dieses Buchs.

Die That eines Selbstmörders ist sein Thema. „In einer langen Reihe von Briefen können wir den Charakter desselben nach allen seinen kleinen Bestimmungen so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalions Bildsäule so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beispiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, heißt keine Apologie des Selbstmordes schreiben.“

Den Angriffen der Klopstockischen Barden-Partei setzte Wieland nichts entgegen als einen heitern Scherz, den er nur gelegentlich anbrachte. Außer der ernsten Apologie für sich selbst, die er in den genannten Unterredungen mit einem Pfarrer gab, hielt er auch eine Apologie, für das Hauptthema seiner meisten Dichtungen, die Liebe, für rathsam, jedoch am zweckmäßigsten im komischen Tone, bei welchem der Ernst nur versteckt im Hintergrunde liegt. Es ist aber ein eignes Ding um diesen komischen Ton. „Die Stunden, sagte Wieland bei dieser Gelegenheit, worin ein Dichter, der von Gemüths-

art nichts weniger als komisch ist, sich aufgelegt und innerlich angetrieben fühlen kann, den Thoren ein Thor zu werden, in der schwachen Hoffnung, sie vielleicht weiser zu machen, — diese Stunden sind die glücklichsten des Lebens. Es gehört eine gewisse Bitterkeit der Seele und ein wenig schlimme Laune dazu, einen Freund der Menschheit dahin zu bringen, daß er die menschlichen Dinge von der komischen Seite ansehe. Gleichwol ist dieß noch immer die unschuldigste Art, der Hypochondrie Luft zu machen; wenigstens kann ich nicht anders, als es für wahre Weisheit halten, wenn Phanias die Menschen

— so sehr sie Thoren sind,
Nicht hassenswerth, nur lächerlich sie sind't.

Ich habe nichts dagegen, wenn andre Hypochondristen eine Erleichterung darin finden, über die Verirrungen und die Verderbniß der Sterblichen zu weinen; auch zürnen und schelten mögen meinethalben diejenigen, die sich selbst bereden können, daß es Leute giebt, die man durch Zürnen und Schelten besser mache. Ich danke dem Himmel, daß ich — in den meisten Fällen wenigstens — wo mancher andre sein Gesicht verzerrt und seine Geberde verstellt, lächeln kann.“ Lächelnd wollte er daher auch

denen begegnen, die an seinem Hauptthema ein so gewaltiges Aergerniß nahmen, und er vollendete zu diesem Behuf seinen verklagten Amor, worin er die kläglichen Folgen von der Verbannung dieses hart angeklagten Schalkes schildert, nach welcher Langeweile und Spleen immer mehr überhand nahmen, und alles schlechter ging als zuvor. Neues genug wird zu Tage gebracht, aber besser wird's nicht. Unter diesem Neuen fehlen auch die Gaben der Musen nicht, allein —

Die Musen krähen uns in rauhen fremden Tönen
Kamschatkische Gesänge vor,
Entsagen, neu zu seyn, dem Schönen,
Betäuben den Verstand, und ängstigen das Ohr.
Man will sogar, (wir wollen Bessres hoffen),
Sie hätten einst in dickem Gerstensaft
Mit Wodans wilder Brüderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen.

Auf diese Weise behauptete Wieland allen seinen Gegnern gegenüber eine würdige Stellung.

6.

Die gleiche Ruhe und heitere Laune, die er in diesen Fällen bewieß, konnte er aber nicht erhalten, wenn er sich von Seiten der Freunde verletzt sah oder glaubte. In diesen Fall brachten ihn aber die Umstände gerade mit den beiden, die ihm vor allen andern lieb waren, mit Gleim und Jacobi.

Von Erfurt aus hatte Wieland einst den Feuergeist Heinse auch an Gleim empfohlen, und die Zuneigung dieser beiden zu einander war seitdem viel inniger geworden, als sie zwischen Heinse und Wieland hatte werden können, der sich vielleicht zu sehr daran stieß, daß der Diamant nicht geschliffen war. Indeß that Wieland doch das Möglichste für ihn, und würde ihn gern in eine glücklichere Lage versetzt haben, wenn er eine gefunden hätte, in welche der geniale Wilde passen möchte. Den Brüdern Jacobi hatte er ihn einst zum Lehrer ihres jüngsten Bruders vorgeschlagen, weil er dazu alle verlangten Erfordernisse besaß, und Wieland hoffen konnte, theils daß man hier um vieles Vortrefflichen willen über manches Anstößige am leichtesten hinwegsehen, theils daß

Heinse in der ausgesuchten Gesellschaft im Jacobischen Hause sich auf die vortheilhafteste Art entwickeln und ausbilden würde. Dieß, ich weiß nicht warum, gelang nicht; aber Heinse ließ es sich wenig anfechten. Drückender, als seine Lage schon gewesen war, konnte sie kaum werden, und sein Geist erhielt seinen Muth aufrecht, ja er dachte schon damals nach Italien hin. Ein ehemaliger Preußischer Hauptmann, der ihn hatte kennen lernen, machte ihm den Antrag, er solle ihn auf einer Reise durch Teutschland begleiten, und unterwegs einige Schriften verfertigen, wozu er ihm den Inhalt aufsetzen wollte. Heinse nahm den Antrag an, und kam auf diese Weise nach Erlangen, wo der Arme endlich merkte, daß er betrogen sey. Schon früher hatte man ihm Verfertigung von Pasquillen zugemuthet, was er abgelehnt hatte; nachher kam das Projekt zum Vorschein, daß Heinse Bücher schreiben und übersetzen sollte, welche der Herr Hauptmann verkaufen wollte, damit sie — Beide davon lebten. Da vor der Hand dem armen betrogenen Heinse nichts übrig blieb, so hatte er Petrons Satyrikon übersetzt, nicht aus Wahl, sondern aus Nothwendigkeit. Er kehrte auf eine Zeitlang in seine Heimath zurück, wanderte dann nach Halberstadt, und erhielt zu Quedlinburg eine Hauslehrerstelle, wo er seine Laidion vollendete,

Gleim und Heinse aber sich immer fester an einander schlossen.

Um diese Zeit gab Wieland, der von diesem allem nichts wußte, Gleimen sein höchstes Mißfallen an Heinse's Uebersetzung des Petron zu erkennen, Heinse dagegen schickte Wielanden die, seiner Laidion nachmals beigefügten Stanzen, — die ersten ganz regelmäßigen in teutscher Sprache, — handschriftlich zu. War aber Wieland schon über den Petron entrüstet gewesen, so war er es hierüber noch weit mehr, und an Gleim, dem er sie zurück schickte, schrieb er: „Es ist viel schöne Poesie in diesen Stanzen; der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer erhitzten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemälde kräftig und warm bis zum Brennen, — aber, auch blos als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweifend. — Der Mann hat den Sokrates immer im Munde, und denkt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. — — Wenn Heinse, um solche Unfläthereien zu rechtfertigen, sich auf meine komischen Erzählungen beruft, so muß er gar kein Discernement haben; und so ist es auch. — Von Helvetius, nicht vom Sokrates, hat der

Unglückliche gelernt, daß das moralische Schöne nur eine Schimäre sey. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiß, nicht fühlt, daß die Keuschheit eine Grazie ist. Aus seinem Briefe, den ich beilege, werden Sie sehen, daß er mich zum Narren hat, und sich einbildet, ich werde mich bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Oberpriester der Grazien nennt, von meinem transscendentalen Genie schwatzt und dergleichen. Ich kenne ihn besser, aber ich bin es satt, Briefe in diesem Tone von einem Menschen zu bekommen, der mir durch sein Lob mehr Tort thut, als andre mir durch die schändlichsten Epigrammen schaden können. — — Indessen jammre ich selbst über ihn, und gestehe gern, daß es schade um sein Genie ist. Was für ein Dichter hätte der Mensch ohne den verdammten Tentigo werden können! Glauben Sie indessen, daß noch eine Möglichkeit sey, ihn zu retten, so melden Sie es mir; aber wenn ich meine Ohren nicht vor allem, was er mir sagen kann, verstopfen soll, so bringen Sie ihn zuvor dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht vor Vestalen gelesen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moralische Schönheitslinie kennen; lehren Sie ihn, daß die Mysterien der Natur und Liebe

nicht aufgedeckt werden müssen. Aber wozu sage ich Ihnen dieß? Ich bin überzeugt, daß Heinse auf der einen Seite ein viel zu heteroklites Genie, und auf der andern zu sehr verdorben ist, um sich jemals zu bessern.“

Wieland fand kein Bedenken dabei, daß Gleim diesen Brief Heinsen lesen ließe, was aber nicht sogleich geschah, und auch recht gut war, da, wie Heinse selbst sagt, schon die versüßte Quintessenz einiger Phrasen daraus seine Phantasie beim Anblick des travestirten Heinse, dessen Eigenliebe in solche Wuth über Wielanden setzte, daß kaum Orlando in eine solche über den Medoro habe gerathen können. Nachdem der Sturm in seinem Innern sich gelegt, und Gleim ihm einen Auszug des Briefes von Wieland gegeben, schrieb er diesem, und sein Brief ist in der That zur Beurtheilung von Heinse ganz so wichtig, als der Herausgeber der Briefe teutscher Gelehrten aus Gleims Nachlasse sagt. *) Er schrieb Wielanden: „Der Stoff, woraus Ihre Phantasie die Farben zu meinem Charakter zubereitet, ist der Petron und drei Stanzen.“ In Ansehung beider sucht Heinse sich zu rechtfertigen; wegen Petrons durch die Geschichte seiner Entstehung, wegen der alles übertreffenden Schlüpf-

*) Dieser Brief ist der 44ste im 2ten Bande.

rigkeit der Stanzen durch einen Taumel von Phantasie, und durch den Muthwillen seines Genius, der den Ruhm haben wollte, eine gewisse Scene, die er, Heinse, nicht aus Erfahrung kenne, mit den feurigsten Strahlen der Phantasie beleuchtet zu haben. Das erste würde Wielanden gewiß zum Mitleiden, das Andre zu einem mildern Urtheile bewegt haben. Um beides aber scheint es Heinsen nicht zu thun gewesen zu seyn, sondern mehr um Rache. Schwerlich würden sich sonst folgende Stellen in seinem Briefe gefunden haben. Eine Dame von unverdächtiger Tugend (?), die jene Stanzen gelesen, soll ihm gesagt haben: „Dieß Gemälde, mein lieber Rost, *) ist zu stark und zu kräftig, zu übertrieben; vermuthlich weil Sie noch zu unschuldig sind, kommen Sie dazu, so etwas zu glauben. Herr Wieland würde es, wenn er eine komische Erzählung, Jupiter und Alkmene, geschrieben hätte, natürlicher, bei weitem nicht so stark gemacht haben; außerdem müssen sie auch noch weggelöscht werden, weil ein so helles Sonnenlicht bei dergleichen Dingen den Augen weh thut.“ — „So sehr Schüler bin ich nicht mehr, daß ich

*) Angenommener Name von Heinse, in Beziehung auf den, nicht der größten Züchtigkeit halber berühmten Dichter Rost.

nichts von der moralischen Schönheitslinie wissen sollte; Ihnen selbst habe ich in dem gelindesten Tone — in einer Sammlung komischer Erzählungen, worin ich Ihren Endymion und Cephalus mit aufgenommen, den erstern mit Tassoni, und den zweiten mit Ariost verglichen, nachdem ich vorher beide Erzählungen aus ihnen übersetzt hatte, — schon vor einem Vierteljahre den Vorwurf von einer Dame machen lassen, daß Sie bei einer der unschuldigsten, schönsten Göttinnen der Griechen diese Linie sehr überschritten hätten. Setzen Sie einmal ihre Diana, die Sie einem Satyr überlassen, gegen meine Almina; Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen worden; — ich dächte, daß der Meister dem jungen Artisten verzeihen könne. Bei allem diesen gelobe ich Ihnen heilig an, in Zukunft, so viel in meinen Kräften steht, keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden können, welchen man Ihre komischen Erzählungen und Ihren Amadis vorlesen darf; mit dem besten Discernement sey dieses hiemit angelobt."

Unter anderm sucht sich Heinse über Vorwürfe, die Wieland ihm seines Herzens wegen gemacht, zu rechtfertigen. Daß Wieland dieses nicht hinter seinem Rücken gethan, geht aus Heinse's eignen Worten hervor: „Ich

habe dieses schon oft in Briefen zu meinem größten Leidwesen von Ihnen hören müssen, und finde für nöthig, Ihnen hier ein für allemal mein Glaubensbekenntniß aus dem Innersten der Seele deswegen abzuschreiben.“ Man kann nun Heinsen alles das zugeben, was er von seinem Herzen Gutes sagt, (und es ist kein Grund vorhanden, an der Wahrheit desselben zu zweifeln,) ohne daß Wieland darum Unrecht haben müßte; denn das unbestimmte vieldeutige Wort Herz läßt mehr als eine Erklärung zu. Es sey indeß weit von uns entfernt, Heinsen anklagen zu wollen; Wieland kann sich recht wohl in ihm geirrt haben. Nur dieß Einzige werde daher bemerkt, daß doch nicht alles in Heinse's übriger Rechtfertigung der strengsten Wahrheit gemäß scheint. Wenn er nämlich schreibt, „daß er sich aller möglichen Stärke und List bedient habe, um die Uebersetzung Petrons aus den Klauen des Hauptmanns zu retten, und daß die Uebersetzung erschienen sey, ohne daß er Verleger und Drucker gekannt, kurz, ohne daß er das Geringste davon gewußt habe;“ so steht diese Aussage vom 2. Jan. 1774 im Widerspruch mit der an Gleim vom 17. April 1772: „Petrons Satyrikon wird nun bald in unsrer lieben Muttersprache erscheinen, und zwar in einem sehr schönen Gewande; denn Herr Kanter in Königsberg will es drucken lassen und

Herrn Oeser bitten, Vignetten dazu zu malen;“ worauf Gleim am 28. Jun. schrieb: „Kanter habe ich zu Berlin gesprochen. Er erwähnte der Uebersetzung des Petronius, und ließ sich merken, daß die Leipziger Kunstrichter, vermuthlich die Verfasser der Bibliothek, nicht zufrieden damit gewesen wären.“ Um diese Zeit machte sich Heinse von der Verbindung mit dem Hauptmann los, schrieb aber an Gleim den 18. Jul. „Die Leipziger Herren Journalisten werden freilich die Vorrede und die Anmerkungen zu der Uebersetzung nicht allzukösstlich für ihren Geschmack gefunden haben, denn da sind keine süßen Predigten über Sätze aus der Gellertschen Moral anzutreffen. Unterdessen will sie der Hauptmann noch diesen Sommer drucken lassen. Ich bekümmere mich nichts mehr darum, ihm habe ich sie übergeben.“ Nun könnte es zwar wirklich seyn, daß Heinse vom Verleger und Drucker nichts weiter erfahren, ja, daß er seine Uebersetzung zurück gefodert hätte; aber — auch in der Absicht, die er Wielanden wollte glauben machen? Daran hat man nach dem Obigen doch wol Ursache zu zweifeln. *)

*) Man vergleiche Wielands Briefsamml. b. Geßner Bd. 3. S. 176 fgg. mit Gleims Briefsamml. Bd. 2. S. 140 und S. 71 S. 84 S. 92. Warum

Wenn Gleim gegen das Erscheinen dieser Uebersetzung nichts einzuwenden hatte, so kann dieß bei der fast beispiellosen Toleranz desselben nicht sonderliche Verwunderung erregen: Wieland dagegen hatte Ursache nicht so gleichgültig dabei zu seyn. Wie weit er auch davon entfernt war an Obscönem Geschmack zu finden, so hatten doch die Mißkenner des Desipere in loco ihn von dieser Seite in den möglich schlimmsten Verdacht gebracht, und es war noch nicht lange her, daß man ihm aus diesem Grunde eine sehr beleidigende Höflichkeit erwiesen hatte. Es waren Gedichte im Geschmack des Grecourt erschienen, als deren Verfasser man, ich weiß nicht ob mit Grunde, eine durchlauchtige Person nannte. Wieland schrieb darüber dem Dichter Jacobi: „Der Elende, dem der unfläthigste Priapismus statt der Begeisterung dient, hat die Schamlosigkeit gehabt, seine ekelhaften Obscönitäten mit einem Salve frater, welches mich beinahe untröstlich macht, mir zuzueignen.“ Und nun erschien ein Buch, das der eine Kritiker das Hauptbuch, welches Teutschland im 18ten Jahrhundert zur Bibliotheque scandaleuse erhalten habe, der andere ein schriftliches Bordell nannte,

---

dieß hier ausführlich angegeben ist, wird aus der Folge erhellen.

— und dieß von einem ehemaligen Schüler und Schützling Wielands, der in dieser Manier noch viel weiter zu gehen drohte! Fürwahr, Wieland müßte das gewesen seyn, als was seine Gegner ihn verlästerten, wenn er nicht im höchsten Unwillen entbrannt wäre.

Gleim, dießmal allzuparteiisch für Heinse, sendete gleichwol mit dessen Briefe einen eignen sehr harten an Wieland ab, welcher darauf erwiederte: „Wenn Heinsen sein Gedächtniß nicht ganz verlassen hat, so muß er sich erinnern, daß ich, auch in Erfurt von seinem Herzen nie günstig dachte. Meine Schuld war dieß nicht; denn ich handelte demungeachtet so gegen ihn, als wie einer, der ihn lieben zu können wünscht, und den es schmerzt, daß er sich wider Willen zurückgestoßen fühlt. — — Auch der Ton seiner Briefe empört immerfort mein Herz. Ich kann nichts dazu, daß ich diesen Ton und überhaupt den Ton der Schwärmerei je länger, je weniger ausstehen kann. Ich hasse und verfolge deshalb Niemand; aber wenn ich fürderhin mein Herz und meine Ohren vor allen schwärmerischen Geistern verstopfe, so hat wol schwerlich ein Sterblicher mehr Ursache dazu gehabt, als ich. — — — Hab' ich Ihrem Heinse gleichwol, bei so vielem Anschein wider ihn, Unrecht gethan, so geschah es wider

meinen Willen. Homines sumus. Ist er alles das, was Sie von ihm glauben und schreiben, desto besser! — Die Vorwürfe, die Sie mir Ihres sel. Michaelis wegen machen, will ich unbeantwortet lassen. Ich sehe, daß Sie mich und mein Betragen in einem besondern Lichte sehen. Wir wollen nicht darüber streiten. Wenn Sie mich nicht mehr hochachten, nicht mehr lieben können, so werd' ich es bedauern, aber nicht ungehalten darüber werden. Ich habe lange genug gelebt, um den Selbstbetrüger, das Menschenherz kennen zu lernen. — — — Sie sagen mir: Heinse habe Ihnen ein Schreiben gebracht, das voll Flammen gewesen sey, dem Anscheine nach voll gerechten Zorns, — er habe mich nach Erfurt zurückgeführt, und mich wegen dasiger Vorfälle zur Rede gestellt. Und dann rufen Sie aus: „Gott, daß deine besten Menschen in solche Tiefen niederfallen und sinken!“ — Gleim, wenn Sie der rechtschaffene Mann sind, für den jeder Blutstropfen in meinen Adern Sie bisher gehalten hat, wenn Sie je mein Freund gewesen sind; so lassen Sie Heinse diesen Brief noch einmal schreiben. Ich darf mich nach Erfurt zurückführen lassen! und ich will wissen, was für Vorfälle das sind, wegen welcher Herr Heinse mich zur Rede stellt. Sie hätten mir nichts sagen

sollen, oder alles. Nun haben Sie zuviel gesagt, um nicht alles zu sagen. Ich erwarte es von Ihrer Freundschaft, von Ihrer Gerechtigkeit. — Und nachdem Sie mir gestanden haben, daß Heinse in seiner Wuth meinen Charakter, mein Leben angegeifert hat, können Sie mir gleichwol noch von ihm, als von der unschuldigsten und reinsten Seele sprechen? Liebster, bester Gleim, was soll ich denken, was soll ich sagen? Ich bitte Sie, lassen Sie es Licht zwischen uns werden! Ich darf so stark beleuchtet werden, als Sie wollen. Ich darf in mein vergangenes Leben zurückschauen. Ich bin ein Mensch gewesen, aber ein guter Mensch, und ich habe noch nie das Herz eines vernünftigen und edeln Menschen dadurch verloren, daß er mich genau kennen gelernt hat. Um Heinse habe ich, von dem Augenblick an, da ich ihn durch Riedeln kennen gelernt, bis zum letzten, da er Abschied von mir nahm, Gutes verdient. Ich verlangte und erwartete nie, daß er mich dafür lieben sollte. Nur mich in Ruhe zu lassen, mich nicht zu beleidigen, war alles, was ich von ihm verlangen zu können glaubte. —— Bedenken Sie, um des Himmels willen, einen Augenblick meine Situazion mit diesem jungen Menschen — und sagen Sie, ob es mir gleichgültig seyn konnte, was für einen Eintritt er in die Welt machte.

Denken Sie an seine Laidion zurück, — dann an seinen Enkolp — nun lesen Sie an meinem Platze seinen äußerst petulanten Brief an mich, an seinen vorgeblichen Sokrates, und dann seine Stanzen — — — Wenn Sie allem diesem nachdenken, und dennoch finden können, daß ich von dem ersten besten jungen Menschen — so unanständig und unwürdig behandelt zu werden verdiene, nun, so will ich gestehen, daß ich allen Begriff von Anständigkeit und Recht verloren habe, und die Ausrufung: armer, armer Wieland! in Ihrem Briefe im vollerem Maaße verdiene, als vermuthlich Ihre Meinung war. — — Ich bitte Sie sehr, l. G., mein Herz nicht durch rasche Antwort abermal zu zerreißen. Dießmal, mein Bester, fodre ich nur Gerechtigkeit von Ihnen; und um diese zu handhaben, muß man bei kühlem Blute seyn."

Nicht ohne Grund hatte Wieland Gerechtigkeit für sich von der Rechtschaffenheit Gleims erwartet; die Freundschaft beider wurde nicht nur nicht gestört, sondern schien vielmehr an Innigkeit zuzunehmen, besonders nach einem Besuche, welchen Gleim kurz darauf Wielanden gemacht hatte. Heinse kam um diese Zeit in neue Verhältnisse. Die Brüder Jacobi gingen eben damals damit um, eine neue Monatsschrift für das weibliche Geschlecht her-

auszugeben, die auch unter dem Titel Iris seit dem Oktober 1774 zu Düsseldorf herauskam. Heinsen wurde von G. Jacobi der Antrag gemacht, als sein Gehülfe und Mitarbeiter nach Düsseldorf zu ziehen; und da Heinse dieß als einen Schritt vorwärts zu dem Ziele seiner Sehnsucht, Italien, betrachtete, so nahm er den Antrag an. Nur wenige Wochen hatte er erst bei Jacobis verlebt, als er Gleimen schrieb: „Freuen Sie sich mit Ihrem guten Sohne darüber, daß der alte erzürnte Sokrates von meiner lieben Tochter Laidion sich wieder hat besänftigen lassen.“ Gleim erwiederte: „Den guten Göttern sey es gedankt, daß Rost, und Wieland wieder Freunde sind! That ich nun nicht wohl, daß ich es verhinderte, daß Sie jenen fatalen Zank nicht fortsetzen konnten? Sie wären Todfeinde geworden.“

Wieland aber hatte an Fr. Jacobi geschrieben; Sie haben Laidion gelesen, und ich bin sehr begierig, zu wissen, was Sie von dem schönen, abenteuerlichen Ungeheuer sagen werden. Ich lese es nun schon zum zweiten Male und finde, unter uns gesagt, sehr schöne Kapitelchen darin. Im Grunde kann ich mich nicht entbrechen, dem wilden Knaben gut zu seyn. Wenn Sie ihn dahin bringen könnten, richtiger zu denken, und weniger zu schwärmen, so würden

Sie ihm und der Welt einen Dienst gethan haben. Denn es sind in der That Grazien in diesem Satyr verschlossen. Ich habe nie Gewalt über ihn gehabt, wie er am besten weiß. Sollte es Ihnen gelingen, ihn zu bekehren, oder vielmehr von seinem Seelen-Priapismus zu heilen, so wünschte ich, daß er sich entschlösse, vierteljährig etliche Bogen Prosa oder Verse zu liefern, und einstweilen bis auf bessere Zeiten drei Louisd'or für den Bogen aus dem Beutel des Merkur anzunehmen."

Sehr wahrscheinlich wird man vermuthen, daß Heinse in dem Hause der Brüder Jacobi keinen Groll gegen Wieland hätte behalten können: leider aber ist dieß eine trügliche Vermuthung, denn der Merkur störte auch hier Frieden und Freundschaft.

Schon im März 1773 hatte Wieland diesem geschrieben: „Wir sollten uns wenigstens alle Wochen ein paar mal sprechen können. Ich sehe vor, daß wir oft in unsern Ideen und Gesinnungen divergiren werden, und durch Briefe läßt sich dieß unter Leuten, die keine Zeit zum Briefschreiben haben, nicht so leicht wieder gut machen." Die Bestätigung dieser Wahrheit sollte nur zu bald folgen. Bei der Erwähnung von Sophiens Reisen hatte Wieland erklärt, er sey von dem Leben und den Meinungen des Herrn Magister Se-

baldus Nothanker, womit der Herausgeber der allgemeinen teutschen Bibliothek seine Verdienste um das teutsche Publikum beträchtlich vermehrt habe, überrascht worden. Er nannte diesen Roman ein angenehmes, lehrreiches, in einem simpeln Styl, aber in dem besten Ton, mit mehr Verstand als Witz und mit mehr Geschmack als Laune geschriebenes, in seiner Art ganz neues und originales Buch, und empfahl seinen Lesern den Mag. Sebaldus und seine Frau und Tochter Mariane, das theure Rüstzeug des Superintendenten D. Stauzius, den Herrn Konsistoral-Präsidenten, der so schöne Chronosticha und so schlechte Bescheide macht, etc. etc. bis auf den zärtlichen Herrn v. Säugling. Kaum war dieß gedruckt, als Wieland von Jacobi eine höchst befremdliche Nachricht erhielt, wegen deren er ihm zurück schrieb: „Mit schamvollem Angesichte, im weißem Hemde, und mit der Ruthe in der einen, und mit einer langen gelben Kerze in der andern Hand, stehe ich, wohlberühmter Schöpfer der Musarion und Danae, Stifter der Republik des Diogenes und s. f. vor Sie hin, und bekenne, daß ich — nur ein dummer Teufel bin. Daß ich dieser dumme Teufel seyn muß, hat nunmehr seine Richtigkeit. Denn seitdem Sie mir sagen, daß Säugling im M. Sebaldus eine Karikatur von unserm guten Bru-

der Georg seyn soll, seitdem finde ich, daß Sie Recht haben. Aber, bei den Grazien des Charmides! ehe Sie mir's sagten, fiel mir gar nicht ein, daß ein vernünftiger Mensch dieß finden könnte, und ich hätte mir eben so leicht träumen lassen, daß ich D. Stauzius, als daß Georg, Säugling seyn sollte. Nun, mein liebster Fritz, ist das Uebel geschehen; Sebaldus ist im Merkur gelobt, die Exemplare werden in künftiger Woche abgehen, müssen abgehen: und was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben. Mir ist leid, daß die alle Augenblicke wider Verhoffen sich ereignenden Disparate unserer Köpfe solche närrische, und gleichwohl für Ihre Ruhe sehr fatale Quiproquos hervorbringen. Allein da der Sache nun einmal nicht zu helfen ist, so wünschte ich wol zu Gott, daß Sie das Ding in eben dem Lichte ansehen könnten, wie ich." — „Was that Sokrates, als ihn Aristophanes zum lächerlichen und verächtlichen Helden seiner Wolken machte? — Sie wissen, was Sokrates that! So gehet hin und thut desgleichen. Wenn die erste Hitze verraucht seyn wird, werden Sie selbst erkennen, daß ich rede, wie ein Biedermann, der Sie liebt, reden soll. Unser George soll sich damit beruhigen, daß er Orpheus und Eurydice geschrieben hat. Am Ende dächte ich doch, der Ton, worin ich in der Vorrede des zweiten

Theiles des Merkurs von Georgen spreche, wäre allein schon Vergütung genug für das wenige Böse, welches ihm Nicolai's Säugling zufügen kann. Ueberdieß, wenn dieser Herr Nicolai, der bei allem dem, eine sehr glänzende Seite, und das Publikum zum Freunde hat, wirklich, wie ich nun selbst glaube, ein Schalksauge auf unsern Bruder geworfen hat, so war seine Absicht, uns wehe zu thun; und die beste Rache, die wir nehmen können, ist: daß wir ihm zeigen, er habe uns nicht getroffen. — — Bester Jacobi! der Himmel weiß, daß ich Sie liebe. Aber daß Sie oft, und bei jeder Gelegenheit, wo ein Sokrates nur lächelt oder ein Diogenes die Stirn runzelt, den Ajax machen und rasen, das kann ich nicht an Ihnen lieben, und ich gäbe ein paar Glieder von meinen Fingern, wenn ich diesen Vesuvius, den Sie in Ihrem Busen herumtragen, dämpfen könnte. Ich habe Ihnen schon oft darüber gepredigt, aber was hilft es? Ich will also nichts weiter darüber sagen, — nur bitte ich Sie, wenn wider Verhoffen dieser Brief Sie nicht bei guter Laune antreffen sollte, — wenn Sie gar fähig wären, Sich darüber zu betrüben, daß ich weder so hitzig, wie Sie bin, noch die Sache in dem Lichte ansehen kann, wie Sie, — so schreiben Sie mir nicht eher, als bis irgend ein guter Sokratischer Dämon eine heilige Schale

voll Aristippischer Gelassenheit über Ihr Haupt gegossen hat.“

Jacobi schwieg einige Wochen lang, und da dieses Wielanden beunruhigte, so machte er noch einen Versuch, „an dem Herzen seines Freundes anzupochen,“ und erhielt hierauf Erklärung über Jakobi's Erbitterung.

Nicolai war sechs Tage lang in Weimar gewesen und hatte Wieland besucht. Dieß hat Wieland Jacobi'n nicht gemeldet, sondern dieser erfährt es durch Nicolai, der ihm seinen Nothanker zusendet. Jacobi erklärt dieses von Wieland gelobte Buch für abgeschmackt und langweilig. Er schreibt an Wieland über Nicolai's Besuch, und Wieland antwortet, Nicolai sey ein feiner Mann, der von einer Seite viel Gutes habe. Da findet nun Jacobi das Pasquill auf seinen Bruder, geräth in Zorn, schreibt darüber an Wieland, und erwartet nichts gewisser, als daß dieser sogleich das ausgesprochene Lob vertilgen werde. Wieland hatte dieß nicht gethan, und nun schreibt Jacobi: „Ich erinnerte mich, wie sehr Sie in Koblenz gegen Reich zürnten, daß er Lavaters Tagebuch verlegt hatte. Mein Verleger, sagten Sie, muß kein Buch drucken, das mich verkleinert oder kränkt. — Nun, dachte ich, wenn Wielands Verleger nicht einmal ein pietistisches Buch drucken soll, worin

ein blos schwärmerischer Ausfall auf ihn geschieht, so wird er gewiß nicht in einem Buche, wovon er selbst Herausgeber und Verfasser ist, ein beißendes Pasqvill auf seinen liebsten Freund gelobt wissen wollen. Nunmehr urtheilen Sie, was aus mir werden mußte, als ich den Merkur nebst Ihrem Brief erhielt. Wieland selbst hatte den Nothanker gelobt, mit vollem Munde angepriesen. Die Exemplare waren noch nicht versandt, und dennoch hatte Wieland die Stelle nicht vertilgen wollen; er antwortete: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben." Es folgten hierauf noch eine Reihe von Anklagen, Beschuldigungen und Ausstellungen an dem Merkur.

Jacobi mochte am Schlusse noch so sehr versichern, seine Absicht sey nur gewesen, Wielanden sein ganzes Herz wieder geben zu können; er konnte schwerlich erwarten, bei dem Gebrauche solcher Mittel seine Absicht zu erreichen. Wieland erwiederte ihm: „Ihr Brief ist in seiner Art ein Meisterstück. Sie deduciren darin mit vieler Lebhaftigkeit des Styls, daß Sie ein Mann sind, und daß ich, aufs gelindeste beurtheilt, ein Kind bin. — — Ich habe nie eine sehr große Meinung von mir selbst gehabt, und ich kenne meine schwache Seite besser als jemand. Es mag also wol seyn, daß ich ein so armseliges Personage bin,

als ich, vermöge des Resultats Ihrer ganzen Deduction seyn muß. Streiten will ich mit Ihnen nicht darum: indessen will ich doch heute eine Stunde später zu Bett gehen, um die hauptsächlichsten Punkte Ihrer Anklage zu durchgehen, und zu zeigen, was ich ohngefähr zu sagen hätte, wenn ich Lust und Muße hätte, meine Apologie zu schreiben." Diesemnach erklärt er ihm, daß seine Bekanntschaft mit Nicolai in den Grenzen aller gewöhnlichen Bekanntschaften geblieben sey, und daß Andere am Hofe viel mehr für ihn eingenommen worden, als er. Er erklärt Nicolai's Bibliothek für das beste Journal, das wir haben, welches viel Gutes stifte, und den Sebaldus Nothanker für ein sehr schätzbares Buch. „Säugling, wie er darin geschildert ist, ist ein Mensch, der mit allen seinen kleinen Fehlern unter die besten der ganzen Gattung gehört; und wenn ich nicht an der allgemeinen Thorheit krank wäre, lieber Ich, als etwas anderes zu seyn, so wünschte ich Säugling zu seyn." Für lächerlich erklärt er es, Säugling für ein Pasqvill auf G. J. zu halten. „Man muß gar nicht wissen, was ein Pasqvill ist, um einen Charakter ein Pasqvill zu nennen, der, bis auf einige Schwachheiten, dem besten Menschen Ehre machen würde. So ein Ding verdient kaum den Namen einer Personal-Satyre. — —

Mögen doch Leute, die nicht unsre Freunde sind, sagen, er sehe Georgen ähnlich: was ist daran gelegen, wenn es nicht wahr ist? und was hätte es am Ende zu bedeuten, wenn er Georgen ein wenig ähnlicher wäre, als wir wünschen? Quisque suos patimur manes. — So dachte ich, so denke ich noch, und so werde ich denken, so lange ich denken kann.“ — „Die Angriffe, über welche Sie mich aufgebracht sahen, betrafen nicht meine menschlichen Schwachheiten, sondern meine sittlichen Grundsätze. — Lavater rief alle Christen auf, sich auf die Kniee zu werfen, und für mich, als einen schwer gefallenen Sünder, zu beten. Ich denke, dieß sind Beleidigungen von einer ganz andern Art, als wenn mir jemand nachsagt, ich putze meine kleine Person gern, ich mache ein bischen zu viel aus meinen kleinen Liedern u. s. w. Ueberdieß — welches hier ein Hauptumstand ist — war ich genannt; dagegen, so sehr auch Säuglings Character individualisirt ist, kann man doch mit keinem Fug sagen, Georg Jacobi sey persönlich dadurch bezeichnet. Alles bisher Gesagte zusammengenommen rechtfertigt mich vor meinem eignen Herzen, und würde mich, dieß bin ich gewiß, vor der ganzen Welt rechtfertigen, daß ich Ihrem ungestümen Begehren, das Blatt, worauf der M. Sebaldus gelobt war, zu vernichten, nicht Gehör gab.

Gleichwol würde ich aus freundschaftlicher Nachgiebigkeit gethan haben, was Sie wollten, wenn es möglich gewesen wäre, ohne daß die Absendung des Merkurs eine übermäßige Verzögerung erlitten hätte.“

Nach dieser Rechtfertigung schloß nun aber Wieland so: „Indessen bitte ich Sie, so billig zu seyn, und zu bedenken, was aus mir werden müßte, wenn ich immer für alles, was ich Ihnen nicht recht schreibe und thue, Rechtfertigung vorlegen müßte. Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und ich bekenne willigli[ch], daß ich wenig Lust habe, mich alle Augenblicke hofmeistern zu lassen. — „Mit diesem Winde fuhren Sie nicht, da Sie Ihren Ruhm eroberten; der Wind geht zu Thal!“ — Sey es denn! Ich kann Ihnen nicht in der nämlichen Sprache antworten, denn ich verstehe Sie nicht. Fahren Sie immer mit allen Segeln, und glücklich möge Ihre Fahrt seyn! Ich will sehen, wie ich zwischen den Klippen, die ich nicht umfahren kann, durchkomme. Ihr Brief endet in einem Tone, den, außer Ihnen selbst, wol wenige Sterbliche, mit dem, was vorhergeht, zusammenstimmend finden dürften. Ich kann nichts dazu, daß mein Herz gar nichts dabei empfinden kann. — Ein für allemal, mein lieber Jacobi, Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Loth waren

auch Brüder wie wir; aber wie sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden. Das ist nunmehr wol das Beste, was wir thun können."

Drei Tage lang war dieser Brief liegen geblieben, als Wieland, eine Zeitlang unschlüssig, ob er ihn absenden sollte, noch hinzufügte: „Was ist zu thun? sag' ich mir selbst. Es ist doch ein vortrefflicher Mann, dieser Fritz Jacobi mit allen seinen Incartaden, und ich — ich bin ein gutes Schwabenherz, das unmöglich lange böse seyn kann. Aber gleichwol sollte Jacobi wissen, was für einen Effect seine große unartige Epistel auf mich gemacht hat; er sollt' es wissen, damit künftig nichts mehr dergleichen passire. Ich kann nicht lügen, und also kann ich Ihnen auch nicht sagen, daß mein Herz gegen Sie wäre, wie gestern und ehegestern; aber das ist gewiß, daß wir ganz hübsch auf dem Wege sind, weder ohne einander, noch mit einander leben zu können." Nach wiederum drei Tagen ließ er jenem Briefe diesen folgen: „Liebster Jacobi, je tiefer ich in den Grund meiner Seele hinabgucke, je deutlicher finde ich darin, mit Zügen, die keine erschaffene Kraft auslöschen kann, ein Bild eingegraben, das Ihnen allein ähnlich sieht, und das ich unmöglich ohne Liebe ansehen kann. Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, wie machen wir's, daß unsere

Köpfe so gut zusammentönen, als unsere Herzen? Bester Jacobi! Ist es denn nicht möglich, daß Sie Ihren Genius unter den Gehorsam der Regeln bringen, ohne deren Beobachtung die Menschen unmöglich in Frieden mit einander leben können? Bei allem dem fühle ich, — o im Grunde der Seele fühl' ich es — ich muß Sie lieben, ich wolle oder wolle nicht."

Trotz dem kehrte die vorige Wärme der Freundschaft nie ganz wieder, und Wieland selbst rief aus: „Nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr!" Und als Jacobi ihm mit Enthusiasmus seine Zufriedenheit über sein Betragen gegen Göthe bezeugte, schrieb er ihm: „Ganz gewiß, mein liebster Jacobi, sind Sie der beste und wärmste Sterbliche, den ich kenne. Sie empfinden immer sehr richtig, nur manchmal ein wenig zu stark für uns andere schwächere Geschöpfe. Ihr Zorn — verzehrt, und Ihre Liebe — erdrückt. Wenn Sie, Seele von Feuer, ein wenig sanfter brennen könnten, so würden Sie, wie die wohlthätige Sonne, leuchten und erwärmen." Jacobi hatte selbst die Frage aufgeworfen: wohin wollen wir, wenn wir nun so von einander in die weite Welt laufen? Was wollen wir? Bessere Menschen suchen, als jeder in dem andern schon gefunden hat? Jacobi aber fand sehr bald hierauf den, der Wielanden

mehr und mehr bei ihm verdrängte; er machte die persönliche Bekanntschaft Göthe's, der alles, was in seine Nähe kam, bezauberte. Ohne Zweifel geschah es in Beziehung auf Wieland, daß er der Frau von Laroche schrieb: „Göthe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Göthe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle.“

Sehr begreiflich ist es, daß sich in Beziehung auf Göthe zwischen Jacobi und Wieland manche Verschiedenheit der Meinungen hervorthun mußte. So war gleich anfangs Wieland mit Clavigo, obschon er die schönen Stellen darin sehr gut fühlte, doch nicht unbedingt zufrieden, am wenigsten mit der Französin Marie, die vor Liebe und Liebesschmerz ihr zartes Seelchen aushauche, und mit der Verwandlung des Beaumarchais in einen Kannibalen. „Das Gemälde seiner Wuth, sagte er, seines Rachdurstes im vierten Akt ist Shakespeare's würdig, wenn die Rede von der Wuth eines Irokesen wäre.“ Jacobi dagegen brach in Entzücken aus, und sprach darüber wie

ein Verzückter, so wie über Göthe selbst, von welchem man gegen Wieland noch weit mehr erwartet haben muß, als er bereits gethan hatte; denn Jacobi schreibt: „Die Aufforderung oder der Zuruf, man müsse den wankenden Götzen Wielands vollends niederreißen, ist mir nicht durch Göthen zu Ohren gekommen; dieser spottete nur, ohne jene lächerliche Rede anzuführen, der Schurken und Narren, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, er wolle und müsse an Wieland zum Ritter werden.“ Wieland erwiederte: „Ich passire hier unter den eiskalten Leuten, unter denen ich lebe, für einen schrecklich warmen Kopf; und doch wollte ich lieber Göthe's kaltblütiger Begucker, als sein schwärmerischer Liebhaber seyn. Sapere, sapere, liebster Jacobi, — am Ende müssen wir doch alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange.“ Diese letzte Aeußerung bezieht sich auf ein Urtheil, welches Göthe über Wielands Gedicht an Psyche *) gefällt hatte. Göthe hatte davon mit Bewunderung und Entzücken gesprochen, aber hinzugefügt, Wielands Weisheit habe es doch nicht unerörtert lassen können, daß die Wonne des Mädchens frühzeitig ein

*) Band 21. Die erste Liebe. An Psyche.

Ende nehmen würde; er mache ihm einen herrlichen Nektarbecher zurecht, gieße aber beim Hinreichen einen vollen Löffel Rhabarbertinktur darunter und rühre es brav durch, daß das arme Ding nun den ganzen Stoff nicht möge. Aehnliche Bemerkungen Göthe's über sich, die wenigstens eben so bittersüß waren wie jener Trank, erfuhr Wieland mehrere, zu einer Zeit, wo Frau von Laroche schrieb: „Noch eins muß ich Ihnen vom guten Wieland sagen. Unter allen großen Schriftstellern Teutschlands ist er der einzige, der über Göthe's Ruhm nicht eifersüchtig ist. Ueber Werthers Leiden hat er nicht nur an mich, sondern an verschiedene Andere noch, in Ausdrücken und mit einer Herzlichkeit geschrieben, die ihn unendlich verehrungswürdig machen.“ Wieland hatte Göthen in der That, und nicht blos in einer rauschenden Aufwallung, für das vortrefflichste aller menschlichen Wesen erklärt, zu dem er sich in allen Nerven von Liebe ergriffen fühle, so wie auch Göthe von seiner Seite stets erklärte, daß er Wielanden vom Grunde der Seele hochachte, und daß er ihm nur als Herausgeber des Merkur ärgerlich sey, wegen so mancher Aufsätze, die er übers Herz bringen müsse herauszugeben.. Bei solcher gegenseitigen Anerkennung würde Jacobi's Vermittlung wol ein sehr wünschenswerthes Verhältniß zwischen

beiden hervorgebracht haben, wenn nur der Anschein nicht gewesen wäre, als habe Göthe durch sein Aristophanisches Drama das Signal dazu gegeben, daß nun alle Autoren, denen der Merkur nicht nach Wünschen begegnet hatte, Wielanden zu necken und zu stechen angefangen hätten. Auch Heinse gehörte dazu, welcher damals über eine, sehr glimpfliche und ruhige, Beurtheilung seiner Laidion und seiner Stanzen sehr entrüstet, an Gleim über Wieland schrieb: „Laßt ihn nur so fort uns jungen Köpfen begegnen, er wird schon sehen, was er gethan hat. Glaubt er irgend, es sey genug, wenn er sich allein nur lobt? Oder daß wir kein Gefühl haben, und uns so gutwillig von ihm vor dem Publikum schulmeistern lassen?“ Wieland, der nicht wissen konnte, ob und welchen Antheil Göthe an diesem allem habe, war wol zuweilen argwöhnisch gegen Göthe, und mißtraute sogar dessen Lobe. „Ich soll die Hand aufs Herz legen, schreibt Jacobi, und zeugen, ob der außerordentliche Beifall, den Göthe Ihrer Kantate des Apollo im Midas gegeben, nicht Persiflage sey. O tausendmal kann ich hierüber die Hand aufs Herz legen und zeugen, daß dieser Beifall so ganz und innig gewesen, als einer seyn kann.“ Am Ende erstreckte sich aber Wielands Argwohn auch auf Jacobi selbst, den er immer mehr

von solchen umgeben sah, von denen er sich bald angezogen, bald abgestoßen fühlte, außer Göthe nämlich auch von Lavater und Herder. Am meisten ergriff ihn noch die Vertraulichkeit, in welche Jacobi auch mit Klopstock gekommen war, den er, als befreundet mit den Göttingern und Frankfurtern, in keinem freundlichen Verhältniß zu sich denken konnte. Frau von Laroche hatte ihn davon benachrichtigt, und er schrieb ihr: „Sie schreiben mir von Jacobi, daß er mit Klopstock und Göthen unendlich glücklich zurückgekommen sey. Sagen Sie mir, ist mein Schicksal nicht seltsam, vielleicht einzig in seiner Art? Wo habe ich in der ganzen Welt eine Freundin wie Sie, einen Freund wie Jacobi? — Und beide stehen in dem freundschaftlichsten Verhältniß mit meinen erklärtesten Verächtern und Widersachern. Klopstock und Göthe, beide haben mich auf's unbilligste öffentlich gemißhandelt, und mein Freund Jacobi ist unendlich mit ihnen zufrieden.“ Wie tief, wie sehr tief er dieß fühlte, beweißt das, was er nun an Jacobi selbst schrieb: „Göthe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich, und meint,

ich hasse ihn. Dieß meint er Unrecht; da ich den ganzen Tag fast nichts thue, als in mich selbst hineingucken, so muß ich wol am besten wissen wie mir ist. Nicht ein Minimum von Haß. — — Daß ich Göthens ganze Größe fühle, habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Es ist nicht möglich, stärker mit einem Menschen zu sympathisiren, als ich mit ihm sympathisirte, da ich seinen Götz, seinen Werther und sein Puppenspiel las, wovon jedes in seiner Art ganz vortrefflich und herrlich in meinen Augen ist. — Daß er den Prometheus nicht gemacht habe, will ich glauben, weil Sie es so gänzlich überzeugt sind, und weil ich es gern glaube. Sie sollen nichts weiter von mir über diese Materie hören. — — Kurz, mein Freund, ich werde mich nie über Sie beklagen, daß Sie mich für Klopstock und Göthe aufgegeben haben. Seit langer Zeit haben Sie Ihr anderes Ich gesucht. Sie glaubten es in mir gefunden zu haben; Sie haben sich geirrt; es giebt tausend Verschiedenheiten unter uns, die auf die Länge nicht verfehlen konnten, ihre Wirkung zu thun.“

7.

Wieland that Jacobi'n mit seinem Unglauben Unrecht; allein an Veranlassung zu Argwohn und zu solchem Ausdruck des gekränkten Selbstgefühls hatte es ihm nicht gefehlt.

Mit Ende des Jahres 1774 hatte eigentlich sein Amt als Instruktor aufgehört, denn in dem nächstfolgenden Jahre machte der Erbprinz und sein Bruder Konstantin mehrere Reisen; unter Begleitung des Grafen Görz und des, als ehrwürdiger Greis noch lebenden, durch seine verdienstvollen Uebersetzungen des Properz und Lukrez und eigne Gedichte rühmlichst bekannten, Majors v. Knebel, auch nach Paris. Aus Göthes eigner Lebensbeschreibung ist es bekannt, daß dieser zu Frankfurt dem Prinzen vorgestellt wurde, ihnen nach Mainz folgte, und einige Tage in deren Gesellschaft war, wo denn auch die Angelegenheit über Götter, Helden und Wieland, — welche dieser ja selbst heiter genommen, — heiter besprochen wurde. Wieland war nicht nur von diesem allen unterrichtet, sondern hatte auch von Göthe selbst einige Zeilen erhalten, über die er jedoch zweifelhaft geblieben, wie er sie eigentlich nehmen sollte. Eben als er sich zu der Meinung hinneigte, daß

alles auf ein freundliches Verhältniß hindeute, erschien ein neues satyrisches Drama: Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten, voran ein Prologus und zuletzt ein Epilogus. *) Da Göthe selbst darüber verlegen wurde, „daß hier einiges verlautete, was sich auf den Mainzer Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog, und was eigentlich Niemand als er wissen sollte," und da er selbst gestehen mußte, man hätte das Werkchen für seine eigne Arbeit halten sollen; so war es ganz natürlich, daß Wieland, welchem Wagner als der wahre Verfasser nicht bekannt wurde, es auch wirklich für Göthe's Arbeit hielt, und er mußte glauben, daß dieser ihn zum Besten haben wolle. Zwar äußerte er sich hierüber nicht öffentlich, sondern nur ein jüngerer Freund suchte ihn zu rächen durch eine andere Flugschrift: Menschen, Thiere und Göthe, eine Farce, voran ein Prologus an die Zuschauer, und hinten ein Epilogus an den Herrn Doctor; allein er selbst würde wahrscheinlich, ohne diese neue Reizung, die Freuden des jungen Werthers von Nicolai nicht so angezeigt haben, wie er es that. Nachdem er erklärt hatte, daß man dieses

*) Göthe's Leben Band 3. Seite 503 fgg.

Werk fälschlich für eine Parodie gehalten, da es vielmehr eine Satyre auf eine gewisse Art von Lesern sey, sagt er: „Indessen ist nicht zu leugnen, daß hier und da, hauptsächlich in dem kleinen Abenteuer zwischen ihm und dem Kerl, der ein Genie war, auch den Wundermännern, die seit kurzem das Genie in Beschlag genommen haben, einige, wo nicht für sie selbst, doch für die Leser, ganz heilsame Wahrheiten gesagt werden. Diese letzten Blätter sind es eigentlich, was in dieser Schrift am allgemeinsten gefallen hat; und man kann nicht in Abrede seyn, daß es ein Wort geredet zu rechter Zeit ist. Mitunter läuft dann wol auch, nach Herrn N's Art, ein wenig Persiflage; aber dieß ist man von ihm gewohnt, und Herr Göthe, der sich gegen andre alles erlaubt, kann sich über die Folgen einer Ungebundenheit, die er durch sein Beispiel rechtfertigt, am wenigsten beschweren.“ Kaum hat Wieland aber seinen Beifall ausgesprochen, so fährt er fort: „Sollte man abermal übel finden, daß ich von dieser Broschüre des Herrn Nicolai nach meinem eignen und andrer unparteiischer Leute Gefühl und Urtheil gesprochen habe, so muß ich mir's gefallen lassen. Herr Nicolai ist nie mein Freund gewesen; in seiner Bibliothek bin ich fast immer schief angeklotzt, oft

muthwillig mißhandelt, und nicht ein einziges Mal (das ich wüßte) durchaus unparteiisch beurtheilt worden. Ich habe mich nie was darum bekümmert. Wer mich fähig glaubt, ihm oder irgend einem andern Journalisten zu hofieren, und seine Gunst oder Nachsicht zu erschmeicheln, der kennt weder meine Art zu denken, noch den Charakter meines Herzens; wiewol es meine Schuld nicht ist, wenn man beides nicht kennen will. Aber ich bin der Richtigkeit der Grundsätze, nach welchen ich handle, zu gewiß, um mich jemals durch Privatbeleidigungen des Mannes hindern zu lassen, gegen den Schriftsteller gerecht zu seyn; oder anders zu urtheilen, als ich denke, aus Furcht dieser oder jener möchte mir schlechte Absichten schuld geben. Im übrigen ist es traurig genug, daß ein Autor, welcher Andern, ohne Personalrücksichten, Gerechtigkeit widerfahren läßt, eine so ungewöhnliche Erscheinung ist, daß Leute, die den Unterschied nicht wissen, sie für unnatürlich halten." Man erkennt sogleich, daß diese ganze Erklärung eigentlich gegen Jacobi gerichtet war, und daß der Unmuth sie eingegeben hatte, denn sie war von der Art, daß er jedem das Angenehme, was er ihm sagte, verbitterte, und es mit allen auf einmal verdarb. Wie bitter aber sein Unmuth war, zeigt sich am deutlichsten in jenem Briefe an

Jacobi voll kalter Entsagung. Er fühlte sich durch jenen Prometheus nicht blos beleidigt, sondern tief gekränkt; nicht durch diesen an sich, sondern weil er Göthen für den Verfasser halten mußte, den Freund seines Freundes, unter solchen Umständen.

Mehreres vereinigte sich, seinen Unmuth zu nähren. Von dem Brande des Weimarischen Schlosses am 6ten Mai 1774, wobei sich Wieland zu seinem Prinzen doppelt Glück wünschte, weil er sich als Held und Menschenfreund gezeigt und die herzliche Liebe seines Volks gewonnen hatte, war die Entlassung der Schauspielergesellschaft eine unvermeidliche Folge gewesen, und so entbehrte Wieland des erfreulichsten Genusses, auch insbesondere seiner Alceste, gerade jetzt, wo er einer solchen Erholung wol bedurfte. Durch die Abreise der Prinzen hatte er an Muße gewonnen, mit dieser fingen aber auch seine Sorgen an sich zu vermehren. Im Oktober 1772 hatte er seinen Vater verloren. Seitdem lebte seine Mutter bei ihm, und vier Töchter sah er um sich aufblühen. Da nahte nun immer mehr die Zeit, in welcher er seine Einnahme vermindert sehen und durch erwerbenden Fleiß sie zu vermehren sorgen mußte. Der Merkur sollte ihm dazu das Mittel seyn, aber — so schrieb er damals an Gleim — „wenn ich nicht Wege finde, mehr Absatz zu

bekommen, so kommen wirklich kaum die Unkosten bei dem Merkur heraus.“ Und nun sollte eben dieser Merkur ihm von allen Seiten nur Verdruß bringen! — Er ertrug viel; aber daß der bitterste Verdruß von dem Freunde seines Freundes kommen sollte, des Freundes, der am besten wissen konnte, wie wenig es seine Schuld war, wenn der Merkur nicht höheren Anforderungen durchaus entsprach, dieses allein ertrug er nicht. Wie die Lage der Dinge ihm erscheinen mußte, so konnte er nichts sehen als gleichgültige Hintansetzung von der einen, und Verhöhnung von der andern Seite, und er war sich bewußt, beide nicht verdient zu haben. Was Wunder, wenn sein Herz erkaltete, wenigstens auf einige Zeit.

Nur Eine Freundin, seine Sophie, nur Ein Freund schien ihm geblieben, — Gleim. Der ersten schrieb er damals: „Sie möchten mir so gerne zu etwas gut seyn, — dazu ist itzt nur ein Mittel, meine beste Freundin, — und das ist, Sich selbst heilig zu versprechen, daß Sie mir wenigstens alle vierzehn Tage ein Briefchen schreiben, und mich nicht über alle den Genies, mit denen Sie sich embarquirt haben, vernachläßigen, und endlich gar mit der Verachtung ansehen wollen, womit man eine Puppe ansieht, mit der man in seiner Kindheit gespielt hat. Die Habitude mit so vielen Leuten

umzugehen, die mich (es sey nun aus innerm Gefühl oder Affektazion) für eine ganz arme, schwache, kleine Kreatur in Vergleichung mit sich selbst ansehen, könnte unvermerkt ansteckend werden, und wer weiß, ob sie es nicht schon gewesen ist. — — Nie hab' ich mehr Liebe für einen Menschen gefühlt, als für den Verfasser von Götz und Werthers Leiden. Seine Freundschaft würde mich glücklich machen. Aber er will nicht mein Freund seyn. Er will die Freude haben, vor der Welt sein Spiel mit mir zu treiben, und in die Art, wie ers thut, bringt er alles, was Beleidigungen unverzeihlich macht. Sagen Sie, Sophie, womit hab' ich alles dieß verdient? Wodurch hab' ich mich unwürdig gemacht, von rechtschaffenen Leuten geliebt und geschätzt zu werden? Ich schreibe Ihnen dieß nicht, damit sie sich interponiren sollen; denn dieß könnte mir zu nichts helfen; sondern ihr gutes Herz, das fähig ist sich an eines andern Platz zu setzen, desto eher zu bewegen, daß Sie mich durch Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen, Ihre Briefe entschädigen, glücklich machen, denn dieß ist in Ihrer Gewalt, beste Sophie."

Bei seinem Gleim suchte er jetzt Erheiterung. „Mein geliebter Karl August, schrieb er ihm, ist nun zu Paris. — — Aber zu Ende des Mays kommen sie wieder zurück, und dann müssen die Reisen, die ich in diesem Jahre

thun will, gemacht seyn, oder ich mache keine mehr, das ist, die Umstände werden nicht erlauben, daß ich mich von einem Prinzen, dem ich mich ganz zu eigen gegeben habe, gerade zu einer Zeit, wo er seiner Freunde am nöthigsten hat, entferne. — Der bloße Gedanke an diese Reise macht mich und meine Frau wie neugeboren. Unser Herz, unser Kopf, unser Blut und unsre Nerven haben aller der mannichfaltigen Arten von Erschütterungen vonnöthen, die uns diese Reise geben wird. Andre Luft, tausend neue Gegenstände, das Schauspiel der neuauflebenden Natur um uns her, und — was für uns Elysium seyn wird, die offnen Arme unsers Gleims — — wie wohl, wie wohl wird uns dieß alles zu Leib und Seele bekommen!“ Die glücklich zusammen verlebten zwölf Tage hinterließen nur den Wunsch, „beider Leben so zusammen zu flechten, daß sie nichts als der Engel Tod mehr scheiden könne,“ und man dachte ernstlich an das Zusammenwohnen. Da schrieb Wieland kurz nach seiner Rückkunft: „Zuvörderst kommt alles darauf an, ob Wieland zu seinem Gleim, oder Gleim zu seinem Wieland ziehen soll. Karl August wird dieß entscheiden, oder hat es vielmehr schon entschieden. Denn welcher gute Kosmopolit wird nicht da leben wollen, wo ein guter Fürst regiert? Aber ob er so bleiben wird, wie er ist? Auch

der bloße Zweifel, das bloße Wörtchen ob, dünkt mich Hochverrath gegen die Majestät der Natur — gleich als ob sie nicht mächtig genug sey, einen guten Menschen so gut zu machen, daß ihn auch der Fürstenhut nicht verschlimmere.“ Zwei Monate darauf schrieb er: „Wahrscheinlicher Weise wird Karl August mir niemals Ursache geben, mich von ihm zu entfernen. Ich sitze hier ganz gut. So schön auch immer Ihr Berlinisches Projekt für mich in unser schönes schimärisches Plänchen paßte, so würde es doch in der Ausführung unendliche Schwierigkeiten haben. Ich bitte Sie also gar sehr, meinethalben ruhig zu seyn. Ueberhaupt, und wenn ich auch in der Folge Ursache haben sollte, lieber anderswo als in Weimar zu leben, würde mich doch blos die Noth zwingen können, irgend ein öffentliches Amt anzunehmen, oder zu suchen. Ueberdieß bedenken Sie, wie wenig eine Versetzung in eine Welt wie die Berlinische ist, sich zu meiner Gemüthsart und meinen Umständen schickte. Pain cuit et liberté wird ewig mein Wahlspruch bleiben. Lieber mit sechshundert Thalern in dem kleinen Dörfchen, wo mein Gleim geboren wurde, in einer Hütte an dem Schmerlenbach, als in Berlin oder Wien mit so viel tausend Thalern als Sie wollten. Aber, wie gesagt, Karl August ist mir gut, seine Mutter auch. In Hofintriguen

und Staatssachen werde ich mich nie mischen, und mich, so viel wie möglich in meinem Schneckenhäuschen ruhig halten. Ich werde also wenig oder keine Feinde in Weimar haben, und in Frieden und Unschuld dahin leben, so lang es Gott gefällt. Aendern sich einmal die Umstände, so wollen wir, um Ruhe zu bekommen, uns weder nach Berlin noch in eine Windmühle setzen, sondern uns irgendwo, so nah bei unserm Gleim, gerade so ein kleines suetonisches tranquilles Gütchen kaufen, wie es einem Danischmende nützt und frommt, — so weit von Sultanen und Bonzen als immer möglich ist. — — In einer kleinen Stadt oder auf dem Lande, nicht weit von einer kleinen Stadt, kann ein Mittelding von Sokrates und Horaz, wie ich bin, wohlfeiler glücklich seyn."

Hundert Andere in Wielands Lage würden voll banger Besorgnisse gewesen seyn, denn so manches stand bevor, wovon er die Folgen nicht absehen konnte. Karl August, vom Kaiser Joseph für volljährig erklärt, sollte an seinem dießjährigen neunzehnten Geburtstage die Regierung antreten, und diesem Regierungsantritt seine Vermählung mit einer Prinzessin folgen, über deren Gesinnungen gegen sich Wieland nichts weniger als gewiß war. An seine Freundin hatte er deshalb geschrieben:

„Mich freut, liebste Sophie, daß Sie einen Brief von der Prinzessin Louise bekommen haben, der Ihnen Vergnügen macht. Jacobi giebt mir durch das, was er von ihr sagt, einige Hoffnung, denn von den Eindrücken, die man ihr wider mich gegeben hat, kann ich mir wenig Gutes versprechen. Ich habe aber auch meine Parthie schon genommen: die Hofluft ist mir immer zuwider gewesen, und je seltner ich künftig genöthigt seyn werde, sie zu athmen, desto glücklicher werde ich seyn.“ Als die Zeit der Veränderungen immer näher heran rückte, schrieb er seiner Freundin: „Die bevorstehenden Auftritte — so unbedeutend sie für die übrige Welt sind oder scheinen, denn Gott allein weiß was ist — sind für uns Weimaraner von so großer Wichtigkeit, daß jetzt, wie Sie leicht denken können, alles bei uns in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, schwebt. Der ruhigste unter allen nennt sich Wieland, weil er für sich selbst nichts verlangt, mit allem zufrieden ist, und übrigens voll guter Hoffnung und Zuversicht.“ Für den Augenblick schätzte er sich dadurch sehr glücklich, daß er keinen Kummer über seine Gattin nöthig hatte. Sie selbst, schreibt er, hat auch in den unruhigsten Tagen nicht einen Augenblick Kummer, denn, zum Glück für sie und mich, — sie hat keine poetische Phantasie.“

So war er denn darauf gefaßt, unter allen Umständen, wie sie auch kommen möchten, seine Weisheit zu bewähren: allein gegen alles sein Erwarten fügten die Umstände sich so, daß auch sein Charakter eine entscheidende Prüfung bestehen sollte. Der junge Herzog hatte zu Göthe so große Neigung und Vertrauen gefaßt, daß er ihn aufforderte, eine Staatsbedienung in Weimar anzunehmen; und Göthe, von gleichem Gefühl für den Herzog durchdrungen, nahm sie an, und sollte nun zu eben der Zeit in Weimar auftreten, in welcher Wieland von dem Hofe abtrat.

Am 7. September 1775 hatte Karl August die Regierung angetreten; am fünften October war seine Vermählung gefeiert worden, am 7. Nov. traf Göthe in Weimar ein.

Anhang.

Wieland über Götz von Berlichingen.

Es ist augenscheinlich, daß Göthe in dem Augenblick, da er den Entschluß faßte, aus Götzens von ihm selbst beschriebener Geschichte ein Schauspiel zu machen, sich vorsetzte, alle Regeln des Aristoteles, als Fesseln, mit denen sein noch ungebändigter Genie sich nicht schleppen wollte, von sich zu werfen. Es kann also zu nichts helfen, ihm die Uebertretung dieser Regeln zum Vorwurf zu machen, oder ihm zu zeigen, was für Nachtheile aus dieser Empörung gegen jenen alten Gesetzgeber der Dichter entstehen mußten. Unfehlbar wußte der Verfasser dieß alles so gut als wir; aber er wollte nun einmal allen dreien Einheiten auf den Kopf treten, und er glaubte so viel dadurch zu gewinnen, oder gewann vielmehr wirklich so viel dadurch, daß er sich das, was er dabei verlor, nicht anfechten ließ. Vermuthlich wird die Zeit kommen, da er, durch tiefere Betrachtung über die menschliche Seele auf die Ueberzeugung geleitet werden wird, daß Aristoteles am Ende doch recht habe, daß seine Regeln sich vielmehr auf Gesetze der Natur, als auf Willkühr, Konvenienz und Beispiele gründen, und, mit einem Worte, daß sich ein sehr tiefer Grund angeben läßt, warum ein Schauspiel — kein Guckkasten seyn soll.

Die beste Antwort auf alles, was man ihm wegen Nichtbeobachtung der Einheiten vorgeworfen hat, ist, daß er blos ein Drama zum Lesen schreiben wollte. Aber werden nicht Shakespears regelloseste Stücke noch immer in London aufgeführt? — Ich könnte hierauf antworten, daß Garrick selbst, der größte Verehrer, den Shakespear vielleicht jemals gehabt hat, gleichwohl für gut befunden, einigen der vorzüglichsten Stücke seines Lieblings eine weniger wilde Gestalt zu geben. Aber es bedarf dieser Antwort nicht. Die Engländer haben alle mögliche Ursache, auf ihren Shakespear stolz zu seyn, und seine besten Stücke mit allen ihren Fehlern, Absurditäten, und Barbarismen, den regelmäßigsten Stücken der Franzosen und ihrer eignen neuen Dichter vorzuziehen. Indessen gestehen alle Kenner und Leute von Geschmack in England, daß ein Shakespear, der in unsern Tagen mit gleichen Talenten regelmäßige Stücke schriebe, wohl daran thun würde; und daß alle Vortheile, welche man durch Verletzung solcher Kunstgesetze, die sich auf die Natur selbst gründen, erhält, nicht verhindern können, daß Fehler nicht Fehler, und Ungereimtheiten nicht Ungereimtheiten seyn sollten.

Sobald ich ein Drama für die Schaubühne schreibe, wird alles, was die Illusion hindert, zum Fehler. Schreib' ich blos für Leser, so ist die Rede nicht von Illusion; dann ist dem Poeten, eben so wohl, als dem Geschichtschreiber erlaubt, seine Leser von einer Handlung zu einer andern gleichzeitigen, oder von einem Orte zum andern fortzuführen, und mit gleicher Leichtigkeit Monate und Jahre, oder Gebirge und Meere zu überspringen. Dann ist es blos darum zu thun, die Leser durch die Wahrheit und Kraft sei-

ner Gemälde zu begeistern, und dann hängt es blos von ihm ab, wieviel solcher Gemälde er neben einander oder in einer zusammengeordneten Folge vor unsern Augen vorbeiführen, und welche davon er völlig ausmalen, welche blos skizziren, welche nur gleichsam mit Einem einzigen Zug, wie einen Gedanken aufs Papier werfen will. Vergebens sagt man von einem solchen Dichter: „Der Reichthum eurer Materien und eure erzwungene Kürze ist euch hinderlich gewesen, hat euch genöthigt, Handlungen nur leicht zu berühren, die ihr zu den interessantesten Scenen hättet ausmahlen können.“ Dieß wollt' ich aber nicht, antwortet der Dichter; und daran müssen wir uns denn wol ersättigen.

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: Warum er sein Drama gerade in fünf Akte getheilt habe? Wenigstens nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Akte machen können. Die Chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre; möchte sie doch dreihundert und fünf und sechzig Akte haben!

Die Recension sagt: „Der Leser findet höchst unwahrscheinlich, daß ein Mann, wie Weislingen, der ihm nur als ein Hofmann, nicht als ein durchaus verdorbner Bösewicht gezeigt worden, daß ein solcher Mann so leicht Tugend, Rechtschaffenheit und sich selbst einer jähling entstehenden Leidenschaft auf-

opfert, — gegen welche der Leser ihn durch die Freundschaft gegen Götzen und die Liebe gegen Maria genug gesichert glaubt.“ Wenn der Leser dieß glaubt so hat er den Höfling Weislingen nicht recht ins Auge gefaßt, oder kennt die Menschen nicht genug. Weislingens Charakter scheint mir eins von den großen Meisterstücken unsers Dichters zu seyn. Gerade so wie ich ihn gleich in den ersten Scenen, wo er auftritt, kennen lerne, ist er der Mann, dem ich alles zutraue, was er im ganzen Stücke thut. Kein durchaus verdorbener Bösewicht; nichts weniger; nur ein weicher, wollüstiger schwacher Mensch, eine Seele ohne Nerven; gut bei den Guten aus Neigung; verkehrt bei den Verkehrten aus Schwäche; gefühlvoll wie alle Wollüstlinge, aber unfähig, Widerstand zu thun, wenn ihn ein Fürst, der ihn anlächelt, oder eine schöne, glattzüngige Schlange wie Adelheit, zum Bösen versucht. Das übrige, was ihn auszeichnet, ist blos Versteinerung dieser Naturanlage — Weltkenntniß, Hofsprache, Geschmeidigkeit; und alles zusammen macht eines von diesen gewöhnlichen Mitteldingen aus, die alles sind, wozu man sie macht; selten Böses thun, als Andern zu gefallen; gerne edel und bieder wären, wenn die Tugend keine Opfer verlangte; in einem Anstoß von Weichherzigkeit die besten Vorsätze fassen, und etliche Wochen später, in der Trunkenheit einer bethörenden Leidenschaft, sich zu Werkzeugen der ärgsten Bubenstücke machen lassen. — Dieß ist Weislingen; und o! wie wimmelt es in der Welt von solchen Zwittern! daß ein solcher Mann auf Götzens Schlosse, in Götzens, Elisabeths und Marias Gesellschaft, die besten Hoffnungen von sich giebt, zumal da sich die Tugend dem weichlichen Menschen in Gestalt der jun-

gen vollblühenden Maria zeigt, wundert mich eben so wenig, als daß er zu Bamberg bei lockenden Zureden eines Fürsten, dessen Günstling er war, sich seine guten Vorsätze wieder gereuen läßt, den verführerischen Reizen einer Adelheit unterliegt, und der Hoffnung ihres Besitzes alles aufopfert. — Ich mag alle diese Scenen so oft wiederlesen, als ich will, mir fällt nicht ein zu wünschen, daß der Dichter uns „rührende Auftritte vom innerlichen Kampfe der Liebe zu Adelheit mit Tugend und Ehre“ in dem schaalen Herzen dieses Höflings hätte geben sollen. Dann hätte Weislingen ein anderer Mann seyn müssen; bei diesem verlohnte sich's der Mühe nicht. Solche Kämpfe sind nur interessant, wenn sie in der Seele eines Mannes vorgehen, der wirklich ein Mann von Ehre, und dessen Seele bisher unbefleckt gewesen ist.

In dem Vorwurfe, daß unser shakespearisirender Dichter viele höchstinteressante Situazionen, sonderlich in den letzten Akten, nicht benutzt, hingegen in den ersten sehr entbehrliche, wiewohl an sich sehr interessante Scenen angebracht habe, — scheint aus der Acht gelassen, daß unser Dichter kein regelmäßiges Drama schreiben wollte, und daß er allem Ansehen nach, zu seinem Schauspiel eben so wenig einen nach Diderots Vorschrift verfaßten Plan, gemacht hat, als Ariost zu seinem Orlando einen Plan nach dem Muster Homers und den Regeln des Aristoteles. Bei seiner Weise gewann er, was er auf einer Seite verlor, auf der andern wieder, und hatte noch das Verdienst, neu und sonderbar zu seyn, oben drein. Ich, meines Orts, gäbe weder den ehrlichen Bruder Martin — zumal da wir durch ihn Götzen gleich anfangs von seiner schönsten Seite kennen lernen, und diese Scene, die in den beiden ersten angefangene

Exposizion, auf eine von dem gemeinen Zuschnitt der Exposizionen so meisterlich abgehende Weise, fortsetzt, — noch die Scenen zwischen Maria, Karl und Elisabeth, durch die wir die beiden Frauen auf einmal so gut kennen lernen, als ob wir sie gemacht hätten, — ich gäbe, sage ich, keine von diesen Scenen um die beste von denen, welche der Poet hätte machen können und sollen, wenn er gewollt, d. i. wenn er nach einem künstlich angelegten theatralischen Plane gearbeitet hätte.

„Die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen?“ Nichts vom Worte geglückt zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles, und das Glück gewiß nichts gethan haben, — so däucht mich, der größte Meister in weiblichen Charakter-Gemälden, Shakespear selbst, sey nirgends größer in dieser Art von Malerei als unser Dichter in seinen Gemälden von Maria, Elisabeth und Adelheit. Der Verfasser der Recension sagt das Gegentheil in den stärksten Ausdrücken. „Elisabeth, Götzens Gemahlin, zeigt sich niemals als eine würdige Gemahlin dieses unglücklichen Helden. Der männliche Muth, den der Verfasser zum Hauptzug ihres Charakters gemacht hat, ist in beleidigende, fast möchten wir sagen, dumme Unempfindlichkeit ausgeartet u. s. w.“ Es ist wahr, Elisabeth ist keine Schwätzerin; erscheint durchaus als eine ehrliche wenig verfeinerte Hausfrau aus einer Zeit, wo die Frau eines Landedelmanns, gleich dem guten Weibe Salomo's, vor Tag aufstand, ihr Haus besorgte, ihre Küche selbst bestellte u. s. w. Aber so wie sie ist, welcher Mann sollte sich keine Frau wie Elisabeth wünschen? mir hat in dem ganzen Stücke

nur eine Stelle das Herz umgekehrt, und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt, — und diese ist in der Scene zu Jarthausen, wo Götz, da es nun mit ihm auf's äußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sikingen nöthigt, sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabener Einfalt, wahre ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! — Maria und Sikingen haben sich nun endlich aus Götzens Armen gerissen. Ich trieb sie, sagt Götz, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir. „Bis in den Tod" antwortet Elisabeth. — Dieß einzige Wort, in der Situazion, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlich mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeklamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dieß einzige, „bis in den Tod" so schön und groß, als alle Alcesten, Pantheen, Porcien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. Auch fühlt es Götz, was ein solches Weib werth ist. Wen Gott lieb hat, sagt er, dem gebe er so eine Frau! — Und Elisabeth sollte sich niemals als eine würdige Gemahlin unsers Helden zeigen? — Wahrlich, die Aristarche schlummern zuweilen auch so gut als die Homere!

Was unser Aristarch an Marien ausseßt, sagt weder mehr noch weniger, als — daß der Dichter keine phantasirte Heldin, sondern ein sanftes weibliches Geschöpf schildern wollte, nicht nach einem Modell aus der Welt der Ideen, sondern nach der Natur, mit allen den liebenswürdigen Schwachheiten, wodurch sie dieses Geschlecht für das unsrige so interessant gemacht hat, und mit allen Nuancen der

Sitten und der Religion des rohen Zeitalters, woraus er sein Sujet genommen hat.

Doch genug zur Apologie eines Werkes, das so stark für sich selbst spricht.

Die Shakespearsche Manier, in welcher der Dichter gearbeitet hat, bracht' es mit sich, auch Personen von den niedrigsten Klassen aufzuführen, und diese mußten nun wol freilich ihre eigne Sprache reden. Tausend schwere Noth, schert euch naus — Peter, das ist ein gefunden Fressen, und dergleichen elegantiae der teutschen Sprache haben also im Munde der Personen, welche der Dichter so sprechen läßt, nichts sehr anstößiges. Die Scheiß-Kerle im Munde des Herrn Hauptmanns der Reichs-Exekuzions-Truppen möchten weniger zu rechtfertigen seyn, aber noch weniger konnten die ausgearteten Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts das Große und Herrische in dem Ausdruck Götzens fühlen: „sag deinem Hauptmann: vor Ihro Kaiserl. Majestät hab ich wie immer, schuldigen Respekt. Er aber, sags ihm, er kann mich im Arsch lecken.“ Auch hat der Autor selbst oder der Korrector wenigstens, in einer neuen Ausgabe für gut befunden, die Stärke dieses altteutschen Kompliments in etwas zu mildern, und sich begnügt an den Worten: er kann mich, — das, was der Hauptmann thun könnte, durch einen Gedankenstrich der Scharfsinnigkeit des Lesers anheim zu stellen.

Ich spreche nicht gern von den Fehlern eines vortrefflichen Werks, zumal wo die Absicht zu bessern nicht stattfinden kann; aber, da doch schon manches an Herrn Göthens Götz getadelt worden; so wäre es ein wenig wunderlich, wenn man von dem, was vielleicht der größte und augenscheinlichste Fehler in

seinem Stücke ist, nichts sagte — ich meine von der ziemlich häufigen Vermengung der Sprache aus den Zeiten Maximilians I. mit der von Joseph II., welche desto auffallender ist, da der Verfasser affektirt hat, Götzen selbst meistens eben so reden zu lassen, wie er in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensgeschichte spricht. Ich verstehe hier unter Sprache nicht blos Deklinazion, Wortfügung und Redensarten, sondern auch Ausdrücke und Wendungen, welche eine gewisse Verfeinerung voraussetzen, wovon man zu Götzens Zeiten in Teutschland noch gar keinen Begriff hatte. Von dieser Art ist z. E: Meine Rechte, obgleich im Kriege unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe nicht unempfindlich. — (S. 14 der neuen Ausgabe.)

Es wäre leicht, eine Menge solcher Stellen auszuzeichnen, die mit der naiven aber ungeschliffenen und von unsrer heutigen himmelweit abgehenden Sprache, welche Götz von Berlichingen selbst in seiner Lebensbeschreibung spricht, den seltsamsten Kontrast macht. Es ist freilich, außer unserm Dichter, noch keinem in Europa eingefallen, daß ein dramatischer Autor, der seine Personen aus dem dreizehnten oder funfzehnten Jahrhundert nimmt, sie auch die Sprache dieser Zeiten reden lassen müsse. Aber wenn er nun ja seinem Stücke eine besondere Energie dadurch zu geben glaubte, so hätte er wenigstens alle seine Personen, jeden nach seiner Art, (denn freilich sprachen auch damals die Bischöfe und die Hofleute feiner als Bauern, Zigeuner und der Wirth in der Herberge zu Schwarzenberg) sich durchgängig so ausdrücken lassen sollen, wie man unter Kaiser Maxen zu reden pflegte. —

Sechstes Buch.

I.

Göthe in Weimar, — unmöglich konnte dieß ohne Folgen für Wieland bleiben; um so weniger, da Göthe nicht lange allein blieb. Schon unterm 12. December 1775 fragte dieser bei Herder an, ob er die Stelle als General-Superintendent in Weimar annehmen wolle, und Herder, eben damals in verdrießlichen Unterhandlungen mit Göttingen, antwortete freudig: Ja! Am zweiten October 1776 traf er in Weimar ein. Noch früher als er, hatte sich von Göthe's Gesellschaft Lenz daselbst eingefunden, und später kam auch auf eine Zeitlang Klinger, damals Theaterdichter bei der Seylerischen Gesellschaft, dahin. Man könnte wol auf den Verdacht gerathen, daß dieß für Wieland wenig Gutes bedeutet habe; allein es kam alles weit besser, als Wieland vielleicht selbst gehofft hatte. Die Art, wie sich die neuen Verhältnisse für ihn gestalteten, gereicht allen zur Ehre, — so wie ihm selbst.

Bei der jungen hochsinnigen Herzogin fand er eine huldreiche Aufnahme; der edelmüthige Her-

zog bewieß ihm Dankbarkeit und Anerkennung dadurch, daß er ihm den Genuß des bisher bezogenen Gehaltes auf Lebenszeit zusicherte; und die Herzogin Mutter beharrte unveränderlich in ihren Gesinnungen gegen ihn. Nichts desto weniger würde ein Mensch von kleiner, neidischer Seele sich unter allen diesen Umständen höchst unglücklich gefühlt, und wer weiß in welche Ränke sich eingelassen haben, wenn er seinen Beleidiger als Liebling und Vertrauten eines Fürsten gesehen hätte, dem er selbst sonst näher stand, und einen andern, den er sich abgeneigt glaubte, wie Herdern, vom Hofe, den Großen und dem Volke mit einem Beifalle beehrt, der, nach dessen eignem Geständniß, bis ins Ueberspannte ging. Wielands Seele war dieß alles fremd. Man höre, wie er sich äußerte und handelte. Er schrieb:

Den 16. Nov. 1775 an Meusel. Göthe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das größte Genie, und der beste liebenswertheste Mensch, den ich kenne.

Den 10. Nov. an Jacobi. Dienstags, den 7. d. M., Morgens um fünf Uhr ist Göthe in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich Dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herr-

lichen Jünglings zu Tische saß. Alles was ich Ihnen (nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging) jetzt von der Sache sagen kann, ist dieß: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe, wie ein Thautropfe von der Morgensonne.

Im Januar 1677. An Frau v. Laroche. Drei wonnigliche Tage, die ersten in diesem Jahre, haben wir zu Staden bei der Frau v. * und meiner Julie gelebt. Göthe war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, daß wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden. So geht's nun unserm jungen Herzog auch, Göthe ist sein Alles; und folglich werdet ihr sein Angesicht so bald nicht wieder zu sehen bekommen. *)

An Zimmermann. Ich lebe nun 9 Wochen mit Göthen, und lebe, seit unsre Seelen-Vereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Es ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Dieß sag' ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit eben so innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schreibe. Möcht' ichs der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebens-

*) Vgl. das Gedicht an Psyche von dem Zauberer Bd. 49. S. 231.

würdigsten Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, — der ganzen schönen gefühlvollen reinen Menschheit sah. Außer mir kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an.

Im Februar. An Andreä. *) Sagen Sie unserm Zimmermann, daß ich von dem Tage der Regierung meines lieben Karl Augusts an, mein mir selbst und meinen Freunden so oft gegebenes Wort erfüllt, und mich vom Hofe gänzlich in mein Schneckenhäuschen zurückgezogen habe. Und wiewol Göthe, des Herzogs Günstling, Freund, und Alles in Allem, auch mein ganz inniger Freund ist, so nehme ich doch nicht einmal indirekt nur den mindesten Antheil an irgend etwas, das unsern Hof, unser Gouvernement, oder den Herzog persönlich betrifft; also daß weder Gutes noch Böses jemals auf meine Rechnung kommen kann noch soll. Deus nobis haec otia fecit.

An Gleim. Von Göthe schreib' ich Ihnen nichts. Komm und siehe! genug, daß ich nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne

*) Stand in Verbindung mit der Seylerischen Theatergesellschaft.

als ihn — so wild und sieben[s]eltsam der holde Unhold auch zuweilen ist, oder scheint.

Von Herder hatte Wieland schon seit längerer Zeit große Erwartungen gehegt, wenn gleich seine Manier ihn nicht angesprochen hatte; seitdem er aber dessen älteste Urkunde gelesen, und — wie er sagte, empfunden, meditirt und verstanden — hatte, erklärte er, daß Herder keinen wärmeren Bewunderer in der Welt haben könne, als ihn. Zwar wünschte er, gerade darum, daß auch dieses Buch ein wenig anders geschrieben seyn möchte, denn ein solches Prophetenwerk müsse wol etwas nach dem Uralterthum schmecken, und etwas heiliges ägyptisches Dunkel darüber gebreitet seyn, nur zu viel tauge nichts; allein er fügte hinzu: „Sollte Freund Herder sich mit Gott entschließen, zu schreiben, wie seit 4000 Jahren alle andere ehrliche Leute auf diesem Erdenrund geschrieben haben und auch sonder Zweifel künftig schreiben werden, so kann es nicht fehlen, alle Welt wird ihn für einen der ersten Geister unserer Zeit erkennen und anbeten.“

Wieland freute sich daher auch auf Herder, und war weit entfernt, auf der Seite derer zu stehen, die dessen Berufung Hindernisse entgegen stellten.

Bei der Nachricht, daß Herder die angetragene Stelle in Weimar angenommen, schrieb

Wieland an Gleim: Denkt doch, was Karl August aus Weimar macht! und machen wird!

Nach Herders Ankunft schrieb er: „Meine ganze Seele ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich; ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dieß — daß sein Geist zu groß ist, — ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Göthe, — der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, — außer Göthe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige an Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst fühle, wie wenig ich ihm seyn kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr, als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich; aber wie unzulänglich ist das für einen so tiefdenkenden, allumfassenden, mächtigen Genius? Bei allem dem ist jetzt mein Haus eine Art von Ressource für ihn und den Engel, sein Weib. Alles, was in meiner Familie athmet, ist von Herder und Herderin eingenommen. Die Bewohner von Weimar waren gegen ihn präoccupirt. Trotz dem hat er gleich durch seine erste Predigt großen Eindruck gemacht und ut ajunt alle Herzen gewonnen. Er predigt wie noch niemand gepredigt hat, so wahr, so simpel, so faßlich, und

doch alles so tief gedacht, so rein gefühlt, so schwer an Inhalt! Und was das Wunderbarste ist, so reinen Menschensinn, so lautere Wahrheit, und doch alles so orthodox, so himmelweit von dem Begriffe und der Lehrart unserer Mode-Theologen unterschieden."

Ueber das Verhältniß Wielands aber zu Herder — welches andern Zeugnisses bedarf es nach dem von Herders, seiner würdigen Gattin selbst? Diese schreibt: „Wielands zarte gutmüthige Seele schloß sich an Herder an, er ehrte und liebte ihn hoch, und unsere Familien verbanden sich immer herzlicher. Wenn auch in Wielands und Herders Freundschaft zuweilen Mißverständnisse und Mißklänge kamen, so löseten sie sich doch immer wieder. Sie achteten und ehrten Jeder des Andern eigenthümlichen Genius und Werth ohne Neid, obwohl sie über viele Dinge sehr verschieden dachten, und eigentlich doch nie innig sympathisirten: hervorragend gute Naturen erkennen auch bei jedem Wechsel, daß sie in einer höhern geistigen Klasse zusammen gehören. Wieland erzeigte bei vielen Anlässen, wo wir seine Freundschaft ansprachen, thätige Dienste; unter anderm durch Darlehn: denn die Einrichtung an diesem neuen Ort, ohne eigenes Vermögen, erschwerte uns die ersten Jahre recht peinlich."

Fortwährend gab Wieland auch Beweise seiner hohen Achtung und seiner Liebe. Als er mit dem Jahre 1776 anfing, zu jedem Monatshefte des Merkur ein in Kupfer gestochenes Bildniß eines merkwürdigen Mannes aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu liefern, wählte er den, mit dem Dichter Fischart öfters verwechselten, frankfurter Rechtsgelehrten Joh. Fichard aus keinem andern Grunde, als weil er den Frankfurtern, um Göthes willen, gern Ehre anthun wollte, und wurde sehr verdrießlich, daß gerade dieser Kopf dem Kupferstecher nicht so gelungen war, als er gewünscht und gehofft hatte.

Am 22. Merz 1776 schrieb er an Gleim: „Liebster Gleim, lassen Sie sich's nicht leid seyn, daß das kleine Märzen-Kindchen, womit uns meine Frau gestern um 6 Uhr Morgens beschenkt hat, — nur ein Mädchen ist. (Dieß nur, liebe Gleminde, kommt nicht auf meine Rechnung, es ist blos nach gemeiner menschlicher Weise gesprochen; denn ich meines Orts bin von der Fürtrefflichkeit Ihres Geschlechts völlig und innigst überzeugt. Was ist, das ist, und was ist, ist recht. Meine vier Mädchen machen mich glücklich, sind die Freude meines Lebens, und ich gäbe sie nicht für die vier besten Buben in der Christenheit. Warum sollte ich von der fünften nicht auch das Beste hoffen? —

Der Engel, ihre Mutter, befindet sich so wohl, als es die Natur der Sache nur immer gestattet.) — Wir haben uns, bester Freund und Bruder, des Rechts bedient, das Sie uns vor einem Jahre gegeben haben, und Sie, wiewol abwesend, aber uns im Geiste gegenwärtig, zum Pathen des holden kleinen Geschöpfs ernannt, in Hoffnung, daß es Ihnen angenehm seyn würde, diese geistliche Paternität mit unserm Göthe zu theilen, der Sie liebt und ehrt, und sich eine Freude daraus macht, Sie bald persönlich bei uns kennen zu lernen."

Von nun an hatte Wieland keine weiteren Plane mehr für die Zukunft. Kurz darauf kaufte er und Göthe, zu gleicher Zeit, jeder einen Garten vor der Stadt, und wurden dadurch förmlich Bürger von Weimar. „Seitdem, schreibt er — hat meine ganze Existenz eine andere Wendung bekommen. Diese sechs Wochen her habe ich eine Menge mit alle den Veränderungen zu thun gehabt, die ich in meiner neuen Domaine machen lassen mußte, um Freude daran haben zu können. Du mußt Dir nichts Vornehmes, noch Kostbares vorstellen; bilde Dir ein, das es ungefähr so ein Garten gewesen ist, wie das kleine Gut, das Plinius dem Sueton kaufen will, ein Landgut war, d. i. gerade so, wie ihn ein Müßiggänger meiner Art vonnöthen hat; Bäume genug, um Schatten zu haben,

und groß genug, daß meine Mädchen sich müde darin laufen können. Seitdem die Kirschbäume zu blühen angefangen haben, bin ich nun den ganzen lieben Tag draußen, und habe es schon so weit gebracht, daß mir in meinen vier Mauern in der Stadt nirgends wohl ist, bis ich meinen Stab in der Hand habe, um hinauszugehen, und im Freien, im Grünen, unter meinen Bäumen, im Angesicht meiner eigenen kleinen Pflanzungen, zu leben und zu wallen, und den unendlichen Erdgeist einzuziehen, mit dem ich je länger, je mehr Sympathie und Verwandschaft fühle."

Ein neues regeres Leben und rüstigeres Treiben begann in Weimar, und manche Scheelsüchtige brachten damals eine Menge so abenteuerlicher Gerüchte ins Publikum, daß dieses Weimar sich bald als ein Schlaraffenland, bald als ein Tollhaus zu denken, veranlaßt wurde. Man kann aus dem, daß von dem ernsten Herder sogar gefabelt wurde, er predige in galonnirten Kleidern, mit Stiefeln und Sporen, reite nach jeder Predigt, mit einer großen Hetzpeitsche knallend, dreimal um die Kirche herum und zum Thor hinaus, aus diesem kann man schon schließen, zu welchen Märchen das freundschaftliche seltene Verhältniß eines genialen jungen Fürsten mit einem Dichter wie Göthe, Veranlassung gegeben haben möge. Natur am Hofe zu sehen,

mag freilich manchem wunderlich vorgekommen seyn, und mancher geniale Einfall reizte auch wol die Verläumdung auf, welcher, ganz gewiß nicht zu Göthes Freude, dessen Freunde mancherlei Nahrung gaben, besonders Lenz, der sich im Seltsamen gefiel. Jacobi urtheilte von ihm, daß er einen herrlichen Geist in sich habe, aber vor seinen Augen fast immer Wolken und Dünste schweben, sogar, wenn er als Dichter sehe. Wieland, der auch in ihm der eifrigen Gegner seiner Poesie vergaß, urtheilte vielleicht zu günstig von ihm, wenn er ihn einen guten Jungen nannte, — denn er war vielleicht Göthe's planmäßiger Feind, — aber gewiß ganz richtig, als er sagte: „Lenz macht alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich, und wundert sich dann darüber, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt hat.“ Daß nun auch Wieland bei jenem Geträtsch nicht leer werde ausgegangen seyn, läßt sich erwarten; das Wenigste war, daß er bei großen Bakchanalien eine Hauptperson mit gewesen sey.

Schon aus dem Vorigen geht seine fast gänzliche Zurückgezogenheit hervor; man lese nun aber noch seine ferneren Erklärungen.

Den 7. Febr. 1776 an Andreä. Ich höre, daß gewisse Leute, die aus verächtlichen Ursachen meine und Göthens Feinde sind, allerlei Kalumnien ausspreng en, und unter andern auch mich,

wegen meiner Konnexion mit Göthen, mit in das, was hier geschieht und nicht geschieht, einmischen, und zu einem, ich weiß nicht ob Acteur oder Soufleur oder Lichtputzer bei unsrer Staatskomödie machen, da ich doch, Dank sey Gott und meinem Genius, ein bloßer Zuschauer bin; bereit mit aller möglichen Bonhommie zu klatschen, wenn gut gespielt wird, und höchstens die Achseln zuckend, oder ein Paar sacre bleus zwischen den Zähnen murmelnd, wenn es dumm geht. Göthe spielt seine Rolle edel und groß und meisterhaft. Außer der Erfahrenheit, die er nicht haben kann, fehlt ihm nichts. Wenn nicht viel Gutes hier durch ihn geschieht, und viel weniger Böses als sonst geschehen wäre; so wird die Schuld gewiß nicht an ihm liegen.

Den 14. Jul. an Frau v. Laroche. Warnen muß ich Sie vor allem, was von uns und hiesigen Sachen, Personen, Verhältnissen u. s. w. in der Welt herumgetragen, geschrieben und gesprochen wird; insonderheit vor allem, was aus der unreinen Quelle, ***s Mund und Feder fließt, des schiefesten, allerschwächesten und der Natur mißlungensten Menschen, der je gewesen ist, der ewig sich selbst betrügt, ewig Heuchler ist, ohne es zu wissen, und wenn er das, was er ist, mit Bewußtseyn seiner Selbst wäre, nicht verdiente auf Gottes Boden geduldet zu werden.

Den 7. Sept. 1777 an Dieselbe. Ich wohne seit Anfang dieses Sommers (und hoffentlich für meine ganze übrige Lebenszeit) in einem großen bequemen Hause vor der Stadt, zwar nur zwanzig Schritte vom Thore, aber mit allen agrémens der Illusion als ob ich auf dem Lande lebte — in der beneidenswerthesten Freiheit und Ruhe; — lebe (außer wenn ich von Zeit zu Zeit Belvedere, Ettersburg und Tiefurt, wo unsere Herzoginnen und Prinz Konstantin, jedes eine Stunde vom andern, den Sommer zubringen, besuchen muß,) fast ganz allein mit mir selbst und den Meinigen; und wenn mir, um ganz glücklich zu seyn, noch was abgeht, so ist's, daß ich der übrigen Welt nicht so ganz vergessen darf, als ich wol gerne möchte. Hinten an meinem Hause hab' ich einen Küchengarten mit Obstbäumen, und ein paar hundert Schritte davon liegt ein größerer Garten, den ich vor anderthalb Jahren gekauft habe, und worin ich dieser schönen herbstlichen Tage, die uns die Natur noch ganz unvermuthet schenkt, froh werde.

2.

Alle Mißstimmung und alle Mißverhältnisse waren bei Wieland gehoben, vor allen das mit Jacobi, dem er schrieb: „So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Göthe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fritz Jacobi, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden ist, als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm, und das ist just noch einmal so viel. — — Wenn nun auch Fritz noch bei uns wäre! Doch es ist besser so; ich könnte euch beide zugleich nicht aushalten. Das Feuer von zwei Dämonen, wie ihr seyd, würde mich verzehren.“ Indeß befreundete er sich doch mit Göthe, Herder, Lavater, und ging sogar so weit, dieses Kleeblatt, seit er es kannte, seine Heiligen zu nennen. Zuweilen war ihm, als befinde er sich in einer neuen Welt. „Ich muß schon lange gelebt haben, schrieb er, denn es kommen mir junge Menschen vor, die den Menschen von meiner Zeit so unähnlich sehen, als wir den Leuten vor der Sündfluth; doch sind's gute Menschen, und die Welt wird nicht schlimmer dabei fahren, daß sie so sind.“ Gewiß ist's, daß Wieland jetzt zum ersten Male mit solchen in Berührung kam, die seine geistige Kraft aufregen konnten,

und es trat dadurch für ihn die Zeit einer bedeutenden Krisis ein, die ihm auch selbst gar nicht unbemerkt blieb. Diese Krisis trat kurz darauf ein, nachdem er endlich zu einer Apologie seiner früheren Schriften sich entschlossen, und in den Unterredungen mit einem Pfarrer sie gegeben hatte. An Jacobi, der diese Apologie nicht billigte, schrieb er: „Wenn dieß nur so viel sagen will: Sie ärgern sich darüber, daß ich in der Nothwendigkeit seyn konnte, diese Dialogen zu schreiben, d' accord! denken Sie aber, ich hätte sie nicht schreiben sollen, so haben Sie wahrhaftig Unrecht. Wenn mir jemals mein guter Genius etwas eingegeben hat, so war es der Gedanke, diese Dialogen zu schreiben. Die Wirkung, die sie bereits in Teutschland thun, ist erstaunlich. Alle mittelmäßige Leute, welche Zahl! — alle gute, ehrliche, wohlmeinende, nüchterne Seelen strömen nun in voller Fluth wieder auf meine Seite; die Nicodemen, die, aus Furcht vor den Juden, nur heimliche Jünger waren, gestehen's jetzt überlaut: kurz, Ich und der Pfarrer thun Zeichen und Wunder, und zehn Musarions hätten nicht die Hälfte so viel gethan, hätten im Gegentheile nur Uebel ärger gemacht. Meinen Sie, daß einem Biedermanne, der einen Merkur herausgiebt, nichts an den mittelmäßigen Leuten, an den Armen am Geiste, an den Unmündigen und

Säuglingen gelegen sey? Die Menge der Heerschaaren, Krethi und Plethi, Ohim und Zihim, die sind's, die den zeitlichen Ruhm, Ansehen und Glück eines lebenden Autors entscheiden." Man darf, dieser Äußerung wegen, nicht glauben, es sey Wielanden mit seiner Apologie nicht völliger Ernst gewesen; er hielt sie, wie von jeher, so auch jetzt, den eigentlich Gescheidten, die es wissen, wohin jedes Ding gehört und wie sie es zu nehmen haben, für unnöthig. Weder in jener Apologie selbst aber, noch in dieser Erklärung darüber behauptet er, alles durchaus so gemacht zu haben, daß er gar keine Ursache habe, sich Einiges gereuen zu lassen: und hieraus folgt von selbst, daß er auch Betrachtungen darüber angestellt haben werde, wie er fürs Künftige sich zu verhalten habe. Eben um diese Zeit war ihm von neuem nichts so verdächtig geworden, als der Enthusiasmus — dießmal auch in der Freundschaft. Kaum aber war seine alte Abneigung gegen den Enthusiasmus wieder erwacht, als er sich mit Enthusiasten von der verschiedensten Art umgeben und mit allen auf's innigste sich befreundet sah; und diejenigen, die ihm seine Abneigung gegen den Enthusiasmus zum Vorwurfe gemacht haben, mögen wenigstens bemerken, daß seine Abneigung keineswegs einen Mangel an Enthusiasmus zum Grunde hatte. Wurde er nicht selbst,

auch hier wieder, der größte Enthusiast? Ich wüßte kaum, daß Verehrung und Liebe für Göthe, Herder und Jacobi sich jemals enthusiastischer ausgesprochen hätten, als bei Wieland.

Wie hätte nun aber er, dem der Enthusiasmus für Religion und Tugend, für Liebe und Freundschaft immer nur — Reue hinterlassen hatte, wie hätte er, so bald er wieder, seiner Gewohnheit gemäß, in sich blickte und forschte, nicht gewahr werden sollen, daß er schon wieder auf dem Punkte stehe, wo sein warmes Herz mit seinem — doch wenigstens kälteren Kopfe davon zu laufen pflegte? Wie nicht merken sollen, daß er aus seiner Bahn heraus geworfen werde? Und wie nicht an die Folgen hievon denken? Er hätte so plötzlich aufhören müssen, Er selbst zu seyn, wie etwa aus einem Saulus ein Paulus ward, wenn er auf diese Betrachtungen nicht gekommen wäre, und diese ihn nicht zu der Frage geführt hätten: was sollst du nun thun? Jene Shaftesburyschen Zweigespräche hatte er von Jugend an fortgesetzt, und kam auf keinen wichtigen Punkt in seinem Leben und Wirken, ohne sich eine These zu einer solchen Disputazion aufzustellen. Dieses brachte ihn auch auf den Gedanken, für die Leser des Merkurs, anstatt der bloßen Witzspiele, der Räthsel und Logogryphen, Fragen

oder Aufgaben aus der Philosophie des Lebens vorzulegen. Die ersten, die er, im Septemberstück 1775, vorlegte, waren diese:

1) Was würden wir uns, zu den engern Verhältnissen des geselligen Lebens lieber wünschen, eine Person, die immer nach Grundsätzen und Ueberlegung spricht und handelt, oder eine, die blos nach dem Instinkt eines gesunden Menschenverstandes und eines guten Herzens lebt?

2) Kann es jemals recht seyn, oder unter welchen besondern Umständen könnt' es recht seyn, wenn Schriftsteller Nationalstolz und Verachtung eines benachbarten Volkes unter dem ihrigen zu erwecken und zu nähren suchen?

3) Kann man ein Heuchler seyn, ohne es selbst zu wissen?

4) Ist ein Mensch desto vollkommner, je mehr er Individuelles hat, oder je mehr er sich dem Ideal des Menschen nähert, d. i. je mehr er ein Mensch für alle Zeiten, Orte und Umstände ist?

Man sieht es diesen Fragen an, daß sie, durch besondere Umstände veranlaßt, Wielands eignen Geist beschäftigten, um sich mit sich selbst und in Beziehung auf Andere ins Klare zu setzen. Eben dieß war nun auch der Fall mit der Frage, die er im Jahr 1776, während seines höchsten Enthusiasmus für Göthe, vorlegte:

Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? Und, in welchen Schranken müßten sich die Anti-Platoniker und Lucianer halten, um nützlich zu seyn?

Lessing, der diese Frage, zu deren Beantwortung damals mancherlei geschrieben wurde, am scharfsinnigsten zergliedert hat, *) nannte sie eine zeitige Aufgabe, und fügte hinzu: „Eine Aufgabe der Zeit ist nicht immer eine zeitige Aufgabe. Das ist: eine Aufgabe, welche zur gegenwärtigen Zeit auf dem Tapete ist, ist nicht immer eine Aufgabe, die der gegenwärtigen Zeit besonders angemessen, und eben jetzt zur Entscheidung reif wäre. Ich wollte aber gern, daß man mehr dieses als jenes dabei denken möchte.“ Angemessen der Zeit war die Aufgabe gewiß, ob reif zur Entscheidung, möchte zweifelhafter seyn. Wenigstens geben die Stimmen jener Zeit darüber keinen sonderlichen Glauben daran. Wir dürfen sie nicht überhören, diese Stimmen, denn gerade sie geben uns den besten Aufschluß über jene Zeit und über Wie-

*) Leßings Leben von dessen Bruder Bd. 2. S. 148 — 163.

lands Verhältniß zu derselben, und über sein ganzes künftiges Wirken.

Ein Ungenannter ließ sich, im Merkur selbst, zuerst darüber vernehmen, und begann seine Antwort gleich mit der Behauptung, jene angeführten Geister hätten mehr Böses als Gutes gestiftet, und Böses am meisten für die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister selbst. „Was — so fragt er — nennen sie Enthusiasmus? Was nennen sie Schwärmerei? Schief abgezogene Regeln nicht zum Herrn des Genies hinaufsetzen; der Mutter Natur kindlich, einfältig und froh im Schoos sitzen; nicht geometrisirend im Land der Kunst reisen; nicht alle Künste durch Ein Nadelöhr zwängen; in duftenden Jasmingängen nicht über die Nasewärzchen philosophiren; nicht zum Ziele kriechen, wo's mit kühnem Flug erschwungen und umfaßt werden soll! — Schwärmerei? In verschrieenen Schwärmern nicht von α bis ω Unsinn finden; behaupten, was etwa auch einer behauptet; Christenthum nicht zum moralischen Katalogus herabwürdigen; nicht in das Bubengelächter über Wunder hineinschallen, — mehr als genug, um in der Herren nicht allzubarmherziges Gericht zu fallen. Der kaltblütige, gemessene, philosophische Gang liegt (fliegt?) auf! — Und die

lucianischen Geister — die zwischen den Büschen rufen und unter den Disteln sammeln! — — Schon aus dem bodenlosen Grund, auf dem all' die Bemühungen schweben, aus dem unsichern, quakelnden Gang, den sie nehmen, — wie viel Gutes ist da zu hoffen? — Aber was ist denn nun Enthusiasmus? Was ist Schwärmerei? Es ist an den streitenden Herren, ihren Feind zu nennen und zu zeichnen. Indeß gebe ich meine zween Pfennige zur Definizion. Enthusiasmus — wehe dem, dem keine Nerven dazu schwingen! — ist heißes Ringen und Dringen nach einem Gegenstand, der groß und hehr dem Geiste vorschwebt, alle Kräfte, alle Sinne gefangen genommen hat, — nicht ruhen, nicht stille stehen, — immer fortdringen, bis er errungen, umfaßt, in all seiner Herrlichkeit voll Wonnegenuß verschlungen ist. „Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreie meine Seele, Gott! zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue!“ Das ist Enthusiasmus! oder Grundlage zum Enthusiasmus. Aber nicht Schwärmerei. Denn Schwärmerei ist der Zauberzustand einer Menschenseele, wo sie, verirrt in unermeßlichen Himmel- und Höllenwüsten, ihre eignen unge-

heuersten Einbildungen für wirkliche Empfindungen hält; gar als feste, göttliche Offenbarungen verehret und als solche verehrt wissen will.“ Der Verfasser kommt nun auf die Frage: Was sollen nun der kaltblütigen Philosophen Bemühungen gegen Enthusiasmus? Er sagt hierüber manches Wahre und Gute: und wiewol er der Philosophie überhaupt, und insbesondere „Wolfs Philosophie, der kalten, bedächtlichen Dame,“ nicht geneigt ist, Gutes nachzusagen; so ist er doch ehrlich genug, auch zu sagen: „Immer Enthusiast seyn, ist nicht gut; und nicht gut, immer kaltblütiger Philosoph seyn. Jedes an Ort und Stelle zu seyn, das ist gut. Dieß lehrt der Kopf, jenes das Herz. Reißt nicht Eins weg, sondern zeigt mit beiden, wie sie zum großen Zweck des Lebens harmoniren. Wirft der Enthusiast immer und alle Regeln weg; er thut Unrecht.“ Weit entfernt indeß, der kaltblütigen Philosophie hiebei ihr Recht angedeihen zu lassen, verfolgt er sie von neuem mit bittern und unerwiesenen Vorwürfen, rückt aber auch sogleich seinem eigentlichen Ziele näher. Ohne daß man sähe, wie er darauf kommt, hebt er plötzlich also an: Christenthum ist — kreuzt euch!! Empfindung, die sich nicht geben, nur denken (danken) läßt. Raisonnement darüber soll aus Empfindung

ausgehen, in Empfindung zurückkehren, sonst ist's leer, öd, unfruchtbar Raisonnement. Am unrechten Ort, zu unrechter Zeit, wo's die Empfindung kältet, die reine Erfassung trübet, die feinen zitternden Saiten des inwendigen Menschen abspannt, — führts das langbeinige, hundmagre Thier Deismus ins Land: das frißt, um nichts fetter, Kohl und Rüben, und der arme Besitzer verhungert. Wie nun aus Empfindung, zumal wenn sie im Unkraut erwächst, und mit Imagination vermischt wird, allerlei Unheil entstehen kann und entstanden ist; so wird durch einen sehr raschen Sprung des Urtheils den kaltblütigen Philosophen Empfindung die große Unheilsquelle, wo sie mit Schöpfen, Dämmen und Ableiten nicht fertig werden können. — Eine Religion, wo alles auf Helle des Kopfs und aufgezählten, geradbrechten Pflichtchen herumtreibt: wovon der größte Theil der Menschheit kaum was helle kriegt, oder das ihm die tausendfachen Ringungen und Schwingungen des Lebens so bald verwölken — eine Religion ohne Gott, ohne nahen, helfenden, schützenden Freund, unter dessen Schild sich der arme Erlegene in der Noth des Lebens berge und athme — welche Religion! Und Christenthum ohne Christus, so ganz ohne den mindsten Nach-

hall seines Geistes, so ganz von der Sündfluth ihrer Todesschwäche, Naseweisheit, Herzlosigkeit und Buchstabenkritik verschlungen, eine hohle von Affen herumgekollerte Nuß, schöngefächerte Moral (und auch das Wort verliert in ihrem Munde all seine Kraft und Würde,) dazu voll heilloser Tücken und schwankender Unbestimmtheit — wer im Himmel und Erde soll denn das annehmen? wem das in seinen um und um liegenden Bedürfnissen gnug seyn? Mag's ihnen! dem größten besten Menschentheil, der unter Kopf noch Herz fühlt, dem auf gepreßte Brust saurer Schweiß tropft, ist's nicht! — Wenn der im Evangelio von Christus, dem Herrn aller Dinge, dem Adam zum geistlichen Leben, dem nahen, sichtbaren, helfenden, vertraulichen Menschengott, dem Führer durch Dorne auf hohe Pfade voll Aussicht — lieset; seine Seele frohlocket, sein Herz aufwallt in Wonne, fühlet den Balsam, von oben in die schmerzende Wunde, entgegen wallt dem himmlischen Bruder: — und da kommt ihm ein kaltblütiger Philosoph, dem Aufwallen des Herzens als brennende Nessel im Strauch gilt, und spricht von Gefahr der Schwärmerei, und in welchen aufgeklärten Zeiten (ob Gott will!) wir leben, und wie nun endlich die Lehren des so genannten Sohns Gottes —

und die Moral — und ein lucianischer Geist fährt mit Henkersgeissel über Christusgläubige her und flicht Krone von Dornen — was kann da werden? Ihr wollt den Gewissen Freiheit geben, und Niemand hat noch die Gewissen ärger verwirrt, Niemand so viel blutende Herzen abgeschlachtet! Ihr ritzet in den innersten Eingeweiden der Menschheit, löset Sehnen und Adern, jocht den Armen, der in eure Hände fällt, in sibirische Wüsten, und stopft wie die Philister alle Brunnen im Land." — — „Die ganze Sache, wie sie noch im Publikum steht — wär' doch die Perle nie vor die Schweine geworfen worden! — ist Sache der Untersuchung, logisch-exegetischer, philosophisch-menschlicher Untersuchung. Hat je in aller Welt ein Schwärmer zur Untersuchung gerufen? Das sind die Grundsätze der Herren! das ihre konsequenten Bemühungen! Und wie sie bis hieher untersucht haben, wird ihnen Schande seyn bis ans Ende der Tage. Wer von der Leerheit, Geistlosigkeit, Krümmen und Weibereien unsrer philosophischen Theologen noch nicht Begriff hat, lese was von Berlin, Zürch, Bremen, und woher nicht? zur Prüfung und Verspottung geschrieben worden, und er wird erstaunen. Sind allzumal dahingegeben in verkehrtem Sinn, Lästerung zu reden." — —

„Einer der dekarirtesten Gegner der Glaubens- und Gebetskraft gestand mir: Die Verheißungen seyen wirklich allgemein, aus der Bibel lasse sich da nicht entgegen reden. Aber — über so viel Biblisches seyen wir mit Semlers, Tellers, Eberhards, und der Bibliothekare in Berlin ewigem Oellämpchen hinweg, warum nicht auch —? Ich gab dem Mann die Hand. Wollte Gott! sie wären alle so ehrlich, dann wär des Zankens ein End. Denn zum Gezänk ists fast gediehen. Das unbrüderliche Stürmen, die erbärmlichen Ausfälle erbittern: und in der Hitze läuft wie viel Menschliches mit unter.“ *)

„Der Schaden also, den die Bemühungen der kaltblütigen Philosophen stiften — doch was braucht's Wiederholung! Schädlicher als die kaltblütigen Philosophen sind ihre Spür- und Jagdhunde, die Lucianischen Geister. Wär's Lucians Geist! Aber ein Gespenst mit klappernden Zähnen und in der Moderhand die Pritsche. Das Bündelchen Witz, den ihnen im Zorne der Himmel gegeben, in Schlamm gewälzt, mißbrauchen sie zur Schande der Menschheit,

*) Das sehen wir an Ihnen, lieber Herr!
W.

zur Kränkung edler Seelen, zur Bestürmung der Religion, die sie heißen Fanatisme, zur Aergerniß jedes Rechtschaffnen, zur Verwirrung des Volks, und zur Schande ihrer selbst. Auch ohne Gebrauch und Mißbrauch ist ihr Gebäude das leichteste, lockerste, windigste, das je ein Thor der Thoren auf Sand gebaut hat: ihr Lämpchen das leerste, erlöschendste, mit dem je eine thörichte Jungfer entschlafen ist. Ich erinnere mich hier drei allerneustberühmter Lucianischer Geister und ihrer Bemühungen, die sich Kürze und Wahrheit halber unter Einen Titel bringen ließen — Nachhelf eines V—ivs! *) In Charakterzeichnung die schielendste Einseitigkeit und Verdämmerung; determinirte aufspringende Bosheit und Neidsucht: für Witz die fadesten, abgedroschensten Schwänke, wie sie je in Schusterherbergen herum geboten werden. In philosophischen Untersuchungen die erbärmlichste Abgeschlapptheit, Schwindelwanken eines Berauschten, Leerheit, Unverstand, Uebersprung, neidischer Rückblick — nervenlose Dünnleibigkeit. — Im Roman, dessen hoher Zweck erst in einer Recen-

*) Warum nicht herausgesagt, Vomitivs? W.

sion hat angegeben werden müssen, weil ihn sonst Niemand geahndet hätte, — keine einzige gut angelegte, wohlausgeführte Scene; nicht zween leidlich gezeichnete, unterhaltene Charakter — eine flache französische Landstraße, auf der man vor langer Weile erliegt. Und gar philosophisch-theologischer Begriff und Angriff — wie ungedacht, wie leer, wie stolpernd, wie schielend — wie ganz ohne Menschen- und Sektenkenntniß — das ganze Buch — Charfreitagsbuch für Kapuziner!" — — „Was haben dergleichen Bemühungen schon geschadet! Helfen noch ganz alle Augen verblenden, alle Nerven zerreißen! Machen das Feld unsrer teutschen Litteratur, auf dem schon lange Verlegergeitz pflügt, noch ganz zum Stoppelacker, worauf stinkender Wind trifft, und lau Wasser fault; verbreiten ägyptische Finsterniß und Frösche und Läuse — bittern manchem trefflichen Manne seinen Tag, erschweren ihm seinen Abend: hindern die edelsten Bemühungen zu Festnung der Wahrheit und Menschenfreude; zeugen der Religion Verachtung und Ekel, und stutzen für schmale Nachbeter das entkräftete Gerippe Deismus zu Gott und — Tod. Sind denn nicht Krümmen, Falten, Narrheiten, Capricen, Manieren gnug in ihrer eignen Verwandtschaft

und Freundschaft? Was nahen sich herzlose Spötter ins Heiligthum leidender Menschheit!" — — —

„Mehr Böses, als Gutes, ergiebt sich, wird durch die Bemühungen der kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister, gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, gestiftet. — — Oder auch mehr Gutes als Böses, wenn ihr wollt! — Mehr Gutes — daß sie, widerstehend dem, was sie schädlichen Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, ohne Wissen und Willen das Christusleere Christenthum verdrängen; Unvorsichtige behutsam machen; Christen in Geduld und Feindesliebe üben *); schlafende Kräfte aufwecken; — und durch Krümme und Erschlaffung und Bosheit und Parteisucht und Einseitigkeit und Trockne und Fadheit, vor alle dem warnen. Kraft hebt sich durch Widerstand, neben Finsterniß scheints Licht heller, und dem mans Ziel entreißen will, hälts um so fester. **) Religion, Vernunft und Tugend

*) Hiezu hat Wieland — keine Anmerkung gemacht.

**) Zu Teutsch: scheint das Licht u. s. w., der, dem man das Ziel entreißen will, der hält es u. s. w. Scheints Licht ist unteutsch, und

müssen durch die tollesten Angriffe ihrer Gegner unfehlbar einmal gewinnen. — Am meisten aber schaden wol die Herren sich selbst. Ihr Herz engt sich zusammen; ihr Auge verliert Helle (?) und Einfalt, sieht nichts mehr wie es ist; ihre Kraft schrumpft ein; in ihrer Seele herrscht Dürre; sie schließen sich eine Quelle von Süßigkeit und Fülle, Glanz und Wonne, um in Mistlachen zu baden; und reiten auf Hypothesen, Unding, Abstraktionen im Abgrund des Meers."

Nach diesen Herzensergießungen kommt der Verfasser auf die zweite Frage: in welchen Schranken müßten sich die Antiplatoniker und Lucianer halten, um nützlich zu seyn? „Verlorne Arbeit, sagt er, mag's seyn, den Antiplatonikern und Lucianern zumal aus meinem engen Thale auf ihre Höhe hinauf Lehre zu geben. In ihrem Sinn allweise, sind sie dahin gegeben zu Unsinn, sie hassen alle Lehre und wollen des Herrn Furcht nicht haben, wollen keines Rathes, und lästern alle Strafe. — So sollen sie essen von den Früchten ihres Wesens und ihres Rathes satt wer-

---

giebt dem Styl nicht um den zehntausendsten Theil eines Fliegenhauchs mehr Kraft.

W.

den.“ Er giebt demnach auch seinen Rath nur „für Unparteiische und Sehende.“ *) Es ist unleugbar manches ganz Gute unter dem, was er räth; darunter aber ist nichts, womit man seine Partei nicht eben so gut schlagen kann, als er die Gegenpartei damit zu schlagen gedenkt. Nur zwei Punkte davon will ich anführen, den ersten, weil er zur Charakteristik der Zeit gehört, den zweiten, um Wielands Anmerkung willen.

1) Es wäre sehr gut, wenn sie (die Antiplatoniker) einmal in einer besondern, von ihrem ganzen Korpus approbirten, Schrift von der Mischung und dem Spiel menschlicher Kräfte handelten, und eigentlich angäben, wie diese Kräfte zum großen Zweck des Lebens, davon sie auch in einem eignen Paragraph reden sollten, ohne Un- und Uebermuth, ohne Schand und Schaden, einschlagen und gebraucht werden müssen. Insonderheit müssten sie das wahre Verhältniß und den eigentlichen Werth ihrer Regeln zu Empfindung und Genie genau bestimmen.

2) Die Lucianischen Geister müssen ein paar Jahre zur reifen und tiefen Untersu-

*) d. i., nach dem Wörterbuche des Ungenannten für die von seiner Partei, und die alles so wie Er sehen. W.

chung ihrer Anlagen, Neigungen, Kräfte, Hirns und Bluts anwenden, um eigentlich zu erfahren, ob sie zu nichts Besserm in Gottes Welt taugen, als zum Henkersgeschäft eines Satyrikers. *)

Genug nun aber von diesem Ungenannten.

Ein Anderer trat auf, und sagte: „Kann ein Philosoph so unbestimmt fragen? Mich dünkt, wenn 1) die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister wahre Philosophen und Lucianische Geister sind, wenn 2) diese Verstand genug haben, den unnatürlichen, falschen, schiefen, ungerechten Enthusiasmus vom wahren, edlen, männlichen Enthusiasmus des Patrioten, des Tugendfreundes und des Christen zu unterscheiden; wenn sie 3) selbst noch Nerven der Seele übrig behalten haben; wenn sie 4) für das, was sie wegspotten, etwas geben, das niemand wegspotten kann, und wenn sie 5) Menschenliebe und Mannheit genug haben, einen witzigen, launigen Einfall der unschuldigen Ruhe und dem Wohl ihrer schwächer organisirten Nebenmenschen aufzuopfern; so ist die Frage leicht zu entscheiden, — denn unter diesen Voraussetzungen stiften sie gewiß mehr Gutes, als Böses, und verfehlen ihre Schranken nie.“ Nach dieser allgemeinen Erklärung faßt der Ver-

*) Der kleine Mann hat, wie wir sehen, einen seltnen Begriff von der Satyre. W.

fasser blos den Gegensatz von Spott und Schwärmerei auf, ohne zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei weiter zu unterscheiden. In allen den Antitheſen aber, die er darüber aufstellt, entscheidet er sich für die Schwärmerei und gegen den Spott. Er sagt: „Der Enthusiast ist immer ein vorstechender Mensch; der Spötter meist ein gleichgültiger. Das Reich des Enthusiasten ist immer unter vorstechenden Menschen; das Reich des Spötters immer unter Gleichgültigen.“ — Gegen was denn aber gleichgültig? — „Setzt dem Enthusiasten einen guten Zweck, und er ist Ebenbild Gottes! Was wollt ihr dem Spötter für einen setzen?“ — Gäb' es denn wirklich keinen für diesen? Auch das ridendo dicere verum nicht? — „Der Spötter sieht nichts rein; der Enthusiast alles. Den macht sein Betrug immer glücklich; jenen Betrug nicht und Wahrheit nicht.“ — So wäre dann der arme Mensch sehr zu beklagen! — „Der Spötter kann Menschenkenntniß haben; der Enthusiast hat Engelsgefühl.“ — Wer kann denn aber dafür, daß die Menschenkenntniß dieses nicht immer aufkommen läßt? — „Der Spott glaubt Toleranz gegeben zu haben, und hat Gleichgültigkeit gegeben. Der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerei ist ein sanfterer Sitz, als die Gleichgültigkeit. Der Spott

macht alles (?) kleiner, die Schwärmerei alles größer; die ist näher bei der Wahrheit — (ich sehe das Warum nicht) — ist reicher, ist glücklicher. — Gott sitzt in der Mitte (von was?) und sieht alles, wie's ist."

Beiden Wortführern des Enthusiasmus und der Schwärmerei steht, ruhig prüfend, Lessing gegenüber. Er fängt mit dem Unterscheiden an. Kaltblütige Philosophen? — Nicht alle Kaltblütige sind Philosophen. Aber alle Philosophen, habe ich gedacht, wären doch kaltblütig. Denn ein warmer Philosoph — was für ein Ding! — Ein warmer philosophischer Kopf, das begreife ich wohl. Aber ein philosophischer Kopf ist noch lange nicht ein Philosoph. — — Kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister — das sollen doch wol nicht die nämlichen Wesen seyn? — Lucian war ein Spötter, und der Philosoph verachtet alle Spötterei. Philosophische Köpfe, weiß ich wohl, mochten einmal, und möchten noch gern die Spötterei zum Probirsteine der Wahrheit machen. Aber eben darum waren und sind sie auch keine Philosophen, sondern nur philosophische Köpfe. Folglich, sind kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister zwei verschiedene Klassen von Geistern; so ist auch die Aufgabe doppelt. Unmöglich kann auf diese doppelte Frage nur Eine Antwort zureichen. Denn nothwendig haben

verschiedene Geister auch ein verschiedenes Verfahren. — — —

Nachdem Lessing sich darüber erklärt hat, daß in der Aufgabe blos die Rede von dem ist, was die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister für Enthusiasmus und Schwärmerei halten, kommt er zur ersten Frage, was der Philosoph dagegen thue. „Gegen den Enthusiasmus der Darstellung thut er nicht allein nichts, sondern er pflegt ihn vielmehr auf das allersorgfältigste. — Aber gegen den Enthusiasmus der Spekulazion? in dem er sich selbst so oft befindet? — Er sucht blos zu verhüten, daß ihn dieser Enthusiasmus nicht zum Enthusiasten machen möge. — Er sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthusiasmus gehabt hat, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er sollte dieses nicht auch mit den dunkeln Empfindungen Andrer thun dürfen? — Trifft er endlich auf den doppelten Enthusiasmus, d. i. auf einen Enthusiasten der Spekulazion, welcher den Enthusiasmus der Darstellung in seiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterscheidet. Er bewundert das Eine, und prüft das Andere.“

„Und gegen die Schwärmerei? — denn beides soll doch wol nicht Eins, Schwärmerei nicht blos der übersetzte Ekelname von Enthusiasmus seyn? Unmöglich! denn es giebt Enthu-

siasten, die keine Schwärmer sind. Und es giebt Schwärmer, die nichts weniger als Enthusiasten sind; kaum, daß sie sich die Mühe nehmen, es zu scheinen. — — Die Begierde, Schwarm zu machen, ist das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers. Aus was für Absichten er ihn machen möchte, welcher Mittel er sich dazu bedient: das giebt die Klassen der Schwärmerei. Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben, — — die vielleicht wiederum nur das Mittel ist, eine andere Absicht zu erreichen: nur weil diese Schwärmer leider die zahlreichste und gefährlichste Klasse ausmachen, hat man diese vorzugsweise Schwärmer genennt. Daß manche Schwärmer aus dieser Klasse durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil sie keine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug sind die Schwärmer alle, daß sie ganz genau wissen, welche Maske sie zu jeder Zeit vornehmen müssen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrschten. Philosophischere Zeiten erfodern eine philosophischere Maske. Aber umgekleidete Maske, wir kennen euch doch wieder! Ihr seyd doch Schwärmer, weil ihr Schwarm machen wollt. Und seyd doch Schwärmer von dieser gefährlichsten Klasse; weil ihr

das Nämliche, weswegen ihr sonst eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten sucht, daß ihr kalte Untersuchung verschreiet, sie für unanwendbar für gewisse Dinge ausgebt, und sie durchaus nicht weiter getrieben wissen wollt, als ihr sie selbst treiben wallet und könnet."

„Gegen diese Schwärmerei, was thut der Philosoph? — Weil er nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einsieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun ist: so thut der Philosoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß, wenn die Schwärmerei spekulativen Enthusiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist. Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmereien zerstoben. Aber der Philosoph hatte doch keine Rücksicht auf die schwärmenden Individua, sondern ging blos seinen Weg. Ohne sich mit den Mücken herumzuschlagen, die vor ihm herschwärmen, kostet seine bloße Bewegung, sein Stillsitzen sogar nicht wenigen das Leben. —— Im Grunde ist es auch nur dieser Einfluß, welchen die Philosophen auf alle menschlichen Begebenheiten, ohne

ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher gegen ihn so sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philosophen geht, und nicht nach ihrem. — — — „O dieses verwüstenden, tödtenden, unseligen Blickes! — sagt der Enthusiast. — Da macht der kalte Mann einen kleinen lumpigen Unterschied, und dieses Unterschieds wegen soll ich alles aufgeben? Da seht ihr nun, was das Unterscheiden nutzt! Es spannt alle Nerven ab. Ich fühle mich ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte sie schon ergriffen die Wahrheit; ich war ganz im Besitz derselben: — wer will mir mein eignes Gefühl abstreiten? — Nein, ihr müßt nicht unterscheiden, nicht analysiren; ihr müßt das, was ich euch sage, so lassen, nicht wie ihr es denken könnt, sondern so wie ich es fühle; wie ich gewiß machen will, daß ihr es auch fühlen sollt, wer euch Gnade und Segen giebt.“ — — Freilich was konnte der ehrliche Mann in dem Hafen zu Athen, dessen schönen Enthusiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht ob durch eine Purganz oder durch Niesewurz verjagte, anders antworten, als: Giftmischer! — Also so, nur so beträgt sich der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei. Ist das alles nicht gut, was er thut? Was könnte denn Böses darin seyn? Und was will nun die Frage: Kann was Böses in dem seyn, was er thut?“

3.

Ja, wenn es lauter Lessinge gegeben hätte, so möchte die Frage überflüssig gewesen seyn. Wie wenig sie dies aber war, bezeugen zur Gnüge die andern Stimmen, die wir vernahmen, und aus denen wir das Streben und Gegenstreben jener Zeit erkennen. Religion und Aesthetik waren die beiden Hauptgegenstände eines lebhaften geistigen Kampfes. Nachdem die Wolfische Philosophie über die Grundsätze der Spenerschen Schule endlich gesiegt hatte, ohne daß jedoch viele Gleichgesinnte dieser auch fernerhin anzuhängen aufgehört hätten, trat eine neue Epoche für die gelehrte Theologie durch philologische und historische Kritik ein, und Erneſti und Semler waren es hauptsächlich, welche sie herbeiführten, dadurch aber zugleich eine freiere Lehrart in der Theologie, welche sowohl den strengen Anhängern dogmatischer Rechtgläubigkeit, als des immer mehr sich absondernden Pietismus, dem die mit den Halleschen Anstalten in einigem Zusammenhange stehende evangelische Brüdergemeine der Herrnhuter eine Zuflucht bot, anstößig war. Hatte man von der durch die Wolfische Philosophie eingerissenen Sucht, alles zu demonstriren, für die Glaubenslehre gefürchtet, so fürchtete man jetzt nicht weniger von der Fackel, mit welcher die Kri-

tik und Geschichte leuchteten, und in welcher die Gegner nur eine Brandfackel sahen, obgleich Luther selbst mit einer solchen Fackel vorgeleuchtet hatte! Aber Luther sollte ja die Reformation nur angefangen, nicht vollendet haben, und man ermunterte zur Vollendung dieses Werkes, eines aufgeklärten Christenthums. Freilich wohl! Aber was konnten Ernesti und Semler dafür, daß sie nicht alles so finden konnten, wie man wollte, daß sie es finden sollten? — Sie forschten, prüften, als echte Gelehrte, und es war ihre Schuld nicht, wenn schwache Seelen, für deren Schonung man so zart besorgt war, nicht ein Gleiches konnten oder wollten. Eben so wenig war dies die Schuld der engländisch-französischen Philosophie, die nun immer mehr und mehr in Teutschland die Wolfische verdrängte. Die Begründer der neuen Epoche in der gelehrten Theologie hatten auf Philosophie gar keine Rücksicht genommen, allein für immer konnte dies um so weniger ausbleiben, da mit dieser Philosophie zugleich die Resultate einer ungleich reichern Weltkunde und philosophischen Geschichte sich verbreiteten. Man hätte absichtlich die Augen schließen müssen, oder man mußte Vergleichungen anstellen. Wenn nicht Freidenker entstanden wären, so würde man Ursache haben, sich darüber zu verwundern. Was ist denn aber Denken, wenn es nicht Freidenken seyn soll? Dies wenig achtend, stempelte man den

Namen des Freidenkers, wie den des Deisten, der mit Atheist ziemlich für gleichbedeutend galt, zu Schimpfnamen. Um dies mit desto größerem Scheine des Rechtes thun zu können, machte man zwischen mehreren, von einander verschiedenen, Klassen gar keinen Unterschied. Eine Klasse machte nur eine, und ganz ruhige, Anwendung von der damaligen Philosophie auf die damalige Theologie, allerdings nicht ohne diesen oder jenen Punkt der Glaubenslehre zu bestreiten; eine zweite bestritt lebhafter, und auch nicht ohne die Waffen des Witzes, gewisse gleichsam geheiligte Folgen eines Aberglaubens, den man, nicht in den lautersten Absichten, als echten Glauben aufgestellt hatte; eine dritte Klasse, welcher die Religion überhaupt und sittliche Grundsätze wohl gleichgiltig seyn mochte, hatte nur Witz und Spott, denen nichts heilig war. Deren sogenannte Freigeisterei allein entsprang aus einer unreinen Quelle, und bewieß sich auch meist nur in einer leichtsinnigen Possenreißerei. Umhüllte sie sich mit dem Philosophen-Mantel, so gab sie ein sophistisches Gewebe anstatt gewissenhaft geprüfter Sätze, und blendete, anstatt durch Gründe zu überzeugen. Diese Klassen nun hätte man genau von einander unterscheiden sollen; allein im Eifer warf man sie eben so zusammon wie die Wolfische und die neue aus der Lockeschen hervorgegangene Philosophie, die doch nicht weniger verschieden in ihren

Grundsätzen wie in ihren Folgen waren. Die Wolfische Schule zweifelte nicht daran, eine Metaphysik dogmatisch aufstellen zu können, und die theologische Glaubenslehre hatte nur in sofern davon zu besorgen, als die Offenbarungstheorie dadurch gefährdet werden konnte; die neuere Philosophie war in Hinsicht auf Metaphysik immer skeptischer geworden, und bewirkte allerdings eine größere Gleichgiltigkeit gegen Untersuchungen über Gegenstände aus dem Gebiete des Uebersinnlichen. Die Folge davon in Beziehung auf die Glaubenslehre war bei Verschiedenen verschieden. Bei Einigen entstand ein entschiedener Unglaube — an jene Glaubenslehre nämlich, — Andere dagegen hingen ihr in eben dem Grade fester an, in welchem die Philosophie in dem, wonach sie so sehr verlangten, ihren Zweifel erregte und sie in Ungewißheit ließ. Sie wollten einen sicheren Halt, und da ihnen die Vernunft diesen nicht zu geben schien, so hielten sie — aus Gefühl und Ahnung um so fester an dem Offenbarungsglauben, zum Theil nicht, ohne in Hinsicht auf kirchlichen Dogmatismus eben so ketzerisch zu seyn als die philosophische Partei. Mit einem Theile derselben trafen sie sogar darin überein, daß sie, anstatt auf bloße Theologie, auf Religion hinzuwirken strebten.

Ein eben solches Gegenwirken verschiedener Parteien fand in Beziehung auf Aesthetik statt.

Reformatoren waren Herder und Göthe, dessen Partei aber war die revoluzionäre Partei, deren Streben gegen Aristoteles, (den jedoch Herder in Schutz nahm) Baumgarten und Bateux, gegen den Grundsatz der Einheit in Mannichfaltigkeit und den Grundsatz der Nachahmung der Natur, und gegen die nach den Regeln jener Theorie und in der Manier der altfranzösischen Schule gebildeten Kunstwerke gerichtet war. Lessing hatte, um die Leerheit jener Technik, bei welcher man sich griechischen Geschmackes rühmte, weil man des mißverstandenen Aristoteles Regeln beobachtete, recht eindringlich zu machen, stets auf Shakespeare's romantische Wunderwelt hingewiesen und Bewunderung für diesen Riesengeist erregt. Von dieser Bewunderung ging der Sturm gegen die alte Theorie aus, deren Schranken dadurch in der That nicht blos erschüttert, sondern niedergebrochen wurden. Sulzer wurde ängstlich und prophezeite gar nichts Gutes und alle Kritiker der alten Observanz schüttelten gewaltig die Köpfe. Je mehr man aber von dieser Seite das Alte hüten wollte, desto weiter ging man von der andern, und spottete aller Theorie, aller Regeln. Um Geist und Ton jener Partei kennen zu lernen, dürfen wir nur denselben Mann reden hören, welcher vorhin über Wielands Aufgabe die zweite Stimme abgab.

„Siehe, Lenz, wie's andre machen! Weiße

schrieb elende Stücke und wurde zum Himmel erhoben; Engel, Gebler, die Stephanis, und wer weiß mehr, schreiben, was du und ich nicht lesen mögen, und werden gelobt. Willst du gelobt seyn, so schreib nach ihrem Muster! — Aber dafür bewahre dich der Himmel! Mein Lenz! Verflucht sey der Federzug, den du thust, um von den Männern gelobt zu werden, die die Werke des Geists ins Klafter legen und was drüber und drunter ist verwerfen! Begnüge dich, denen zu gefallen, die Herzen haben! Diese posaunen nicht, trommeln nicht, aber sie stellen, was du Gutes machst, in den Tempel, wo ihre Kinder und Kindeskinder dein Bild umarmen, und dich, ihren Freund, ihren Bruder, bei jeder Thräne, jeder Aufwallung ihres Herzens segnen werden. Newton und Kopernikus, die Gotteswerke nachmaßen, haben den Schöpfer weniger gerühmt, als der Greis, der sich in seinem Sonnenstrahl wärmt, und hinauf seufzt, bis er die Hand siehet, die sein kaltes Haupt erquickt!

„Tausend Thore sind, wodurch die Natur in unsre Herzen eindringt. Die Schulweisen kennen nur eins, und haben alle andere verrammelt, und in sich und ihren Schüler auf ewig verschlossen. — Auch das eine kennen wenige recht. — — — Ich habe die griechischen Dichter gelesen, eh ich den Aristoteles las. — — — Nein, ich kann dirs nicht sagen, Lenz, wie mir wurde, da

ich den kalten Unmenschen die Linien drechseln sah, womit er die Wege bezeichnen wollte, worauf die Unsterblichen zu meiner Seele gegangen waren. Zehn Jahre warf ich das Buch hinter mich. Ich hatte inzwischen gehört, wie die Leute von den Dichtern sprachen, womit ich so lange, wie mit Geistern des Himmels gelebt hatte. Der rühmte ihre Kunst zumalen; der bewunderte am Sophokles die Einheit seiner Handlung, der am Homer das Gewebe einer so verwickelten, so wahrscheinlichen Geschichte, woraus er nur die Götter wegwünschte; der erhob die strenge Beobachtung des Kostüm im Ossian; der die Macht der Illusion; Einer untersuchte, warum das Schöne schön wäre, und fand es darin, weil vieles in eins stimmte; ein anderer, weil die Natur so schön nachgemacht wäre; ein dritter zog aus allem dem Regeln; ein vierter schrieb nach den Regeln, und ich marterte mich zu finden, was die Leute gesagt hätten, und zu fühlen, was sie geschrieben, und ich fands nicht, und verstands nicht. — Um diese Zeit ward ich krank. — — Ich nahe mich nie den Dichtern, die ich ehre, als wann ich frei und gesund bin. Aus Langeweile nahm ich da den Aristoteles, den Dubos, den Marmontel, den Batteux, den Baumgarten, sogar den Meier. Keinen glücklichern Zeitpunkt konnten sie wählen. Unfähig zu fühlen, hatt' ich Muße und Kälte genug, ihnen nachzudenken. Bei ihren Anmerkun-

gen und Beobachtungen fielen mir immer Beispiele aus meinen Dichtern ein, die sie bestätigten. Ich erinnerte mich an die Einheiten im Sophokles; konnte im Homer die Episoden genau unterscheiden; nannte mein dunkles Gefühl vorm griechischen Theater Schrecken und Mitleiden; billigte alle Regeln — und bekam Ehrfurcht vor den Leuten, die nach ihnen schrieben. — Da ich wieder anfing gesund zu werden, suchte ich diese sorgfältig auf. — — Ich sah überall Maas und Zirkel, und erstaunte, daß ich, überzeugt von der Wahrheit der Regeln, doch ungerührt bliebe. Schon glaubte ich, durch meine Krankheit alle Elastizität meines Herzens verloren zu haben, als einmal Shakespears Macbeth in meine Hände fiel. — — Da fühlte ich mich zum erstenmal wieder. — — Da ich wieder zu mir selbst kam, und überdachte, was ich gelesen hätte, und es zusammen hielt mit den Regeln, fand ich Zauberkraft und dadurch Zauberstab. Da sah ich, was ich in der Krankheit nicht sah, daß die Regelmacher alle nur an der Hülle gehangen, und den Geist nicht gekannt hatten, der sie belebte. Sah mehr. Sah, daß der Geist, wo er ist, sich Hülle nehmen kann, und nie von dem verkannt wird, dem er hörbar ist. Sah, daß hundert gegen einen, nur die Hülle kennen, nur die Hülle lieben. Aber die Hülle ist todt, und sie glauben sie nur zu lieben, weil man ihnen gesagt hat, sie ist schön. Der Geist, der in ihr

webt, spricht ihnen nie. — Sieh, Lenz! das ist Europens Aesthetik.

Man sieht, wie der Enthusiasmus Wahres und Falsches auch hier durcheinander gemischt hat. Wenn er nun aber alle Theorie bei ästhetischen Hervorbringungen, und Anwendung aller Regeln bei Beurtheilung derselben vernichtet wissen will, was setzt er an deren Stelle? Dort Genie, hier Gefühl. — Unleugbar ist er auf dem rechten Wege; Schade nur, daß er sich nur zu bald von diesem wieder auf Abwege verirrte. Die bloße Gefühlskritik würde gar bald alle Kunstrichterei auf den einzigen Klimax eingeschränkt haben, welchen der ihrer spottende Göthe seinen Merkulo machen läßt: das macht Effekt! — Das macht einen ganz besondern Effekt*)! Um nun aber auch als Kritiker welchen zu machen, ergoß man sich in hyperbolischen Ausrufungen und gerieth in eine Art von Verzuckung über das, was man gesehen, was man gehört, und gefühlt habe. Glücklicher Weise wurden jedoch nicht alle ästhetischen Kritiker zu solchen Enthusiasten, und dadurch ging der Vortheil von dem, was an der Sache wahr ist, doch nicht ganz verloren. Man sah weniger auf das Technische und Korrekte als auf den das korrekte Technische belebenden Geist und die eigentliche Darstellung; Untersuchungen über psycholo-

*) Im Triumpf der Empfindsamkeit.

gische Wahrheit traten mehr und mehr an die Stelle der Prüfung nach zum Theil blos herkömmlichen Regeln, und besonders wurden die Untersuchungen über Empfindungen, Gefühl, Leidenschaften, hauptsächlich über Pathetik sehr befördert, indem man das, was in dem Gedichte wirkt, schärfer ins Auge faßte. An die Stelle des Princips blos technischer Regelgerechtheit oder der Korrektheit trat das Princip der Wirksamkeit. Wie die Aesthetik in ihrer Fortbildung allezeit mit den Veränderungen in der Philosophie parallel ging, so auch jetzt, und man kann leicht bemerken, daß die neue von England ausgegangene Philosophie bedeutend hierauf eingewirkt hat.

Gleichzeitig mit der Theorie gestaltete sich die ästhetische Praxis um; die Umgestaltung der Poesie aber zeigte sich, seit dem Götz von Berlichingen, zunächst und hauptsächlich auf der Bühne, deren sich die neuen Shakespeare bald bemächtigten. Die Periode, während welcher dieses geschah, hat man die Genieperiode, oder auch, nach dem Titel eines Klingerischen Drama aus jener Zeit, die Sturm- und Drang-Periode genannt. Die ersten Urheber derselben und deren Nachtreter bezeichnete man gewöhnlich als Genies, Geniemänner, Kraftmänner. Der letzte Name stand nicht blos in Beziehung auf das von ihnen befolgte Prinzip der Wirksamkeit, zufolge dessen man auf den stärksten Effekt hinarbeitete, sondern

auch in besonderer Beziehung auf ein gewisses System von Natürlichkeit, welches immer mehr Anhänger gewann und nicht ohne sehr bedeutende Folgen geblieben ist. Es ging ursprünglich von Rousseau aus, der auf alle Weise die in bürgerlicher Konvenienz verkümmerte Menschheit zur Natur zurück zu führen bemüht war. Unsern Genies, welche die Fesseln der herkömmlichen Regeln sprengten, mußte dieses System zusagen, und als Kraftmänner, waren sie zugleich Naturmenschen. Alles dies war ganz in der Ordnung, und vielleicht auch, daß die Herren im ersten Gefühl ihrer freien Kraft nicht blos sehr tumultuarisch verfuhren, sondern auch allzunatürlich wurden. Kaum hatte Götz an den Hauptmann ein nicht sehr einladendes Gastgebot ergehen lassen, als man die Natürlichkeit von aller Sitte entband. Ein trefflicher Schilderer, der jener Zeit nahe genug stand, Friedrich Schulz, gab von den Kraftmännern diese Erklärung: „Kraftmänner sind, die die Natur darstellen wie sie ist; keine Regeln kennen, als die eine unbändige Phantasie ihnen eingiebt; Leute in aller Welt Augen aufs grausamste morden, kastriren, Nasen und Ohren abschneiden lassen; von A * * lecken und Kindermachen laut sprechen; züchtigen, ehrsamen Frauen und Mädchen im Antlitz, Scenen der Nothzucht aufstellen, — alles, pure, klare Natur!“—

„Als Verlichingen und Werther noch neu waren, nahm jeder junge Mensch, der Geniedrang fühlte, oder vielmehr zu fühlen glaubte, sich vor Andern was heraus, setzte den Hut auf Ein Ohr, zog den Rock aus, schmiß alle, die ihm zu nahe kamen, mit Koth, gesellte sich zu den Gassenlümmeln, schuppte jeden, der ihm nicht auswich, machte krumme Sprünge und rief Eines Rufens: Seht Leute! das kann ich! Wer's nicht nachmacht, oder sich drüber mokirt, ist ein Heuochse!“ Wie arg man es getrieben habe, läßt sich daraus schließen, daß Lessing entrüstet sagte: Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es wären vier!

Bei so großer Natürlichkeit des Dargestellten fehlte es aber häufig an Natürlichkeit der Darstellung, obschon man nach dieser durch Annäherung der Schriftsprache an die Sprache des gemeinen Lebens in zahllosen Elisionen und Ellipsen hinstrebte. Um aber auch das Genie leuchten zu lassen, zeigte man sich in den seltsamsten Verdrehungen der Perioden und halsbrechenden Sprüngen. So hatte Lenz im Jahr 1774 Anmerkungen übers Theater herausgegeben, in denen allerdings manches Wort zu seiner Zeit — zum Theil auch noch für die unsrige — gesagt ist, aber seltsam auch darin, daß er den Leser zu vielen Vordersätzen die Nachsätze nur

errathen läßt. Wieland schrieb damals über diese, anfangs von Einigen Göthe zugeschriebenen*), Anmerkungen: „Der Verfasser mag heißen wie er will, traun! der Kerl**) ist Genie, und hat blos für Genien, wie er ist, geschrieben, wiewohl Genien nichts solches nöthig haben. Sollt' ihm dies aber nicht erlaubt gewesen seyn? Durft' er doch schreiben, was gar niemand, was er selbst nicht verstunde! Wer konnt's ihm wehren? Für's Publikum ist so was freilich nicht. Denn was soll dies damit machen? Wie soll es dem Genie seine Räthsel errathen? oder ergänzen, was der geheimnißreiche Mann nur halb sagt? oder ihm in seinen Gemssprüngen von Klippe zu Klippe nachsetzen? — Sein Ton ist ein so fremder Ton, seine Sprache ein so wunderbares Rothwelsch, daß die Leute dastehn, und's Maul aufsperren, und recken die Ohren, und wissen nicht ob sie süß oder sauer dazu sehen sollen: — sehen also Höflichkeits

*) S. darüber Göthe's Leben. Bd. 3. S. 382.

**) Lieblingswort der Kraftmänner. Lenz in den erwähnten Anmerkungen zum Theater sagt, bei unserm Trauerspiele müsse man den Volksgeschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes zu Rathe ziehen, der noch heut zu Tage Volksgeschmack sey, und da finde er, daß er immer darauf losstürme (die Aesthetiker mögens hören oder nicht): das ist ein Kerl! das sind Kerls!

halber und um sicher zu gehen, lieber süß, wie die meisten Zeitungsschreiber und Rezensenten. — Sein Ton ist nicht der Ton der Welt; es ist auch nicht der Ton der Untersuchung; Schulton ist's auch nicht; Kenner haben sonst auch noch nie so gesprochen. Was ist's denn? Es ist der Ton eines Sehers, der Gesichte sieht, und mit unter der Ton eines Tuome Bacchera-pistuipterum, der seinen Mund weit aufthut, um etwas herrliches, funkelneues, noch von keinem Menschensohn gesagtes, zu sagen, und dann gleichwohl (wie Horaz in seinem Rausche) gerade nichts sagt, das sich der Mühe verlohnte, das Maul so weit aufzureißen. Mag seyn, daß ein solcher begeisterter Seher oder Genie allerlei Dinge sieht, die wir andern Leute, die ihrer Sinnen mächtig sind, nicht sehen, — auch wol zwo Sonnen, zwo Theben für eine, — aber das Unglück ist, daß der Leser selten gewiß werden kann, was der Mann gesehen hat, und ob er auch recht gesehen hat. Ein solch Büchlein, so klein es ist, den Lesern, die keine Genien sind, verständlich zu machen, zu prüfen, das Korn von der Spreu zu scheiden, und zu zeigen, was darin gesunde Kritik und was eitelschale Persiflage ist, was wirklich neu gedacht und was nur durch die Affektazion seltener Wendungen, Wortfiguren und Nothzüchtigung der Sprache den Schein einer unerhörten Entdeckung bekommen hat, wiewohl

Andere das lange vorher kürzer, deutlicher und richtiger gesagt haben, — alles dies zu thun, müßte man ein Buch in Folio schreiben! und wer soll's schreiben? oder, wenn's geschrieben wäre, wer soll's lesen?"

Wenn Wieland alle diese Zeichen der Zeit betrachtete, so mußte besonders Eine Stelle in jenen Anmerkungen sein Nachdenken aufregen. Lenz gedenkt des Unterschiedes zwischen der antiken und modernen Tragödie, und leitet aus dem gottesdienstlichen Ursprunge und dem religiösen Charakter der antiken Tragödie ab, daß das Schicksal darin die Hauptsache habe seyn müssen, die Charaktere erst das Zweite. Die Hauptempfindung habe seyn müssen, nicht Hochachtung für den Helden, sondern blinde und knechtische Furcht vor den Göttern. „Ich sage, — fährt er fort, — blinde und knechtische Furcht, wenn ich als Theologe spreche. Als Aesthetiker, war diese Furcht das einzige, was dem Trauerspiele der Alten den haut gout, den Bitterreiz gab, der ihre Leidenschaften allein in Bewegung zu setzen wußte. Von jeher und zu allen Zeiten sind die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften der Menschen auf ihre Religionsbegriffe gepfrofet; ein Mensch ohne alle Religion hat gar keine Empfindung, (?) ein Mensch mit schiefer Religion schiefe Empfindungen, und ein Dichter, der die Religion seines

Volks nicht gegründet hat, (?) ist weniger als ein Meßmusikant."

Den Sinn dieser schiefen Rede zu errathen, dürfte so leicht nicht seyn. Es ist damit allerdings auf etwas Wahres hingedeutet, was jedoch schwerlich deutlich gedacht war, auf den Zusammenhang des Aesthetischen nämlich in unsrer Natur mit dem Religiösen. Dachte sich nun aber Wieland, was herauskommen müßte, wenn dieses ästhetische Genieweſen auch in das Gebiet der Religion eindränge, — fürwahr, so mußte ihm sonderbar zu Muthe werden, und um so mehr, da sich bereits Spuren davon gezeigt hatten, wohin dies führen möge.

Zunächst lag am Tage, daß man an die Stelle von Religion überhaupt und Offenbarung überhaupt nur die Christliche in'sbesondere setzen wollte. Wenige Jahre vorher hatte Lavater in seinem Enthusiasmus seine teutsche Ueberſetzung von Bonnets philosophischer Untersuchung der Beweiſe für das Christenthum dem Juden Moses Mendelssohn zugeeignet, und in der Zueignungsschrift, „vor dem Gotte der Wahrheit, Beider Schöpfer und Vater, ihn gebeten und beschworen: nicht, diese Schrift mit philosophischer Unparteilichkeit zu leſen, denn das werde er gewiß, ohne sein Bitten, sonst thun: sondern, dieſelbe öffentlich zu widerlegen, wofern er die wesentlichen Argumentazionen, womit die Thatsachen des Christenthums

unterstützt sind, nicht richtig finde: dafern er sie aber richtig finde, zu thun, was Klugheit und Wahrheitsliebe ihn thun heiße; — was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte." So fand sie nun Mendelssohn keineswegs, und es hätte zu sehr ärgerlichen Streitigkeiten kommen können, wenn der voreilige Enthusiasmus des Christen auf einen minder bedenklichen Juden gestoßen, und wenn nicht Christ und Jude gute Menschen gewesen wären.

Unter den Christen herrschte nun aber selbst keine Einigkeit. Während unter Joseph Katholiken verschiedentlich gegen manche Punkte ihrer Glaubenslehre zu protestiren anfingen, waren die Protestanten unter sich über Stillstand oder Fortgang der Reformazion und, was davon die natürliche Folge war, die echte Gestaltung des Christenthums zerfallen. Zu beiden Seiten der ruhigen und gewissenhaften Forscher standen Enthusiasten und Schwärmer, dort razionalistische, hier phantastische. Auf welche Seite sich die hinneigen würden, die im Aesthetischen überall auf Genie und Gefühl drangen, kann denen nicht zweifelhaft seyn, welchen nicht unbekannt ist, was Göthe selbst in dieser Beziehung von sich bekannt hat. Daß man im Allgemeinen auf Mystizismus kommen mußte, ist unzweifelhaft; Göthe war durch sein Verhältniß zu der Fräulein von Kletten-

berg, die er in den Bekenntnissen einer schönen Seele sich selbst hat schildern lassen, sogar zu dem Studium mystisch-alchymistischer Werke, bis auf Theophrastus Paracelsus zurück geführt, und endlich durch die Lektüre von Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie auf die Idee gebracht worden, sich eine eigne Religion zu bilden, deren Grundlage Platonismus, und Mystisch-Hermetisch-Kabbalistische Philosophie gewesen seyn würde. Wäre ein Geist wie Göthe damit hervorgetreten, so würde es ihm an Anhängern so wenig gefehlt haben als Lavatern, denn drei verschiedene Umstände, — der Mangel des Metaphysischen in der Philosophie, das Unbefriedigende für Herz und Phantasie in neuprotestantischen Systemen, und Uebersättigung einst irreligiöser Weltlinge, — führten gerade der Partei, die auf das Geheimnißvolle, die Phantasie Aufregende, das Gefühl in Bewegung Setzende, und wol auch das Gewissen Beschwichtigende hinwirkte, eine nicht geringe Anzahl von Anhängern zu.

Wieland war bei allem diesem nichts weniger als gleichgiltig. Wäre er dies gewesen, so würde ihm jene Aufgabe gar nicht in die Gedanken gekommen, und nicht gerade so von ihm aufgestellt worden seyn. Hören wir aber zuvörderst ihn selbst hierüber.

Die beiden ersten Beantwortungen der von ihm aufgeworfenen Fragen waren durchaus nicht von

der Art, daß sie seiner Erwartung hätten entsprechen können. Er begleitete deshalb die erste Beantwortung mit folgender Erklärung.

„Ich hatte, schrieb er, eine sehr reine, harmlose, unparteiische Absicht, als ich die Aufgabe den Freunden der Wahrheit zu beliebiger Untersuchung und Beantwortung ausstellte. Da ich selbst unter die Leute gehöre, die weder immer begeistert, noch immer kaltblütig sind; weder immer raisonniren, noch immer schwärmen; weder immer lachen, noch immer weinen; und da ich auf keines Meisters Worte und in keines Menschen Seele geschworen habe: so glaubte ich, für meine eigne Person, unter dieser Aufgabe in keinerlei Weise betroffen zu seyn. Ob Tros, ob Lutulus bei einer unparteiischen Auflösung derselben zu gewinnen oder zu verlieren habe, bekümmerte mich gar nichts: Mir genügte daran, daß wahrheitsliebende, belehrungsfähige und Belehrung wünschende Leser (deren doch in dem weiten Umfang der teutschen Sprache sehr viele seyn möchten) nothwendig dabei gewinnen müßten. Mir war es um die Sache, nicht um Personen, — um reine Aufklärung und Berichtigung einer eben so wichtigen als verwickelnden praktischen Frage, nicht um Behauptung einer schon voraus genommenen Partie, — um Frieden, den ich mir als die natürliche Folge einer unbefangenen kaltblütigen Unter-

suchung und Ausgleichung vorstellte, nicht um Reiz und Zunder zu neuer Verbitterung zu thun. Denn mit kaltem Blute muß freilich jede Untersuchung angestellt werden; und so sollt' es auch bei dieser seyn. — — — Der Ungenannte hat nicht kaltes Blut genug gehabt, in diese meine Denkart und Absicht einzugehen. — Er spricht durchaus in einem Ton, der bei jedem ruhigen Leser die Vermuthung erregen muß, daß man einen Cicero pro domo sprechen höre. Er hat einen gewaltigen Groll gegen die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister; und man merkt ihm deutlich an, daß er, wenn er Groß-Sultan über den Erdkreis wäre, von diesen ihm sehr fatalen Herren nicht einen übrig ließe. Er kann, scheint es, nicht von der Sache selbst sprechen, ohne an Cajus, Titius, Pontius, Hannas und Kaiphas zu denken; mit diesen, nicht mit der ganzen Klasse, hat er's zu thun; und da es also Individua sind, auf die er seine Pfeile losdrückt; so ist es natürlich, daß er es mit einer gewissen Bitterkeit thut, die seiner guten Sache, der Wahrheit, die er sagt, bei ruhigen, aber noch ungewissen und blos Belehrung suchenden Lesern Schaden thun muß. Denn so ist's nun einmal: die Präsumzion ist immer wider den, der mit Heftigkeit und Bitterkeit spricht, und durch die Art, wie er seinen Widerpart behan-

delt, Unmuth oder Verachtung gegen ihn blicken läßt. Vor dem Areopagus des ruhig prüfenden Menschenverstandes gilt auch nicht der kleinste Anschein von Leidenschaft. — Alles dieses mußte mir nothwendig auffallen, da ich das Manuscript des Unbekannten (denn ich versichre hiermit feierlich, daß ich seinen Namen nicht weiß) zum erstenmal überlas. Meine Frage war durch seine Antwort nicht nach meiner Absicht beantwortet, denn ich hatte keine einseitige, keine mit der stärksten Affektion für die Eine, und dem lebhaftesten Widerwillen gegen die andre Partei — weil ja doch Partei seyn muß! — geschriebene Antwort gewünscht. Noch mehr: der bitterspottende Ton des einen Abschnittes, — die verächtliche Einmischung der Namen würdiger und verdienstvoller Männer, wie Semler, Töllner u. a. — die Benennung der Oerter, Berlin, Zürich, Bremen u. s. w. war mir von Herzen mißfällig, weil ich aus dem teutschen Merkur weder einen Fechtplatz, noch ein Schlachtfeld zu machen gesonnen bin. Allein, dem allen ungeachtet, glaube ich, ein Mann, der so viel Wichtiges, Wahres, oder wenigstens so viel Prüfungswürdiges sagt, wie dieser Ungenannte, verdiene gehört zu werden. Ich legte also seinen Aufsatz vor, ohne unbefugte Anmaßung, weder in den Sachen, noch im Styl, — an wel-

chem gewisse Affektazionen, die der Verfasser vermuthlich nicht dafür erkennt, mir herzlich zuwider sind, etwas zu verändern. — — — — Der Verfasser dieses seltsamen Aufsatzes gehört unstreitig unter die Geisterart, die keinen Scherz ertragen kann, wiewohl sie sich selber, nicht selten, den bittersten Spott über ihre Gegner und Gegenfüßler erlaubt. Kein Wunder also, daß die armen Lucianer ihren Prozeß bei ihm schon zum voraus verloren haben, wie ein der Hexerei beschuldigtes altes Mütterlein, vor einem Inquisitor, der an seinen del Rio glaubt. Ueberhaupt scheint er noch mit seinem ersten Spieß zu laufen, und die Dinge dieser Welt nicht zu sehen, wie sie sich dem natürlichen gemeinen Menschensinne darstellen, sondern wie sie in der Zauberlaterne seiner bezauberten Phantasie erscheinen. Bei allem dem macht ihn (wie alle aufrichtigen Enthusiasten) sein gutes Herz liebenswürdig. Seine Intoleranz und Bekehrsucht ist lauter herzliches Wohlmeinen mit der Menschheit. Er möchte gern alles glücklich machen, alle Schweinsborsten zu Lämmleinswolle kämmen, alle Menschen, wenn's doch nur möglich wäre! in heilige Engel verwandeln; denn da wär' uns doch um ein gut Theil besser als jetzt, denkt er. Und weil ihm nun alle seine Ideen so evident sind, als sein eignes Daseyn; so ist natürlich, daß er unmög-

lich, ohne sich herzlich zu ereifern, von den abgekühlten oder gar-kalten Leuten sprechen kann, denen alles ganz anders als ihm vorkommt. Scherz und Ironie wird nichts gegen ihn verfangen; ich zweifle sogar, daß es auf irgend eine Art möglich seyn möchte, in dem Seelenzustande, worin er itzt ist, seine Vorstellungen zu berichtigen."

Man sieht, Wieland ist gegen den Ungenannten so billig, als ein unparteiischer Beurtheiler nur immer seyn kann; schwerlich aber wird er davon überzeugt haben, daß er ganz parteilos in dieser Angelegenheit gewesen sey. Zwar sagt er selbst, daß er geglaubt habe, für seine eigne Person unter dieser Aufgabe auf keinerlei Weise betroffen zu seyn, allein dieß kann auf keinen Fall einen andern Sinn haben, als diesen: er habe sich veranlaßt gefunden, über das Wirken jener verschiedenen Parteien so ruhig und unbefangen alle wohlbegründeten und geprüften Urtheile zu vernehmen, daß er dadurch bestimmt werden könnte, nun selbst sich für diejenige Partei zu entscheiden, die er für die beste erkennen würde. In so weit war er gewiß parteilos, ja er mochte sich sogar diese Parteilosigkeit als Pflicht vorgeschrieben haben, da er über den Standpunkt, den er für sein Wirken unter solchen Umständen zu wählen habe, nachdenken mußte. Dies alles hindert jedoch nicht, daß er nicht den geheimen Wunsch gehegt haben könnte, diejenige Partei, zu welcher er sich bisher bekannt, und die

wol auch jetzt seinen größern Beifall hatte, möchte durch die Lösung jener Aufgabe gerechtfertigt da stehen. Ganz offenbar aber war er nicht ganz mit sich einig und befand sich im Zustande des Schwankens, aus welchem sich das anscheinend Schwankende in seiner Aufgabe selbst ganz allein erklärt.

Daß diese Aufgabe eine doppelte sey, haben alle, welche die Lösung versuchten, bemerkt; nur der Erste der Angeführten hat aber darauf Rücksicht genommen, daß in der zweiten Frage auch der Antiplatoniker gedacht wird, jedoch ohne dabei auf die Untersuchung geführt zu werden, ob denn diese und wie von den, neben ihnen erwähnten, Lucianen zu unterscheiden seyen. Selbst Lessing hat hierauf keine Rücksicht genommen, dagegen aber in der ganzen Aufgabe — und mit Recht — etwas Befremdendes bemerkt. Er sagte: „Eine sonderbare Aufgabe! dünkt mich bei dem ersten allgemeinen Blicke, mit dem ich sie anstaune. Wenn ich doch wüßte, was diese Aufgabe veranlaßt hat, und worauf sie eigentlich zielt! Weiß man wenigstens nicht, wer sie aufgegeben? Ein kaltblütiger Philosoph und Lucianischer Geist? Oder ein Enthusiast und Schwärmer? Der Wendung nach zu urtheilen, wol ein Enthusiast und Schwärmer. Denn Enthusiasmus und Schwärmerei erscheinen darin als der angegriffene Theil — den man auch wol verkenne — gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr sey.“ Gewiß wurde Lessing

nicht von der Ahnung getäuscht, daß in einer besondern Individualität der Grund zu dieser Aufgabe liegen möge: und wenn die Vermuthung, daß sie von einem Enthusiasten und Schwärmer herrühre, auch nicht völlig sich bestätiget, so ist sie doch insofern nicht unrichtig, als sie einen anzeigt, der wenigstens nicht geradezu ein Verwerfungs-Urtheil gegen Enthusiasmus und Schwärmerei aussprechen will.

Daß zuvörderst Wielands Meinung gar nicht gewesen, Enthusiasmus und Schwärmerei seyen Eins und Dasselbe, hätte keinem zweifelhaft seyn können, welcher sich erinnert hätte, daß er, nur wenige Monate zuvor, auf Veranlassung von Heinrich Meisters Werk über die Schwärmerei, beide ausdrücklich von einander unterschieden hatte*). Er wollte ferner weder Schwärmer noch Enthusiast als Schimpfwörter gebraucht wissen, den letzten vollends gar nicht. Schwärmerei war ihm nur Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber, Enthusiasmus dagegen ihr wahres Leben. Jene ist Erhitzung der Seele von Gegenständen, die entweder gar nicht in der Natur sind, oder wenigstens das nicht sind, wofür die berauschte Seele sie ansieht; dieser erglüht von dem Anschauen des Schönen und Guten. Wovon bei ihm unsre Seele glüht, „das ist göttlich;

*) Bd. 47. seiner Werke S. 187. fgg.

ist (menschenweise zu reden) Strahl, Ausfluß, Berührung von Gott; und diese feurige Liebe zum Wahren, Schönen und Guten ist ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit; ist — wie Plato sagt — Gott in uns. Hebet eure Augen auf und sehet: was sind Menschenseelen, die diesen Enthusiasmus nie erfahren haben? Und was sind die, deren gewöhnlichster, natürlichster Zustand er ist! Wie frostig, düster, unthätig, wüst und leer, jene! Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und wirksam für alles, was Edel und Gut ist, diese!"

„So schrieb eben der Wieland, den man des Hasses gegen den Enthusiasmus beschuldigt hat, der seinen Schriften so viel geschadet haben soll?" — Ich glaube es gern, daß Mancher seinen Augen dabei kaum trauen wird: allein so ist es, und ich wenigstens kann nicht dafür, daß hiernach manche Beweise gegen ihn nichts beweisen. Freilich wol, der Abstich dieser Aeußerungen mit früheren — er kann unmöglich größer seyn*). Desto größer hätte aber auch die Aufforderung seyn müssen, den Grund hievon aufzusuchen: und wenn man sich diese Mühe gegeben hätte, — was einem Beurtheiler, der auf Gerechtigkeit Ansprüche haben will, doch unstreitig

*) Vgl. z. B. in dieser Biographie Th. 2. S. 386.

zuzumuthen war —; so würde man gefunden haben, daß Wieland, trotz aller dieser Verschiedenheit in seinen Aeußerungen, doch keineswegs mit sich in Widerspruch kam, sondern höchstens mit sich selbst in Ansehung dessen, was er zu verschiedenen Zeiten Enthusiasmus genannt hatte, nicht allezeit einstimmig gewesen war. Es könnte daher wol seyn, daß er in seiner Frage das Wort Nennen nicht ohne Absicht gebraucht hätte, weil er sich bewußt war, selbst öfters dasjenige Enthusiasmus genannt zu haben, was er nur Schwärmerei hätte nennen sollen, weil es nur diese war. Desto mehr drang er jetzt darauf, beide nicht als gleichbedeutend zu gebrauchen.

„Er war selbst Schwärmer gewesen, und von seiner Schwärmerei geheilt worden durch die Philosophie. Hierauf hatte er andre heilen wollen, und zur Heilmethode Lucianischer Mittel sich bedient. Die Welt kannte ihn als einen Lucianischen Geist, worunter man sich aber lediglich einen Spötter dachte, und wovon, was am meisten befremden muß, selbst Lessing nur eine geringe Meinung hatte. Dem Lucianischen Geiste sprach man Enthusiasmus ab. Wieland konnte weder der ersten noch der zweiten Meinung beistimmen. Weit entfernt, in Lucian nichts zu sehen als ein Spötter von Profession, hatte er vielmehr die Ueberzeugung, „daß er uns in seinen meisten Schriften

wahre Sokratische Weisheit, den reinsten Bonsens, und die feinste Welt- und Menschenkenntniß, bald mit Horazischem Witze, bald mit Aristophanischer Laune gewürzt, auftrage, und kurz, — daß er — wenige Ergießungen einer zu leichtsinnigen Jovialität, und eine zuweilen über die Aristotelische Linie zwischen zu viel und zu wenig ausschweifende Prävenzion gegen die Sektenstifter und ihre Verehrer, abgerechnet, — ein eben so weiser als witziger Schriftsteller sey." Ueberzeugt war er auch, daß dem Lucian die Wahrheit nichts weniger als gleichgiltig, sondern daß es ihm um Beförderung und Verbreitung derselben ernstlich zu thun gewesen. Er nahm deshalb einen, im Hintergrunde der Seele nur verborgenen, Enthusiasmus für dieselbe in ihm an, und mußte deshalb Enthusiasmus für gar nicht unvereinbar mit Lucianischem Geiste halten. An der Möglichkeit einer solchen Vereinigung konnte er um so weniger zweifeln, wenn er an seinen Sokrates gedachte, dessen ganzes Streben bis zu seinem Tode von dem größten und reinsten Enthusiasmus für das Wahre und Gute zeugt, und der gleichwohl, um demselben Bahn zu machen, in seiner Ironie sich eines Mittels bediente, welches den Lucianischen doch gewiß so gleich ist, als ein Ding überhaupt einem andern nur seyn kann. Und worauf grün-

dete sich am Ende dieser Enthusiasmus als auf die Erkenntniß des kaltblütigen Philosophen? Ohne diese Erkenntniß kann sich ja auch der Enthusiasmus verirren, in phantastische Schwärmerei ausarten. Erkennen ist aber etwas anderes als Phantasiren. Gegen dieses, wenn es an die Stelle des Erkennens treten soll, ist eben so die Bemühung des kaltblütigen Philosophen, als des Lucianischen Geistes gerichtet, welche beide sich in diesem Punkte als — Antiplatoniker zeigen. Man würde sich zu verwundern Ursache haben, wie dieser hier habe gedacht werden können, wenn man blos an das dabei denkt, was man gewöhnlich Antiplatonismus in der Liebe nennt. Unter Platoniker versteht aber Wieland einen Philosophen, der von übersinnlichen Dingen nicht blos zu wissen behauptet, sondern selbst Anschauungen zu haben vorgiebt. Bekanntlich stützte man sich hauptsächlich im Heidenthum und Christenthum gerade auf den nicht haltbaren Theil von Platons Ideenlehre, um Lehrsätze über das Uebersinnliche und Göttliche aufzustellen, die zu allen Zeiten zu Mystizismus geführt haben, dem man noch eine neue Stütze durch das gab, was Platon mehr dichtend als wirklich philosophirend, und kaum als eigne Meinung, von der Dämonenlehre ausgesagt hatte. Dieses wurde, ohne Platons Schuld, in späterer Zeit, eine reiche Quelle von

Aberglauben und Schwärmerei, aber auch in Zusammenhang gebracht mit dem, was Vielen heilig geworden war. Aus diesem Grunde fragt Wieland, dem es verhaßt war, ein frivoles Spiel mit dem treiben zu sehen, was Vielen heilig war, hier, und nur hier, in welchen Schranken sich die Antiplatoniker und Luciane halten müßten, um nützlich zu seyn. Dieses war ihm ohne Zweifel problematischer, als ob durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen Schwärmerei, wovon es verschiedene Arten giebt, mehr Böses als Gutes gestiftet worden, denn für seine Person war er fest überzeugt, daß nur Gutes dadurch gestiftet werden könne. Es war daher in seiner Aufgabe eigentlich nur die letzte Frage, über die er die Antwort denkender und wohlgesinnter Männer zu hören wünschte, und zwar namentlich in der Beziehung, ob die Antiplätoniker — welche zugleich Luciane sind — blos innerhalb der Schranken des kaltblütigen Philosophen sich zu halten hätten, oder auch im Geiste Lucians verfahren könnten. An andere Schranken konnte er füglich nicht denken, und für ihn selbst lautete die Frage eigentlich so: kannst du in Beziehung auf das, worin du Antiplatoniker seyn mußt, den, weil er deiner Natur entspricht, von dir gewählten Lucianischen Standpunkt behaupten, oder hast du in diesem Falle einen andern zu wählen? Die

erste Frage, mehr um Anderer als um seiner selbst willen aufgeworfen, hätte, mit sorgfältiger Erörterung ruhig beantwortet, eine Rechtfertigung der Wahl seines Standpunktes herbeiführen können, und er mochte allerdings gehofft haben, weniger misverstanden und miskannt zu werden, wenn ein Parteiloser zeigte, daß man, — wie Jean Paul sagt, — so gut wie die Biene, den Stachel der Satire in sich tragen könne, bei allem Honig der Liebe im Herzen.

4.

Was Wieland gehofft und gewünscht, blieb unerfüllt; und wer möchte wol behaupten — durch seine Schuld? Lessing ausgenommen, dessen unbefangenes, aber doch nicht ganz erschöpfendes, Urtheil ihm damals unbekannt blieb, weil es erst acht Jahre nach dessen Tode bekannt wurde, traten Wielanden nur enthusiastische Apologeten der Schwärmerei entgegen. Er konnte sich sonst auch mit dieser Menschenart gar wol vertragen, und der sicherste Beweis davon ist das gute Verhältniß, in welchem er mit Oberreit, diesem seltsamen Kopfe, von seiner Bekanntschaft mit demselben in der Schweiz an*), bis zu dessen i. J. 1798 zu

*) S. Bd. 1. S. 225.

Jena erfolgtem Tode, blieb. An diesem hatte er sogar — das einzige Mal in seinem ganzen Leben — sein Pfalzgrafen-Recht ausgeübt, und ihn zum Doktor der Philosophie kreirt, während sein Freund Zimmermann in seinem Werke von der Einsamkeit den armen Schwärmer wegen dessen Schrift: die Einsamkeit der Weltüberwinder, oft mishandelte. Der Ton aber, in welchem diese Apologeten der Schwärmerei gegen ihn auftraten, mußte ihn zurück stoßen, ihn, der kurz zuvor an Jacobi geschrieben hatte: „Ich fühle noch einen starken Trieb in mir, etwas zu unternehmen oder unternehmen zu helfen. Hätte ich nicht Weib und Kind, so associirte ich mir sieben Geister, die ärger als ich wären, und kehrte die Welt um. Dann wäre ich ein Mann für eure Heinsen! Aber so ziemt es mir nicht. Und dafür gebe ich mich, daß kein Mensch in der Welt besser empfinden und wissen soll, was sich ziemt, als ich.“

Es ist nun aber nicht gleichgiltig, die Kämpfer, welche gegen ihn in die Schranken traten, zu erfahren.

Jacobi hielt die erste Beantwortung der Wielandischen Fragen zuverlässig für Herders Arbeit: allein wie viel auch von Herders damaliger Manier darin ist, so ist doch sein Geist nicht darin; wenigstens stehen von Herder schon damals bekannte Grundsätze mit den Aeußerungen in diesem Aufsatz im Widerspruch. Und sollte auch Herder,

wenige Monate zuvor, ehe er nach Weimar kam, einen Aufsatz solcher Art an Wieland eingesendet haben? Dazu hätte doch wol von Herders Seite eben so große Unverschämtheit als Unklugheit gehört. Es war daher auf keinen Fall glaublich, daß Herder der Verfasser des Aufsatzes habe gewesen seyn können, und in Wieland selbst muß auch dieser Verdacht nicht aufgestiegen seyn; denn sonst würde er zuverlässig den Aufsatz entweder gar nicht aufgenommen, oder sich anders darüber erklärt haben. Mit Grunde hätte man nur Lavater für den Verfasser jenes Aufsatzes halten können, denn die Gesinnung und Meinungen des Mannes, der in eben jenem Jahre sein Schreiben über den Verfall des Christenthums und die echte Schrifttheologie verfaßte, findet man hier wieder. Ihm waren Exegeten wie Teller, Kirchenhistoriker wie Semler, und Religionsphilosophen wie Steinbart, wahre Antichristen; jeder Nichtchrist ein Atheist. Er wollte die Wunder mit Kindersinne geglaubt wissen, wie er denn auch fest glaubte, daß bei vollem Glauben durch Unterstützung des göttlichen Geistes jeder Christ Wunder thun könne, nicht blos moralische im Reiche der Gnade, sondern auch physische im Reiche der Natur. Neben seiner eignen Lehre von dem Glauben und den Wundern stellte er auch die ihm eigene von dem Gebet auf, dem er die Kraft zuschrieb, Gottes Rathschläge abändern zu können. Er erklärte es für

Narrenstolz, den Gott, der nicht hilft, zu ehren; er erklärte alle Verehrung eines andern Gottes, als desjenigen, der den Wundergeschichten der Bibel analog wirke, erhöre, antworte, helfe, für Aberglauben und wirklichen Götzendienst; und ging, wie einer seiner einstigen Anhänger selbst sagt, „auf das Extrem los: Entweder persönliche Gemeinschaft mit dem Menschen ähnlich wirkenden Individuum, Gott genannt, das, der Bibel zufolge, in vorigen Zeiten sein Daseyn auf solche und solche Weise kund that, oder Verzicht auf alle Religion geleistet!“

„Bis wir da sind, so sagte er, intuitiv zu erkennen — die Natur ist oder wird Harmonie aller Widersprüche — Gewißheit alles Unbegreiflichen, Unendlichkeit des Einfachsten, des Unendlichen — der Mensch ist die ganze Natur personifizirt, der einfachste Zusammenfluß aller Extreme von Positivem und Negativem, Gott — geoffenbart im Fleisch — ich möchte sagen, ein tausendfacher Spiegel, worin Gott sich selbst sieht, und wodurch Er sein Werk, die Natur, genießen kann: Bis wir da sind, zu wissen, daß jedes lebende Wesen durch das, was ihm am ähnlichsten und unähnlichsten ist, sich am besten erkennen kann — (Gott sich im gekreuzigten Christus — der Allmächtige in dem Machtlosen, von ihm verlassenen Sohne) scheint es mir, sollen wir von keinem εὕρηκα der Philosophie sprechen ... Ich werde

aber überall von keinem εὕρηκα was verlauten lassen, bis ich wenigstens das Mittel zum Mittel — so gefunden habe, daß es jeder ernste Sucher, meiner Anweisung nach, finden kann. Daß ein Wesen von der Art, wie Christus, heiß' es nun wie es wolle, der Menschheit so unentbehrlich ist, als der Kompaß dem Seefahrer, oder lieber, als die Sonne dem Auge, davon bin ich so gewiß, wie ich von dem Vorhandenseyn irgend eines physischen Bedürfnisses — und von der Schicklichkeit eines sich darauf beziehenden Objektes seyn kann. — — — Meine Idee, Hypothese, Hoffnung, Ahnung ist — Menschen werden durch Menschen — Christen wurden durch Christen — Apostel durch den Erzapostel Christus. Er allein ist unmittelbar aus Gott — Das ist sein Monopol. Das macht ihn zum Sohne, zum Eingebornen und Erstgebornen. — Sein geistiges Geschlecht, seine Familie ist die unaussterblichste aller Familien. Er muß einen Samen hinterlassen haben, dessen Genealogie weiter als auf 36 adelichste Ahnen hinaufreicht. Es müssen Christen in der Welt seyn, so gewiß ein Christus im Himmel ist — apostolische Christen — Inizirte durch Handauflegung — u. s. w."

Wer erkennte nun nicht, daß in dem Aufsatze, von dem die Rede ist, Gedanken, Ton und Stil — Lavaterisch sind? Gleichwohl rieth Wieland auch nicht auf Lavater als Verfasser desselben, sondern vermuthet einen, der, wie er sich ausdrückt,

noch mit dem ersten Spieß zu laufen scheine. Seine Vermuthung täuschte ihn nicht. Der Aufsatz war aus der Lavaterischen Schule, aber nicht von Lavater selbst. Dieser hatte damals zwei jüngere, rüstige Kämpfer für sich gewonnen, — welche freilich beide späterhin ganz anderer Meinung wurden, — Joh. Jakob Stolz (geb. 1753. und gest. 1821.) und Joh. Kaspar Häfeli (geb. 1754. und gest. 1812.). Der erste schrieb in demselben Jahre, in welchem Wieland seine Fragen aufwarf: über Schwärmerei, Toleranz und Predigtwesen, zu welcher kleinen Schrift eine Vorlesung L. Meisters über die Schwärmerei ihn veranlaßt hatte, worin die Seitenblicke auf Lavater ihn beleidigten. „Wenn es — sagte der Verfasser dieser Schrift selbst i. J. 1804 *) — dem jungen Zeloten, dem selbst die ihn nicht schonende allgem. T. Bibl. Bd. 30. St. 2. Begeisterung nicht absprechen wollte, darum zu thun war, Aufsehen zu machen, so erreichte er gewiß seine Absicht; die Eiferer für Vernunft und Aufklärung geriethen darüber in Harnisch und gaben dem Pamphlet eines Jünglings eine viel zu große Wichtigkeit; die beinahe sechs Bogen haltende Recension dieser und noch neun anderer Schriften in der A. T. Bibl. ward „ihrer Gemein-

*) S. Ergänzungsblätter der A. L. Z. Jahrg. 4. Nr. 81—89. Revision der Literatur der Lavaterschen Schule. Stolz ist der Verf. derselben.

nützigkeit wegen" unter dem Titel: Betrachtungen über Wundergaben, Schwärmerei, Toleranz, Spott und Predigtwesen 1777 besonders gedruckt; der Verf., der sich den pseudonymen Namen: Jos. Gedeon Kr. gegeben hatte, ward mit Erbitterung: Krallpfote genannt, und alle gelehrten Zeitungen schimpften in die Wette auf ihn." Häfeli inzwischen eröfnete seine Laufbahn polemisch gegen den Pastor an der Ansgarienkirche zu Bremen, Dr. Runge, der i. J. 1775. herausgegeben hatte: des Herrn Diakonus Lavaters eigentliche Meinung von den Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets, geprüft und beantwortet von einem Freunde der Wahrheit. (Zwei Fortsetzungen i. J. 1777.). Nachdem Häfeli i. J. 1776. ein Sendschreiben an den Bremischen Beantworter der Lavaterschen eigentlichen Meinung erlassen hatte, in welchem sein Gegner mit wenig Schonung behandelt war*), — — wendete er sich gegen Wieland. Er, damals Lavaters Jünger, ist der Beantworter der Wielandischen Fragen.

Der Grund, warum Herder für den Ver-

*) Auch von Obereit erschienen: Einfältige Fragen an den Bremischen Prüfer der Lavaterschen Meinung. Frankf. 1776.

fasser gehalten wurde, liegt am Tage. Auch die oben erwähnte Schrift von Stolz schrieben viele Herdern zu. Beide Schriften waren, wie Stolz von der seinigen nachmals sagte: „in der, damals bei jungen Schriftstellern beliebten und für Originalität und Energie des Geistes angenommenen, Kraftsprache geschrieben.“ Vielleicht geschah es nicht ohne Absicht, daß man gerade Herdern nachahmte; denn daß man diesen gern zu Lavaters Partei gezählt hätte, erhellet auch daraus, daß Pfenninger, einer der eifrigsten Verbreiter der Lavaterschen Lehre, welchen der Graf Friedrich von Stolberg dem Monde verglich, der seinen Schimmer zwar von der Sonne borge, aber gleichwohl durch sein erborgtes Licht eigne, süße Empfindungen errege, welche die Sonne selbst nicht erregen könne, daß dieser in den Sammlungen zu einem christlichen Magazin ausdrücklich auch Herdern unter den Anhängern Lavaters aufführte, zu denen Herder doch gewiß nie gehörte.

Zweifelhafter ist dies Vielen in Ansehung des Verfassers der zweiten Beantwortung gewesen, welche in einer, seit dem Jahre 1776 dem Wielandischen Merkur gegenüber gestellten, von Boie herausgegebenen Monatsschrift, dem Teutschen Museum, erschien. Deren Verfasser war der, auch für die neuere Aesthetik ungemein thätige, Joh. Georg Schlosser (geb. 1739. gest. 1800.),

der zu eben der Zeit, in welcher der litterarische Artikel in der Frankfurter Zeitung die kräftigste Opposition gegen das Herkömmliche machte, diesen Artikel redigirt und selbst die meisten Recensionen dazu geliefert hatte, und mithin ein wichtiges Glied im Frankfurter Bunde gewesen war. Man kennt Schlossern als einen biedern, geistvollen, kräftigen, für das Wahre, Gute und Schöne enthusiastischen, gegen Gegner öfters leidenschaftlichen, im Paradoxen zuweilen sich gefallenden Schriftsteller von nicht unbedeutenden Verdiensten, besonders im Fache der praktischen Philosophie. Daß er befreundet mit Lavater war, ist gewiß, und man mußte ihn wol auch für dessen Anhänger halten, wenn man von ihm in einem andern Aufsatze des Teutschen Museums von demselben Jahre über das höhere Christenthum las: „Wer auf der höchsten Stufe des Christenthums steht, in dem will Gott wirken. Der soll nie beten unerhört. Er soll Wunder thun; ihn sollen die Schlangen nicht vergiften, das Feuer nicht brennen. — Wer auf die höchsten Stufen des Christenthums steigen, und andere hinführen will, der sey erst Mann und mache erst Männer. Petrus war ein Mann, da er alles verließ. War der Jüngling, der nicht alles verlassen wollte, mehr als ein Knabe? Soll der Wunder thun und beten, wie jener? — daß wir entmannt sind, ist gewiß. Warum

fragt ihr, ob wir noch Wunder thun können? — — Warum thut der keine, der sagt, sie wären uns verheißen? — Ach Brüder, er weist uns nur hin! Laßt ihn ungestört klimmen auf die Stufe, wo Petrus stand, und dann fragt wieder.“ Gleichwohl ist Schlossers Lavaterianismus bezweifelt worden, und gewiß nicht mit Unrecht. Man weiß, sagt Stolz, aus seinen andern Schriften, daß er zuweilen selbst mit wichtigen Wahrheiten eine Art von Scherz trieb, um eine Oppositionspartei in der gelehrten Welt zu bilden und seinen Witz in Paradoxien sehen zu lassen. — — Es machte ihm, wie Lessingen, Vergnügen, sich eines schwächern Theils, den eine stärkere Partei annihiliren wollte, anzunehmen, und zu zeigen, daß ein guter Kopf für eine Sache, für welche die aufgeklärten Leute glaubten, daß gar nichts mehr gesagt werden könne, doch noch dies und das auf die Bahn zu bringen wisse; auch hing er mit den damaligen Genies zusammen, und wußte das, was sie von gemeinen und blos korrekten Menschen unterschied, bei allen Blößen, die sie der Kritik gaben, zu schätzen. Ein so gescheidter Mann, wie Schlosser, mußte Lavatern, als ein Individuum, als Produkt der schaffenden Natur betrachtet, doch weit anziehender als mancher finden, der ihn wegen seines Mangels an theologischer Aufklärung bemitleidete, und in Recen-

sionen vielleicht bald mit ihm fertig ward; und wie gern thut man jemandem bei Gelegenheit etwas zu Gefallen, wenn man ihn einmal persönlich von einer viel vortheilhaftern Seite als durch das Medium der öffentlichen Blätter kennen gelernt hat, und sieht, daß das tongebende Publikum sich gegen ihn gleichsam verschworen hat. — Schlosser nahm sich aber Lavaters mehr an wie ein geschickter Sachwalter, dem die Streitsache an sich so nahe am Herzen eben nicht liegt, als wie ein wirklicher Theilnehmer an derselben Denkart. Wenn er z. B. in dem Aufsatze über Spott und Schwärmerei sagt: „Was liegt Euch daran, wenn Lavater den Himmel herunter beten will? Ist er Euch nicht lieber, als wenn er Euch die Kraft zum Beten nähme?“ so verräth der etwas profane Ton, mit dem dies gesagt ist, deutlich genug, daß er das Beten nicht so ernsthaft als Lavater nahm.“

Wie dem nun sey, Wieland stieß überall auf Lavater, zu eben der Zeit, wo er mit diesem sich zu befreunden angefangen hatte, und auf dem besten Wege war, mit dessen Eigenthümlichkeiten sich zu versöhnen. Zwar würde er schwerlich ein Lavaterianer geworden seyn; konnte er aber nicht Lavater hochachten und lieben um seiner trefflichen, zum Theil ausgezeichneten Eigenschaften willen, selbst wenn er, sogar öffentlich, dies und jenes an ihm hätte

misbilligen müssen? Kein Zweifel, daß er es auf eine Art gethan haben würde, die sich mit der Hochachtung und Liebe für die Person vertrug. So viel scheint selbst Jacobi von Wielands Gegnern nicht erwartet zu haben; denn als er noch Herdern für den Verfasser des ersten Aufsatzes hielt, schrieb er an Frau von Laroche: „Was wird dieser zu Wielands Noten und Nachschrift sagen?“ Er fügte die befremdende Aeußerung hinzu: „Unser Wieland ist doch ein seltsamer Mann. George sagte jüngst, er sollte lieber am Ende jedes Quartals ein besonderes Heft herausgeben, unter dem Titel: Einwendungen gegen meinen Merkur.“ War es denn so seltsam, daß er nicht ganz und gar schwieg? Absichtlich habe ich seine Noten zu jenem Aufsatz alle und das Wesentliche seiner Nachschrift mitgetheilt; und Niemand wird wol verkennen, daß er der Noten noch viele, und zum Theil gewiß sehr bittere, hätte machen, und in der Nachschrift dem Verfasser gerechte Anerkennung seines Guten versagen können. Beides hat er nicht gethan; aber gänzlich schweigen —? Wenn er es auch gekonnt hätte, hätte er es gesollt? Und warum? — Weil Herder der Verfasser war? Wielanden war es ja um die Sache, und recht angelegentlich, zu thun. Hätte Herder einen solchen Aufsatz schreiben und an Wieland schicken, unter den damaligen Umständen schicken können, nun so hätte er hinnehmen mögen, was er, in noch weit reichlicherem Maaße,

verdient hatte. Sollte aber Wieland schweigen um dessen willen, was Herder erwiedern könnte? — Seltsame Zumuthung! — Die Frage kann doch nur seyn: hat Wieland Recht oder nicht? Warum kommt hier wieder die Person in Betracht? Fast scheint es doch, weil die Person zu einer Partei gehörte, und zwar zu einer Partei, welcher Jacobi selbst mehr angehörte, als Wielanden, denn sonst würde er sich wol eher dessen erinnert haben, daß er vor noch nicht einem Jahre diesem geschrieben hatte: „Ueberlegen Sie doch mit Göthe, welchergestalt unser Merkur gemeinnütziger gemacht werden kann. Nichts würde ihm mehr aufhelfen, als wenn wir mehr Urtheile über Bücher und andere Dinge hineinbringen könnten; denn den Leuten liegt an nichts so viel, als zu wissen, was sie über alles Vorkommende denken und sagen sollen. Hätte ich Ihre Gesundheit und Freiheit, mir däucht, ich wollte eine periodische Schrift machen, die so gäng und gebe werden müßte, wie der Almanac de Liège oder der hinkende Bote. Sie, mein liebster Wieland, verstehen noch wenig von der sonst nicht schweren Kunst, den Leuten zu imponiren.“ Diese Kunst verstand Wieland, der sich allezeit so gab wie er war, in der That gar nicht; es ist aber auch zu bezweifeln, daß sie ihm, bei gewissen Personen, und unter gewissen Umständen, von großem Nutzen gewesen seyn würde. Was er dann machte, das machte er nicht recht:

man verlangte von ihm Aufopferung seiner Individualität, während man die eigne behaupten und von ihm anerkannt wissen wollte.

Mit Parteien hatte er aber ein entschiedenes Unglück, und es war, als ob er nie einer angehören sollte. Eben jetzt, da er voll Enthusiasmus für Göthe bereits war, für Herder es bald darauf wurde, war eine neue Partei entstanden, die man die Christliche Genie-Partei nennen könnte. Um Lavater zu vertheidigen, wurde von dieser Wielands bisherige Tendenz aufs härteste verurtheilt; und von wem? Der Herderisirende Ungenannte mochte seyn wer er wollte, so war er ein Freund Lavaters, und Lavater und Göthe waren Freunde*); Schlosser aber war Göthe's

*) Göthe hatte nicht nur in dem Werther der Predigt Lavaters über die üble Laune (in den Predigten über das Buch Jonas 1773) rühmlich gedacht, sondern Lavatern auch große Freude mit mehreren, ohne Zweifel den meisten Verehrern Göthe's unbekannten, theologischen Schriften gemacht, namentlich mit dem Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (1773), den Zwo wichtigen bisher unerörterten biblischen Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben (1773), so wie durch den bekannten Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verteutscht durch D. Karl Friedrich Bahrdt (1774). Um jene Zeit hatte Göthe auf einer mit dem Grafen Stolberg nach

Schwager. Wie vieles vereinigte sich also nicht, was in Wieland den Verdacht erregen konnte, daß Göthe und Herder selbst zu einer Partei gehören möchten, die gerade in den Momenten seiner Krisis ihn auf die rauheste Weise von sich stieß! Veränderte sich nun aber auch nichts in seiner Gesinnung und seinem Gefühl für Göthe und Herder, so war es ihm doch unmöglich gemacht, sich mit jener Partei zu befreunden, nicht blos um seiner, sondern um der Sache willen. Aufs deutlichste und bestimmteste erkannte er, daß seine Stellung keine andere seyn könne, als jener Partei — gegenüber. Er sah, daß seine Aufgabe nur eine Aufgabe der Zeit, und noch nicht eine zeitige gewesen; für das Publikum war dadurch nichts entschieden worden, für ihn selbst aber alles; schärfer als je faßte er sein Ziel ins Auge und verfolgte es beharrlich.

Folgen wir ihm jetzt in die Stille seines Studier- und Arbeitzimmers, um zu sehen, wodurch und wie er, der stille Weltbeobachter, fernerhin auf die mannichfaltigste Weise auf sein vielfach bewegtes Zeitalter einwirkte.

---

der Schweiz gemachten Reise auch persönlich mit Lavater sich befreundet, und nahm großen Antheil an dessen Physiognomischen Fragmenten, mit denen dieser damals angelegentlich beschäftigt war.

5.

Wenn er für seinen Merkur nicht alles das thun konnte, was Manche wünschten, weil er nicht immer solche Beihilfe fand wie von dem Jahre 1776 an, wo Göthe, Herder, Heinse, Jacobi ihn mit den interessantesten Beiträgen unterstützten, so that er doch dafür alles, was er vermochte, und in einer Hinsicht mehr als sonst Herausgeber von Zeitschriften zu thun pflegen. Nicht blos einzelne kleine Aufsätze von ihm theilte er darin mit, sondern alle seine Werke erschienen in dem Merkur zuerst. Dieser dient daher auf eine Reihe von zwanzig Jahren zum Maasstabe seines Wirkens, welches man aber dann nur wahrhaft würdigen kann, wenn man nicht blos auf seine poetischen Werke Rücksicht nimmt.

Ein auch nur flüchtiger Ueberblick dessen, was er bis zur Zeit der französischen Revoluzion und der Kantischen Philosophie dem Publikum hier mitgetheilt hat, zeigt, wie er fortwährend mit der altklassischen Litteratur sich beschäftigte; Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter aller Völker und Zeiten studirte; Zeiten, Völker und Personen der Vergangenheit zu erkennen strebte, und doch das regste Interesse für alles Wichtige, was in der Gegenwart sich ereignete, sich bewahrte, nicht blos für die eigentlich so genannten Weltbegebenheiten,

sondern für alles, was mit der Fortbildung des menschlichen Geschlechts, näher oder entfernter, in Beziehung stand. Mit gleicher Theilnahme, mit welcher er jedem Forscher in die Gebiete des Wissens und der Kunst folgte, und Reisende um die Welt begleitete, umfaßte er jede neue Einrichtung, jede Entdeckung, die er dem Menschengeschlecht für heilsam oder gefährlich hielt. Er wurde dadurch theils zu ausführlichen Aufsätzen, theils nur zu Erklärungen seiner Meinung, oder berichtigenden Urtheilen fremder Meinungen über alle jene Gegenstände veranlaßt, und dies machte einen nicht unbeträchtlichen Antheil seiner Mittheilungen in dem Merkur aus. Das Meiste davon findet sich in den vier letzten Bänden dieser Ausgabe unter dem Titel Miscellaneen. Die früheren Ausgaben der Werke Wielands enthalten davon nur Weniges, und also auch nicht einmal den Aufsatz über Hans Sachs, dessen Anerkennung doch selbst von Wielands Gegnern, und von einem sogar als sein größtes Verdienst, gerühmt worden ist. Auf jeden Fall war die Sammlung jener Aufsätze zur Beurtheilung Wielands wichtig, wenn wir gleich hier nicht darauf eingehen können, über jeden einzelnen wieder einzeln zu urtheilen. Eines allgemeinern Urtheils darüber dürfen wir uns aber nicht überheben.

Der Mann, welcher sich für eine ungehemmte Ausbildung des menschlichen

Geschlechts so bestimmt erklärt hatte, konnte sich auch nur für die Aufklärung entscheiden. Da es jetzt noch, also ein halbes Jahrhundert später, unter einer gewissen Klasse Mode ist, die Aufklärung in Verruf zu thun; was Wunder, wenn man damals sie verdächtig zu machen suchte! Mancher ehrliche Mann wurde ängstlich dabei, und einer derselben warf die Fragen auf: Was ist Aufklärung? Ueber welche Gegenstände kann und muß sie sich verbreiten? Wo sind ihre Grenzen? Durch welche sichere Mittel wird sie befördert? Wer ist berechtigt die Menschheit aufzuklären? An welchen Folgen erkennt man ihre Wahrheit? Diese Fragen, meinte der Verfasser, seyen noch lange nicht so berichtigt, als sie es seyn müßten, um über den Begriff von Aufklärung, und über ihren Gang unter uns, ruhig zu seyn, und sie müßten rein und gerade und einstimmig beantwortet werden, wenn wir uns nicht in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben wollten. Wieland, obschon er der Meinung war, daß jene sechs Fragen schon seit einigen tausend Jahren für alle verständigen Menschen keine Fragen mehr wären, und daß, wenn wir uns demohngeachtet in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtrieben, dieses wol eine andre Ursache haben müsse, Wieland gab gleichwohl, als ihm jene Fragen zu Gesicht kamen, eine so reine und gerade Antwort, daß

nun wenigstens darüber kein Zweifel entstehen kann, was Er mit dem Streben nach Aufklärung beabsichtigte *).

„Das Licht des Geistes, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist, die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht unmöglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i. so viel Erkenntniß als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Sinne Sichtbare. Aber es giebt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es giebt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern, oder wenigstens in der Dämmerung treiben können; — z. B. wer uns Schwarz für Weiß geben, oder mit falscher Münze bezahlen, oder Geister erscheinen lassen will; oder auch (was an sich etwas sehr Unschuldiges ist) wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut, und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen, als bei Nacht,

*) Bd. 40.

oder Mondschein, oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wakkern Leute sind natürliche Gegner der Aufklärung."

„Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge, oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung jedes unparteiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind. Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachen Bestandtheile aufgelößt, das Einfache bis zu seinem Ursprunge verfolgt, und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit ausgegeben worden ist, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es giebt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern, als dieses, und es kann kein anderes geben. Die Rede kann also hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, als — diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit dieser wird doch

wol bei Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen? — — — Ich denke nicht gern Arges von meinem Nebenmenschen: aber ich muß gestehen, wo die Sicherheit der Aufklärungsmittel einem Frager so sehr am Herzen liegt, da könnte mir seine Lauterkeit wider Willen verdächtig werden. Sollte er etwa meinen, es gebe respektable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, so übel wollen wir von seinem Verstande nicht denken! Aber er wird vielleicht sagen: „es gäbe Fälle, wo zu viel Licht schädlich sey, wo man es nur mit Behutsamkeit und stufenweise einfallen lassen dürfe?“ Gut! — — Es wäre aber Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir schon dreihundert Jahre lang nach und nach einen gewissen Grad von Licht gewohnt worden sind, nicht endlich einmal im Stande seyn sollten, hellen Sonnenschein ertragen zu können. Es greift sich mit Händen, daß das bloße Ausflüchte der lieben Leute sind, die ihre eigenen Ursachen haben, warum es nicht hell um sie seyn soll.“

Auf solche Weise Aufklärung zu befordern, so viel er nur vermöchte, war also Wielands Absicht. Wo nun aber Aufklärung zu befördern ist, da muß es wenigstens doch nicht hell genug seyn, und man wird das Licht dahin wenden müssen, wo es noch dunkelt. Wieland, als ein genauer Beobachter seiner Zeit, erkannte diese dunkeln Stellen sehr gut,

und wurde dadurch bestimmt, sie zu beleuchten. Dieses gab ihm seine eigenthümliche Richtung, über die man aber nicht richtig urtheilen kann, wenn man sich nicht dessen erinnert, was in jener Zeit alle, denen Aufklärung am Herzen lag, vornehmlich in Bewegung setzte.

Noch, als schon das Zeitalter Friedrichs sich zu seinem Ende neigte, machte man es den Göttinger gelehrten Anzeigen zum Vorwurf, daß sie vortheilhaft von der Eberhardischen Apologie des Sokrates, einem offenbar naturalistischen Buche gesprochen, und die Wirkungen der bösen Geister auf die Seelen der Menschen deutlich genug geleugnet habe*). Gerade in demselben Jahre war aber der Pater Joh. Joseph Gaßner (geb. 1727. gest. 1779.), der durch das Studium magischer Schriften in dem Glauben sich befestigt hatte, daß böse Geister die Ursache von Krankheiten wären, die nur durch Gebet und Segensprechung geheilt werden könnten, von dem Erzbischof zu Regensburg nach Ellwangen berufen worden, und trieb dort eine Menge Teufel aus. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens wurde viel Aberglaube auch in protestantische Länder verbreitet. Viele dieses Ordens befanden sich allerdings in einer sehr mißlichen Lage, und suchten sich durch Mittel

*) Schreiben über einige gelehrte Zeitungen. Hamb. 1774.

aller Art ihre Erhaltung zu sichern. Wohl wissend, daß vorgespiegelte, goldene Berge die Menschen am meisten reizen, trieben Manche die Kunst der Schatzgräberei, die freilich nur auf eine kurze Zeit hinhielt. Am besten befanden sich die, welche mit chemischen Kenntnissen versehen, sich als Alchymisten darstellten, und mit dem Stein der Weisen zwei so wichtige Dinge wie die Bereitung des Goldes und ein Lebens-Elixir verhießen. Da bei Manchen aber Geheimnisse eben so sicher wirken als Goldgier, so ließ man es auch hieran nicht fehlen. Man rühmte sich im Besitz wichtiger Geheimnisse aus Aegyptens grauester Urzeit zu seyn, wodurch man auch Macht über die Geisterwelt habe. Geisterbeschwörungen wurden viele veranstaltet. Während viele sich begnügten nur im Kleinen ihre Künste zu treiben und sich auf eine enge Sphäre beschränkten, trieben Andre sie ins Große, und wählten die große Welt zu ihrem Schauplatz. Wie groß der Hang jener Zeit zu dem Geheimnißvollen und Wunderbaren war, beweisen mehrere Wundermänner, die binnen zehn Jahren nach einander auftraten, und zum Theil in den größten Hauptstädten Europa's und an den ersten Höfen eine Rolle spielten. Unter dem Namen eines Grafen St. Germain sah man einen, der sich eines Alters von mehr als drei Jahrhunderten rühmte, auf einer Reise nach In-

dien Edelsteine zu verfertigen gelernt haben wollte, — deren einen von sehr hohem Werthe er i. J. 1773. bei dem französischen Gesandten im Haag zerschlug, — ein Lebenselixir zu besitzen vorgab, wodurch er das Alter verjüngte, und überdies im Besitz prophetischer Gabe den Tod Ludwigs XV. vorhersagte. Wenn dieser nur ein Sonderling gewesen zu seyn scheint, so waren Andere dagegen offenbar Betrüger. So der berüchtigte Joseph Balsamo, der als Graf Cagliostro damals so großes Aufsehen erregte. Nachdem er eine Zeit lang, neben den Reizen seiner Frau, die Verheißung des Steins der Weisen und Handel mit wunderbaren Essenzen benutzt hatte, sich Gewinn zu verschaffen, trat er in einer neuen Rolle mit um so größerem Glück auf, weil er Freimaurerei und Magie mit einander in Verbindung brachte. Wie schlecht ausgesonnen auch sein Mährchen von dem altägyptischen Orden war, dessen Stifter Enoch und Elias gewesen, und dessen Wiederhersteller Er seyn sollte, so fehlte es ihm doch nirgend an Anhängern und gläubigen Jüngern. Als er i. J. 1779. nach Mitau kam, erschien er angeblich von seinen geheimen Obern mit der Vollmacht abgesendet, als Großmeister eine Loge d'Adoption zu stiften, in welcher auch Personen des weiblichen Geschlechts aufgenommen werden sollten, und wie er alle Künste der Magie, der Schatz-

gräberei, der Alchymie und der — Religion aufbot, um die Familie des Grafen von Medem in sein Interesse zu ziehen, zeigt am besten die merkwürdige „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau i. J. 1779. und von dessen dortigen magischen Operationen, von Ch. El. Konst. von der Recke, geb. Gräfin v. Medem“ (Berl. 1787.). Die verehrungswürdige Frau erzählt von sich selbst, wie Cagliostro der damals Getäuschten gesagt: „ich bin gewiß, wenn Sie durch Streben nach Vollkommenheiten, wie Christus und seine Apostel, zu höhern Kräften gelangen, dann werden Sie auch die Stärke haben, wie Petrus mit einem Worte: Ananias, du leugst! den todt zu Boden stürzen zu lassen, von dem Sie es übersehen, daß er Tausende unglücklich machen, und der erhabenen Absicht des großen Baumeisters der Welten entgegen arbeiten werde.“ Ein anderes Mal versicherte er ihr, wofern sie nur unermüdet der Magie sich weihen werde, so würde sie dahin gelangen, daß sie nicht nur des belehrenden Umganges der Verstorbenen genießen, sondern auch von ihren Obern zu geistigen Reisen in die Planeten gebraucht, und nachher zu einer der Beschützerinnen unsers Erdballs erhöht, und als eine bewährte Schülerin der Magie zu noch höheren Regionen empor gehoben werden würde. Für die Wörter Helion, Melion, Tetragrammaton, die er für arabische ausgab, für das Wort

Jehova und besonders für die Buchstaben I. H. S. flößte er ihr solche Ehrfurcht ein, daß sie auf sein Gebot lange Zeit nicht betete, ohne zuerst jene Wörter ausgesprochen, und diese Buchstaben recht lebhaft gedacht zu haben. „Wer die wahre Würde dieser Buchstaben versteht, sagte er, ist der ewigen Quelle alles Guten nahe. Drei Kapitel fehlen aus der Bibel, und sind nur in den Händen der Magier. Der, welcher nur eins dieser Kapitel besitzt, dem stehen schon übernatürliche Kräfte zu Gebote. Wer I. H. S., die Sonne, Zirkel und Dreieck, 2 und 7, 3 und 9, und das Wort Jehova nicht in Ehren hält, und nicht zur wahren Kenntniß dieser Buchstaben, Zahlen und Worte gelangt ist, der wird zum Besitze dieser fehlenden Kapitel aus der Bibel nicht gelangen. Diese enthalten die höchste Weisheit, durch welche die Welt beherrscht wird.“ — Als Großmeister seines neuen Ordens gab er sich den Titel, Groß-Kophta; und wer kennt ihn nicht als solchen, nach seiner Verwickelung in die berüchtigte Halsbandgeschichte, durch Göthe's meisterhafte Darstellung?

Nicht ganz unähnliche Belehrungen ertheilte Gablidone, der — Geist eines schon vor Christi Geburt abgeschiedenen, jüdischen Kabbalisten. Wegen seiner Beschäftigung mit der Magie war dieser Kabbalist von seinem Vater aufs äußerste verfolgt worden. Als dieser ihn nun einstmals bei einer magischen Operazion überfiel, hob G. ein

magisches Schwert gegen ihn auf, dessen bloßes Aufheben auf der Stelle tödtete. Wegen dieses Vatermordes war dem Geiste des Kabbalisten die Buße auferlegt, acht Rechnern durch viele Jahrhunderte in besondern Stunden zu Gebote zu stehen, und auf alle an diese ergangene Fragen, nach gewissen vorhergegangenen Ceremonien, zu antworten. Neben ihm, versicherte der Geist Gablidone, gebe es noch sechs solche Geister, von denen einer dem Mahomed als Taube, und ein anderer dem Delphischen Orakel gedient habe. — Alles dieses berichtete der Geist Gablidone dem Grafen von Thun zu Wien durch den Mund eines dermaligen Rechners, oder nach seinem magischen Namen, Magnanephton. Rechner hieß die jedesmalige Person, welche das Organ des Geistes ausmachte, darum, weil die Aussprüche in Zahlen gegeben wurden. Das Organ des Geistes bei dem Grafen war ein ehemaliger Taschenspieler. Er machte viele Vorbereitungen, den Grafen in den Orden der Magier aufzunehmen, aber nach 12 Jahren starb dieser Rechner, als der Graf nur noch Eine magische Anweisung nöthig hatte, welche Gablidone ihm durch einen andern Rechner verhieß, dessen magischer Name Mafsom seyn sollte. Der Graf mußte sich daher vorläufig damit begnügen, daß der Geist doch die Gefälligkeit gehabt hatte, sich selbst für ihn mit Wasserfarben abzumalen und manches Geheimniß

aus dem Geisterreiche zu verrathen, z. B. daß dem verstorbenen Kaiser Franz nun die Aufsicht über — alle Schneckenhäuslein von Nord bis Süd übergeben, daß eine Erlösung aus der Verdammniß sey und wider den Willen der Gottheit geschehen müsse, und daß alle Cherubinen und Seraphinen zeugen, „der Geist werde zwiefach das △ in das □ stellen, und oben im Spitz die Theilung durch einen liegenden Strich machen.“

Als eine merkwürdige Neuigkeit erfuhr man durch Gablidone auch, daß Preußens Friedrich einen Rechner gehabt, der ihm im Kriege große Dienste geleistet habe, und daß ihm überhaupt die Geister sehr gewogen gewesen, ihn aber, weil er keinen Glauben hatte, verlassen hätten. Freilich wol mochte Friedrichs Geist jene Geister von sich scheuchen. Allein sie verstanden sich auf das Abwarten; und kaum hatte Friedrichs Geist sich von seiner irdischen Hülle getrennt (1786), als sie, und mehr als ein Rechner, wiederkehrten. An der Spitze derselben stand der ehemalige Landprediger Wöllner, damaliger Domainenrath, der sich aber bald noch einen andern Wirkungskreis schuf. „Er ergab sich — so erzählt Dohm*) — den geheimen Wissenschaften der Geisterseherei, Goldmacherkunst und dergl., welche damals in Teutschland von einer Partei der Freimaurer ge-

*) Denkwürdigkeiten meiner Zeit Bd. 5. S. 47.

trieben wurden. Wöllner spielte eine bedeutende Rolle in dieser Partei, welche Manche auch einer Vorliebe des Katholizismus und eines geheimen Verständnisses mit dem erloschenen, aber, wie man damals glaubte, doch stets thätigen, Orden der Jesuiten beschuldigten. Mögen diese Behauptungen auch etwas übertrieben gewesen seyn, so ist doch so viel gewiß, daß diese Partei von einem sehr lebhaften Hasse der freiern Denkart in Religionssachen, welche unter den preußischen Theologen während Friedrichs Regierung herrschend geworden, belebt war. Höchst wahrscheinlich hatte Wöllner bei dem Schein des Eifers für Herstellung der alten Rechtgläubigkeit und bei dem Vorgeben des Besitzes geheimer Wissenschaften keine andre Absicht, als Befriedigung des Ehrgeizes und der Habsucht; besonders suchte er die Gunst des Thronfolgers und bedeutenden Einfluß auf dessen Geist zu erwerben. Er erreichte diesen Zweck in hohem Grade.“ Wöllner, nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm II. geadelt, stieg in Kurzem zur Würde eines Ministers der geistlichen Angelegenheiten empor, als welcher er das Vertrauen seines, zu Bedrückung und Härte nicht geneigten, Königs aufs unverantwortlichste misbrauchte. Im J. 1788 erschien sein großinquisitorisches Religionsedikt, wodurch im Preußischen Staat eine ältere Glaubensnorm verewigt werden sollte, während man in geheime Orden sich einließ und durch

Geistererscheinungen mystifizirte. Im Bunde war ein anderer Vertrauter des getäuschten Königs, der Generalmajor v. Bischoffwerder, der sich früher in den Orten der Rosenkreuzer hatte aufnehmen lassen, und dem der berüchtigte Schröpfer, ein ehemaliger Kaffeewirth in Leipzig, der eine Zeitlang die Rolle des teutschen Cagliostro spielte, die Einweihung in das dritte Geheimniß versprochen hatte. Schröpfer, endlich zu sehr bedrängt, theilte es ihm dadurch mit, daß er in seiner Gegenwart im Rosenthale bei Leipzig — sich erschoß.

Ob und wie Jesuiten bei allem diesem im Spiele gewesen, und ob von katholischer Seite Proselytenmacherei dabei statt gefunden habe, ist zwar nie ganz klar geworden: erwägt man aber die Ereignisse der Folgezeit, so wird man Ursache finden sich zu bedenken, wie man über diesen damals so streitigen Gegenstand entscheiden solle. Namentlich stritten darüber Garve und Nicolai. Dieser Letztere ergriff in der Beschreibung seiner durch Teutschland gemachten Reisen jede Veranlaßung, die päpstliche Hierarchie zu bekämpfen, weil er der Meinung war, daß man zu deren Ausbreitung mit rastlosem Eifer, und nach einem äußerst konsequenten Systeme, handle. Er ließ sich nicht dadurch irren, daß in den Jahren 1781 und 1782 alle Zeitungen voll waren von der durch Joseph II. im Oesterreichischen bewirkten Reforma-

zion, und daß auch protestantische Schriftsteller sich erschöpften in enthusiastischer Bewunderung alles dessen, was für Vernunft und Wahrheit geschehen sey. So rief z. B. Zimmermann, der die starken Züge in seinen Gemälden liebte, aus (üb. d. Einsamkeit Bd. 4. S. 441 ff.): „Kaiser Josephs Reformazion macht alle fernere Religionsvereinigung überflüssig. Kein vernünftiger katholischer Geistlicher kann suchen, uns, unter dem Scheine der Duldung, wieder in den Schoos seiner Kirche zu bringen. — — Welcher vernünftige Katholik kann sich von seiner Kirche sondern wollen, da sie doch Kaiser Joseph von aller Unvernunft gereinigt hat? — Sind wir nicht Eins geworden seit der großen Reformazion im Jahre 1781?“ — Dieses war es nun aber gerade, was Nicolai nicht zugab, weil das, was Joseph zu leisten vermögend gewesen, den großen Vorstellungen, die man davon erregte, bei weitem nicht entsprach, ja gar nicht entsprechen konnte. Nicolai wollte sogar bemerkt haben, daß, während man des Kaisers Absichten von allen Seiten entgegenwirkte, man sich der beliebten Duldung selbst als eines Mittels bediente, die Protestanten, welche man nach den herrschen Grundsätzen, die sich keineswegs geändert hatten, und auch nicht hatten geändert werden sollen, als Abgefallene von der allein selig machenden Kirche betrachten mußte, mit dieser wieder zu vereinigen. Der Wieder-Vereinigungs-

projekte gab es damals allerdings mehrere. So gab z. B. ein Magister Masius in Leipzig vor daß eine Gesellschaft Unbekannter, die ihm einen Eid abgenommen, ihre Namen Niemand, auch keinem Potentaten, zu entdecken, ihn beauftragt habe, jetzt, da ein Theil der Christenheit in Gefahr sey, diesem ein Vereinigungsbuch zu geben, worin das Ziel gezeigt werde, von welchem man nicht abweichen dürfe; die unbekannten Väter wollten ein apostolisches Christenthum errichten, und mit diesem zugleich die deutliche Lehre von der Wahrheit — — — des Steins der Weisen geben. Dieser Masius war nun vielleicht ein bloßer Windbeutel: hielt man aber sein Projekt mit manchem andern aus jener Zeit zusammen; so konnte man wol Verdacht schöpfen. Garve indeß hielt Nicolai's Eifer für übertrieben, zog dessen Unparteilichkeit in Zweifel, machte dessen Sorgfalt in Untersuchungen verdächtig, und erklärte überhaupt Untersuchungen, welche dieser für das menschliche Geschlecht höchst wichtig hielt, für unnöthig, überflüssig, zwecklos, ja sogar für schädlich, weil es den Katholiken Mistrauen erwecke. Hiegegen konnte Nicolai nicht füglich schweigen, und lieferte in einem Anhange zum siebenten Bande seiner Reisen eine Untersuchung der von Garve gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen. Die Weitschweifigkeit dieser Untersuchung auszuhalten, erfordert freilich Geduld: allein wer das Damals

mit dem Jetzt vergleichen will, darf diese Mühe doch nicht scheuen. Am Ende seiner Untersuchung rief er aus: „Diese und so viele andere Dinge geschehen vor unsern Augen, und Hr. Garve will uns einbilden, wir lebten zu einer Zeit, wo alles so hell wäre, wo die Partei der Vernunft so sehr die Uebermacht hätte, daß katholische Emissarien unmöglich wirken und ein akkommodirtes Papstthum einführen könnten!“

Eine besondre Veranlassung machte den Streit über diesen Gegenstand damals noch viel lebhafter und allgemeiner. Es war nämlich gegen den ehemaligen Königsberger, dann Mitauer Professor, und zuletzt Oberhofprediger zu Darmstadt, Joh. Aug. Starck, der Verdacht, daß er insgeheim Katholik sey, laut geworden, was, außer öffentlichen Streitigkeiten, auch einen merkwürdigen Prozeß, und dadurch ein Werk von Starck in 2 Bänden über Krypto-Katholizismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften (1787) veranlaßte. Starck gab nur eine Verbindung mit der Freimaurerei der strikten Observanz zu, die man als Fortsetzung des Tempelherrn-Ordens betrachtet habe; darin habe er zu den Klerikern gehört. Zum Unglück für ihn berichtete die Frau v. d. Recke, daß Cagliostro Starcken als Nekromantisten bezeichnet habe, Starck aber jenen als einen schwarzen Magier; der Eine habe seinen

Anhängern Beschwörungen mit Räuchern untersagt, der Andre die, wobei der Degen gebraucht werde. Zudem war auch ein Brief von Starck an Schröpfer bekannt geworden, worin er diesem schrieb, daß er Eines Ursprungs mit ihm sey, mit ihm zu Einem Zwecke gehe, und daß er Florenz kenne und nicht weit davon das Heiligthum in Gold dreifach gekrönet. Auf das Vorhalten dieses Briefes erwiederte der Beschuldigte: „er hätte sich nicht einfallen lassen, daß Briefe, im Enthusiasmus geschrieben, und denen man es ansähe, daß die Begierde, nach Ordensgeheimnissen zu forschen, sie hervorgebracht habe, ihm zur Last gelegt werden könnten, da Männer von größerm Verstande, Einsicht und Erfahrung sich von jenem Enthusiasmus hätten hinreißen lassen, und diese Begierde zur damaligen Modesucht geworden wäre. Auch könne man es einem Manne, welcher eine Menge der damals im Schwange gehenden geheimen Gesellschaften, ihr Benehmen und ihre Chiffresprache kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nicht als eine gefährliche Unternehmung aufmutzen, wenn er einen neu aufstehenden Geheimnißkrämer (Schröpfer) in der Chiffresprache auszuforschen gesucht habe.“ Wie dem nun sey, so ist wol nicht zu leugnen, daß die damalige Freimaurerei allein Starcken all den Verdacht zuziehen konnte, den man gegen ihn hatte. Auch Cagliostro und Schröpfer hatten sie ja als Mittel gebraucht,

und Emissaire einer auf Alchymie arbeitenden Loge, welche nach Ingolstadt kamen, um Studenten in ihr Interesse zu ziehen, hatten in dem dortigen Professor Adam Weishaupt, dem Verfasser mehrerer interessanter philosophischen Schriften, den Gedanken an die Stiftung des Illuminaten-Ordens hervorgebracht. Dieser im J. 1776 gestiftete Orden, dem unleugbar ein schöner menschlicher Gedanke zum Grunde lag, und der sich ein edles Ziel setzte, jedoch einen, nach dem entworfenen System wahrscheinlich nicht ausführbaren, Plan verfolgte, war ohne Zweifel sehr antijesuitisch, obschon übrigens in seiner ganzen Einrichtung dem Vorbild eines Jesuiten-Institutes nachgebildet. Da er schon darum allein unpassend für protestantische Länder war, so entwarf ein Protestant den Plan, diesen Orden, für den er höchst thätig war, an die Freimaurerei anzuknüpfen, jedoch nicht an die der strengen Observanz, deren Anhänger mit dem neuen Systeme nicht zufrieden waren. Warum nicht? — dies ist eben die Frage. Starck war ein Anhänger dieser strengen Observanz, und konnte allerdings, blos als solcher, ein Gegner des Illuminaten-Ordens werden, lediglich aus Vorurtheil. Er konnte es aber auch aus Jesuitismus gegen einen antijesuitischen Orden seyn. Wenigstens ist seine Beschuldigung des Ordens, er sey auf Umstürzung der Christlichen Religion bedacht gewesen, von eben der Art, wie deren die

jesuitische Partei sich bediente, die diesen Orden religiös und politisch so verdächtig machte, daß er im J. 1784 aufgehoben wurde. Wie dem nun aber sey, so hatte Starck die Begierde nach Ordensgeheimnissen zu forschen mit Recht eine Modesucht jener Zeit genannt. Eben diese Modesucht aber war jesuitischen Planen ungemein günstig. Man lese, um sich hievon zu überzeugen: Philo's endliche Erklärung und Antwort auf verschiedene Anforderungen und Anfragen, seine Verbindung mit dem Orden der Illuminaten betreffend (Hannover 1788). Dieser, hier seinen Illuminaten-Ordensnamen führende Philo ist eben jener vorhin erwähnte, für den Illuminaten-Orden thätigste, Protestant; mit seinem wahren Namen: Adolph Freiherr v. Knigge. Man wird am besten einen Begriff von jener Zeit sich machen können, wenn man bei ihm liest: „wie er früh von der Krankheit des Zeitalters, der Begierde nach geheimen Verbindungen und Orden befallen war; schon in seines Vaters Hause als Kind täglich mit Enthusiasmus von Freimaurerei und geheimen Wissenschaften, vom Steine der Weisen u. dergl. reden hörte; als Knabe schon Gesetze zu Verbindungen entwarf; als Student zu einem Orden gehörte; an ein Paar kleinere Damenorden sich anschloß; 1772 als Freimaurer aufgenommen wurde; durstig nach Weisheit, gekitzelt von der edlen Idee, sich mit höheren Dingen als andere

gemeine Leute zu beschäftigen, in Bekanntschaft mit Schröder in Marburg*) kam, welcher auch den kältesten Mann für Theosophie, Magie und Alchymie in Bewegung zu setzen fähig war, wie vielmehr einen sehr warmen, phantastischen, brausenden Jüngling von 25 Jahren. Begierig reisete dieser nun auf Abenteuer aus. Wo in einem Hause die Magd oder der Bediente von einem bösen Geiste geplagt wurden; wo ein schlauer Mönch in dem Rufe stand, die Seelen der Verstorbenen zitiren, und Schatten aus den Gräbern hervorrufen zu können; wo ein alter Mann abgesondert von der Welt lebte, und leichtgläubige Thoren zu seinen Schmelztiegeln herbeilockte: da blieb Er nicht fern. So kam er bald in den Ruf, dies mystische Fach zu treiben, und dieser Ruf verfolgte ihn bis in seinen einsamen ländlichen Aufenthalt bei Frankfurt a. M., wohin er 1780 zog; ja, eben diese einsame Lebensart bestärkte die Gläubigen in jener Meinung von ihm. So ging den kein vazirender Geisterseher, kein reisender Geheimnißjäger, kein bettelnder Goldmacher sein Haus vorbei. En-

*) Professor der morgenländischen Sprachen und der jüdischen Alterthümer, Verfasser der neuen alchymistischen Bibliothek und der Neuen Sammlung von einigen alten und sehr rar gewordenen philosophischen und alchymistischen Schriften, welche 1774 mit dem 6. Theil beschlossen ward.

thusiastisch für alles, was Mysterien hieß, war ihm das Unverständlichste fast immer das Ehrwürdigste. Nie ist er zum Rosenkreuzer aufgenommen worden; aber diese alte Verbrüderung war ihm, seit Schröders Eröffnungen, äußerst werth geworden. Natürlich war auch die Idee eines Priesterthums einer seiner Lieblingsbegriffe, und — so schließt er dieses interessante Selbstbekenntniß — „wer mir damals, auf eine Art, welche diesen Begriffen geschmeichelt, den Antrag gemacht hätte, Jesuit zu werden, der würde nicht so gar viel Widerstand bei mir gefunden haben.“

In einem Zeitalter solcher Art konnte es auch nicht an Liebhabern von Werken fehlen, welche tiefer in die geheimnißvolle Welt der Geister einführen; und in der That konnte sich kaum Ein Philosoph damals so vieler Leser und gläubiger Anhänger rühmen, als der angestaunte Sohn eines Schwedischen Bischofs, Emanuel Swedenborg (geb. 1689 zu Stockholm, gest. 1772 zu London), nach welchem sich noch eine Sekte in England und Amerika nennt. Dieser Mann, wissenschaftlich gebildet, von viel umfassendem Geiste, mit Recht berühmt als Chemiker, Metallurg, Mathematiker und Mechaniker, der Verfasser eines tiefdurchdachten, mit großem Scharfsinn durchgeführten, Natursystems, rein von Charakter, ohne Arg und Falsch, als Christ keineswegs streng

kirchlich orthodox, aber Christ von Gemüth, erzählte im J. 1747, der Herr sey ihm erschienen, habe sein Inneres aufgethan, die Geisterwelt ihm eröffnet, und ihm verstattet, mit Engeln und Geistern zu sprechen. Fünf Jahre darauf legte er sein Amt nieder, denn, wie Herder von ihm sagt, „er sah sich als eine Verbindung zwischen der Geister- und Körperwelt, diesen Umgang sogar als ein Amt an, das ihm der Herr aufgetragen, und zeigte dabei weder einen anmaßenden Stolz, noch eine Schwäche des Verstandes. Kein Prahlen machte er davon, wußte aber, wenn er darüber gefragt ward, auch die Spötter in Achtung zu erhalten. Fröhlichen, stillen Gemüths erschien er jedem, der ihn näher kannte, wirklich als einer, der mit Engeln umgeht, d. i. als Muster ungeheuchelter Frömmigkeit, Güte und Wahrheit. Der Stil seiner Schriften ist schmucklos; oft sehr naiv erzählt er die Unterhaltung mit diesem und jenem Geist, und deren Wirkung auf ihn; von einem Truge, den er andern wissentlich machen wollte, ist, wenn man ihn hört, nie die Frage.“ War es also zu verwundern, daß ein solcher Mann tiefen Eindruck machte, zumal da bald einige Wundergeschichten von ihm in Umlauf kamen, und er außerdem durch Gemüth, auch in den Grundlagen seines Geistersystems, des Gemüthes sich bemeisterte? Herder hat in seiner Adrastea tref-

fend die psychologische Erklärung von Swedenborgs Geschichte als einen Roman seiner Seele gegeben. Von dieser Seite aber konnten seine Anhänger sie nicht sehen; ihnen war der Selbstbetrogene ein wirklicher Geisterseher, und als solcher ward er ein Beförderer des Glaubens an Geisterseherei.

Noch kam aber eins hinzu, dem Glauben an Wunder, den die Philosophie wankend gemacht hatte, neuen Vorschub zu thun. Ein Arzt, der Schweizer Anton Mesmer war durch die Lehre von dem Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper zu dem Gedanken gebracht worden, es müsse ein durch die ganze Natur allgemein verbreitetes Fluidum geben, welches bei dem Einfluß der Gestirne auf unsre Körper wirke, und nach mehreren Betrachtungen und Untersuchungen hatte dies ihn auf den thierischen Magnetismus gebracht, den er auch sogleich auf die Heilkunst anwendete, und mit Magnetkuren großes Aufsehen erregte, besonders nachdem er im J. 1778 Paris zum größeren Schauplatze für seine Wirksamkeit gewählt hatte. Seitdem er in einer kleinen zu Paris 1779 erschienenen Schrift das Wesentliche seines Systems vorgetragen, und durch Wunderkuren großes Erstaunen erregt hatte, konnte es ihm an Anhängern nicht fehlen, die sich bald in mehreren Städten Frankreichs unter dem Namen harmonischer Gesellschaf-

ten vereinigten, um gleiche Wunder zu thun. Zwar fehlte es auch nicht an dem Verdacht von Betrügerei, der dadurch nicht wenig vermehrt wurde, daß man die neue Heilmethode vorzugsweise bei dem schönen Geschlecht anwendete, — und wer mag den Vätern, Männern und Liebhabern bei den häufigen Manipulazionen, zumal in der Gegend der Herzgrube, verargen, daß ihnen die Methode verdächtig wurde? — Allein je seltsamer und unerhörter die Berichte von dem lauteten, was dadurch zur Erscheinung kam, desto größer wurde doch auch das Interesse für Untersuchung der magnatischen Zustände. Man unterschied zwei Klassen derselben, mit blos physisch- und zugleich mit psychisch-magnetischer Affekzion. In dieser zweiten Klasse, mit welcher die Reihe der außerordentlichen Erscheinungen anhebt, war die magnetisirte Schöne entweder Somnambule, die im Schlaf ihr Bewußtseyn behielt, oder Clairvoyante, Hellseherin, mit erhöhter Seelenkraft in Beziehung auf ihren innern Zustand, oder sie brachte es gar bis zur Desorganisazion, worin sie mit erhöhter Seelenkraft in Beziehung auch auf die Außenwelt begabt war. Wenn man nun hörte, daß eine Somnambule einen zugemachten Brief las, den ein Anwesender in der Tasche hatte; daß eine Clairvoyante sich mit ihrem Magnetiseur in solchem Rapport befand, daß er, Meilenweit von ihr getrennt, doch auf sie einwirkte, sie mit

ihm gesund oder krank war, und wenn er ein Brechmittel einnahm, sich mit ihm erbrach; daß eine Desorganisirte nicht nur die Heilmittel im Schlafe sich besser verordnete als ihr wachender Arzt, sondern auch das Verborgene in der Vergangenheit, das unbekannte Ferne in der Gegenwart, und selbst das Zukünftige wußte; — wer hätte nicht in das höchste Erstaunen gerathen sollen? Den Ungläubigen rief man mit Hamlet zu: „es gibt gar viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Philosophie sich nichts träumen läßt!“

Zu den Ungläubigsten gehörten ohne Zweifel die Herausgeber der, mit dem Jahre 1783 begonnenen, Berlinischen Monatsschrift, der O. C. R. Fr. Gedike und der Bibliothekar D. J. E. Biester, durch welche jene Monatsschrift zu einer Art von skeptischem und kritischem Magazin alles nur irgend verdächtigen Wunderwesens jener Zeit geworden ist. Wie reichhaltig an Materialien dieser Art es sey, schließe man daraus, daß man bloß in den sechs ersten Monatsheften des ersten Jahrganges: einen Neuen Messias (Rosenfeld) in Berlin, noch einen neuen Messias in Westphalen, einen Monddoktor in Berlin und die ungeheuern Wallfahrten zu demselben, eine Jungfer, die es mit dem Teufel zu thun haben will, und Nachrichten von dem Neuesten Hexenprozesse in Glarus findet. —

Es hab also im Zeitalter Friedrichs und Josephs auch noch Hexenprozesse, und dieser im Kanton Glarus endigte — im J. 1780! — damit, daß eine angebliche Hexe durch das Schwert hingerichtet wurde. Verbrennen ließ der Magistrat zu Glarus nur die Nachricht davon in Wekherlin's Chronologen.

Jene Berliner, und nächst ihnen zugleich Nicolai, hatten es aber noch insbesondre mit einem zu jener Zeit einflußreichen Manne, dessen auch hier zu gedenken nöthig ist, sehr eifrig zu thun, mit Lavater nämlich, der sich zwar von dem Verdachte, als Lutherischer Prediger ein geheimer Katholik und Jesuit zu seyn, durch die „Rechenschaft an seine Freunde, oder über Jesuitismus und Katholizismus an Herrn Professor Meiners“ (Winterthur 1786), gründlicher als Starck, und gewiß hinreichend, gereinigt hat, nicht aber eben so gut gegen andere einzelne Beschuldigungen. Er gesteht selbst ein, Gaßner besucht und seinen Exorzismus möglichst geprüft zu haben. Freilich, da er nach dieser Prüfung sagen konnte: „er habe Gaßner ehrlich und seine Wirkungskraft ganz anders als alle Welt (?) gefunden;“ so konnte er an Gaßner auch schreiben: „Laßt uns stille — stille unsre Seelen einander mittheilen — die Welt ists auch nicht werth, daß wir ihr die Kraft Gottes vor die Füße werfen.“ Er sagt, daß er von verschiedenen

Durchreisenden Geschichten von Geisterseherein, Divinazionen und sonderbaren psychologischen Phänomenen, welche zum Theil von Katholiken herrührten, gehört, sie allenfalls notirt, ad acta genommen, und vielleicht zwei oder drei vertrauten Freunden mitgetheilt habe. Soll sich dies aber auf das Mährchen beziehen, welches er von dem Geiste Gablidone zu Protokoll nahm, wie war es dann möglich, daß Lavater von dem Gemälde, welches der Geist von sich gemacht haben sollte, niederschrieb: „es ist ein mit Wasserfarben schnell und kühn und meines Bedünkens ganz originelles, obgleich flüchtig hingeworfenes Bild des armen Gablidone, ein gerade vor sich hinsehendes Schergesicht, ein klein rund schwärzlich Käppchen auf dem Scheitel, ziemlich große, offne, ungestarrte Augen. Im Ganzen ist bei aller Rohheit, der bei Wasserfarben auf einem nicht liegenden, sondern stehenden Blatte wol nicht auszuweichen war, das Gesicht wacker, keck, sehr natürlich, und ganz anders gezeichnet, als ein gemeiner menschlicher Maler zeichnen würde*)." Würde einer, der nur ein psychologisches Phänomen ad acta hätte nehmen wollen, sich wol so ausgedrückt haben? — Ferner sagt Lavater, daß er Cagliostro —

*) Lavaters Protokoll über den spiritus familiaris Gablidone. Mit Beilagen und einem Kupfer. 1787.

in einigen Stunden — so gut wie möglich beobachtet und sondirt habe, und an ihm nicht blos eine Gestalt gefunden, wie die Natur nur alle Jahrhunderte eine formt, sondern auch einen Mann, gegen welchen Hunderte, die seiner spotten, ohne ihn je gesehen zu haben (?), nur Knaben zu seyn schienen. Dies könnte nun wol seyn, und der wichtige Dienst, den Cagliostro Lavatern leistete, wäre nicht einmal dazu nöthig gewesen, daß Lavater einen außerordentlichen Mann in ihm erkannt hätte; wie aber konnte er sagen, Cagliostro habe seines Freundes Frau von einer unheilbaren Krankheit — geheilt? — In der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften zürnt Lavater einem Ungenannten entgegen: „Sie entscheiden mit einem zertretenden Wort über Bibel und Theologie, über des Buch des erreurs et de la vérité*), über Gaßner und Schrö-

*) Der Verfasser dieses 1775 zu Lyon erschienenen Buches war der, sich selbst einen Schüler Jakob Böhme's nennende, Marquis von St. Martin. Claudius in Wandsbeck, der es übersetzte, sagte in der Vorrede: „Dies Buch ist ein sonderlich Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht. — — Ich verstehe dies Buch auch nicht: aber, außer dem Eindrucke von Superiorität und Sicherheit, finde ich darin einen reinen Willen, eine ungewöhnliche Milde und Hoheit der Gesinnung, und Ruhe und Wohlseyn in sich. Und das geht einem zu Her-

pfer. Alle solche mit einem Totalschlag tödtende Universalsentenzen, so viel allenfalls Wahres mit zum Grunde liegen mag, können unmöglich aus einem liebreichen Verstande (?), einem guthmüthigen Herzen entquellen.“ Vielleicht sah Lavater schon Gaßnern in dem Lichte, in welches eine viel spätere Zeit ihn vortheilhafter zu stellen versucht hat, nämlich als einen sich selbst nicht verstehenden, und auch vom Publikum nicht verstandenen, Magnetiseur, wenn es anders bei der Art von Wunderglauben, den Lavater hatte und Andern anmuthete, einer solchen Art von Rechtfertigung der vermeinten Teufelsbeschwörungen bei ihm bedurft hätte. Wie dem nun sey, so ist gewiß, daß Lavater auch den Magnetismus, mit dem er durch seinen Bruder, einen Arzt, bekannt geworden, nicht allein mit großer Begierde ergriff, sondern auch zuerst in Teutschland verbreitete. Man hatte ihn als Prediger nach Bremen berufen. Die ihm angetragene Stelle nahm er zwar nicht an, machte aber im Sommer des Jahres 1786 eine Reise nach Bremen, und sein dor-

---

zen; wir wollen doch Alle gerne wohlseyn, suchen doch Alle Ruhe und finden sie nicht! auch gibt es keine Reinheit, keine Ruhe und kein Wohlseyn außer dem Guten.“ Eine Xenie sagte darüber:

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck!
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

tiger Empfang und achttägiger Aufenthalt erregten damals ein außerordentliches Aufsehen in ganz Teutschland, hauptsächlich dadurch, daß er den Aerzten in Bremen die Kunst des Magnetisirens lehrte. Um den Freudentaumel seiner Landsleute ein wenig zu mildern, gab ein Bremer, dessen Name, Ummius, bis nach seinem Tode unbekannt blieb, ein Freudenlied der Jünger Lavaters in Bremen heraus, welches selbst ehemalige sehr enthusiastische Anhänger Lavaters für ein Meisterstück des Witzes und der Laune und ein in seiner Art vollendetes Kunstwerk erklärten. Darin hieß es unter anderem:

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit seinen Geistesgaben!
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder, Plunder,
Magnetismus, Prophetismus,
Zauberkuren, zeigen seines Fingers Spuren.

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hilflos und in großer Noth;
Es konnt' im Schlaf nicht sprechen.
Alsbald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
Schaue, Traue,
Gratiosa Dolorosa,
Auserlesen! Auf mein Wort, du sollst genesen!

O Wunderschlaf! o Zauberei!
Was Meister in der Arzenei
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch dicke Wände sehen sie
Wol mit verschloßnen Augen;
Kennen, Nennen,
Was geschrieben, weil den lieben
Guten Dingern, Augen sitzen in den Fingern.

Ihr Aerzte singet und seyd froh!
Weil euch hinfort das A und O
Darf keinen Kummer machen.
Befingert nur die Mädchen all;
Sie sind doch klüger tausendmal
Im Schlaf, als ihr im Wachen.
Heil euch! Weil euch
Sonder Fehlen werden wählen
Alle Schönen, die nach Hilf' und Trost sich sehnen.

Vielleicht wäre die neue Heilmethode, über deren Werth oder Unwerth allerdings noch nicht entschieden war, bei jedem Andern weniger auffallend gewesen, als gerade bei Lavater, diesem Theologen, den man da, wo es etwas gab, was eine mystische Schwärmerei befördern konnte, überall nennen hörte, und durch dessen Persönlichkeit sie eindringlicher werden mußte. Nur bei allem, was geheime Gesellschaften betrifft, kommt er nicht vor, — außer insofern er mit Ungrund des Jesuitismus beschuldigt wurde, — und es ist seiner Versicherung, daß er kein Mitglied irgend einer geheimen Gesellschaft gewesen, wol zu trauen.

War er aber auch kein Mitglied irgend einer solchen Gesellschaft, so war er doch — dieses freilich unwissend — ein großer Beförderer gerade aller jener, in denen man sich selbst oder Andere mystifizirte. Die Frau v. d. Recke, um zu zeigen, wie sie in Cagliostro's Schlingen habe gefangen werden können, erzählt, daß vorzüglich Lavaters Schriften über die Kraft des Gebets und sein Tagebuch Eingang in ihrem Herzen gefunden. Für Jesus fühlte sie eine Art von schwärmerischer Verehrung und Liebe; Religion wurde bei ihr Leidenschaft, nicht blos Stütze der Tugend. Ihr Geist, immer mehr angespannt und vom Irdischen abgezogen, ging nach und nach immer mehr zur Beschaulichkeit über, und gewöhnte sich zu mystischen Phantasien. Lavater schien ihr ein noch lebender Jünger Jesu; sie wollte immer vollkommener in der Religion werden; und so entstand nach und nach der Gedanke in ihr, daß auch sie, wenn sie nach einer völligen Reinheit der Seele strebte, in die Gemeinschaft höherer Geister aufgenommen werden könnte. — Wohin führte nun aber die Vollkommenheit in der Religion im Sinne Lavaters? Er sagt: „Echte wahre Religion: Glaube an wirklich existirende Unsichtbarkeiten, deren Einfluß man sinnlich erfahren hat, oder erfahren kann: Glaube an unsichtbare höhere Wesen, der so fest ist, wie der Glaube an uns selber und unsere Existenz, weil er sich auf Erfahrung grün-

det, die so wenig täuschen konnte, als uns das Gefühl unserer Existenz täuschen kann, — das ist reine, gesunde Religion!“ — Darum klagt er: „Keine Stimme Gottes! Keine Schechina! Kein Urim und Thummim! Kein Prophet! Keine entscheidende Gottesthaten! Keine göttliche Antwort! Erscheinung! Gesicht! Keine Weißagung und schnelle Erfüllung! Kein Gott! Kein Heiland!“ — Wer zweifelt, wohin seine Anhänger diese Wundersucht treiben mußte? Ihn selbst brachte sie dazu, die Philosophie, die Philologie, und alle durch diese bewirkte Aufklärung zu verschreien; alle, die sein Christenthum nicht annahmen, für Nicht-Christen, alle Nicht-Christen aber, auch wenn sie Deisten wären, für Atheisten zu erklären. Wie auffallend indeß dieses alles auch war, so war es doch, gerade weil es zu auffallend war, nicht so folgenreich als die unbedachten Reden, die er, auf einer Reise durch Teutschland im J. 1786, von einer schrecklichen Verbrüderung Berlinischer Gelehrten, das Christenthum im teutschen Reiche zu stürzen, geäußert hatte; denn dies trug dazu bei, die Gegenwirkung leidenschaftlicher zu machen. Lavater mochte vielleicht zu seinem Argwohn dadurch verleitet worden seyn, daß Lessing, der Herausgeber der Wolfenbüttelschen Fragmente, die den Umsturz des Christenthums zu beabsichtigen schienen, Nicolai's Freund war. Schwerlich hatte Nicolai einen so albernen Einfall: gesetzt

aber, er hätte ihn gehabt, so konnte ein solches Gerücht ihm am wenigsten um die Zeit von Friedrichs Tode, bei den Anklagen des Illuminatismus, und nach den Erfahrungen in der Angelegenheit des D. Bahrdt, gleichgiltig seyn. Dieser talentvolle, aber höchst leichtsinnige Mann, dem es nicht um die Religion, sondern um Aufsehen und Gewinn zu thun war, hatte es durch seine Heterodoxie dahin gebracht, daß er, (1779) von dem Reichs-Bücher-Kommissarius angeklagt, um die Verweisung aus dem H. R. Reiche zu vermeiden, dem Kaiser sein Glaubensbekenntniß zu überreichen sich genöthigt gesehen hatte. Dieses aber war so unbesonnen abgefaßt, daß die von Lavater den Berlinern und Illuminaten, und namentlich Nicolai, gemachte Beschuldigung wol als nicht grundlos erscheinen konnte, zumal da Bahrdts Versuche um Aufnahme in den Preußischen Staat so gut gelungen waren, daß er auch die Erlaubniß erhielt, an der Universität zu Halle — trotz aller Protestazion von Seiten der dasigen theologischen Fakultät, und Semler's an deren Spitze, — Vorlesungen zu halten.

6.

So beschuldigte man sich damals des Unglaubens von der einen, und des Aberglaubens von der an-

dern Seite: und noch leben welche, deren Interesse es zu erheischen scheint, jenen Unglauben einer seichten Aufklärung zuzuschreiben, und damit die Aufklärung überhaupt verdächtig zu machen. Zwar ist zu bezweifeln, ob eine seichte Aufklärung zu den möglichen Dingen gehöre: gesetzt aber, sie sey möglich, so fragt sich, ob denn alle Aufklärung jener Zeit von dieser Art gewesen? und selbst wenn sie es gewesen, ob sie nicht auch dann sogar dem Aberglauben, zu welchem jene Zeit hinführte, vorzuziehen war? Man kann nur die, welche die zum Theil abenteuerlichen, zum Theil empörenden Ereignisse jener Zeit nicht kennen, so leicht bereden, daß es um die Aufklärung ein so entsetzliches Ding gewesen sey, und daß man jene Aufklärer fliehen müsse wie den leidigen Satan. Wer des ganzen Getriebes jener Zeit und aller der angeführten Umstände kundig ist, der wird ein gerechteres Urtheil fällen über das Verdienst der Männer jener Zeit und — Wielands insbesondere, von welchem jetzt zu zeigen ist, wie Er unter diesen Verhältnissen auf seine Zeit zu wirken bemüht war.

Zunächst ist da wol zu bemerken, wie er in allem, was er in Beziehung auf Religion schrieb, mit großer Gewissenhaftigkeit verfuhr. Keinem konnte die leichtsinnige Art, mit welcher Einige sich als recht starke Geister zu bewähren gedachten, anstößiger seyn, als ihm; und er erfand für sie

den Namen der Kurzdenker. Einer derselben hatte die Frage aufgeworfen: „Steht zu vermuthen, daß dem respektiven Gouvernement weniger Gehorsam geleistet werden wird, wenn den Völkern die Furcht vor dem Religionsgespenste genommen wird?“ Wieland, der in dem Fragenden einen Mann erkannte: „der zu einem Volke gehört, dem seit kurzer Zeit, zum Behuf bekannter großer Absichten, eine Freiheit laut zu denken eingeräumt wurde, die keine natürliche Frucht der Staats- und Religionsverfassung desselben war,“ antwortete: „Der Bürger als Bürger soll, wenn die Herren wollen, der Religion entbehren, soll ohne sie im Zaum gehalten werden können: kann er sie darum auch als Mensch entbehren? Ist der Mensch um des Bürgers, oder der Bürger um des Menschen willen? Ist die Sorge für Nahrung und Kleidung, die Abführung seiner bürgerlichen Schuldigkeiten, und das Bestreben nach Reichthum und üppigem Genuß die einzige und höchste Angelegenheit des Menschen? Ist er nicht ein Wesen, das, sobald es sich ganz fühlt, sich einer sittlichen und geistigen Vollkommenheit fähig, und zu Geschäften, die dieser Fähigkeit entsprechen, geboren fühlt? Wollen wir diesen edlen Instinkt in ihm ersticken? ihn blos auf die thierischen Triebe einschränken? ihn mit aller Gewalt zu einer Art von Geschöpfen herabwürdigen, die blos dafür gefüttert werden, daß sie am Pfluge

ziehen und Lasten tragen? Ihm die Religion nehmen, ist freilich der kürzeste Weg dazu. Aber wenn auch Philosophen und Despoten sich mit einander vereinigten, diese schändliche Entmenschung an ihren Untergebenen vorzunehmen, werden diese die Operazion so geduldig aushalten? Werden sie, nachdem man ihnen ohnehin schon fast alles genommen hat, woran sie ein natürliches Recht mit auf die Welt brachten, sich auch noch das absophistisiren lassen, was jede Nazion des Erdbodens immer als ihre letzte Zuflucht, als ihr heiligstes und liebstes Gut, als einen Schatz, gegen welchen in Augenblicken des Enthusiasmus das Leben selbst für nichts geachtet wird, angesehen haben? — den Glauben ihrer Väter, den Glauben an eine Vorsehung, die für alles sorgt; an einen unsichtbaren Weltbeherrscher, dem alles unterthan ist; an unsichtbare Beschützer, von welchen Hilfe zu erlangen ist, wenn sonst nichts helfen kann; an ein künftiges Leben, wo alles in Ordnung und Gleichgewicht kommt, alles, was hier gesündiget wurde, gebüßt, alles, was hier unvergolten blieb, vergolten werden wird? — Welch ein Unternehmen, dem Menschengeschlechte den Trost, der aus diesem Glauben entspringt, rauben zu wollen! Und welch ein Wahn, sich einzubilden, daß man es könne!“

Die bloße Betrachtung, daß der Keim und die Wurzel der Religion in der Natur des Men-

schen liege, und ein Volk ohne Religion sich so wenig als ein Volk ohne Leidenschaften denken lasse, war nach seiner Ueberzeugung hinlänglich, die Vernunft der Gesetzgeber und Weisen von der Nothwendigkeit einer Religion des Staats, einer unter der Aufsicht und dem Schutze der bürgerlichen Obrigkeit stehenden, öffentlichen Gottesverehrung, zu überzeugen. Da er indeß selbst von Männern, welche die Religion als Angelegenheit des Menschen über alles ehrten, und in ihrer natürlichen Vereinigung mit der Tugend für eine allgemeine und ewige Triebfeder im Reiche der Geister hielten, dennoch die Unentbehrlichkeit der Religion, als eines mit dem Staate verwebten Institutes, bestritten sah, so erkannte er sehr wol, daß das wahre Verhältniß der Religion zu der bürgerlichen Gesellschaft ein sehr verwickeltes Problem sey, welches einer sehr scharfen Untersuchung bedürfe. Die Lösung desselben, die ihn sehr oft und angelegentlich beschäftigte, hat er zwar nicht mitgetheilt, allein seine wahre Gesinnung über diesen Punkt nicht zweifelhaft gelassen.

Als Resultat seiner Betrachtung der Weltgeschichte stand ihm fest: „Alles was ist und geschieht, gehört zu einem Plane, von dem wir nichts verstehen. Große und Kleine, Weise und Unweise, spinnen und weben wir alle an dem unendlichen Gewebe des Schicksals, ohne zu wissen, was wir machen, und befördern unbekannte Endzwecke,

indem wir oft gerade das Gegentheil zu thun glauben oder scheinen.“ In diesem Sinne bekannte er sich zu Pope's Grundsatze: Was ist, das ist recht. Dieser Grundsatz verleitete ihn aber keineswegs zu der stumpfsinnigen Behauptung, daß ein träges Verharren bei dem Bestehenden, auch wenn es der Vernunft widerstreite, und von uns, als sittlichen Wesen, nicht als recht beurtheilt werden könne, jemals statt finden solle; er bewahrte ihn nur vor Uebereilungen. „Wahre Erleuchtung, sagte er, über alles, was dem Menschen wesentlich angeht, ist unser wichtigstes und allgemeinstes Interesse; und Verbesserungen sind ihre natürlichen Folgen. Aber es gibt auch Irrwische, deren betrügliches Licht in Moräste führt. Selbst das wohlthätige Sonnenlicht darf nicht anders als mit großer Behutsamkeit und durch fast unmerkliche Stufen in die schwachen Augen eines sehend gewordenen Blinden eingelassen werden, und ein zu starker Lichtstrom blendet sogar ein geübtes Gesicht.“ Wie sehr er aber vor Uebereilung warnte, eben so sehr rieth er auch zu kräftigem Gebrauche, der, zur Beförderung wahrer Erleuchtung und dadurch zu bewirkender Verbesserungen zweckdienlichen, Mittel. In einem Briefe vom Jahre 1784 schrieb er: „Wir haben, da wir den Weg der Duldung, und den noch ebnern und geradern der freien Untersuchung und öffentlichen Mittheilung, auf welchen jener führt, eingeschlagen

haben, endlich den rechten Weg gefunden. Nicht als ob alles, was man uns zeither auf diesem Wege zugeführt hat und noch ferner zuführen wird, eben von großem Werth und Nutzen sey. Freilich werden auf diesem Wege auch solche Waaren wie das Buch über Irrthum und Wahrheit, wie der Horus, wie die Briefe im Volkston, wie die Jüdischen Briefe, zu Markte gebracht. — Aber warum nicht? da man uns ja, sogar in einem Fache, wo es unendliche Mal weniger auf individuelle Vorstellungsart und geheime Einflüsse zufälliger Ursachen ankommt, Beweise, daß der Himmel ein Eisgewölbe und die Sonne nur dreitausend geographische Meilen von uns entfernt sey, auf Subskripzion anbietet? Ich behaupte nur, daß dem allen ungeachtet die Straße offen und der Markt frei bleiben muß. Allerdings ist es nöthig, und es liegt einem jeden selbst daran, die Beschaffenheit und Güte der Waaren zu prüfen: nur soll diese Prüfung nicht von Obrigkeits wegen vorgenommen werden! — welches in Sachen, wo es auf Glauben, Forschen und Spekuliren ankommt, zu allen Zeiten nichts getaugt hat, — sondern sowohl Gebrauch als Untersuchung bleibe jedem frei gelassen, und nur denen, die gegen die Andersdenkenden wie Saulus mit Schnauben und Drohen verfahren, sie verunglimpfen, verketzern, mit dem Fluche des Ernulfus belegen u. s. w. werde ein obrigkeitlicher Knebel in den Mund

gesteckt! Denn nur diese, nicht jene, machen das Volk irre, stören den Frieden und das häusliche Glück der Familien, und legen Feuer in der bürgerlichen Gesellschaft an. Nicht die ehrlichen und wolmeinenden Leute, die der Welt ihre Gesichte und Träume; nicht die Weisen und Forscher, die ihr die Resultate ihrer Erfahrungen, Beobachtungen und Kombinazionen mittheilen, noch die Sophisten, denen es nur um Koketterie mit ihrem Witz zu thun war; nicht diejenigen, welche Systeme von Ideen bauten, noch diejenigen, die in drei Tagen wieder einrissen, was jene oft mit großer Mühe und Kunst in dreißig Jahren gebauet hatten: nicht diese unschuldigen Weisen, Narren oder Kinder, sondern die Leute, die sich eines Gerichtszwanges über den menschlichen Verstand anmaßten, die Formelnschmiede, die Ketzermacher, die Inquisitores haereticae pravitatis waren es, die den Erdboten mit Greueln der Verwüstung, und die Geschichte in einem Zeitraume von mehr als 1500 Jahren mit Schandmälern von Unsinn und Unmenschlichkeiten angefüllt haben! Haben wir Lust, wieder Waldenser Kriege, Bartholomäus-Nächte, Pulververschwörungen und Dragonnaden zu erleben? Wollen wir wieder einen Huß oder Savonarola in Flammen gemartert, oder einen Galilei im Inquisizionskerker schmachten, und nur durch Abschwörung dessen,

was er mit Augen gesehen hatte, ihrem schrecklichen Schicksal entrinnen sehen? Jeder Schritt, mit dem wir uns von der Freiheit zu denken, und öffentlich zu sagen, was wir denken, entfernen müßten, näherte uns wieder diesen abscheulichen Auftritten abscheulicher Zeiten. Die Mönchskappe, l. Fr., über die es jetzt so strenge hergeht, die Mönchskappe ist nur lächerlich: aber der Mönchsgeist, der eben so bequem in einem weiten Priesterrocke als in einer Kutte wohnen kann, der Geist des Aberglaubens, des blinden Glaubens, der Formulare, der Intoleranz, der Andächtelei, der Proselytenmacherei, des Möthigens hereinzukommen, dieser Geist ist der gefährlichste, grausamste und hassenswürdigste aller bösen Geister; ist der natürlichste Feind alles Lichtes, weil es seine Häßlichkeit und Greuel sichtbar macht, und der Verderber alles Guten, weil er, wie Miltons Satan, das Böse zu seinem Gut gemacht hat. — — — O ihr, deren eignes Vorrecht sich nur darauf gründet, daß ihr zu Beschüzzern der heiligen Rechte der Menschheit erkohren seyd, scheuet euch vor jedem Eingriff in dieses ihr größtes und wesentlichstes Recht! Lasset Glauben mit Unglauben, Sinn mit Unsinn, Witz mit Aberwitz, Empfindung mit Empfindelei, Philosophie mit Theologie, und den reinen Menschenverstand mit ihnen allen kämpfen und arbeiten, so lang' es die Natur der Sache erfodert, ohne euch jemals

in diesen Streit einzumischen. Das geheime Werk, das die Vorsehung dadurch befördert, kann nur durch dieses unaufhaltsame Treiben, Arbeiten, Gähren und Ringen aller Kräfte zu Stande kommen."

Genau erkannte er die Gebrechen, an denen die Zeit krankte. „Die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus und der ungezähmtesten Liederlichkeit, sagte er, sind von jeher immer diejenigen gewesen, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben." — — — „Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahneten Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo je-

der Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden, was die Natur könne und nicht könne, je öfter er schon in seinen Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt." Eben dies aber findet er dem Wunderglauben der Zeit und dem Hange nach dem Uebernatürlichen sehr günstig. „Weil — sagt er — diese, und der Wunsch, mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von jeher einer Menge Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen: so nenne ich eben darum diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, all-

gemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen.“ Die Nothwendigkeit davon erschien ihm um so dringender, da er nicht in Abrede stellte, „daß die Urheber auf diese schwache Seite berechneter Systeme mit der lebhaftesten Thätigkeit ihre Sekte in ganz Europa auszubreiten suchten, und sich zu diesem Ende die außerordentliche Disposizion der Zeit zu angeblichen geheimen und hyperphysischen Wissenschaften, hermetischen Mysterien, Magie, Theurgie, Geisterseherei, kurz zu allen Arten von schwärmerischen Thorheiten zu Nutze machten, die besonders unter den vornehmen, müßigen, mit Wissenschaft nur leicht tingirten, und durch den Hang zur Sinnlichkeit oder die Folgen desselben zur Schwärmerei der Imaginazion nur zu sehr geneigten Theile des Publikums im Schwange gingen.“

Nun unterschied aber Wieland genau zwischen dem, was aus Betrug geschah, und dem, was nur von der schwachen Seite des Menschen herrührte; und darum allein schon konnten ihn alle die Vorwürfe nicht treffen, welche nicht ohne Grund G. Forster in seinem Aufsatz über Proselytenmacherei den Berlinischen Champions der Vernunft (wie sie Wieland nannte) gemacht hat. Niemals hat er sich jenes leidenschaftlichen Synkretismus schuldig gemacht, der über wissentliche Betrüger und über die treuherzigen Anhänger an Vor-

urtheile der Erziehung und religiöse Autorität gleiche Verdammniß ergehen ließ, diese als Mitschuldige jener ansah und als solche züchtigte. Nicht fiel er gleich hart über unabsichtliche Verirrungen und vorsätzliche Verbrechen her, und verfuhr überhaupt bei Anklage von Betrügerei mit großer Behutsamkeit. Wenn jene Berliner es sich verziehen, Handlungen, Meinungen, Briefe, oder auch Thorheiten und Inkonsequenzen eines sonst unbescholtenen Mannes öffentlich zur Schau zu stellen, und ihn der Misdeutung oder gar der Verachtung Preis zu geben, so glaubte er hingegen, daß man sich dieses nicht verzeihen könne; eben so wenig aber würde er sich verziehen haben, Beschuldigungen auf bloße Vermuthungen und Folgerungen zu gründen, sondern war vielmehr geneigter, so Beschuldigter sich anzunehmen, als mit ihren Anklägern gemeine Sache zu machen. Das auffallendste Beispiel davon ist ohne Zweifel das, was er für die Jesuiten sagte (Bd. 48.), „um sein vielleicht zu zärtliches Gewissen zu befriedigen, da es ihm wenigstens probabel vorkomme, daß man doch hin und wieder auch etwas zu strenge mit ihnen verfahren seyn könnte.“ — „Ich behaupte nur — sagte er bei dieser Gelegenheit, — daß den Jesuiten kein Unrecht geschehen müsse, und wenn sie auch (absit blasphemia!) den großen Luzifer selbst an der Spitze hätten, und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben.

Mir, der sich allem, was Mensch heißt, so nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Kappadozia, Pontus oder Asia gelebt hat, kann Unrecht thun sehen, ohne daß sich meine Eingeweide bewegen, mir kann es um so eher zu verzeihen seyn, wenn ich nicht stark genug bin, daß ich einer ganzen Gesellschaft von Menschen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden oder Jesuiten seyn, kann Unrecht thun sehen, ohne in Versuchung zu gerathen, mich ihrer anzunehmen." Wie unumwunden er nun alles das angibt, was einer Rechtfertigung bei den Jesuiten nicht fähig ist, so beharrt er doch darauf, man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben, als sie wirklich gethan haben; ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig sey, und ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit vielen andern Sekten, Orden und Gesellschaften gemein haben.

Von selbst ergibt sich aus allem diesem, daß Wieland, wenn er in dem Streite über Katholizismus und Jesuitismus auch nicht geneigter war, auf die Seite von Garve als von Nicolai zu treten, doch an dem Verfahren der Berliner Vieles misbilligen mußte. „Ihr Ton, schrieb er an Gleim, fällt Jedermann auf, und mir ist es besonders leid zu sehen, daß diese Champions der Vernunft unvermerkt eine gewisse Arroganz und Unduldsamkeit contra omnes aliter sentientes an-

genommen haben, die ihnen und der guten Sache schaden. Der, auf dessen Seite die Wahrheit und Vernunft ist, kann nie bescheiden und human genug gegen die Schwächeren seyn.“ Ein anderes Mal schrieb er: „Man spricht und schreibt so viel von Toleranz, und verspricht sich so große Vortheile von der politischen Duldung dissentirender Religionen. Ist es Ernst damit? Wünschen diese Weltbürger, wünschen sie im Ernst, daß der grausame, die menschliche Natur entehrende, und dem Staate so nachtheilige Religionshaß aufhöre; die Namen Ketzer und Ketzerei, womit das katholische Volk in gewissen Ländern noch so gräßliche Nebenbegriffe und schauderliche Gefühle verbindet, verbannt werden, und alle, die sich zu der mildesten und menschlichsten aller Religionen bekennen, einander als Kinder Eines Vaters und Glieder Eines Staates lieben und behandeln sollen? — Wünschen sie dies aufrichtig; so ist warlich die Erbitterung, die sie durch unbescheidene Uebertreibung gewisser protestantischer Grundsätze in den Gemüthern der Römischen Geistlichkeit und des, gewiß noch immer an ihr hangenden, großen Haufens unterhalten und immer schärfer und giftiger machen, ein sehr ungeschicktes Mittel jene Absicht zu befördern.“ — Uebrigens aber trat Wieland nicht auf Garve's Seite, weil er eine weit verbreitete und genügende Aufklärung und

eine solche Reform der katholischen Kirche, wie sie den Umständen nach gar nicht möglich war, vorausgesetzt hätte. Er hoffte so wenig auf eine gänzliche als eine schnelle Verwandlung; hielt es für unklug, schon ärnten zu wollen, wo nur so eben erst gesäet wurde; und traute sogar nicht jeder Saat. Machte ihn aber gleich die sorgfältige Erwägung aller obwaltenden Umstände sehr tolerant in Beziehung auf die Gegenwart; so war er doch nicht gesonnen, das Wirken für die Zukunft aufzugeben. Er ging deshalb mit den Berlinern nach demselben Ziele, jedoch auf seinem eignen Wege. Auf seine Wirkungsweise hatte aber seine Neigung, Bedrängten beizustehen, keinen geringen Einfluß.

Diese seine Neigung, allen Bedrängten zu Hilfe zu eilen, nannte Wieland selbst eine Donquijotische. Als Schwäche wäre es wenigstens eine sehr liebenswürdige Schwäche gewesen; allein es war keine Schwäche, sondern eine Folge seiner intellektuellen Bildung, seiner Einsicht in die Natur des Menschen und seiner Kenntniß der Welt. Auf dem Standpunkte, zu dem ihn die Betrachtung der Geschichte seines inneren Lebens gebracht hatte, waren die Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens ein Lieblingsgegenstand seines Forschens geworden, und es hatte für ihn einen ganz besondern Reiz, psychologische Räthsel zu lösen. Alles Zweifelhafte und

Zweideutige in Charakteren und Begebenheiten hatte für ihn eine mächtige Anziehungskraft, und er konnte nicht davon los, bis er nicht zu einem wenigstens wahrscheinlichen Resultate gekommen war. Immer vertrauter mit den Labyrinthen des menschlichen Herzens, ward er ein Meister in der psychologischen Entwickelungskunst, als welcher er sich ganz vorzüglich bewährt hat. Bewunderung erregt es, wie er die Aufgabe, ob man ein Heuchler seyn könne, ohne es selbst zu wissen, in der Jugendgeschichte Bonifaz Schleichers (Bd. 27.) gelöset hat. Wol hatte er Recht zu behaupten, daß er, um darzuthun wie dessen ganzes Leben eine immerwährende Lüge sey, sich in keine umständliche Erzählung des ganzen Lebens desselben einzulassen nöthig gehabt, denn man kann der Entstehung und Bildung des künftigen Selbstbetrügers in seiner Jugendgeschichte gleichsam zusehen, und lernt die Grundlage seines Charakters so gut kennen, daß man in jedem Verhältniß, worein er kommen könnte, genau voraus wissen kann, wessen man sich von ihm zu versehen habe. — Weit wichtiger indeß ist ein anderes Meisterwerk Wielands in dieser Art, seine Briefe an einen Freund über eine Anekdote aus Rousseau's geheimer Geschichte seines Lebens. (Bd. 43.) „Diese ganze Verhandlung, sagt Wieland, dürfte noch immer nützlich genug seyn, wenn sie auch

nur zu einem Beispiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfodert werde, um bei Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren oft fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.“ Wenn dieses wie Selbstlob klingt, so muß man wenigstens gestehen, daß es nicht um eines Haares Breite über die Linie der Gerechtigkeit hinaus geht. Mehrere Jahre vor Erscheinung der berühmten Confessions von Rousseau berichteten die Ephemeriden der Menschheit eine Anekdote daraus, die, wie sie erzählt war, den Charakter Rousseau's in das schwärzeste Licht stellte. Wieland, der an Rousseau, als einem seltnen Menschen, stets ein großes Interesse genommen, hatte zwar manche Paradoxen desselben bestritten, und zuweilen sich über diese wol auch lustig gemacht, allein konnte doch dieses nicht ertragen, und versuchte die Vertheidigung des so hart Beschuldigten. „Es möchte wol, sagte er, Pflicht gegen die Menschheit seyn, die wir an Rousseau beleidigen können, die Erzählung durch Hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psycho-

logisch wahre Vorstellung von der Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann.“ Mit solcher Gesinnung ging er an das Werk, ohne, wie er selbst sagt, „zur Vertheidigung des armen, so übel gemißhandelten, Rousseau damals andre Hilfsmittel zu haben, als einige Kenntniß des menschlichen Herzens, — wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behilflich seyn konnte, — und einige Data über Rousseau's Charakter, welche seine Schriften an die Hand gaben.“ Seine Vertheidigung aber glückte ihm mit diesen Hilfsmitteln so vollkommen, daß, als die Confessions nun erschienen, seine Hypothese und sein ganzes Raisonnement auf eine Weise gerechtfertigt wurden, wovon man wenige Beispiele hat; denn alles traf so zu, daß allerdings bei solchen, welche Wielanden nicht kannten, der Argwohn hätte entstehen können, der Apologet habe schon damals, als er die Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der Confessions in den Händen gehabt.

Wie viel nun aber dieses auch für Wielands psychologische Einsicht und apologetische Kunst beweist, so ist doch nicht darum allein der in jenen Briefen enthaltenen Vertheidigung Rousseau's eine besondere Wichtigkeit beigelegt worden, sondern vielmehr darum, weil sie Wielands Verfahren in solchen Fällen und den Beweggrund, aus

welchem jenes floß, am deutlichsten offenbaren. Für eine Pflicht gegen die Menschheit, die man auch in einer einzigen Person beleidigen könne, hielt er es, in kein Verdammungs-Urtheil eher einzustimmen, als bis er nach sorgfältigster psychologischer Entwickelung und Erwägung aller Umstände durchaus dazu genöthigt seyn würde. Da er bei tiefer Kenntniß des Herzens auch Weltkenntniß besaß, so mußten ihm viele Personen und Handlungen in einem ganz andern Licht erscheinen, als in dem, worin man sie gewöhnlich sah; er suchte sie dann aber auch in das vortheilhafte Licht zu stellen, in welchem er sie erblickte. Bei solchen Gelegenheiten zeigt er sich als einen höchst gewandten Advokaten, und dem die Sache, die er führt, zugleich selbst am Herzen liegt. So erkennt man ihn in seiner Ehrenrettung dreier berühmter Frauen des Alterthums, der Aspasia, Julia und jüngeren Faustina (Bd. 43.), womit mehrere seiner Göttergespräche (Bd. 27.) verglichen werden müssen, in seinen Schilderungen von dem Melier Diagoras (Bd. 47.), von Horaz, Sallust u. a. Wenn er einmal in seinem Eifer als Advokat so weit gegangen war, daß er der Wahrheit etwas vergeben zu haben schien, so war er nicht sogleich beruhigt, weshalb er es bei der Ehrenrettung der jüngeren Faustina auch nicht bewenden ließ. Er sah zu gut, daß

deren Unschuld so ausgemacht noch nicht sey, als er sie dargestellt hatte, und daß, um ihren Prozeß zu endigen, auf eine begreifliche Art gezeigt werden müsse, wie und woher die häßliche Nachrede gegen sie habe entstehen und haften können, und suchte nun auch dieses Problem zu lösen. Mit wie großer Geschicklichkeit dieses geschehen sey, wissen die Leser der Göttergespräche und des Peregrinus Proteus, der selbst als ein Meisterstück in dieser Wielandischen Art und Kunst hier genannt werden muß.

Durch dasselbe Mittel aber, wodurch es Wielanden gelang, manche Person und Handlung in ein günstigeres Licht zu stellen, entzog er andern freilich auch einen Nimbus, womit sie mehr als billig geblendet hatten. Man erinnere sich nur der Schilderungen, die er von Augustus und Mäcenas entwarf. Es nöthigte ihm ein Lächeln ab, wenn er sah, daß es „die Litteratoren mit ihnen machten wie die Klerisei mit Konstantin dem Großen und die Juristen mit ihrem Divus Justinianus, und es ordentlich als Pflicht behandelten, den Mäcenas, der Virgilen und Horazen Landgüter geschenkt hatte, und dessen Haus und Tafel den Gelehrten seiner Zeit offen gestanden, nicht nur als den Musarum Euergetem Optimum Maximum (wie ihn sein andächtigster Verehrer, Meibom, nannte), sondern auch als ein Muster aller Regenten- und

Minister-Tugenden abzuschildern, und gegen alles, was etwa einen Schatten auf seinen Charakter werfen könnte, mit Faust und Ferse zu vertheidigen.“ Wiewohl er äußerte, die Gelehrten müßten eine sehr gutherzige Art von Menschen seyn, weil sie aus bloßer Dankbarkeit für nicht selbst empfangene Wohlthaten den guten Kaiser August und seinen tugendhaften Minister Mäcenas durch alle Prädikamente einer Leichenrede preißen zu müssen glaubten, so konnte er doch, selbst auf die Gefahr hin, daß man ihm nun jene gutherzige Dankbarkeit absprechen würde, in diesen Ton nicht mit einstimmen. Ungeachtet er nun den wahren Verdiensten jener Männer gewiß nichts entzog, so wird doch seine Schilderung von denselben wol manchen Gelehrten befremdet haben, weil er Beide von den Fehlern und Gebrechen nicht frei sprach, ohne welche sie nicht — Augustus und Mäcenas gewesen wären.

Aus Parteilichkeit weiß zu waschen, oder anzuschwärzen war niemals seine Absicht; ihm lag allezeit nur daran, Personen und Handlungen wahrhaft zu erkennen, und nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Von ihm, der so weit davon entfernt war, die Natur darüber zu tadeln oder anzuklagen, daß sie nicht alles in Eine Form gegossen, sondern in der Mannichfaltigkeit sich gefallen habe, war nicht zu besorgen, daß

er dabei einseitig verfahren würde; und in der That hat er überall gezeigt, daß sein Urtheil auch gegen das völlig Entgegengesetzte gleich gerecht war. Er, der Vertheidiger einer Aspasia, Julia, Faustina, und man setze immerhin eine Lais und welche sonst noch hinzu, kann wenigstens nicht in den Verdacht kommen, daß er bei diesen Vertheidigungen eine Nebenabsicht gehabt habe, da er, der größte Verehrer des Sokrates, doch auch der berüchtigten Xanthippe (Bd. 49.) gleiche Gerechtigkeit wiederfahren ließ; der Vertheidiger von allen diesen aber zugleich auch nicht nur die schöne Weiblichkeit der Pythagorischen Frauen (Bd. 43), sondern auch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend einer Anna Maria von Schurmann (Bd. 48.) gebührend zu würdigen wußte. Auch stieß er sich bei der letzteren nicht daran, „daß sie gerade in den Jahren, wo man ihr am meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab, und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte, — denn die Namen ändern sich wie andre Moden, — eine Pietistin, Methodistin, Herrnhuterin u. s. w., kurz eine Person wurde, die, mit dem eben gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete, kleine Gemeine begab, und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft

ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu seyn in der absoluten Bedeutung, die dies Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt." Ganz erkannte er in ihrem oft verkannten Buche „den einfältigen reinen Sinn einer von Liebe alles Guten überfließenden Seele," „die Gesinnungen und frommen Wünsche einer unschuldigen Seele an, die all das Gute, wovon Andre nur schwatzen, disputiren, philosophiren, poetisiren, rhetorisiren u. s. w., wirklich in sich hegt, und in andern Menschen auch lebendig machen zu können wünscht." Zwar paßte, nach seiner Ueberzeugung, der hohe Grad von Gottesgefühl, den sie besonders in den letzten Jahren ihres Lebens zeigte, nicht in das allgemeine Leben der Menschen; allein er sagt doch: „wär' es möglich, daß alle Menschen diesen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in sich erhalten könnten; so möchten alsdann Künste und Wissenschaften, und die lieben Belles-Lettres, und aller der ernsthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns itzt aus Mangel oder Unfähigkeit bessern Genusses oder Geschäftes abgeben, immer dahin fahren; der Verlust würde nicht groß seyn."

In Ulrich von Hutten (Bd. 47.), in welchem er das leidenschaftliche Streben nicht übersah, ehrte er den Geist voller Wärme für die Rechte und

das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes. Er war, sagt er, edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines irrenden Ritters einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit; und, zum Gleichgewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre; kurz ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Göthe seinen Götz von Berlichingen parentirt: Edler Mann! wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!" Bei aller gerechten Anerkennung dieses hochherzigen Feuergeistes war Wieland aber auch nicht ungerecht gegen den bedenklicheren und ängstlicheren Erasmus (ebendas.), welcher zwei Parteien gegen sich hatte, die beide ihn beschuldigten, für die Gegenpartei zu viel, und zu wenig für die ihrige gethan zu haben. „Was soll man aber, sagt Wieland, von denen sagen, welche, ohne der Parteilichkeit des großen Haufens schuldig oder fähig zu seyn, den Erasmus gleichwohl tiefer als billig ist herabsetzen, weil sie den Kontrast, den sein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Hutten, Luthers, Zwingli macht, lebhafter als

andre fühlen, und darüber zu vergessen scheinen, daß Geister von so verschiedener Art einander gar nicht entgegen gestellt werden sollten, indem es wirklich nicht billig ist, einen Mann, dessen Vorzüge, Verdienste und eigentlicher Wirkungskreis von jener Helden ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geistern seiner Klasse und in seinem Wirkungskreise Glanz, Licht und Wärme genug hatte, um einen Platz unter den herrlichsten Köpfen, und — wenn ich nicht sehr irre — auch unter den besten Menschen seiner Zeit und jeder andern Zeit zu verdienen." Dieses sagt Wieland, ungeachtet er recht wol weiß, daß sich Erasmus gegen den Vorwurf einer zu strengen Sorge für sein liebes Ich nicht ganz rechtfertigen lasse, und daß er „mehr temporisirt habe, als ein Mann, dem Wahrheit und Recht, also die Sache der Menschheit, welche zugleich und hienieden ganz allein Causa Dei ist, über alles gilt, zu thun fähig wäre. Von dieser Seite betrachtet, muß er freilich klein gegen einen Hutten erscheinen, der sein Alles für sie hingab. Aber, um gerecht zu seyn, müssen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge sind, die nur bloß von dem Willen eines Mannes abhangen."

Genug aber, um zu zeigen, daß Wieland durchaus nicht zu denen gehörte, welche Niemanden loben

können, außer auf Kosten eines Andern, was gerade bei den zwei entgegen gesetzten Naturen, Hutten und Erasmus, fast durchgehends der Fall gewesen ist. Selbst Herder ist in Ansehung dieser beiden von diesem Fehler nicht völlig frei zu sprechen; wenigstens ist er in dem Denkmal, welches er Hutten setzte*), und wozu Wielands Aufsatz ihn veranlaßt hatte, gegen Erasmus wol zu streng; freilich bei einer Gelegenheit, wo dieser holländische Lucian vielleicht am zweideutigsten erscheint. Die Entscheidung hierüber bleibt billig jedem selbst überlassen; uns ist es hier nur um nähere Kenntniß Wielands zu thun, und glücklicher Weise wird diese durch Herders Aufsatz über Hutten sehr befördert. Wieland, der ihn in dem Merkur abdrucken ließ, konnte nicht durchaus den Ton billigen, welchen Herder angestimmt hatte, und fand sich zu folgender, in mehr als einer Hinsicht zur genaueren Kenntniß von Wielands Charakter als Menschen und Schriftstellers merkwürdigen, Erklärung dadurch veranlaßt.

„Als ich, schrieb er, Huttens Andenken unter meinen Zeitgenossen wieder zu erneuern unternahm, erinnerte ich mich, in welcher Zeit, und für wen, ich schrieb; daß Friede im Lande war, und mein Journal von allen Teutschen ohne Beleidigung soll gelesen werden können. Dies

*) Bd. 13. der Werke zur Philosophie und Geschichte.

mäßigte an verschiedenen Stellen meinen Ausdruck. Ich wollte, daß auch katholische Leser in Ulrich von Hutten, dem, ihrer Ueberzeugung nach, verirrten Hutten, doch den verdienstvollen, rechtschaffnen, für Wahrheit und Recht, nach seiner Ueberzeugung, sich mit Freuden aufopfernden, edeln Mann, den Mann mit wahrem teutschen Sinn und Heldenherzen nicht verkennen sollten. Wollt' ich diese Absicht auch nur einigermaßen erreichen, so mußt' ich die Vorurtheile der Hälfte Teutschlands, die Luthern für keinen Evangelisten noch Heiligen erkennt, wenigstens so viel schonen, als nöthig war, damit sie gelassen anhören könnten und möchten, was ich für unsern edeln Landsmann Hutten zu sagen hätte. — Ich kenne keinen teutschen Schriftsteller, der diesem vergessenen, teutschen Helden ein Denkmal zu setzen würdiger war, als Herder. Und ein Huttens würdiges Denkmal ist es, und öffentlich danke ich ihm dafür, und die ganze Nazion würde ihm dafür danken, wenn er nicht vergessen hätte, daß wenigstens die Hälfte der Teutschen, die er anredet, entweder mehr als Menschen seyn müßten, oder in dem Gesichtspunkt, in den er sich gestellt hat, als er seinen Hutten schrieb, und in dem Ton der Begeisterung, womit er alles sagt, was er dacht' und fühlte, einen Parteigeist finden müssen, und finden werden, der sie beleidigen, und Huttens Andenken selbst nachtheilig wird. Wie

er dies vergessen konnte, oder warum er es vergessen wollte, ist meine Sache nicht zu fragen. Aber öffentlich zu erklären, daß ich in den Ton seines Aufsatzes nicht durchaus einstimmen kann, das bin ich mir selbst schuldig. Immer mögens die Eiferer Erasmischen Kleinmuth, Menschenfurcht, und was sie wollen, nennen. Ein jeder sey was er seyn kann, und niemand schelte und verachte den andern darum, weil er anders überzeugt oder gesinnt ist, als er. Man mußte, um gegen Ulrich von Hutten gerecht zu seyn, sich in Ulrichs eigenen Geist, Herz, Zeit, Verhältnisse und Umstände setzen. Dies hat Herder gethan, und wer wird dies nicht gut heißen? Warum sollten wir, Jahrhunderte nach Huttens Tod, seinem Leben, seinem Charakter nicht eben das Recht wiederfahren lassen, daß wir einem Kato, einem Brutus anthun? Aber Jahrhunderte nach Hutten mit Huttens Eifer von den Gegenständen, die den seinigen erregten, sprechen, mit Huttens Eifer und Zorn die Teutschen unserer Zeit beschelten; aus Eifer für Hutten das Andenken des sanftern, schwächern, aber warlich, in seiner Art und in seinem Wirkungskreise, nicht minder guten, edeln, verdienstvollen, und von den Besten seiner Zeit geliebten, Erasmus anschmitzen, — thue dies, wer daran Recht zu thun meint! — ich kann's weder thun noch gut heißen. Ich will und kann gerecht gegen Brutus seyn, der Cäsarn

aus Tugend ermordete; und gegen Cäsar, der ewig zu leben verdiente; und gegen Attikus, der von gar keiner Partei war, den Parteigeist haßte, und allen Gutes that, sobald sie seiner Hilfe bedurften. Wem dies Schöngeisterische Kleinmuth, Feigheit, Laulichkeit ist, der nenn' es so! Ich nenn' es Gerechtigkeit — weil ich's so fühle und erkenne. Daß man in Zeiten einer allgemeinen, äußersten Gährung, in Zeiten einer allgemeinen Empörung der Geister gegen nicht länger zu duldende Unterdrükkung — unfähig ist, so gerecht und billig gegen einander zu seyn, ist natürlich: aber warum sollten wir, in Zeiten der Ruhe und des durch geheiligte Grundgesetze befestigten Gleichgewichts nicht gerecht und billig seyn? — Daß Erasmus nicht immer gerecht gegen Hutten und Luthern, Hutten und Luther nicht immer gerecht gegen Erasmus waren, ist natürlich: aber was gehen Uns ihre Verbitterungen an? — Dies ist meine Meinung; und sagen, was man für recht hält, kommt jedem zu."

Diese Grundsätze und Gesinnung nun, wie wir sie durch alles dieses in Wieland kennen gelernt, bewährte er auch in seinem Wirken gegen die ihm wohlbekannten Gebrechen seiner Zeit, und wirkte dadurch unstreitig mehr, als durch alles Poltern und Schelten möglich gewesen wäre.

Durchaus enthielt er sich aller Persönlichkeiten,

denn es war ihm nur um die Sache zu thun. Unmöglich konnte er verkennen, daß seinem Wirken nichts mehr entgegen wirkte, als Lavater und dessen Anhänger mit ihrem Nathanaelischen Glauben an die Wunder, die sie mit Kindersinne geglaubt wissen wollten. Ungeachtet aber Wieland ganz entgegengesetzter Meinung und früher von Lavater persönlich beleidigt war, findet sich doch nirgends ein persönlicher Angriff auf ihn. Wol mochte die persönliche Bekanntschaft hiezu beigetragen haben, denn Lavater hatte, nach dem Zeugniß aller, die ihn gekannt, durch Ideenreichthum, lebendige und herzliche Mittheilung und Anmuth im Betragen, viel Herzgewinnendes, zu seinem Vortheil Einnehmendes und fast Bezauberndes. Vor der persönlichen Bekanntschaft mit Lavater hatte Wieland auf die Frage seiner Freundin, ob Lavater, wenn er selbst weniger schön wäre, seine Physiognomik geschrieben haben würde, geantwortet, es sey gar nicht unwahrscheinlich, daß die Eigenliebe unwillkürlich sich in seine schöne Theorie gemischt haben könne; denn wenn er bei der Sache zu verlieren gehabt hätte, würde er sein Werk entweder gar nicht unternommen, oder wenigstens auf andre Hypotheſen gebaut haben. „Aber, fügte er hinzu, bald hätt' ich vergessen, daß ich selbst nicht recht weiß, was ich sage; denn ich habe von diesem Werke, wovon so viel Redens ist, noch nichts gesehen.“ Nach-

dem er es kennen gelernt hatte, gestand ihm niemand freudiger als Wieland den Werth einer Menge großer und tiefsinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgrenzender Blicke in das noch unbekannte Land auf der Karte der menschlichen Erkenntniß zu, und rühmte, daß Lavater die Physiognomik wie ein weiser Mann behandelt habe, der ein neues nnd fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt, und dem die Nachwelt, was sie auch von einzelnen Theilen und Stellen urtheilen möge, doch gewiß seinen Platz neben Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. a. nicht versagen werde. — Wie mit dem Buche, so ging es Wielanden mit dem Manne; und wer hat sich wol Lavaters mehr angenommen, als Wieland gegen Linguet (Bd. 48.)? Wie eifert er gegen die von Lavater gebrauchte verächtliche Redensart: je ne sais quel Docteur Allemand! Diese Redensart, gebraucht bei „einem durch seinen bürgerlichen und sittlichen Charakter ehrwürdigen Geistlichen in der ersten Stadt von Helvezien, — — und nach dem einstimmigen Urtheil der ganzen Nazion einem ihrer größten Männer!“ — Anderwärts rühmt er ihn als einen der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die je gelebt haben. Bei allem dem aber war Wieland keineswegs blind weder gegen die Schwächen des Buches, — wie denn sein eigner Aufsatz über die Ideale der griechischen

Künstler (Bd. 45.) gegen einen Theil desselben gerichtet ist, — noch des Mannes; und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er da, wo er von Finsterlingen seiner Zeit redete, unter denen der eine oder andere dem alten Amadis von Gallien den Namen des schönen Finsterlings streitig machen könnte, an Lavater, wenigstens mit, gedacht hatte. Bei dieser unbestimmten Andeutung ließ er es aber auch bewenden, weil er zu viel gefunden hatte, was Achtung und Liebe verdiente, um gegen Schwächen nicht nachsichtig zu seyn, und weil er auch hier bedachte, daß dieser Mann ohne diese Schwächen nicht Lavater wäre, der er nun doch einmal war.

Wie viel nun aber auch die persönliche Bekanntschaft mit Lavater dazu beigetragen haben mag, daß Wieland diese schonende Rücksicht gegen ihn bewieß; so ist doch gewiß, daß es bei ihm dieser Bekanntschaft gar nicht bedurft hätte, um ganz auf dieselbe Weise gegen ihn zu verfahren, obgleich er unaufhörlich alles das, wessen man Lavatern theils mit Recht beschuldigte, oder wobei man ihn vielleicht nur unwissender Weise einwirkend glaubte, — und das war ziemlich bei allen Gebrechen der Zeit, — bekämpfte. Genug, daß er Lavatern nicht zu den schelmischen Schlauköpfen, zu den wissentlichen Betrügern rechnete, sondern für durchaus redlich hielt, um es ihm unmöglich zu machen, in den harten Ton der übrigen Gegner

Lavaters einzustimmen. In gewissen Schwächen eines Individuums sah er nur die schwache Seite der Menschheit überhaupt, gegen die er darum ungleich nachsichtiger war, als alle der Meschennatur unkundige Eiferer, weil er einsah, daß ohne diese schwache Seite selbst das Erhabenste in uns wol nicht seyn würde. Bei allem dem artete jedoch seine Nachsicht nicht selbst in Schwäche aus, und er hat sich hierüber deutlich genug erklärt. Man glaube nicht, sagt er, „daß ich dem groben, und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen Misbrauche, der in unsern Tagen von dem Hange der Menschen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine schwache Seite haben müssen; wenn es sogar wahr ist, daß diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammenhängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes Interesse erfodert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns bloß stellt, auf unsrer Hut zu seyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes Studium inizirt zu werden; der Glaube an geistige Beweger der Natur und an eine unsichtbare Welt, in welche

wir überzugehen wünschen; die Deisidämonie, oder die Furcht vor den unsichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können weil sie unsichtbar sind; der Wunsch, daß das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixir der ewigen Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt seyn möchten, sind freilich immer Neigungen und Wünsche, die theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geschlossenen Augen und gebundenen Händen, von Isispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weisenmeistern, Spähmannen und Thyrspakurn, Schatzgräbern und Geisterbannern, wie die unwissendsten Nord- und Südländischen Wilden, zu Narren machen lassen sollen?" Dieses, so viel ihm möglich wäre, zu verhindern, war seine Absicht, und daß er dabei nicht voreilig, nicht ohne die Sache gehörig geprüft und von ihren verschiedenen Seiten betrachtet zu haben, zu Werke ging, beweist der Aufsatz, aus welchem die eben angeführte Stelle genommen ist, und dessen früheren Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererschei-

nungen befinden, er späterhin in den allgemeineren verwandelte: über den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben (Bd. 32.); ein kurzer Aufsatz, der aber die Frucht eines langen Studiums des Menschen, der Geschichte der Philosophie und Kulturgeschichte überhaupt ist. Von sehr frühen Jahren an mit den Systemen der alten Philosophen vertraut, hatte Wieland zum Behuf der Kulturgeschichte mit großem Eifer auch Religions- und Kirchengeschichte getrieben, und benutzte seine gegenwärtige Muße dazu, in der Zeit der Dämmerung während des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts sowohl den Spuren der Wiederherstellung der Litteratur und höheren Aufklärung, als auch der Ausbildung der romantischen Art zu philosophiren sorgfältiger nachzuforschen. Wie er nun aber selbst dadurch an Einsicht immer mehr gewann, so glaubte er auch diese unter seinen Zeitgenossen nicht sicherer vorbereiten, und somit diesem, wie den übrigen Gebrechen der Zeit nicht sicherer entgegen wirken zu können, als durch fortgesetzte Mittheilungen von dem, was er bei jenem Forschen theils aufgefunden, theils genauer zu untersuchen Veranlassung erhalten hatte.

Demnach gab er zunächst Auszüge aus mancherlei Schriften jener Jahrhunderte. „Es gibt, sagte er, Dinge, die an sich selbst unendlich tief unter

aller Aufmerksamkeit vernünftiger Menschen sind, aber durch Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter, kindischer Märchen ist freilich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Märchen von dem größten Theile der Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Association mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Misbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmärchen nicht wenig beitrugen, die sittlichen Begriffe des Volks zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen, und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte, — dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen." Aus diesem Gesichtspunkt ist zu beurtheilen, was er von dem Pater Bolduci, aus den geistlichen Rekreazionen des Jesuiten Angelinus Gazey (Bd. 47.), vom heiligen Martin und der Wunderflasche des heiligen Remigius (Bd. 48.), aus dem Belialsprozesse (Bd. 47.) und dem Tresor de l'ame (Bd. 49.) mitgetheilt hat. Absichtlich führte er hier die Vergangenheit vor,

damit die Gegenwart, wo es noch nöthig seyn möchte, sich daran spiegle.

Ein zweites Mittel zu Erreichung seines Zweckes waren Skizzen von Biographien denkwürdiger Personen aus jenen Jahrhunderten. An nachahmungswürdige Muster zu erinnern, und an warnenden Beispielen zu zeigen, wie selbst die besten Köpfe jener Zeit in den Wirbel der romantischen Philosophie konnten hinein gerissen werden, war hiebei seine Absicht. Auch hier beweist er seine Unparteilichkeit gegen alle anders Denkenden, und leidenschaftlose Ruhe verläßt ihn auch dann nicht, wenn er die strengste Kritik anwendet, um angebliche Thatsachen, auf welche sich Betrüger stützen können, zu untersuchen. Uebernahm er, wo die Schwäche zu hart angeklagt und über die Gebühr verurtheilt werden sollte, gern die Rolle des Advokaten, so zeigt er sich hergegen in diesen Fällen als den hellsehendsten und gewissenhaftesten Richter. Dies ist namentlich der Fall bei seinen Historischen Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen über den berühmten Adepten Nikolas Flamel, den berühmten Reisenden Paul Lukas und den Derwisch von Brussa (Bd. 43.). Dieser Aufsatz ist ganz das, was er ihn selbst nennt, „ein auffallendes Beispiel, wie nöthig es sey, selbst den ehrlichsten Erzählern von Wundergeschichten eben so scharf auf alle Worte zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut

sich diese Mühe dadurch belohne, daß wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse seyn sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen." Indem Wieland so prüfen lehrte, impfte er gleichsam seinen Zeitgenossen das beste Verwahrungsmittel gegen die Versuche der schelmischen Schlauköpfe ein, über die er sich hier ganz deutlich ausspricht. Er kann nämlich nicht umhin, den Derwisch, welcher hier eine Rolle spielt, für einen Menschen zu erklären „von der Klasse und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Cagliostro. Diese Herren, — deren Zweck bekannter Maßen bloß die Veredlung der menschlichen Natur sowohl als der Steine und Metalle, und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist, — machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus: und wiewohl man eben nicht verbunden ist, das, was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen; so glaube ich doch gern, daß man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von

selbst, daß sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, sobald ihnen Leute aufstoßen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daß einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt; so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dies scheint nun gerade der Fall bei Paul Lukas gewesen zu seyn. — — — Das war ein Mann, der das Gehörte wieder sagen und nicht ermangeln würde, es bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise, ohne sein Wissen, ein Werkzeug seyn, die Famam fraternitatis, die vielleicht damals einen solchen Posaunenstoß nöthig hatte, von neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher Homo bonae voluntatis aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wol in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemeßnere Zwecke gegeben werden?"

Bei diesen, unsern Zeiten angemeßnern

Zwecken dachte Wieland nicht an Zwecke der Aufklärung, sondern an Lessings umgekleidete Maske (s. vorn S. 200.). Er wußte zu gut, daß es nur scheine, als ob die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt sey, daß die Einbildungskraft immer wieder Mittel finde, sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten, und daß die Fortschritte der wissenschaftlichen Aufklärung selbst dazu beitragen würden. Scharfsinnig bemerkte er: „Je weiter die Grenzen unsrer Kenntnisse hinaus gerückt werden, je mehr wir die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am wenigsten unterfteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Klasse der viereckigen Dreiecke gehört, für unmöglich zu erklären.“ Aus diesem Grunde war auch ihm die Erscheinung des Magnetismus eine sehr wichtige Angelegenheit, bei welcher er aber die Berufung auf Hamlets berühmten Ausspruch nicht leiden mochte, weil er ihn misbraucht sah. Zwar war er weit entfernt, das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen, wie von Manchen geschah; allein er konnte doch gerade in diesem Falle, wo er die umgekleidete Maske am meisten fürchtete, bei Lavaters Rathe, daß der Philosoph seine Finger dabei auf den Mund legen und

schweigen solle, sich nicht beruhigen. Nein, sagte er, gerade das Gegentheil soll er thun, und seinen Mund recht weit öffnen, um seine zur Leichtgläubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigte Nebenmenschen bei einem solchen Faktum vor solchen Uebereilungen zu warnen, und sie zu erinnern, daß die Vernunft bei ganz isolirten und also völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar sich alles Erklärens und Urtheilens enthalte, aber desto aufmerksamer und geschäftiger sey, vor allen Dingen sich von der Wirklichkeit und von allen Umständen dieser Begebenheiten, durch die genaueste, behutsamste und anhaltendste Beobachtung zu versichern. „In einer Zeit, sagte er, wo eine ganze Reihe außerordentlicher Männer sich das Wort gegeben zu haben scheinen, durch außerordentliche Wege und Mittel außerordentliche Wirkungen auf die Menschen zu thun, und wo die ordentlichen Menschen so außerordentlich geneigt und aufgelegt sind, solche Wirkungen nicht nur zu leiden, sondern so viel an ihnen ist, durch Erhizzung ihrer Imaginazion und Anstrengung ihres Glaubens, vielleicht auch gelegentlich durch pias fraudes, noch zu befördern: in einer solchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geschehen, ohne daß sogleich, wie wenn sich eine Bête de Gevaudan sehen ließe, Lerm gemacht, und nicht eher abgelassen werde, bis das Wunderthier geschossen oder gefangen ist, und sich dann ergibt,

daß es — nichts als ein etwas größerer Wolf, aber doch ein Wolf wie andere Wölfe ist." Gleich weit entfernt also von jenen, die alles Neue begierig ergreifen, um Aufsehen zu erregen, als von jenen, die alles Neue verwerfen, weil es sie in der Behaglichkeit des ruhigen Verharrens beim gewohnten Alten stört, erklärte er, die Sache des Magnetismus verdiene, von allen Philosophen, Naturforschern, Aerzten und Menschenkennern mit der größten Aufmerksamkeit in Erwägung genommen zu werden, und verwarf nur den blinden Glauben an dieselbe; denn „noch sind Untersuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzustellen, Fragen zu beantworten, und Zweifel aufzulösen." Wie man dabei zu Werke zu gehen habe, davon liefert sein Aufsatz über Magnetismus (Bd. 48.) ein Muster, von welchem sehr zu wünschen wäre, es möchte so nachgeahmt worden seyn, als es nachahmungswürdig ist, sowohl in Beziehung auf die Sache selbst, als in Behandlung der Gegner. Streng, in Hinsicht auf die Sache, ist alles; was er sich über die Personen zu sagen erlaubt, dieses: „Alle in diese Geschichte verwickelte Personen sind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt. Den letztern habe ich, bei seinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum erstenmal und öfters gesehen, und mein Herz ist dem seinigen beim ersten Anblick entgegenkommen; aber die Verschiedenheit unserer Vorstellungsart, und

was davon abhängt, ist natürlicher Weise geblieben, wie sie war. Jeder Mensch muß in Sachen des Herzens nach seinem Herzen, in Sachen des Verstandes nach seiner Einsicht und Ueberzeugung handeln. Ich meines Orts kann eben so wenig glauben, daß eine magnetisirte Person durch eine Mauer sehen könne oder im Schlafe schärfere Sinne und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberons Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem größten Zutrauen zu Lavaters und seiner Gemalin Redlichkeit, denke ich über das, was der letztern während ihres magnetischen Zustandes begegnet ist, wie Herr Markard in seiner Antwort an Lavater. Mit der besten Meinung von den drei Bremischen Aerzten und den beiden magnetischen Schläferinnen, vermuthe ich, daß ihnen allen in dieser Sache — etwas Menschliches widerfahren sey."

Um es nun aber an keiner Art von Belehrung über die Gebrechen der Zeit fehlen zu lassen, suchte Wieland endlich auch an gedichteten Beispielen recht anschaulich zu machen, welchen trügerischen Irrlichtern jeder nachlaufe, der sein Lebensglück auf dem Wege des Uebernatürlichen sucht, welches, beiläufig gesagt, mit dem Uebersinnlichen nicht zu verwechseln ist. War irgend ein Beispiel geeignet, die verblendeten Zeitgenossen recht sehen zu lehren, so war es das, welches Wieland in seiner meisterhaften Erzählung: der Stein der

Weisen (Bd. 27.), an dem König Mark aufgestellt hat, der zu seinen übrigen Untugenden auch die hatte, der leichtgläubigste Mensch von der Welt zu seyn, aus dem der erste beste Landstreicher, der mit geheimen Wissenschaften prahlte, machen konnte was er wollte, und an dessen Hofe es daher von Schatzgräbern, Geisterbeschwörern, Alchymisten und Beutelschneidern aller Art, die sich Schüler des dreimal großen Hermes nannten, wimmelte. Gleichsam als die Quintessenz aller St. Germains, Cagliostros, Schröpfer u. s. w. erscheint hier, vorragend vor allen, der große ägyptische Adept Misfragmutosiris, ein Seitenstück zu dem Armenier in Schillers Geisterseher, und durch ihn endlich hofft der lange getäuschte, und doch durch keine Erfahrung enttäuschte, König seine Sehnsucht nach dem Steine der Weisen gestillt zu sehen. Wirklich wurde sie es auch, nur nicht auf die Art, wie er gehofft hatte. Der arme Mark mußte erst in einen Esel verwandelt werden; in seinem Eselsstande die Entdeckung machen, wie abscheulich er betrogen worden; von dem großen Misfragmutosiris — der aber, wie sich jetzt endeckt, eigentlich Gablidone hieß, und also wol mit Lavaters berühmtem Geiste verwandt seyn sollte, — halb zu Tode geprügelt, in einem Traume zu den ersten vernünftigen Gedanken über den Stein der Weisen, und dadurch zu der Ueberzeugung kommen, daß es besser sey,

ewig ein Esel zu bleiben, als ein König ohne Kopf und ein Mensch ohne Herz zu seyn. Das aber eben bewirkte des königlichen Esels Menschwerdung, nach welcher er als Sylvester auftritt, ein nützlich thätiger Mensch, der ein großes Gut, das er besaß und nicht achtete, und in einer Wildniß den wahren Stein der Weisen, findet.

Hatte Wieland bei diesem Beispiel hauptsächlich diejenige Klasse Leichtgläubiger vor Augen, welche nur Gold suchen, um sich, wie weiland König Mark, ihren Leidenschaften und Launen desto mehr überlassen, und eine dadurch bereits zerrüttete Wirthschaft wieder herstellen zu können, diese aber durch Betrüger vollends ganz zu Grunde richten, so dachte er hergegen bei einer andern Erzählung: die Salamandrin und die Bildsäule (Bd. 27.), an jene Klasse von Leichtgläubigen, bei deren Glauben an Magie, Wunder, Erscheinungen und wunderbare Einwirkungen geistiger Wesen das Herz interessirt ist, oder ein Streben nach höherer als menschlicher Vollkommenheit zum Grunde liegt. Beispiele dieser Art stellt er hier in zwei Jünglingen dar, deren einer eine heftige Leidenschaft für eine Bildsäule gefaßt hat, der Andre aber nichts Geringeres lieben will als eine Salamandrin. Das Ungereimte in diesen Wünschen ist schon allein hiedurch ausgesprochen, und niemand zweifelt wol, daß eine phantastische Schwärmerei dieser Art, zu welcher sich eine heftige Lei-

denschaft gesellt, zu nichts anderem hätte führen können als zu Wahnsinn. Eben deshalb deutete aber Wieland diese Gefahr auch nur an, und wollte vielmehr zeigen, wie ein solches Uebel zu heben und Einsicht der Verirrten in ihre Verirrung zu bewirken sey, nämlich nur durch allmälige, wunderbar scheinende, Führung auf den Weg der Natur. Die Sache läuft hier ganz glücklich ab, jedoch, wie es scheint, aus einem besondern Grunde, den der Erzähler selbst in einer Bemerkung angegeben hat, die es vielleicht auf den ersten Anblick zweifelhaft macht, ob dieses Beispiel ein warnendes sey. „Die Täuschung des Wunderbaren, sagt Wieland, hat etwas so Anziehendes und Zauberisches für die meisten Menschen, daß man oft schlechten Dank bei ihnen verdient, wenn man sie hinter die Kulissen führt, und die vermeinten Wunder einer künstlichen Täuschung vor ihren Augen in ihre wahre Gestalt herabwürdiget. Aber hier war das Wahre selbst so schön und außerordentlich, daß es aller Vortheile, die es von der Illusion gezogen hatte, leicht entbehrte.“ Nichts desto weniger ist aber doch dafür gesorgt, daß diese Erzählung zugleich eine Warnung vor ähnlichen Verirrungen des Geistes und Herzens werden könne; denn zweierlei Bedenken muß sie durchaus erregen, daß nämlich auf so außerordentliche Entwickelung im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht zu rechnen ist, und daß dieselben Mittel theatralischer

Maschinerien und Künste, die hier von redlichen Menschen zu gutem Zwecke angewendet wurden, eben sowohl von verschmitzten Betrügern zu der verderblichsten Verführung angewendet werden können.

Nicht ohne Zusammenhang mit den bisher genannten Gebrechen der Zeit war der damalige Hang, durch geheime Gesellschaften und Orden zu wirken und sich einen größeren Einfluß zu sichern. Um nun diesem entgegen zu wirken, enthüllte Wieland das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens (Bd. 40.), d. i. er stellte allen geheimen, und mit Geheimnißkrämerei verbundenen, Orden, den, obwohl nahe verwandten, der Erleuchtung (Illuminatismus) nicht ausgenommen, die große Gemeinschaft aller derer entgegen, die, ohne durch einen Eid verbunden zu seyn, ohne einen andern unbekannten Obern zu haben als Gott, ohne aus ihren Zwecken ein Geheimniß zu machen, von jeher das Meiste für das Wohl der Welt gewirkt hat und in alle Zukunft wirken wird. Die Glieder derselben sind daher nicht bloße Weltbewohner, sondern wirkliche Weltbürger, was in der engern und edlern Bedeutung nur derjenige heißen kann, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen, durch ihre reine Zusammenstimmung mit der Natur, tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Ihr Zweck ist der einfachste,

unschuldigste und wohlthätigste, der sich denken läßt: die Summe der Uebel, welche die Menschheit drücken, so viel ihnen, ohne selbst Unheil anzurichten, möglich ist, zu vermindern, und die Summe des Guten in der Welt, nach ihrem besten Vermögen, zu vermehren. Eins ihrer Grundgesetze ist aber, nichts Gutes durch gewaltsame, oder hinterlistige, oder zweideutige, geschweige schändliche Mittel bewirken zu wollen. Keine andern Waffen als die Waffen der Vernunft sind ihnen erlaubt. Wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört wird, stehen sie lieber von allem Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen, wider ihre Absicht Schaden zu thun.

Dieses führt Wielanden auf einen Punkt, der in Beziehung auf ihn selbst die größte Beachtung verdient. Er erinnert selbst daran, daß man den Kosmopoliten dieses Betragen für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache und eigennützigen Egoismus ausgedeutet habe, rechtfertigt sie aber auf folgende Weise. „Der Grund dieses Betragens, sagt er, in solchen Fällen ist ein Prinzip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nämlich: daß in der moralischen Ordnung der Dinge, wie in der physischen, alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit, durch natürliche, sanfte, und von Moment zu Moment unmerkliche

Bewegung, Nahrung und Entwickelung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß. Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte; alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen könnte; alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maas der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann; — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften, nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes, und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe. Nach diesen Begriffen ist daher der Gewinn, den die Menschheit, durch heftige und gewaltsame Mittel sich in einen bessern Zustand zu setzen, erhält, mehr scheinbar als wirklich. Sie verliert dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nämliche Gute, oder vielmehr ein weit größeres erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen

mehreren Aufwand von Zeit sehen die Kosmopoliten als keinen Verlust an, da, vermöge der Natur der Dinge, eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist."

In dieser Stelle hat Wieland selbst die Rechtfertigung seines eignen Verfahrens niedergelegt. Nach Grundsätzen der Vernunft geschah es, daß er gegen die Gebrechen der Zeit durch die möglich sanftesten und gelindesten Mittel zu wirken suchte, denn allein von der Vernunft erwartete er alles Heil, wie er denn auch ihre Sache allein für die gute Sache erkannte. Es war ihm ein unumstößliches, moralisches Axiom, „daß, vermöge einer unfehlbaren Veranstaltung der Natur, das menschliche Geschlecht sich dem Ideal menschlicher Vollkommenheit und daraus entspringender Glückseligkeit immer nähere, ohne es jemals zu erreichen;" aber es war nicht seine Meinung, daß man, die Hände im Schoos, dieses am Ende ja Unerreichbare lieber ganz aufgeben, und nicht, ein jeder nach seinen Kräften, die möglichste Annäherung zu bewirken streben solle; er hielt dieses für Pflicht, die man nie aus den Augen setzen dürfe. Seine Mäßigung war daher keine Lauheit, keine Gleichgiltigkeit gegen die gute Sache, und entsprang weder aus der unlautern Quelle einer egoistischen Klugheit, die alles gehn läßt wie es kann,

wenn nur das liebe Ich in Sicherheit ist, noch einer Furchtsamkeit, welche sich nicht getraut Wahrheit rein heraus zu sagen, die sie gern gesagt haben würde, wenn der Muth nicht gefehlt hätte. Wieland verhehlte nie seine Ueberzeugung, und sprach nie und gegen Niemanden anders als er dachte; scheute sich auch gar nicht, unangenehme Wahrheiten zu sagen, die jedoch nur in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Muthwillen gesagt werden sollten. Oft hielt er dabei seinen Enthusiasmus zurück; aber lebhaft flammte dieser auf, wenn er die gute Sache wirklich in Gefahr sah. Wie oft er auch da geschwiegen hatte, wo Andere in gewaltiger Aufregung sich ergossen, so schwieg er doch dann nicht, sondern trat als der eifrigste Vertheidiger der Rechte der Vernunft und der Menschheit mit einer Freimüthigkeit hervor, die keinen Zweifel lassen kann, welch ein Enthusiasmus für die gute Sache ihn beseelte, aber auch wie ernst und lange er über sie nachgedacht haben müsse.

Er hatte den Rath ertheilt, die Schriftsteller möchten sich der ersten Augenblicke der Freiheit nicht mit Uebermuth bedienen, um die Gewaltigen der Erde nicht aufzureizen. Wer irgend hätte argwöhnen können, daß dieser Rath in Menschenfurcht seinen Grund gehabt habe, bei dem muß dieser Argwohn schwinden, wenn er theils in jenem enthüllten Geheimniß des Kosmopoliten-Or-

dens, theils in dem besondern Aufsatze über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nazionen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände, (Bd. 40.) Wielands unumwundene Meinung gelesen hat. So spricht über die Freiheit der Presse, „als das dermalige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde," so spricht darüber Keiner, der sich vor den Gewaltigen der Erde fürchtet, oder der ihnen schmeicheln will, sondern ein Mann, der, weil ihm die gute Sache der Menschheit am Herzen liegt, es auch mit ihnen redlich meint, und eben darum nicht aussagt, was man gern hört, sondern was die Pflicht gebietet.

Als man, wenige Jahre darauf, zum erstenmale den Unterschied zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit auf die Bahn brachte, und Wieland sehr wol sah, warum, bewieß er dieselbe Freimüthigkeit; denn in dem Jahre des Religionsedikts erschien auch sein Aufsatz über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen. Von dem Rechte, welches er für die Vernunft in Anspruch nimmt, macht er hier selbst den freiesten Gebrauch. Nachdem er die

Glaubenspunkte angegeben, ihren Grund in der menschlichen Natur, und ihre Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit für das menschliche Leben dargelegt, wirft er die Frage auf: „Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln, und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerei, dem scheußlichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das, was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit seyn sollte, zum Mittel ihrer Unterdrükkung und Mishandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderei, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfrißt, und in ein moralisches Scheusal verwandelt?“ Diese Frage mußte beantwortet werden, wenn die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen einleuchtend gemacht werden sollte. Da sich die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit nicht bis in seine Wiege verfolgen ließ, suchte Wieland „die Entstehung desselben unter den Umständen, worin die allgemeine Menschengeschichte

die ältesten Völker zeigt, psychologisch klar zu machen;“ und wiewohl in diesem Theile der Untersuchung, nach den später gemachten Fortschritten in der Alterthumskunde, manches ohne Zweifel zu berichtigen ist, so hat doch im Wesentlichen und in der Hauptsache Wieland unstreitig Recht. Der spätere und größte Theil der Untersuchung ist rein historisch, und man kann ihn von dem Punkte an, wo Wieland gezeigt hat, daß in dem, was die Römer den Erdkreis nannten, die ganze Menschenmasse mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angesteckt war, als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beispiel zu predigen, und die echte Gottesverehrung, von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menschen, und Ausübung aller moralischen Tugenden zurückzuführen;“ von diesem Punkte an, sage ich, läßt sich Wielands historische Erörterung als die Blüthe der von Semler angeregten Forschungen betrachten. Dieser Theil, der das Christenthum insbesondere zu seinem Gegenstande hat, führt nun aber Wielanden auf alle die Punkte, in Ansehung derer, er gegen die Lichtscheuen und Lichtfeinde in Opposizion stehen, und sich insbesondere auch als erklärter Anti-Lava-

terianer zeigen mußte. Man lese nun hier, wo er als Vertheidiger der Rechte der Menschheit, des reinen Christenthums, der Sache der Vernunft dasteht, wie er sich über Deismus, Katholizismus und Protestantismus, Papismus, Jesuitismus u. s. w. erklärt, und dann wird man den freimüthigen, für das Gute enthusiastischen, und doch bei aller Wärme des Herzens immer gemäßigten Wieland in seiner ganz eigenthümlichen Gestalt erkennen.

Wieland war der Meinung, daß die Verbesserung nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe, weil der menschlichen Gesellschaft unendlich viel daran gelegen sey, durch die möglichste Reinigung der Religion auch der bloßen Möglichkeit zuvor zu kommen, daß wir oder unsre Nachkommen Teufeleien um Gotteswillen wieder erleben könnten. An einer solchen Möglichkeit zweifelte er gar nicht, und man urtheile selbst, ob er mit scharfem Blick in die menschlichen Verhältnisse sah, als er sagte: „Die unter uns im Schwange gehende Gleichgiltigkeit gegen die Religion ist eine sehr unzuverlässige, von dem leichtesten Anstoß zusammen fallende, Schutzwehr. Wer mit der Geschichte der Menschheit und der Religion bekannt ist, kann unmöglich gleichgiltig darüber seyn, in welchem Zustande sich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartüffen, sobald er mit einigem Ansehen be-

kleidet ist und Einfluß hat, zum Werkzeuge so vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unsrer eignen Zeit könnte und sollte uns belehren, daß diese Gleichgiltigkeit, die dem ansehnlichsten und aufgeklärtesten Theile der Gesellschaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerksamkeit würdige Dinge verschloß, von den Antipoden der Vernunft sehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß sie gerade der Schatten ist, worunter alle Arten von religiösem Unkraut am besten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr als noch funfzig Jahre wie die jetzt verflossnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unsern Nachkommen nicht mehr Freiheit zu denken und zu glauben übrig lassen, als die heilige Inquisizion den Einwohnern von Goa."

Mitten unter allen seinen unablässigen Bemühungen für die Rechte der Vernunft und Menschheit, für Wahrheit und Licht, überschlichen Wielanden wol zuweilen trübsinnige Gedanken, daß ihm war, als flüstre ihm sein Genius zu: „Wozu hülf es Dir, Dich täuschen zu wollen? Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imaginazion, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders als

nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stükken, und selbst hierin nur eine Zeit lang, ihr wahres Interesse einsehen lernen, und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt was jener gebaut hat.“ Wie aus dem Munde der Schicksalsgöttin vernahm er dann aber auch tröstende Worte. „Aber diese Umwälzungen der, immer in andern Gestalten wiederkehrenden, Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen, was da ist, um dem, was werden soll, Platz zu machen, gehört nun einmal zu der großen Ordnung der Dinge, deren Plan eben so unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Ungeduld oder Läßigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerlei guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert — denn du säest nicht für dich selbst — was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen, fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerst fiel, —

vielleicht erst lange darauf, wenn du nicht mehr bist!“

Und so ward er denn nie müde, Samenkörner auszustreuen, von denen er sich überzeugt hielt, es seyen gute.

7.

Alle diese Studien, Arbeiten und Beschäftigungen zogen nun aber Wielanden nicht von der Poesie ab. Binnen acht Jahren von dem Zeitpunkt seiner erhaltenen Muße an erschienen von seinen poetischen Werken

1776 Gandalie oder Liebe um Liebe; das Wintermärchen.
1777 Das Sommermärchen; Geron der Adelige.
1778 Pervonte; der Vogelsang oder die drei Lehren; Schach Lolo; Hann und Gulpenheh.
1779 Rosamunde. Pandora.
1780 Oberon.
1783 Klelia und Sinibald. Singgedicht auf die Geburt des Erbprinzen.

Späterhin folgte diesen Gedichten nur noch die Wasserkufe.

Bereits im Jahre 1776 hatten der Dichter und Komponist der allgemein bewunderten Alceste den Antrag erhalten, eine Oper für die Mannheimer Bühne zu liefern, für welche der damalige Kur-

fürst sich so sehr interessirte, daß er sich selbst und aus eigenem Triebe deshalb in Verbindung mit teutschen Dichtern setzte. Wieland hielt es der guten Sache förderlich, den durch den Minister v. Hompesch ihm gemachten Antrag eines Fürsten, welcher zuerst an die Stelle des entlassenen französischen Theaters ein teutsches Hoftheater gesetzt, an welchem man seit 1775 teutsche Oper gegeben hatte und sie bei allen Hoffeierlichkeiten fortwährend zu geben entschlossen war, nicht zurück zu weisen. Hiedurch entstand seine Rosamunde, die ihm jedoch nicht in gleichem Grade wie seine Alceste gelingen wollte. „Die Rosamunde — schrieb er an Jacobi, — die ich für Deinen Kurfürsten gemacht habe, ist kein Werk der Liebe, sondern der Noth, des Dranges. Doch wird Schweizer immer ein glänzendes Werk daraus machen.“ Seiner Freundin la Roche schrieb er von Schweizers Rosamunde: „Sie wissen, daß bei einer Oper der Text nicht in Anschlag kommt.“ Indeß war er doch keineswegs sorglos bei der Bearbeitung seines Textes gewesen, sondern hatte vielmehr gerade hier einen recht auffallenden Beweis gegeben, wie angelegen es ihm war, seiner Pflicht als Dichter zu genügen. Jacobi schrieb ihm darüber: „Herzensbruder, ich bin in einer gewissen Beklemmung aus Gelegenheit Deiner Rosamunde. Ich habe sie gelesen und wieder gelesen, und fühle die dringende Pflicht, Dir zu sagen, daß ich mit dieser Oper

nicht zufrieden bin. Von den Schönheiten des Details, von einigen herrlichen Situazionen ist nicht die Rede, sondern von dem Ganzen der Personen und der Handlung. Es ist wahr, daß ich nicht der Mann bin, den poetischen Theil einer Oper zu beurtheilen; ich habe nicht die Gattung Imaginazion, welche sich die Wirkungen der Musik und des ganzen Schauspiels hinzudenken kann, und werde also manches tadeln, was die höchste Kunst des Meisters war; aber Deine Alceste ist doch auch eine Oper . . . Lieber, ich bitte Dich, ziehe Kenner, von deren Ehrlichkeit Du überzeugt bist, zu Rathe, damit Du auf allen Fall das Stück noch zurück nehmen könnest. Lies Du selbst das Stück noch einmal ganz unbefangen durch, bedenke, daß es einst in Druck ausgehen und von Vielen wird gelesen werden, die nicht im Stande sind, Musik und Dekorazion sich lebhaft genug vorzustellen; setze Dich also aus Deiner Phantasie heraus in den Kopf und das Herz solcher Leser, und urtheile dann. — — — Hompesch ist mit den zwei letzten Aufzügen auch nicht zufrieden, und hat gegen mich den Wunsch geäußert, daß Du sie umarbeiten möchtest. Ich werde ihm antworten, ich hätte Dir meine Meinung geschrieben; vielleicht fändest Du sie genug gegründet, um hier und da zu verändern; er möchte also den Dekorateur und Ballettmeister ein wenig hemmen." Wieland antwortete hierauf: „Liebster Bruder, Dein Brief hat mich

weder betrübt, noch in Verlegenheit, sondern fürs erste nur in eine wunderbare Art von dummen Erstaunen gesetzt, wie wenn einem bei hellem Himmel auf einmal ein Donnerkeil vor die Füße fiele. Du weißt, wie groß meine Meinung von Deinem Urtheil ist, daß sie mich gegen mein eignes Gefühl mistrauisch machen kann. Auf der andern Seite habe ich diese Rosamunde in so ununterbrochener Hitze gemacht, nachher so oft gelesen, vorgelesen, abgeschrieben, daß ich meiner Sache gewiß zu seyn glaubte. — — Ich könnte Dir zwar gleich jetzt den Plan des Dinges in seiner ganzen Simplizität vorlegen, Dir für alles meine Gründe sagen; aber dieses schriftlich zu thun wäre eine schreckliche Arbeit; und was würde es helfen? Das Unglück ist, daß Du alles nicht gleich und von selbst so gesehen, so gefühlt hast, wie ich. An einem von Beiden liegt nun der Fehler. Du bist unparteiisch, Du liebst mich, Du bist alles, was man seyn muß, um über jedes Menschenwerk, welcher Art es sey, zu urtheilen; ich hingegen bin nicht unparteiisch, kann es nicht seyn. Es ist also leicht möglich, daß Du Recht hast. Hingegen ist Dir auch, seit wir uns kennen, schon mehr als einmal begegnet, daß Du mit Dingen, die mir gefielen und gewiß in ihrer Art vortrefflich waren, unzufrieden gewesen bist; Du hast Deine Launen so gut als Andere; ich hingegen, eben weil ich der Verfasser bin, kann, wie Heinse in gewissem Sinne

mit Recht sagt, am besten wissen, wie gut oder schlecht mein Werk ist. Es ist also auch möglich, daß ich Recht habe. Nun kann ich nichts weiter sagen als dies: Warte, bis Georg kommt, und dann leset das Ding zusammen in eurem Zirkel, wenn ihr alle aufgeräumt seyd, an einem Abend, im Garten, bei Mondschein. Hernach soll mir Georg getreulich erzählen, was für einen Effekt das Stück auf euch gemacht hat, und was euch von Scene zu Scene daran anstößig gewesen ist. Immittelst will ich Göthe zum Richter über Rosamunde machen, wiewohl er im Grunde von dem, was das wahre Wesen der Oper ist, nicht mehr weiß als Du, und das ganze Genre nicht liebt." Er that, was er hier verheißen hatte, und schrieb hierauf seinem Freunde: „Ich habe nun auch Göthens Meinung von der Sache, und sie stimmt völlig zu der Deinigen. Er hat mir alles sehr begreiflich gemacht. Seiner Meinung nach liegen die Hauptgebrechen im Sujet selbst. Das proton pseudos aber liegt nach ihm darin, daß ich das Ding, anstatt mit dramatischem, mit epischem Sinn gefaßt habe. — — Genug, ich glaube, daß ihr Recht habt, und daß ich ein .... bin, wie ich von Jugend an immer eine Art von Vermuthung hatte. — Ich sehe nun hinterdrein alles, was ihr wollt, und mehr dazu; aber der arme Schweizer hat nun bald drei Akte ganz

herrlich komponirt, und der allein dauert mich.“ — Sofort schrieb nun Wieland an den Musik-Intendanten, Grafen Portia, daß er das Stück für dieses Jahr nicht liefern könne, weil es in den letzten Akten sehr verändert werden müsse. „Wenn ich nur einen Ausweg finde, schrieb er an Jacobi, das Ding anders zu entwickeln, so wird es durch Schweizers Komposizion immer ein Stück, das man gern hören wird, und vielleicht mehr, als ihr Genien euch alle einbildet. Indessen habe ich von dem Augenblick an, da dieses Geschöpf (woran ich in dem seligsten Irrthum des Wohlgefallens gearbeitet) einen so fatalen Eindruck auf dich gemacht hat, alle Anmuthung dazu verloren, und es ist mir verdrießlich, daß ich davon reden soll, und noch verdrießlicher, daß ich in der entschiedensten Unmöglichkeit bin, es ganz fallen zu lassen. Schreibe mir doch, wie Du glaubst, daß ich's vom vierten Akt an anders wenden könnte. Die Ermordung des Ritters vom Thurm ist unnöthig und soll gleich zuerst geändert werden. Daß Rosamunde am Ende noch von der Königin erstochen werde, fängt mir an einzuleuchten; dies würde den ganzen Gang der letzten Akte ändern. Auch in Rosamunde, nachdem sie wieder auflebt und den König sieht, muß der Kampf zwischen Liebe und Tugend viel heftiger werden. — Mein proton pseudos war, daß ich das Stück zu er-

baulich machen wollte; und das noch proteron pseudos, daß ich ein solches Sujet gewählt habe.“ Man gestand Wielanden die verlangte Frist zur Umarbeitung nicht zu; er aber brachte sie, nach manchen Berathungen mit seinen Freunden, mit Schweizer und sich selbst, doch zu Stande, so daß Rosamunde in der vollendeteren Gestalt erscheinen konnte, in welcher wir sie jetzt besitzen, und in welcher sie, als sie auf die Bühne gebracht wurde, nicht geringen Beifall erhielt.

Fast um dieselbe Zeit, als er den Antrag aus Mannheim erhielt, wendete sich auch der Ritter Gluck an Wieland mit dem Ersuchen um ein Stück, womit dieser Meister das Andenken an seine verstorbene Nichte, die sein Liebling gewesen, heiligen wollte. Wieland schrieb ihm: „In der Verfassung, worin mich Ihr Brief antraf, konnt' ich mit Ihnen weinen; Ihren Verlust innig fühlen und beklagen; aber etwas hervorbringen, das des entflohenen Engels und Ihres Schmerzes und Ihres Genius würdig wäre, das konn' ich nicht, und werd' es niemals können. Außer Klopstock könnte das nur Göthe; — — — denn was ist Göthe unmöglich?“ — — „Ich habe Augenblicke, wo ich eifrig wünsche, ein lyrisches Werk hervorbringen zu können, das werth wäre, von Gluck Leben und Unsterblichkeit zu empfangen. Zuweilen ist mir auch, ich könn' es. Aber dies ist nur vorübergehendes

Gefühl, nicht Stimme des Genius. Ueberdies fehlt es mir an Sujets, die zugleich dem lyrischen Drama anpassend wären und eine große Wirkung thun könnten. Vielleicht, liebster Ritter Gluck, kennen Sie eines, das Sie ausgeführt sehen und alsdann bearbeiten möchten. Irre ich mich hierin nicht, so theilen Sie mir Ihre Gedanken mit, und ich will versuchen, ob ich die Muse noch einmal geneigt machen kann." Nach der Verfertigung seiner Rosamunde machte er aber keinen weiteren Versuch in dieser Art; und wenn es gleich zu stark ausgedrückt war was er an Jacobi schrieb: „Nichts ist gewisser, als daß ich für das Dramatische gar keinen Sinn habe;" so ist doch gewiß, daß er von Natur vorzugsweise für die epische Poesie bestimmt war.

Was er nun aber als epischer Dichter während jenes Zeitraums geleistet hat, gehört in das Gebiet des Märchens und des Romantischen. Wieland gehörte zu denen, welche sich überzeugt hatten, daß sich dem Märchen ein höherer Zweck unterlegen lasse, als bloße Unterhaltung kleiner und großer Kinder. „Man fand, sagt er, daß Witz und Laune, ja sogar Philosophie von der esoterischen Art, sich mit dieser populären, von aller Prätension so weit entfernten Dichtart sehr wol vertrage, und daß sie eine sehr gute Art sey, gewisse Wahrheiten, die sich nicht gern ohne Schleier zeigen, in die Gesellschaft

einzuführen; oder solche, die in einem ernsten Gewande etwas Abschreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wer die Menschen von ihren Irrthümern und Unarten heilen will, muß seine Arzeneien durch Beimischung irgend eines angenehmen Saftes oder geistigen Liqueurs angenehm zu machen wissen; und man unterrichtet und bessert sie nie gewisser, als wenn man das Ansehen hat, sie blos belustigen zu wollen. Diesem Grundsatze zu Folge könnte das Märchen gewissermaßen eine Lehrerin Sokratischer Weisheit werden." — — Ob nun Wieland selbst des Märchens zu diesem Behufe sich bedient habe, kann wol nicht zweifelhaft seyn. Schon deshalb aber konnten seine Märchen keine gewöhnlichen Ammenmärchen werden, welche Manchem bei seiner Theorie für diese Dichtungsart als Muster vorgeschwebt zu haben scheinen. Wieland war der Meinung: „Ammen-Märchen, im Märchenton erzählt, möchten sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen, aber gedruckt werden müßten sie nicht." Indeß war er doch weit davon entfernt, das Märchen geradezu in ein didaktisches Gedicht verwandeln zu wollen, und noch weiter von der Einseitigkeit derer, welche nur Einen Ton und nur Eine Manier für das Märchen gut finden wollen, und in dieser Beschränktheit über wahre Meisterwerke in dieser Art den

Stab brechen. „Nach Verschiedenheit der Gattung, erklärte Wieland, findet Abwechslung in der Manier des Vortrags statt. Einige erfodern ihres Inhalts wegen ein ernsthafteres, andere ein munteres und lachendes Kolorit; einige sind mehr auf Rührung des Herzens, andere mehr auf Schilderung von Charakteren und Sitten, noch andere mehr auf Belustigung des Witzes abgesehen; einige lassen mehr feine Züge von Menschenkenntniß, Kritik und Satyre zu, andere empfehlen sich durch Anspielungen und eine Art von feiner Allegorie, die der Erzählung außer dem, sogleich in die Augen fallenden, materiellen Sinn (wenn ich so sagen kann) einen geistigen unterlegt, welchen der Leser selbst zu finden das Vergnügen haben kann. Noch andere wollen blos in dem naiven Märchenton erzählt seyn.“ Mit wie feinem Sinn für das Schickliche für jedes seiner Märchen Wieland den ihm geziemenden Ton zu treffen wußte, kann keinem uneingenommenen Leser entgehen, obschon eine gewisse, nur bald mehr, bald weniger stark hervortretende Familien-Aehnlichkeit unter allen seinen Märchen und romantischen Gedichten nicht zu verkennen ist.

Diese hat hauptsächlich ihren Grund in der Ansicht Wielands von dem Märchenhaften. Wiewohl, dem Worte nach, Märchen (die Verkleinerungsform von Märe) genau dasselbe

ist, was der Grieche Epos nennt, Sage, Erzählung, und sodann eine auf der Grundlage der Sage ruhende Dichtung, poetische Darstellung von Begebenheiten; so denkt doch Niemand, wenn er von einem Märchen hört, an ein Epos, sondern an eine Erzählung besonderer Art. Der Hauptunterschied zwischen beiden liegt in der, auffallend genug hervortretenden Verschiedenheit des Wunderbaren in beiden. In dem Epos herrscht ein Wunderbares nach hellenischer, in dem Märchen nach orientalischer Weltanschauung. Als Eigenthümliches bei diesem orientalisch-Wunderbaren finden wir Zauberei, Dämonismus und Verwandlungen, mittelst der beiden ersteren bewirkt sowohl im Reiche der Natur als im Reiche der Freiheit. Eine Dichtung, welche dieses Wunderbare darstellt, muß den Charakter des Phantastischen und Abenteuerlichen haben; sie schaltet mit den Naturgesetzen der äußeren und inneren Welt nach kühner Willkür. Zwar muß Natur auch bei ihr zum Grunde liegen; allein es ist nicht die Natur, wie sie der Grieche sah, in dem Lichte eines heitern Tages, sondern wie sie an uns vorübergeht in den Wolkenzügen mit ihren zahllosen phantastischen Gestalten, die in der regsten Bewegung gegen einander streben, sich verwandeln und in einander übergehen. In dieser rasch bewegten und ewig wandelbaren Welt er-

blickt man die eigentliche Welt des Märchens; in beiden ist nichts so seltsam, was, durch Zuthun unsichtbarer Macht sich nicht ereignen, nichts so unmöglich scheinend, was nicht, wie durch Zauberkraft, im Nu wirklich, nichts so fest, was nicht sogleich verwandelt werden könnte.

In der Annahme einer solchen Welt besteht das Märchenhafte; mit welchem, der teutschen Sprache ganz eigenthümlichen Worte hier gar nichts Nachtheiliges gesagt seyn soll. Es soll nur eben dahin deuten, wohin Engländer und Franzosen noch bestimmter hingedeutet haben, da jene die Märchen durch eastern tales, diese durch Contes orientaux bezeichneten, und so die Besonderheit gewisser Erzählungen durch das Vaterland derselben bestimmten. Was sie hier orientalisch nannten, das nennen wir märchenhaft, weil sich dieses Orientalische in unsern Mären findet.

Insofern nun aber diese Mären die Quelle auch des romantischen Epos sind, mußte das Märchenhafte sich auch in dem Romantischen finden, da dieses in seiner ursprünglichen Bedeutung nichts anders heißt, als: gleich den Dichtungen, wie man sie in Romanischer Sprache schrieb. Der dem Mittelalter eigenthümliche Geist athmet in diesen, das Leben der neu-europäischen Bildung im Mittelalter darstellenden Dichtungen. Das Märchenhafte darin

hat sich aus dem Orient mit den Völkern selbst nach Europa verbreitet, und gehört dem europäischen Heidenthum an. Bestimmte nun aber das Märchenhafte allein den Charakter des Romantischen, so würden auch die Odyssee und die Argonautika romantisch-epische Gedichte genannt werden müssen, da es darin nicht an Märchenhaftem fehlt, und zwar in bestimmter Zurückweisung auf den Orient. Niemand aber bezeichnet jene Gedichte als romantische, und mit Recht; denn es geht ihnen das ab, was das Leben der neu-europäischen Bildung charakterisirt, jener, durch den germanischen Stammes-Charakter und das verbreitete Christenthum gemeinschaftlich bedingte Geist der Schwärmerei im Heroismus, in der Religion und der Liebe. Nur eine Dichtung, die, bei märchenhafter Weltanschauung, diesen Geist darstellt, ist eine romantische, und wir nennen die Zeit, während deren dieser Geist und diese Weltanschauung herrschend waren, die romantische Zeit. Die Blüthe des Romantischen in diesem Sinne war das Ritterthum, mit dessen Verfall die romantische Zeit ihren Endpunkt erreichte, nicht blos durch Umgestaltung des Zustandes der politischen Welt, sondern wenigstens eben so viel durch Umgestaltung der Wissenschaften.

Bis dahin aber fand sich das Märchenhafte, sofern es auf der orientalischen Weltanschauung beruht, nicht etwa allein in der Dichtung, sondern

es lebte in dem Glauben des Volks, und hatte Philosophie, Physik, Medicin und Theologie durchdrungen. Je sorgsamer man nun aber fortschritt in Forschung der Natur und Geschichte, desto wankender mußte der bisher so feste Glaube an jenes Märchenhafte werden; denn je heller das Licht der Erkenntniß, desto unaufhaltbarer scheidet sich die Dichtung von der Wahrheit. Nach dieser Scheidung erst konnte sich mit dem Märchenhaften der nachtheilige Nebenbegriff verbinden, welcher jetzt so stark an ihm haftet, daß man gewöhnlich zuerst an ihn denkt, der Begriff nämlich von etwas Unglaublichem, weil es der wirklich beobachteten Ordnung der Natur und dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach durchaus unwahrscheinlich ist, daß es so habe seyn oder sich ereignen können. Dieses Unglaubliche wird insbesondere märchenhaft genannt in Beziehung auf die übernatürliche Einwirkung von Geisterwesen und Zauberei auf die Ordnung der Natur, deren Gesetzmäßigkeit dadurch unterbrochen wird; in Beziehung auf das Reich der Freiheit aber, also auf die Ereignisse in der Menschenwelt und das in diese eingreifende Schicksal, nennt man es romanhaft, d. i. geschichtlich von der Art, wie man es in jenen Erzählungen findet, die man, weil sie in romanischer Sprache geschrieben waren, Romane nannte. Insofern sich diese auf alte, durch die Zeit verbreitete Sage, auf Märe, gründeten, waren sie mär-

chenhaft im eigentlich etymologischen Sinne, worin dieses übereinkommt mit Fabelhaft, d. i. ursprünglich: auf Sage beruhend; dann aber, wegen der Beschaffenheit dieser Sagen, auf unerwiesener oder gar unerweislicher Sage beruhend; und endlich: blos erdichtet, im Gegensatz des wirklich Wahren.

So wie man anfing das Märchenhafte und Romanhafte in nachtheiligem Lichte zu sehen, mußte, wie in den Wissenschaften, so in der romantischen Poesie, eine große Veränderung vorgehen. Mit dem schwindenden Glauben an eine märchenhafte und romanhafte Welt konnte der religiöse Ernst in Darstellung derselben nur in so weit fortbestehen, als man an das, durch seine Verschmelzung mit dem Christlichen geheiligte Heidnische festen Glauben fortbehielt: je mehr dieses aber als Aberglaube hervortrat, desto weniger konnte man umhin, das Märchen- und Romanhafte in dem Romantischen nicht von der komischen Seite aufzufassen. Dadurch entstand eine besondre Art von romantisch-epischem Gedicht, in welchem zuerst Ariosto hervorglänzt. Nicht mit Unrecht hat man den Charakter seiner Darstellung als komische Feierlichkeit bezeichnet, denn bei allem Anschein von Ernst und Würde, den er in seiner Behandlung der romantischen Welt annimmt, ist doch unverkennbar, daß er mit ihr nur ein heiteres Spiel treibt. Ein

feiner Faden von Ironie ziehe sich durch seine ganze Darstellung, der endlich auch in der Willkür der Form des Ganzen nicht mehr verkannt werden konnte, in welcher der Dichter das Phantastische und Abenteuerliche der von ihm dargestellten Welt wollte durchscheinen lassen. Späterhin tritt diese Ironie unverkennbar als Satire hervor, am vollkommensten ohne Zweifel in dem Gedicht eines andern Italieners, welcher zwei Jahre nach Wielands Geburt starb, in Fortinguerra's Ricciardetto, einer offenbaren Parodie der epischen Stoffe aus der romantischen Welt, mit satirischer Tendenz gegen das Märchen- und Romanhafte, jedoch nicht blos wie dieses in jener Welt vorkam, sondern wie es sich aus derselben fortwährend erhalten hatte, und gegen die Menschenklassen und Anstalten, die ein besonders großes Interesse an dieser Erhaltung hatten und bewiesen.

Man kann allerdings fragen, ob dieß heiße das Romantische romantisch behandeln, d. i. ganz im Sinn und Geiste der romantischen Zeit, und dem zufolge in ästhetisch-romantischem Charakter und mit Erregung des Gefühls, welches diesem entspricht. Diese Frage ist zur Zeit noch immer eine Streitfrage. Wer Lust hat, der frage nur bei unsern Aesthetikern herum nach dem, was denn Romantisch im ästhetischen Sinne eigentlich sey, und welches Gefühl dadurch erregt werde: er wird sie nur darin einig finden, daß

der Charakter sehr zusammengesetzt und das Gefühl sehr gemischt sey. Von welcher Art die Zusammensetzung und die Mischung sey, darüber müssen die Meinungen verschieden seyn, je nachdem bei der Betrachtung der Sagenkreis der romantisch-epischen Poesie enger oder weiter gezogen wird, und je nachdem man bei der Poesie stehen bleibt, oder das zur Vergleichung hinzu zieht, was man in andern Künsten und in der Natur selbst Romantisch genannt hat. Um Grund zu finden, muß man die Untersuchung auf die drei angegebenen Elemente des Romantischen in historischem Sinne, auf das Heroische, das Religiöse und die Liebe, zurückführen. Wegen des ersteren wird das Romantische den Charakter des Erhabenen, Großen, Kühnen, an sich tragen, wegen des zweiten, wobei der Glaube an eine Geisterwelt, an dämonische Mächte und das durch sie bewirkte Wunderbare in Betracht kommt, erhält das Romantische, zufolge, dieses Geheimnißvollen, Geisterhaften, den Charakter des Mystischen und, wenn auch nicht stets des Furchtbaren, so doch des Schauerlichen; die Liebe endlich muß mildernd und erheiternd einwirken und das Schöne hinzubringen, nur wird dieses nicht ganz in seiner Reinheit erscheinen und reine Eindrücke bewirken können, insofern die Liebe selbst, in Folge von Enthaltsamkeit und Sehnsucht, eine sentimentale und als solche schwärmerisch ist. Abgesehen nun von den eigentlichen Elementen des

Romantischen in historischem Sinne, wird man, diesem zufolge, als Romantisch in ästhetischem Sinne dasjenige bezeichnen können, worin eine Verbindung des Erhabenen, Schönen und Sentimentalen bemerkbar ist, alles, worin Wunderbares, Schauervolles, ja wol Fürchterliches, mit Lieblichem, Sanftem und Anmuthigem in kühner überraschender Verknüpfung oder scharfen Kontrasten sich darstellt, alles Einzelne aber zusammenwirkt, um in einen gleichsam bezauberten Zustand gemischter Empfindungen zu versetzen, worin man von geheimen Grauen beschlichen bewundert, sich zugleich reizend angezogen und erhoben, mit Schauer Wonne fühlt.

Solch eine Theorie des Romantischen haben sich diejenigen gebildet, denen besonders daran gelegen ist, daß das Romantische durchaus in vollem Ernste romantisch dargestellt werde. Unleugbar ist auch diese Theorie einem Theile der alten romantisch-epischen Gedichte ganz angemessen: viel fehlt jedoch, daß sie es allen wäre: denn weder sind alle Elemente des Romantischen in historischem Sinne in allen alten romantisch-epischen Gedichten gleichmäßig vorhanden, noch haben sie in allen denselben Charakter. Man findet deshalb bald mehr, bald weniger Bestandtheile zum ästhetischen Charakter des Romantischen gerechnet, und je nach dem verschiedenen Charakter, den die Elemente desselben an sich tragen, mußte der Ton der Dar-

stellung verschieden werden. So haben denn keineswegs alle alten romantisch-epischen Gedichte jenen ernsten feierlichen Charakter, den nach der obigen Theorie das Romantische haben müßte. Deutlich bemerkbar ist der Unterschied, ob man das Heroische für das wirklich Erhabene, das Dämonische und Mystische für das wirklich Religiöse, die Liebe für eine wirklich aus Sentimentalität schwärmerische hielt, oder nicht. Im letzteren Falle stimmte man damals schon einen andern als den Ton des vollgläubigen Ernstes an, und es ist unverkennbar, daß hierauf die Einmischung der Feen wesentlichen Einfluß gehabt hat. Sie, durch welche die romantischen Stoffe seit den Kreuzzügen neu belebt wurden, waren mythische Wesen, die man als solche erkannte, und mit denen darum die Phantasie freier schaltete. Weil sie mit der eigentlichen Ausbildung des Ritterthums gleichzeitig in die abendländische Poesie kamen, so zeigen sie sich in dem eigentlichen Rittergedicht, das nur als eine besondere Art des romantischen Gedichtes zu betrachten ist, und in welchem immer auffallender die Elemente des Romantischen verwandelt erscheinen, bis in dem Cyklus der Amadis das Heroische unter dem Charakter eines großartigen Abenteuerlichen, das Dämonische unter dem Charakter des blos Märchenhaften, und die Liebe unter der Form sentimentaler Galanterie hervortritt. Ohne Zweifel war hiemit den Romantikern nach Verfluß

der romantischen Zeit zu dem Wege, den sie einschlugen, die Bahn gebrochen; und wenn es auf Beispiele ankäme, um eine Theorie zu rechtfertigen, so wäre die ihrige wenigstens insofern gerechtfertigt, als bei den alten Romantikern selbst zwei verschiedene Arten, das Romantische zu behandeln, sich nachweisen lassen, von denen die letztere in Ansehung des Romantischen im ästhetischen Sinne von der ersteren wenigstens darin bedeutend abweicht, daß in der Mischung der Empfindungen sich des Düstern und Graunhaften weit weniger, und des Heiteren weit mehr findet. Uebrigens ist aber diese Romantik, mit Ausnahme dessen, daß eine Geisterwelt als wirkliche Maschinerie, ohne religiösen Glauben an dieselbe, eingeflochten ist, eben so ernst gemeint und in der Darstellung eben so ernst gehalten, als jene düstere: und wenn es denn bei der romantischen Behandlung des Romantischen auf den Ernst ankommen soll; so hat man wenigstens den feierlichen, ja wol düstern, von dem heiteren Ernste zu unterscheiden.

In der neueren Romantik stehen sich auf diese Weise Tasso und Ariosto gegenüber, und beide würden Tadel verdienen, wenn sie sich nicht so gegenüber ständen, denn nach der verschiedenen Art des romantischen Stoffes, den jeder von ihnen gewählt hatte, mußte Form und Ton des Gedichtes eines jeden verschieden werden. Ob in dem Stoffe selbst schon der rechte Ernst liegt, darauf kommt

es an; das Abenteuerliche, wenn auch großartig, kann doch mit dem echt Erhabnen, das aus dem Heidenthum stammende Märchenhafte mit dem echt Religiösen und Christlichen, eine echt sentimental-Platonische Liebe mit einer sentimental-galanten unmöglich gleiche Ansprüche auf Ehrwürdigkeit haben. So wie man dieses zu fühlen und einzusehen angefangen, weil die richtigere Erkenntniß so viel Fortschritte gemacht hatte, daß man bedenklich geworden war, auf die Wahrhaftigkeit von Märchen und Legenden zu schwören, so konnte es nicht ausbleiben, daß man nicht den Reiz zur Parodie jenes Romantischen, welches seine Ansprüche an Ehrwürdigkeit hatte aufgeben müssen, hätte fühlen, und das, was bis dahin nur im vollen Ernste dargestellt worden war, scherzend behandeln sollen. Dadurch war nun aber die Bahn schon dazu gebrochen, daß man sich des alten Märchen- und Romanhaften bediente, um das noch bestehende damit zu bekämpfen. Wie dies in Italien durch Benutzung des eigentlich romantischen Epos geschah, so geschah es in Frankreich durch Benutzung des eigentlichen Märchens; denn nachdem der Graf Hamilton angefangen hatte, dasselbe mit Witz und Laune zu behandeln, trat auch in ihm satirische Tendenz immer deutlicher hervor; und wie sich in Italien Arioſto und Fortinguerra, so verhalten sich in Frankreich Hamilton und Voltaire zu einander.

Wieland hatte in einem seiner früheren romantischen Gedichte sich erklärt:

Ich hasse den Dichter — —
Der seine Geschöpfe aus Jammer in Jammer versetzt,
Und, daß wir, sie leiden zu sehn, uns desto empfindlicher grämen,
Sich tausend Mühe gibt, uns für sie einzunehmen;
— — Und sage förmlich und erkläre,
Wenn ich Miramolin der drei Arabien wäre,
Und ein romantischer Busiris dieser Art
Beträte mein Gebiet, bei des Propheten Bart!
Er sollte mir für alles dies bezahlen.

Wie diese Stelle seine Neigung zu Darstellungen des Heiteren überhaupt verräth, so gibt eine andere vollkommenen Aufschluß darüber, auf welche Seite er als Märchenerzähler und romantischer Dichter, seiner Natur nach, habe treten müssen. Gleich in seinem ersten romantisch-epischem Gedicht hatte er seine Theorie desselben aufgestellt, indem er seiner Muse zurief:

— — Wage dich in Welten,
Worin die Phantasie als Königin befiehlt,
Wo alle Dinge nur, so viel wir wollen, gelten.
Dem allgemeinen Ohr, für das der Dichter spielt,
Misfällt die Wahrheit oft, das Ungereimte selten;
Bedien' einmal die Welt nach ihrer Art,
Und zeige, daß Vernunft sich auch mit Thorheit paart.

Durch ein verwickeltes Gewinde
Von Feererei und Wundern fortgeführt,

Sey, wer dich lieſt, beſorgt, wie er heraus ſich finde,
Und nahe ſtets dem Ziel — indem er es verliert;
Er fühle, daß Natur ſogar im Märchen rührt,
Und daß Geſchmack und Witz mit allem ſich verbinde.
Er folge ſonder Zwang, wohin die Phantaſie
Ihn führt, lächl' oft, und gähn', iſts möglich, nie.

Verbirg' ihm ſtets die unwillkommnen Züge
Der ſtrafenden Satir' in ſchlaue Tändelei;
Man leſe dich, und ſuche nichts dabei,
Als wie man angenehm ſich um die Zeit betrüge;
Und finde, ſtill beſchämt, daß deine Schilderei
Nicht halb ſo viel, als die Erfindung, lüge.
Ergötzen iſt der Muſen erſte Pflicht,
Doch ſpielend geben ſie den beſten Unterricht.

Kaum iſt's möglich, Wielanden von dieſer Seite treffender zu ſchildern, als er in dieſen Stanzen ſich ſelbſt geſchildert hat. Sehr unachtſam müßte ſie geleſen haben, wer nicht daraus erkannt hätte, wie es kam, daß Er, der entſchiedenſte Gegner der romantiſchen Art zu philoſophiren, als Dichter vorzugsweiſe im Gebiete des Märchenhaften und Romantiſchen ſich gefiel. Seine Abneigung gegen die romantiſche Philoſophie war es eben, was ihn mit immer gleich ſtarker Neigung zu der romantiſchen Poeſie hinzog. In ihr erkannte er, bei ſeiner Fähigkeit, mit Laune aufzufaſſen, ein ſehr geeignetes Mittel,

den nachtheiligen Folgen, die sich von der romantischen Philosophie gezeigt hatten und — fortwährend noch zeigten, entgegen zu wirken, und er strebte daher als Dichter im Grunde nach demselben Ziele, welches er als prosaischer Schriftsteller stets im Auge hatte, nur auf anderem Wege und auf andre Weise.

Man misverstehe jedoch dies nicht so, als ob Wieland überall, wie bei einigen seiner Märchen, didaktische Zwecke sich vorgesetzt, oder durch Parodie habe der Romantik entgegen wirken wollen, oder in Allem nur Eine Manier gehabt habe. Sein im edelsten Ton und würdevoll gehaltener Geron der Adelige bezeugt hinlänglich, wie fähig er der Darstellung eines romantischen Epos der ernsten Gattung gewesen wäre, zugleich aber auch, warum er nicht alles in diesem Ton und Geiste dargestellt hat. In jenem Gedicht erfoderte der Stoff das Edle und Würdige, und aus vollem Gefühl und der innigsten Anerkennung desselben ging dies bei dem Dichter auch in seine Darstellung über, und er suchte das wahrhaft Ehrwürdige der romantischen Zeit auch dadurch zu ehren, daß er seiner Darstellung ein gewisses alterthümliches Kolorit gab. Gleich ehrwürdig erschien ihm nun aber weder die ganze romantische Zeit, noch das, was von dem Geiste derselben in die unsrige übergegangen war. Er hätte kein so guter Kenner der Geschichte seyn müssen, als er war, um jene

ganze romantische Zeit in dem täuschenden Zauberlichte zu erblicken, in welchem manche Ultra-Romantiker spätere Tage sie selbst sahen, oder nur zeigen wollten; und hätte kein so guter Menschenkenner seyn müssen, um nicht zu erkennen, zu welchen Verirrungen jedes einzelne Element der Romantik an sich, geschweige jene so eigenthümliche Mischung aller, verleiten könne und verleitet habe. Wenn er nun dieses darzustellen unternahm, mußte es in einem andern Tone geschehen, und ihn trieb der ihm inwohnende Geist der Ironie zur Wahl des komischen Tones, der für Darstellungen solcher Art auch allerdings, wenn nicht ausschließlich, doch vorzüglich geeignet ist. Seine, bei aller poetischen Keckheit ihn nie verlassende Urbanität aber bestimmte ihn für die Wahl des fein Komischen. Dieser Ton ist durchaus gehalten in seinen zwei romantischen Gedichten: Gandalin oder Liebe um Liebe und in Klelia und Sinibald. Welcher Genius ihn bei diesen geleitet hat, das wird Keiner verkennen, der sich aus den Mysterien der Grazien, nach Wielands sehr gelungener Allegorie, des schönen schelmischen Mitteldinges von Faun und Liebesgott erinnert, in dessen Gestalt und Zügen ein seltsames Gemisch von Leichtfertigkeit und Anmuth war, und welcher der Genius der Sokratischen Ironie, der Horazischen Satire und des Luzianischen Spottes wurde.

In dem ersten dieser Gedichte finden wir Wie-

land wieder bei seinem alten Lieblingsthema, der Kasuistik der Liebe. Wol wissend, daß man dieses Thema ihm zum Vorwurf gemacht, begegnet er seinen Gegnern in einem vortrefflichen Prolog gleich selbst:

Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe?

und rechtfertigt sein Thema in einer Apologie, die ohne Zweifel das Schönste enthält, was jemals die Begeisterung über die Liebe eingegeben hat. Diese Apologie steht aber offenbar nicht blos um der Liebe willen da, denn mit Recht konnte ja wol der Dichter voraussetzen, daß alle mit ihm darin einstimmen würden:

Kurz, Freunde, weil Liebe — Liebe ist,
Wie sollte sie nicht, trotz ihrer Mängel,
Uns lieber seyn als Hader und Zwist?

sondern sie ist auch um des Dichters selbst willen da; und fürwahr, fast unbegreiflich ist es, wie irgend jemand, der mit Aufmerksamkeit diesen Prolog und das Gedicht an Psyche über die erste Liebe gelesen, an unsers Dichters wahrer Gesinnung über die Liebe hat zweifelhaft bleiben können. Um aber über den wahren Zweck des gegenwärtigen Gedichts nicht zweifelhaft zu bleiben, hätte man erwägen müssen, von welcher Art von Liebe der Dichter handeln wollte. Seine Schuld wenigstens war es nicht, wenn man es nicht ausfand, denn von seinem Helden sagt er:

Von allen, die um das Fräulein sich
Bewarben, war der giftige Stich
Des Liebeswurms dem armen Jungen
Am tiefsten in die Leber gedrungen.
Die andern Junkern insgesammt
Waren mit einem leichten Hiebe
Davon gekommen, ein wenig geschrammt,
Wenn's hoch kam. Aber die Art von Liebe,
Die tief im Eingeweid brennt und nagt,
Die alle Lust zu Spiel und Scherzen,
Die Schlaf und Eßlust euch versagt,
Und ohne Rast, den Pfeil im Herzen,
Durch Berg und Thal euch treibt und jagt,
Bis ihr, erschöpft von Angst und Schmerzen,
Verblutet, lechzend, athemlos
Der schönen Feindin vor die Füße
Hinsinkt, das Köpfchen in ihren Schoos
Verbergt und sterbt, und glaubt wie süße
Der Tod euch schmecke, wenn allenfalls
Ihr zartes Pfötchen um Brust und Hals
Euch noch zur Letze freundlich krabbelt,
Und euer gebrochnes Herzchen wol gar
An ihrem Busen sich verzabbelt:
Das nenn' ich lieben. Nur ist's rar!
In Flandern und in Brabant war
Dergleichen nie gesehen worden.

In Teutschland sah man damals desto mehr davon, denn es war die Zeit der Klostergeschichten und der Beiträge zur Geschichte der Zärtlichkeit. Seit Werthers Leiden wollte alles leiden, und ergriffen von der weinerlichsten Empfindsamkeit gefiel sich die ganze junge Welt nur in Jammer, — versteht sich Liebesjammer — und Thränen. Der

unschuldige Veranlasser all dieses Jammers, Göthe, war selbst einer der ersten, der ihn mit Spott verfolgte, wie er denn auch späterhin ganz offen erklärte:

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

Daß Wieland hievon längst überzeugt gewesen, bezeugen seine früheren Gedichte, und zum Theil auch das gegenwärtige, welches in eben dem Grade heiter gehalten ist, als die Romane, denen es entgegen wirken sollte, düster waren. Von dem damals berühmtesten unter denselben erklärte er, man könne nicht eigentlich sagen, daß einem so recht wol dabei werde. Was aber seinen Plan bestimmte, kann man aus dem ersehen, was er hinzufügte: „Wol mags solche Studenten und Jungfern geben, die verliebt in einander sind, Verse an einander machen, an ein Stückchen Mondschein glauben, schöne Schriften lesen, wider der Eltern Willen heirathen wollen; und das alles für eine besondere Tugend halten." Eine Tugend solcher Art in Versuchung zu zeigen war sein Zweck: und wolbedächtig ließ der Dichter die schöne Sonnemoe ihrem Ritter bei seinem Erbieten zur Liebesprobe erklären:

Doch merke was ich dir befehle!
Man muß sich vorsehn mit euch Herr'n.

Du könntest dich in eine Höhle
Drei Jahre verkriechen. Dies wäre List,
Herr Gandalin! Die Meinung ist,
Auf Abenteuer auszuziehen,
Und während aller dieser Frist
Vor keiner Liebesgefahr zu fliehen!

Zum Theil im Zwecke, ganz im Geist und Ton, hat mit diesem Gedichte Klelia und Sinibald, Aehnlichkeit. Das Gesetz, welches der Dichter bei demselben ausdrücklich sich vorgeschrieben, daß sich darin „den Orthodoxen der Natur zum Troste" keine Spur des Märchenhaften und romantisch Wunderbaren finden solle, hat er im Gandalin auch schon beobachtet, und beide Gedichte gehören nur insofern zu den romantischen, als der Stoff derselben der romantischen Zeit angehört und das eine Element der Romantik, die Liebe, aus dem Gesichtspunkte der romantischen Abenteuerlichkeit in ihnen aufgefaßt ist. Wenn dieses aber im Gandalin mit ironischer Beziehung auf ritterlich schwärmerische Sentimentalität geschah, so fallen hier die ironischen Streiflichter nach einer andern Seite hin. Nicht ohne Absicht nennt der Dichter hier seine angebliche Quelle eine Legende. Die Feen hat er ausgeschlossen, kann aber nicht bergen, daß die heilige Kathrine nicht ohne Einwirkung bleiben dürfte, und fügt hinzu:

Doch, käm' auch allenfalls ein Geist von jenen braunen,
Die stets geschäftig sind auf Unheil auszugehn,

Dabei ins Spiel, wer wird darob erstaunen?
Dergleichen pflegt ja täglich zu geschehn!
Zumal in jener Zeit und jenem Strich der Erden,
Wohin wir euch versetzen werden,
Da macht sich nichts, wie groß, wie klein es sey,
Beelzebub ist immer auch dabei.
Wer weiß, ist's nicht, wenn wir's genau erfragen,
Noch eben so in diesen unsern Tagen?
Nur sehn wir oft, was Satanas gethan,
Aus falschem Stolz, für eigne Arbeit an.

Der braune Geist nun, der allerdings ebenfalls nicht abzuhalten war,

— — der Schalk, den die Poeten
(Ein leichtes Volk!) so reizend, schön und hold,
Mit Rosen um die Stirn und Flügelchen von Gold,
Uns abzumalen nicht erröthen,

dieser Dämon erscheint hier als

Asmodi, der nicht leichtlich unterläßt
Zur Mettenzeit in Kirchen und Kapellen
Auf gutes Glück sich heimlich einzustellen.

Leser, welche nicht so grämlicher Natur sind, daß das Heitere ihnen Vergnügen gewähren kann, werden dem Dämon die anziehende Intrigue Dank wissen, die er hier am Kathrinenfeste anspann; solche Leser aber, die aus dem Buche in des Autors Seele hinein lesen können, werden auch ausfindig machen, ob der Dichter keine besondere Absicht

dabei gehabt habe, daß er gerade in der Metten, am Kathrinenfeste, in jener Zeit und jenem Lande, eine Intrigue von solchem Erfolg anspinnen ließ. Wenn man irgendwo Luzianische Laune bei ihm suchen wollte, so, meine ich, müßte es hier seyn.

Uebrigens hat er hier über sein poetisches Lieblingsthema eine Erklärung gegeben, die man nicht übersehen darf. Im zweiten Gesange heißt es:

Der Liebe ist vor manchem andern Gift
Die sonderbare Tugend eigen,
Daß, je nachdem sie einen Körper trift,
Sich ihre Wirkungen ganz widersprechend zeigen.
Sie gleicht hierin der Tonkunst und dem Wein:
Dem Frohen gießt sie Lust, dem Traur'gen Schwermuth ein;
Stärkt dem Beherzten Mark und Bein,
Schlägt den Verzagten vollends nieder;
Für jenen lauter Sonnenschein
Und Lebensluft, die ihm durch alle Glieder
Die leichten Geister tanzen macht;
Für diesen eine Mitternacht,
Durch deren dicken Flor kein freundlich Sternchen glimmert,
Wo ihm sogar das zweifelhafte Licht
Des bleichen Monds ein trostlos Grau verkümmert,
Und, wenn noch ja ein Laut die todte Stille bricht,
Der West im Laube seufzt, die Felsenquelle wimmert.
Dem Feigen wird das kleinste Hinderniß
Zum Berg: er steht bestürzt und ungewiß
Vor jedem selbst gemachten Zweifel,
Und Amor ist für ihn ein wahrer Teufel;

Da er im Gegentheil dem Tapfern allezeit
Ein guter Dämon ist, ihm Witz, Entschlossenheit
Und Stärke gibt, das Aergste zu ertragen;
Und, weil er in den schwersten Lagen
Sich und die Hoffnung nie verliert,
Und immer fertig ist das Aeußerste zu wagen,
Am Ende doch, wie weit der Sturm ihn auch verschlagen,
Ihn glücklich in den Hafen führt.

Das Wort des Räthsels, lieben Leute,
Ist — unter uns — (doch sagt es nicht zu laut,
Damit die böse Welt es nicht zum Argen deute),
Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut.
Du selber bist dein Teufel oder Engel:
Und Oberon sogar, mit seinem Lilienstängel
Und seinem Horn, (das sonst sehr wol zu brauchen ist),
Hilft dir zu nichts, wenn Du kein Hüon bist.

Hiedurch hat uns Wieland selbst auf dasjenige seiner romantisch-epischen Gedichte hingewiesen, welches man von jeher am meisten ausgezeichnet hat, auf den Oberon, dessen Held Hüon von Bordeaux ist.

Mit Ausnahme der beiden vorher erwähnten romantischen Gedichte ist der Stoff zu allen übrigen aus dieser Periode von dem Dichter nie frei erfunden, sondern bei seiner Lektüre eigentlich gefunden. Der Stoff zu dem Wintermärchen, zu Hann und Gulpenheh, zu Schach Lolo ist aus arabischen Märchen entlehnt, zu dem Sommer-

märchen aus den Fabliaux des Chrêtien de Troyes; zu dem Vogelsang aus den Lays de l'Oiselet, zu Pervonte aus dem Pentameron, zu Geron dem Adelichen aus dem alten Ritterbuche Le Roman de Gyron le Courtois, zu der Wasserkufe aus den Contes devots von le Grand. Es haben deshalb Einige Wielanden nur ein Talent zum Nachahmen zugestehen wollen: ihm selbst aber gab Horaz, der sich in einem seiner Briefe über den Vorwurf der Nachahmung rechtfertigt, Gelegenheit, sich darüber näher zu erklären, ohne den Anschein zu haben, daß er von sich selbst rede. „Jeder wahre Künstler, sagt er, ahmt, in gewissem Sinne, seine Vorgänger nach; aber Virgil ist, ungeachtet alles dessen, was er von Homer geborgt oder nachgeahmt, noch immer ein großer, und selbst, durch die Art der Nachahmung, ein originaler Dichter. Ein Pfuscher ohne alles Talent könnte ein höchst elendes Werk von 56 Gesängen, der Erfindung und ganzen Ausführung nach, aus seinem eignen schalen Kopf gezogen und keinen Menschen nachgeahmt haben, und würde dadurch doch weiter nichts als ein originaler Pfuscher seyn: hingegen könnte ein großer Dichter nicht nur das Sujet, sondern, wenn er es für gut fände, den ganzen Plan seines Werkes von einem andern nehmen, und durch die Art der Ausführung ein neues und vortreffliches aus einem schlechten erschaffen. Das, was den wahren Meister macht,

ist nicht die Erfindung eines unerhörten Sujets, unerhörter Sachen, Charaktere, Situazionen u. s. f. sondern der lebendige Odem und Geist, den er seinem Werke einzuathmen vermag, und die Schönheit und Anmuth, die er darüber auszugießen weiß. Es ist mit den Dichtern hierin wie mit den Malern und andern Künstlern. Alle vortrefflichen Maler im christlichen Europa haben Marienbilder und heilige Familien gemalt: der Inhalt ist der nämliche, die Charaktere sind die nämlichen, die Farben auf dem Palet sinds auch; gleichwol hat jeder eben denselben Gegenstand auf eine ihm eigene Art behandelt, und so viele vortreffliche Madonnen schon da sind, so wird sich doch gewiß kein künftiger großer Maler dadurch abschrecken lassen auch die Seinige hinzuzuthun."

Dieses vorausgesetzt, kann es den Werth des Oberon nicht verringern, daß der Dichter die Fabel desselben zum großen Theil aus dem alten Ritterbuche von Huon de Bordeaux entlehnt hat, dessen Verfasser selbst vielleicht den Zaviadres und die Odatis des Mityleners Chares und Heliodors Aethiopika vor Augen hatte. Wieland ließ es aber dabei nicht bewenden, denn er beschränkte sich nicht auf die Begebenheiten Hüons, sondern verflocht diese mit den Begebenheiten Oberons. Da findet sich nun der Stoff zur Erzählung von dem alten Gangolf und seinem jungen Weibe, wodurch die Schicksale des Ritters und des Geisterkönige

an einander geknüpft werden, bereits in dem Bahari Danisch, den arabischen Märchen, dem Dekameron, und im Januar und Mai von Chaucer und Pope, und unverkennbar ist der Oberon dieses Gedichtes nach Chaucers Merchand's Tale und Shakespeare's Sommernachtstraum gebildet. Hierauf aber kommt nichts, sondern alles darauf an, wie der teutsche Dichter allen diesen Stoff benutzt hat, um gleichwol ein originales Werk daraus zu bilden, welchem ein Rang unter den klassischen Nazionalwerken angewiesen wurde.

Wieland unternahm es, mehrere Fabeln zu Einem Ganzen zu verbinden, und sagt hierüber selbst: „die Art, wie die Geschichte von Oberons Zwiste mit seiner Gemalin Titania in die Geschichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, scheint mir (mit Erlaubniß der Kunstrichter) die eigenthümliche Schönheit des Plans und der Komposizion dieses Gedichts zu seyn. In der That ist Oberon nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammen gesetzt: nämlich, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Lieblingsverbindung mit Rezia, und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon, aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Ober-

rons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine Liebe zu Rezia, und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser, auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten, Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen, handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte."

Auf jeden Fall würde der Kunstrichter, der dies versucht hätte, ein sehr undankbares Geschäft übernommen haben, obschon es ihm möglich gewesen seyn würde, an dem Oberon eben das nachzuweisen, was Wolf an den Homerischen Gedichten zu zeigen bemüht war, daß er nämlich nicht von Einem Verfasser seyn könne. Um diesen Beweis zu führen, hätte er von der Erzählung jener Begebenheit ausgehen müssen, welche den Grund aller Verknüpfung zwischen Oberons und Hüons Schicksal enthält, von der Geschichte Gangolfs und Rosettens. Ob, wie Manche gewünscht haben, der Dichter nicht besser gethan hätte, diese ganze

Geschichte auszuschließen, wollen wir jetzt nicht untersuchen; das in der Erzählungsart gegen den Ton des Uebrigen Abstechende darauf rechnen, daß die Erzählung Scherasmin in den Mund gelegt ist; und den Umstand, daß diese so wichtige Erzählung nur als Episode eingeschaltet ist, ganz fallen lassen; auch nicht einmal fragen, ob es nicht gegen die Wahrscheinlichkeit sey, das Scherasmin, welcher Oberon gleich anfangs kannte und nachher als der sämmtlichen Personen Beschützer, Retter und Wohlthäter immer besser kennen gelernt hat, auf diese Erzählung sich so spät besinnt. Wir wollen uns damit begnügen, daß er doch glaubte, es sey vielleicht ein Wort zu rechter Zeit, und daß es eben jetzt die beabsichtigte Wirkung that,

Denn Hüon nimmt Amanden bei der Hand:
Wenn, spricht er, nur ein Paar getreu verliebter Seelen
Zu Oberons und Titaniens Ruhe fehlen,
So schwebt des Schicksals Werk an der Vollendung Rand.
War er's nicht selbst, der uns so wunderbar verband?
Er, sonst der Liebe Feind, der uns in Schutz genommen?
Die Proben — o, die laßt je eh'r, je lieber, kommen!

Hiebei müssen nun aber mancherlei Bedenken aufstoßen. Zunächst kann man es wol befremdend finden, daß Oberon, nach dem, was ihm so empört hatte, daß er sich von Titania treante, nicht

eine ganz andere Bedingung der Wiedervereinigung gesetzt hat, als die wir angegeben finden; denn es liegt ein Misverhältniß darin, daß die treue Liebe eines Paars wie Hüon und Rezia die Untreue eines Paars wie Gangolf und Roſette ausgleichen ſolle. Wenigſtens hätte man erwarten können, die Bedingung werde ſeyn, daß die treue Liebe einer Rezia ausdaure, auch wenn Hüon in eine ähnliche Lage wie Gangolf verſetzt würde; wobei jedoch ein Hüon noch immer liebenswürdiger bleiben müßte, der ja zum Gangolf nie herabſinken konnte. Nimmt man indeß an, wie man kann nach Oberons Worten:

Ich glaubte mich geliebt, und fand mein Glück darin;
Es war ein Traum! — Dank dir, daß ich entzaubert bin!

daß ihn nur überhaupt Unglaube an treuer Liebe erfaßt habe; ſo ſieht man wol über jenes Misverhältniß hinweg. Hiemit iſt indeß noch wenig gewonnen, denn — welche Bedingung iſt denn nun eigentlich geſetzt? Was ſollen Hüon und Rezia thun, damit Oberon ſich mit Titania wieder vereinigen könne? In der erſten Stelle, wo hievon die Rede iſt, (Geſ. 2. Stanze 51 fg.) heißt es:

Zeuch hin, ſpricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
Und daß ich nie die Stunde ſehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche ſich entehrt!

Nicht daß ich deinem Muth und Herzen
Mistraue! Aber, ach! du bist ein Adamskind,
Aus weichem Thon geformt, und für die Zukunft blind!
Zu oft ist kurze Lust die Quelle langer Schmerzen!
Vergiß der Warnung nie, die Oberon dir gab!

Was hier nur dunkel angedeutet ist, das wird durch eine spätere Erklärung Oberons außer Zweifel gesetzt. Nachdem durch des Geisterfürsten Hilfe alles das unmöglich Geschienene vollbracht ist, was Kaiser Karl dem Ritter Hüon geboten, redet Oberon (Ges. 6. St. 8 fg.) das liebende Paar so an:

Eilt nun, bevor euch nachzujagen
Der Sultan Zeit gewinnt! Dort auf der Rhede liegt
Ein Schiff, das ohne Harm in sechs bis sieben Tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt;
Dort findet ihr, sobald ihr angekommen,
Ein andres schon bereit, das nach Salern euch bringt;
Und dann, so schnell als Lieb' und Sehnsucht euch beschwingt,
Geraden Wegs den Lauf nach Rom genommen!

Und tief, o Hüon, sey's in deinen Sinn geprägt:
So lange, bis der fromme Papst Sylvester
Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung legt,
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daß der verbotnen süßen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!

Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

Halte man nun aber mit dieser ganz unzweideutigen Erklärung jene zusammen, welche Oberon, nach Scherasmins Erzählung, der Titania selbst gab. Da (Ges. 6. St. 101 fg.) heißt es:

Und bei dem furchtbar'm Namen sey's geschworen,
Der Geistern selbst unnennbar bleiben muß,
Nichts wende diesen Fluch und meinen festen Schluß:
Bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkohren,
Durch keusche Lieb' in Eins zusammen fließt,
Und, probefest in Leiden wie in Freuden,
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber scheiden,
Der Ungetreuen Schuld durch seine Unschuld büßt.

Und wenn dies edle Paar schuldloser reiner Seelen
Um Liebe alles gab, und unter jedem Hieb
Des strengsten Geschicks, auch wenn bis an die Kehlen
Das Wasser steigt, getreu der ersten Liebe blieb;
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem Thron zu Lieb':
Titania, ist dies, ist alles dies geschehen,
Dann werden wir uns wiedersehen!

Offenbar stehen diese Stellen mit einander im Widerspruch. Nach der ersten ist nur unverletzte Keuschheit vor der kirchlichen Weihung vonnöthen, um sowol die Liebenden selbst, als Oberon und Titania glücklich zum ersehnten Ziel zu brin-

gen; nach der zweiten Stelle aber ist es eine Probe der festesten, unverbrüchlichsten Treue, und von jener Enthaltsamkeit vor der Ehe ist keine Rede. Die Bedingung, von welcher das endliche Glück beider Paare abhängig gemacht wird, ist aber nicht blos verändert, sondern in der letzten Stelle auch gewaltig gesteigert.

Wo liegt nun das Rechte? Oberon sollte doch wol am besten gewußt haben, worauf es ankäme; aber gerade seine Aussage geht gar nicht in Erfüllung. Das liebende Paar versucht vor der Zeit von der verbotenen Frucht; es zeigt sich aber nicht, daß Oberon sich auf ewig von ihm trennen muß. Dagegen geht alles das aufs Genaueste in Erfüllung, was Scherasmin als Oberons unabänderliche Bedingung angeführt hat. Dies gibt nun aber einen zweiten Widerspruch. Wenn nämlich Oberon mit seiner eignen Warnung nicht blos geneckt haben soll, — was durchaus nicht angenommen werden kann; — so scheint er selbst für die Zukunft, wenigstens in diesem Punkte, blind gewesen zu seyn: denn ist nicht gerade das, was er den Liebenden so streng verbot, die Veranlassung geworden, daß die Bedingung, von welcher seine Wiedervereinigung mit Titania in dem Gedicht abhängig ist, in Erfüllung gehen konnte? Wenn Scherasmins Aussage die richtige ist, so mußten die Liebenden fehlen, um so geprüft werden zu

können und die späteren, als nothwendig erscheinenden Ereignisse herbeizuführen, die nach Oberons eigner Aussage niemals hätten statt finden können.

Ein Kunstrichter, der nach einigen tausend Jahren auf alle diese Bedenklichkeiten stieße, und erwöge, daß in Scherasmins Episode der Ton doch nicht ganz derselbe, daß aber offenbar die zweite Hälfte des Gedichts von dieser, mit dem Früheren nicht einstimmigen Episode abhängig ist, ja ohne diese gar nicht vorhanden seyn könnte, — ein solcher Kunstrichter könnte gar wol zur Wolfischen Hypothese seine Zuflucht nehmen und den Beweis führen, der Oberon müsse aus den Werken von wenigstens zwei, wo nicht gar drei, verschiedenen Verfassern zusammengesetzt seyn. Uns, die wir die Einheit des Verfassers kennen, bleibt nichts übrig, als diesen Fehler gegen die Einheit seines Planes auf ihm lasten zu lassen, und zu seiner Entschuldigung nur mit Horaz zu sagen: Interdumque bonus dormitat Homerus.

Vielleicht dürfte dieselbe Entschuldigung bei noch einigen Einzelheiten nicht ganz unnöthig seyn. So hat es der Dichter z. B. nicht eben außer Zweifel gestellt, ob Hüon die Probe seiner Treue viel glücklicher bestanden haben würde als die frühere Probe seiner Enthaltsamkeit; denn die Schilderung der Scene seiner gefährlichen Versuchung schließt mit den Worten:

O Oberon, wo ist dein Lilienstängel,
Wo ist dein Horn in dieser Fährlichkeit?
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hilf. — Und noch zu rechter Zeit
Kommt Hilf' ihm zu. Denn just, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerstehn,
Und mit wollüst'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Fast überwältigt hat, läßt sich Almansor sehn.

Was würde also geschehen seyn ohne diesen für seine Treue so glücklichen Zufall? Oberon scheint es hier nicht allzu genau zu nehmen, wird aber von der andern Seite wieder weit mehr befriedigt, als er selbst verlangt hatte. Der Dichter hat nämlich eben diese Scene auf eine Weise benutzt, daß Rezia als das vollkommenste Gegenstück von Rosetten erscheint. Der Sultan ruft ihr zu:

Unglückliche, er ist dir ungetreu!
„Er ungetreu? Die Ursach seines Falles,
Ich bins gewiß, ist einzig seine Treu." —
Ich glaube, was ich sah. — „So ward er erst betrogen,
Und du mit ihm!"

Diese Aeußerung war es, welche Oberon hätte zur Bedingung machen müssen, und aus welcher der Dichter großen Vortheil hätte ziehen können; denn die Einheit seines Planes wäre vollkommen geworden, wenn er es auf diese Aeußerung, die jetzt wie verloren da steht, angelegt hätte.

Ungeachtet alles dessen aber, was sich am Oberon aussetzen läßt, hat dieses Gedicht seinen Rang als klassisches Werk behauptet; Beweises genug, daß es durch große Vorzüge seine etwaigen Mängel reichlich vergüten muß. Auch die strengste Kritik konnte sich beim Erscheinen des Oberon der Bewunderung nicht erwehren, dieses Oberon „wo — wie ein damaliger Kunstrichter sich darüber aussprach — der Dichter die edelsten und sanftesten Triebe und Tugenden der Menschlichkeit, Heldenmuth in ruhmvollen Thaten, Standhaftigkeit im Leiden, Treue der ehelichen und Zärtlichkeit der elterlichen Liebe, geprüfte Freundschaft, Dankbarkeit, Ehrfurcht und Vertrauen zu der Vorsicht, auf einem großen und wundervollen Schauplatze gezeigt, und mit Verführung und Tyrannei, mit Riesen und Räubern, mit reizender Schönheit und mächtigen Einladungen und Drohungen des Lasters, mit verschmachtender Dürftigkeit, mit Sklaverei und Gefangenschaft, mit dem Tode in Meereswellen und Feuerflammen kämpfend und überwindend aufgeführt hat; wo er der so oft schon ergossenen Fülle der Phantasie in Schilderung weiblicher Schönheit, um mit volleren Strömen hervorzubrechen, gleichsam neue Schleusen eröffnet, wo er alle Arten poetischer Gemälde, der ländlichen Einfalt und der Pracht an Höfen, des städtischen Gewimmels und des Einsiedlerlebens, furchtbarer Wüstenein und paradisischer Fluren, herbst-

licher und winterlicher Landschaften, Gemälde von Rittergefechten Zaubertänzen, von Freudenfesten und Seestürmen, in Ein großes, wunderbares und schönes Ganze vereinigt, und sogar ähnlichen Scenen, wo sich selbst zu wiederholen unvermeidlich schien, wie z. B. des dreimal vorkommenden, durch Oberons Horn bewirkten, unfreiwilligen Tanzes, eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit durch immer andere Lokalfarben zu geben gewußt hat; wo er durch den Zauber seiner Kunst den Leser von Erwartung zur Ueberraschung, vom Lächeln zu Thränen der Wehmuth bringt, und diese bald darauf wieder in Zähren sympathetischer Freude verkehrt; ihn durch jede Leidenschaft, die die Liebe in Ahnungen, Gefühlen und Erinnerungen begleiten kann, durch Wonne, Bekümmerniß, Hoffnung, Verzweiflung hindurchführt; jeder seiner Darstellungen das innigste, wahrste, vollkommenste Leben gibt; und dies alles in einer der schwersten Versarten, in einer an sich musikalischen Sprache, die unter seiner Bearbeitung mehr Gesang geworden als Sprache geblieben ist, die er an jede Veränderung des Inhalts sich anschmiegen gelehrt, in Stanzen, die so voll von Harmonie zwischen Gedanken und Tönen, so mannigfaltig in der Mischung der Vokale, so kunstreich in der Verbindung der Reime, so melodisch im Bau der Verse und Perioden sind."

Welcher Leser hätte wol nicht in dieses Kunst-

richters Urtheil eingestimmt? Indeß ist hiemit der eigentliche Charakter dieses Gedichts nicht angegeben; und ohne diesen erkannt zu haben, kann man dem Dichter nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wird Anforderungen an ihn machen, die zu erfüllen er nicht verpflichtet war.

Daß Wieland auch in diesem romantisch-epischen Gedichte nicht eine ernste Epopöe in streng antikem Style habe liefern wollen, davon hätte jeden schon der humoristische Eingang überzeugen können, in welchem er die, nach der sonstigen Theorie für ein Heldengedicht wesentlichen Punkte, Anrufung der Musen und Anzeige des Inhalts, in einander verschlungen, die letztere aber in eine Vision verwandelt hat, welche für eine Parodie der Prologe der griechischen Tragödien gelten könnte. Mitten in dem angestimmten begeisterten Tone unterbricht er aber sich selbst:

Doch, Muse, wohin reißt Dich die Adlersschwinge
Der hohen trunknen Schwärmerei?
Dein Hörer steht bestürzt, er fragt sich was Dir sey,
Und Deine Gesichte sind ihm geheimnißvolle Dinge.

Komm, laß Dich nieder zu uns auf diesem Kanapee,
Und — statt zu rufen, ich seh! ich seh!
Was niemand sieht als Du, — erzähl' uns fein gelassen
Wie alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem Mund
Und weit geöffnetem Auge die Hörer alle passen,
Geneigt zum gegenseitigen Bund,

Wenn Du sie täuschen kannst, sich willig täuschen zu lassen.
— Wohlan! so höret denn die Sache aus dem Grund.

Wer nach solchem Eingange eine Epopöe nach der Beschreibung des Aristoteles erwarten konnte, der hat die Schuld nur sich selbst zuzuschreiben.

Indeß ist der Oberon doch auch nichts weniger als ein komisches Epos, und eine satirische Tendenz, die bei Wielands übrigen romantischen Gedichten, nur mehr oder weniger, hervorsticht, bei ihm gar nicht zu bemerken. Er ist daher von allen übrigen romantischen Gedichten Wielands wesentlich verschieden, und es fragt sich nur, worin das Eigenthümliche desselben bestehe, was ihn von den übrigen unterscheidet.

Nach der bereits gegebenen Erklärung, daß dieses Gedicht auf die hohe Würde der ernsten Epopöe keinen Anspruch habe machen sollen, aber doch auch nicht in die Klasse des komischen Epos gesetzt werden könne, liegt die Vermuthung ziemlich nahe, daß es sich wol in einer gewissen Mitte zwischen beiden Gattungen behaupten dürfte. Diese in der That ganz richtige Vermuthung könnte freilich bei einem, der das Gedicht nicht kennt, das Vorurtheil erregen, es müsse aus so widerstrebenden Elementen zusammengesetzt seyn, daß eine Einheit der Wirkung nicht möglich gewesen sey. Gerade diese aber hat der Dichter mit einer bewundernswürdi-

gen Kunst bewirkt, theils durch die Art wie er jedes Ereigniß und jeden Wechsel der Situazionen motivirt, theils durch den mittleren Ton, den er durch die ganze Darstellung gehalten hat. Daß er aber diesen Ton so halten konnte, dies ist Folge von seinem für das Romantische hier gefaßten Gesichtspunkte, aus welchem hinter dem Abenteuerlichen das Großartige und hinter dem Märchenhaften das echt Wunderbare mit größerer Bestimmtheit hervortrat. So läßt er es auch in dem Gedicht hervortreten, ohne jedoch das Abenteuerliche und Märchenhafte als solches unkennbar machen zu wollen. Seinem eigensten Wesen nach muß er dagegen seyn: weil er es aber mit jenem Höheren in innigster Verbindung erblickt, so behandelt er es nur mit der feinsten Ironie. Wie fein nun diese aber auch seyn mochte, so mußte sie ihn zur Wahl jenes mittleren Tones in seiner Darstellung bestimmen, der ihm den Vortheil gewährte, dieses Gedicht der Würde der antiken Epopöe möglichst anzunähern, ohne das Phantastische der Romantik aufzuopfern. Dadurch konnte ihm auch nur das gelingen, was die Frau v. Stael an ihm rühmte. „Die Empfindung, sagte sie, gattet sich im Allgemeinen nicht leicht mit dem Wunderbaren; es ist etwas so Ernstes um die Rührungen der Seele, daß man sie nicht gern mitten unter den Spielen der Phantasie blos gestellt sieht; Wieland aber besitzt die Kunst, jene phantastischen Dichtungen

mit wahrem Gefühl auf eine nur ihm eigene Weise zu vereinbaren."

Wir dürfen uns der Mühe nicht überheben, den Oberon aus diesem Gesichtspunkte näher zu betrachten.

In ihm finden wir alle Elemente des historisch-Romantischen vereinigt, Schwärmerei im Heroismus, in der Liebe und der Religion, neben einer märchenhaften Weltanschauung. Im Betreff jener Schwärmerei verleugnet sich der Dichter auch hier durchaus nicht als deren Gegner, denn er stellt sie in jeder Hinsicht als phantastisch und abenteuerlich dar. Was kann abenteuerlicher seyn als das Abenteuer, welches Hüon zu bestehen auszieht?

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dies gethan, so nahe züchtig Dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küss' als Deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor Deiner Kühnheit starrt,
So wirf Dich, an der goldnen Lehne
Vor seinem Stuhle hin, nach Morgenländer-Art,

Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte Dir von ihm vier seiner Backenzähne.
Und eine Hand voll Haar aus seinem grauen Bart.

Der Dichter hat sich darüber seine ironische Bemerkung nicht erspart, den von Hüon wird bemerkt (Ges. 5. St. 59.).

Der Mensch muß unter seiner Mütze
Nicht richtig seyn, versetzt ein alter Kan,
So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreimal hunderttausend Mann.

Ebenfalls nicht ohne Ironie läßt der Dichter die phantastische Entstehung der Liebe Hüons durch einen Traum*). Die religiöse Schwärmerei des Ritters tritt zwar in dem Gedicht selbst nicht bedeutend hervor, dagegen hat der Dichter in zwei Stanzen diese Schwärmerei des Ritterthums vielleicht treffender geschildert als sonst einer. Da, wo erwähnt wird, daß Rezia — unwissend zwar warum — an Mahomed glaubt, sagt er:

Der Ritter, sie von dieser Pest zu heilen,
Eilt was er kann (die Liebe hieß ihn eilen)
Sein Bißchen Christenthum der Holden mitzutheilen.
An Eifer gab er keinem Märt'rer nach;
Er war im Glauben stark, wiewohl an Kenntniß schwach,
Und die Theologie war keineswegs sein Fach;

*) Vergl. Ges. 3. St. 66. Ges. 4. St. 60 fgg.

Sein Pater und sein Credo, ohne Gloſſen,
In dieſen Kreis war all sein Wiſſen eingeſchloſſen.

Doch was vielleicht an Licht und Gründlichkeit
Der Lehre fehlt, erſetzt des Lehrers Feuer;
Herr Hüon, ſtandsgemäß ein Feind von Wörterſtreit,
Handhabt das Werk gleich einem Abenteuer,
Und was er glaubt, beſchwört er hoch und theuer,
Erbötig, deſſen Richtigkeit
Dem ganzen Heidenthum mit ſeinem blanken Eiſen
Zu Waſſer und zu Land handgreiflich zu beweiſen.

So war es nahe genug gelegt, den Helden und ſein Abenteuer ins Komiſche hinüberzuziehen; Wieland aber hat ſehr dafür geſorgt, daß dieſes nicht geſchehen, und auch Hüon ſelbſt nicht darunter leiden möge. Erſt nachdem er uns Hüon ſchon intereſſant gemacht hat, hören wir von jenem Auftrag, den ihm Karl gegeben, und allen Zweifel, ob der alte Kan nicht Recht gehabt habe, entkräftet Hüon durch ſeine Erklärung:

Was red' ich viel? Es war zu offenbar,
Daß Karl durch dies Gebot mir nach dem Leben trachte.
Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung, oder Trotz, was mich ſo tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn, und ſprach mit Zuverſicht:
Was Du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen.
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und ſeyd ihr alle Zeugen!

Man würde ihn, den ritterlich streng an sein Wort sich Bindenden, dem unvermeidlichen Tode entgegen gehen sehen, wenn Oberon nicht einträte. Hiemit beginnt das Märchenhafte des Gedichtes. Wol wissend, daß er für die Geisterwelt, in die er jetzt einführen will, keinen fest begründeten allgemeinen Glauben voraussetzen dürfe, begründet der Dichter selbst den Glauben daran poetisch durch die Phantasie; wozu er sich, als sicheren Mittels, einer Versetzung des Furchtbaren mit dem Komischen bedient. Während jenes in die Stimmung versetzt, welche das geheimnißvolle Geisterhafte überhaupt hervorbringt, verhindert dieses, daß die Betrachtung nicht störend einwirke und der ruhige Verstand aus dem Zauberkreise herausführe, welcher durch die Phantasie um uns gezogen ist. In beiden Beziehungen ist Scherasmin mit großer Kunstweisheit von dem Dichter in seinen Plan eingeflochten, und in demselben ganz unentbehrlich, zunächst zur Vorbereitung auf die Erscheinung Oberons, auf die der Dichter aber noch andere komische Scenen folgen läßt. Er verfährt hiebei ganz auf die Weise Shakespeare's im Sturm, von welchem Tiek sehr fein bemerkt hat, „daß es die komischen Scenen vorzüglich seyen, durch welche der Dichter unsre Aufmerksamkeit zerstreue, und verhindere, daß wir nicht ein zu festes und prüfendes Auge auf die Wesen seiner Imaginazion heften, das sie nicht aushalten

würden.“ Von Ariosto sagt derselbe: „sein Zauberkreis ist eben darum so wahr und überzeugend, weil er uns nie Geister und Zauberer aus dem Gesichte verlieren läßt; wir verlassen nie die Welt wieder, in die er uns einmal eingeführt hat; die komischen Episoden, der scherzhafte Ton, in dem er so oft spricht, befördern ebenfalls den Glauben an seine Wunder. Bei Tasso steht die Zauberwelt mehr isolirt, sie hat daher auch gar nicht jenes lebendige und täuschende Kolorit, sie ist immer weit von uns entfernt, wenn wir vertraulich unter allen Phantomen Arioſts, wie unter Bekannten, umhergehn.“ Alles dies ist auch bei Wieland der Fall, der sich jedoch in einen noch größeren Vortheil dadurch setzte, daß er Oberon selbst zur Hauptperson der ganzen Dichtung machte, und gleich beim ersten Erscheinen desselben unsre Achtung und Theilnahme an ihn fesselt. Das mächtige Wesen erscheint zugleich als ein edles, aber auch ein der Leiden fähiges Wesen:

Denn Hüon sieht aus seinem liebevollen
Azurnen Augenpaar zwei helle Perlen rollen.

Indem auf diese Weise der Dichter den Geist uns menschlich näher gerückt hat, wird die phantastische Umgebung unsre Täuschung nicht zerstören. Alles aber ist zugleich darauf angelegt, den Gedanken an den alten Popanz einer epischen Maschinerie nicht in uns aufkommen zu lassen. Hier findet

nämlich der eigne Fall statt, daß, wenn ja von Maschinen die Rede seyn soll, es zweifelhaft bleibt, ob die Menschen oder die Geister die Rolle derselben haben, so eng sind die Schicksale jener und dieser an einander geknüpft, und beide haben von und für einander zu hoffen und zu fürchten. Hiedurch verliert sich das Märchenhafte noch mehr über dem höheren Wunderbaren, über dessen Gebrauch im Märchen Wieland selbst anderwärts erklärte: „Ueberladung mit Wunderbarem erregt Ekel daran, und es thut keine Wirkung, wenn der Verfasser durch irgend eine falsche Idee verführt, es gar zu begreiflich machen wollte. Es scheint einer der feinsten Kunstgriffe in dieser Gattung von Dichterei zu seyn, daß man die Genien und Feen als Wesen einer höheren Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, deren Natur, Wirkungsart und Geschichte für uns immer etwas Räthselhaftes, Geheimes und Unerklärbares hat; auch alsdann, wenn unsre Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, die man wol Schicksal nennt, in die ihrigen eingeflochten, und wir, ohne zu wissen wie und warum, Werkzeuge abgeben, wodurch das Schicksal ihnen Gutes erweiset.“ Eben dieser feinste Kunstgriff ist nun im Oberon aufs glücklichste angewendet, denn der Dichter führte in ihm eine Schicksalsfabel durch. Sein Oberon selbst sagt zu Hüon:

Der Erdensohn ist für die Zukunft blind;
— — Wir selbst, du weißt es, sind
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finsternissen.
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang;
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln dienen müssen.

Hüon seinerseits erkennt und fühlt dies ganz, als er zu Bagdad am Ziele steht:

Wie wundervoll mein Schicksal sich entspinnt,
Ruft Hüon aus; wie wahr hat Oberon gesprochen,
Schwach ist das Erdenvolk und für die Zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiß den Hals gebrochen,
Auf mein Verderben zielt sein Antrag sichtlich ab,
Und blindlings thut er blos den Willen des Geschickes!
Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab,
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines Glückes.

„Und daß, spricht Scherasmin, die Jungfrau, die im Traum
Das Herz euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans ist, die Karl zu eurer Braut ernannte;
Daß alles so sich schickt, und daß auch Sie im Traum,
Wie ihr in sie, in Euch entbrannte,
So etwas glaubte man ja seinen Augen kaum!"
Und doch, spricht Hüon, hat's die Alte nicht erfunden:
Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden.

Wie tiefe Wirkung aber diese immer verstärkte Ueberzeugung auf sein Gemüth gemacht, das er-

kennt man an dem festen Glauben, der dadurch begründet wurde:

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's, und fühle was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten.

So wußte der Dichter, der diesen Gesichtspunkt gefaßt hatte, mitten in die leichten Spiele der Phantasie den höheren Geist tiefen Ernstes einzuführen, indem er das Abenteuerliche selbst zu Religiösem veredelte; wodurch nun von selbst eine edle Haltung in Darstellung der Hauptbegebenheit nothwendig wurde, wenn nicht das Ganze in eine Farce ausarten sollte. Auf eine bewundernswürdige Weise hat Wieland diese edle Haltung behauptet. In dem Augenblicke der Entscheidung von Hüons Abenteuer zu Bagdad zeigt sich, mit welcher Feinheit der Dichter, theils durch die Vorbereitungen auf diesen Moment, der durch alle Zwischenbegebenheiten motivirt ist, theils durch Hüons Benehmen in demselben, alles zu entfernen gewußt hat, was in Karls Auftrage sowohl Empörendes als Lächerliches lag, und dagegen alles vereinigt, was den Ritter im schönsten Lichte darstellen mußte. Nicht als ein tollkühner Wagehals, als ein ver-

messener Abenteurer tritt er auf, sondern als ein Vollstrecker göttlicher Gerechtigkeit, als ein Vollzieher der Schickſalsbeſchlüſſe, nicht blos mit kühnem Muth, hoher Tapferkeit und Unerſchrockenheit des Ritters, ſondern auch mit jenem Zartgefühl des Menſchen, welches das Unanſtändige fühlt, und da, wo es mit der Ehre verträglich iſt, ein ſtrenges Gebot gern nach der Billigkeit mildert. Nachdem die unverſchämte Foderung um des Sultans Backenzähne und Bart hatte geſchehen müſſen:

Kalif von Bagdad, ſpricht der Ritter,
Mit edlem Stolz, laß alles ſchweigen hier,
Und höre mich! Es liegt ſchon lange ſchwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schickſals Zwang iſt bitter;
Doch ſeiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo iſt die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

Hier ſteh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und ſteh allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entſchließe dich von Mahomed zu weichen,
Erhöh das heil'ge Kreuz, das edle Chriſtenzeichen
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So haſt du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

Hat nicht der Dichter in dieſen zwei Stanzen

das schönste Bild des edleren Ritterthums gemalt? Indem er es in der Person seines Hüon darstellte, steigert er unser Interesse für ihn so, daß der hier unvermeidlich gewordene Uebergang in das Märchenhafte um so weniger störend wird, als wir sehnlicher wünschen, jetzt möge er durch Oberons Dazwischenkunft aus der dringendsten Gefahr gerettet werden. Karls letzte brutale Bedingung wird erfüllt ohne Beleidigung des sittlichen Gefühls.

Nur zur Hälfte aber ist bisher die Schicksalsfabel gediehen. Alles ist geleistet, was Oberon für Hüon hat thun können; anstatt des so eben gelößten Knotens knüpft sich aber sogleich ein zweiter, und Hüon soll nun auch zeigen, was er für Oberon thun kann.

Bei diesem zweiten Theile der Schicksalsfabel kann man die Erzählung von Gangolf und Rosetten aus verschiedenen Gründen weg oder geändert gewünscht haben, worüber ich mit Niemandem streiten will. Genug, es entdeckt sich hiebei, daß Wieland auch in diesem Gedichte das Thema von der Liebe behandelt, aber namentlich von der keuschen und treuen Liebe. Der Meinung derjenigen, daß es in der romantischen Zeit keine andre Liebe gegeben habe, konnte Wieland nicht seyn, der die Beweise vom Gegentheile schon aus alten Erzählungen allzugut kannte. Da es ihm nun nicht darum zu thun war, um die romantische Zeit einen Nimbus zu verbreiten, so konnte er kein Bedenken tragen,

eine jener Erzählungen zu seinem Zwecke zu benutzen. Die Frage ist: wie hat er sie benutzt? was war sein Zweck? Abgesehen davon, ob er den Erzähler derselben — denn der Dichter erzählt nicht in eigner Person — sich so in Schranken halten läßt, als es bei einer so bedenklichen Geschichte einem Scherasmin in Gegenwart von Rezia nur irgend möglich seyn mochte, hat man als Hauptumstand zu bemerken, daß die Erzählung nicht zum Vergnügen der Zuhörer vorgetragen wird, und die Begebenheit selbst so wenig Billigung erhält, daß Oberon dadurch veranlaßt wird, von Titania, die hier dem Vorwitz der Evanatur nicht widerstehen konnte, sich zu trennen. Die beiden Fälle, welche Hamlets Sarkasmus: Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib! bestätigen, werden nun aber von dem Dichter benutzt zu dem Zwecke, in Hüon und Amanda das Gegenstück davon als ein Muster keuscher und treuer Liebe darzustellen. Es ist wahr, daß es hiezu anfangs nicht sonderlich den Anschein hat, denn den ersten Akt der überschwenglichen, sentimentalen Liebe dieses unschuldigen Paares muß der Dichter mit einem Seufzer schließen:

Und ach! an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund.

Nun beginnt aber erst ihre Prüfung, die der keuschen Enthaltsamkeit auf der wüsten Insel, die der Treue am Hofe des Beherrschers von Tunis, aus deren jeder sie bewährt hervorgehn. Daß dies

alles durch einen Fehler im Plane herbeigeführt wird, ist unleugbar; allein ich muß hier meine frühere Aussage wiederholen: wenn jeder Fehler durch so glänzende Schönheiten vergütet würde, als dieser, so möchte man beinahe mehr ähnliche Fehler wünschen. Das Schönste im ganzen Oberon hat dieser herbeigeführt. Wer hat sich nicht innigst angezogen gefühlt von jenem kleinen Paradiese, wohin Alfonso, der edle Greis, sein besseres Selbst und den ungestörten Genuß des süßesten Seelenfriedens gerettet hatte, und das nun zugleich eine Freistatt für die unglückliche Liebe werden sollte? Wer hat nicht mit stillem Entzücken geweilt in dem beschränkten Kreise und in der noch beschränkteren Lage, worin nun Hüon und Amanda sich entsündigen, und des rein Menschlichen, Edlen, Zarten und Liebenswürdigen so viel enthalten? Was die Natur Zartes in eine menschliche Brust gelegt hat, das tönt uns hier in den sanftesten Anklängen wieder; was das Leben nur irgend Holdes und Liebes hat, tritt uns hier still erfreulich entgegen; aber auch aus der Tiefe des Gemüths hervor die erhebende Ahnung eines reineren und höheren Seyns. Leises Sehnen und tiefe Ahnung erfüllen das Herz, wenn man den frommen Greis mit der Unschuld der Kindheit an der Grenze des irdischen Lebens sieht, und der Tod nun sanft und freundlich eintritt in diese heilige Welt voll des tiefsten Friedens.

Da fing der fromme Greis mit mehr gerührtem Ton,
Als sonst, zu reden an von diesem Erdenleben
Als einem Traum, und vom Hinüberschweben
Ins wahre Seyn. — Es war, als wehe schon
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag' ihn sanft empor, indem er sprach.
Amanda fühlt's: die Augen gehn ihr über,
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschwundnen nach.

Mir, fuhr er fort, mir reichen sie die Hände
Vom Ufer jenseits schon. — Mein Lauf ist bald zu Ende;
Der eurige beginnet kaum, und viel,
Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden,
— Oft sind's nur Stärkungen auf neue, größre Leiden —
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel
Euch nähert. Beides geht vorüber,
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber;

Nichts, als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht geschieden.

Den Liebenden mußte es hiebei seyn, wie es der Dichter sagt, als falle ein Strahl aus jener Welt in ihre Seelen. Nie hatten sie die Erhabenheit der menschlichen Natur so gefühlt, als jetzt, nie ihre eigene mehr geläutert, nie ihren Muth und ihren Glauben stärker.

Laß seyn, Geliebte, daß der Trübsal viel
Noch auf uns harrt, — sie nähert uns dem Ziel!
Nichts soll uns muthlos sehn, nichts diesen Glauben dämpfen!

Mit diesen Worten ermuthigen sich jetzt die Liebenden in wahrhaft religiösem Sinne, der ohne alles schwärmerische Christenthum der Romantik gewiß echt christlich ist. Die Schicksalsfabel hat hiedurch ihre höchste Veredlung erhalten, die auch nicht ohne Einfluß auf die gänzliche Auflösung geblieben ist; denn die poetische Gerechtigkeit, welche der Dichter eintreten läßt, erscheint, trotz aller Umgebung phantastischer Scenerie, in der That als die höhere Anordnung der aus heiligem Dunkel Weltordnenden Macht. Unsre Freude an dem gerechten Siege der Liebenden ist so gesteigert, daß wir auf das Märchenhafte wenig achtend uns nur an den Gedanken halten:

Er ist nun ausgeträumt der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verschönt;
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgesöhnt.

Wenn wir früher den Dichter des Oberon eines Fehlers in Anlage seines Planes zeihen mußten, so müssen wir hier dagegen auch bekennen, daß seine Anordnung im Gange des Ganzen wie im Wechsel der einzelnen Scenen musterhaft für den Gesammteindruck berechnet ist. Ohne aber bei der Vortreff-

lichkeit des Aesthetischen in dieser Komposizion zu verweilen, wollen wir nur noch Einen Punkt berühren, der für die Würdigung des Dichters selbst von Wichtigkeit ist.

Hat wol je ein Dichter eine innigere und reinere Liebe dargestellt, als der Sänger des Oberon die zwischen Hüon und Amanda? Kann man verkennen, welchen Antheil sein eignes Herz hat an der Schilderung jener erfreulich rührenden Scenen der reinsten Gatten- und Vaterliebe, der zartesten Mütterlichkeit, der schönsten Weiblichkeit, die er in Alfonso's Paradiese an unsrer Seele vorüberführt? Hier ist schöne Weiblichkeit ohne alle Grimasse; hier das Ideal von Liebe der Gesinnung des Dichters gemäß. Da nun aber diese darzustellen als Hauptzweck des Oberon unverkennbar hervortritt; so hätte er allein schon die Ueberzeugung bewirken sollen, daß der Verdacht, es sey Wielanden um Schildereien der sinnlichen Liebe zu thun gewesen, um einem frivolen Zeitalter zu gefallen, grundlos sey. Hier, wo er der keuschen Liebe reiner Herzen, der festen Treue, und allem was Edleres und Höheres in der Brust des Menschen lebet, den schönsten Siegeskranz gewunden hat, tritt er in seinem eigenen sittlichen Adel hervor.

8.

Nach Vollendung dieser Dichterwerke zeigte sich Wieland neuerdings als Uebersetzer; von 1782—1789 beschäftigte ihn die Uebersetzung der Briefe und Satiren des Horaz und der sämmtlichen Werke Lucians.

Bekanntlich gehört Wieland nicht zu jener strengeren Gattung von Uebersetzern, die mit dem Geiste ihres Originals zugleich die strenge Form desselben wiedergeben und die Treue im Einzelnen fast bis zum Buchstäblichen ausdehnen; den Geist aber, die Laune, die Genialität, kurz die Seele des Originals, in der Uebersetzung wie aus einem Spiegel zurückstrahlen zu lassen, die Wendungen und das Kolorit ihrer Schreibart nachzunahmen, war ihm desto angelegener. Jedoch war seine Maxime auch hier, die Nachahmung nicht weiter zu treiben, als unbeschadet der Deutlichkeit geschehen könne, die er mit Quintilian für die erste, zweite und dritte Tugend der Schreibart erklärte. Daher wurden denn Horazens Briefe und Satiren, welche durch ihre konversazionsmäßigen Sprünge, Unterbrechungen, Auslassungen und Uebergänge das Verständniß wenigstens eben so sehr, als durch ihre Lokalitäten und Anspielungen, erschweren, unter seiner Hand öfters zu einem Mitteldinge von Paraphrase und treuer Uebersetzung. Um sich von der Manier seines Originals weniger entfernen zu müssen und

dessen Ton besser treffen zu können, wich er von der Form ab, und wählte statt des Hexameters, an den man doch damals noch eben keine strengen Anforderungen machte, den freieren Jambus, der sich der Gewandheit und Leichtigkeit des Umgangtones besser fügte, und ihm immer gestattete, den Kommentar, wo es nöthig schien, sogleich in den Text aufzunehmen.

Bei Lucian hatte er in einigen dieser Hinsichten weniger Schwierigkeit, allein dennoch wurde der Ausdruck der Uebersetzung bald kürzer, bald weitläufiger als der des Originals; das Letztere besonders dann, wenn er Worte leihen zu müssen glaubte, um den Gedanken sichtbarer zu machen. Der neueste ehrenwerthe Uebersetzer dieses griechischen Schriftstellers, Professor Pauly in Wielands Vaterstadt, bemerkt aber wol mit Grunde: „Eine Uebersetzung des Lucian, der sich durch eine so gefällige Leichtigkeit und Laune auszeichnet, muß sich, um eben diesen eigensten Reiz des Autors dem teutschen Leser zu bewahren, mit einiger Freiheit bewegen dürfen; und so konnte meine Aufgabe, gegenüber von einem Vorgänger wie Wieland, der gerade von dieser Seite ein Meisterwerk geliefert hat, nur diese seyn, zu versuchen, wie sich jene Freiheit der Bewegung mit der Treue gegen die Urschrift noch näher möchte vereinigen lassen. Uebrigens fühle ich nur zu sehr, wie diese Arbeit nachsichtiger Beurtheilung bedarf, und

wünschte mit größerer Zuversicht an die Worte Wielands zu erinnern: — die Gelehrten, die Lucian mit Geschmack in seiner eigenen Schrift lesen, können allein von den Schwierigkeiten einer Arbeit urtheilen, die oft da am schwersten ist, wo sie am leichtesten scheint; und sie sind es, von denen ich mir die meiste Billigkeit und Nachsicht verspreche. — Noch bin ich das Geständniß schuldig, daß ich mich einigemal nicht enthalten konnte, unnachahmlich gelungene Stellen der Wielandischen Uebertragung, besonders im leichten und lebendigen Flusse des Dialogs, zu borgen. Warum hätte ich in solchen Fällen dem Leser etwas entschieden Mangelhafteres bieten sollen?"

Was die hier erwähnte Treue gegen die Urschrift betrifft, so wird hoffentlich keiner, der sich aus Wielands Anmerkungen zu seinem Texte erinnert, wie er bei jeder bedenklichen Stelle Ausgaben, Uebersetzungen und Kommentare verglichen und über Muthmaßungen und Erklärungen öfters mit Laune sich ergossen hat, ihm den Vorwurf machen wollen, er sey als Uebersetzer in Ansehung der Treue gegen seine Urschrift sorglos gewesen. Nichts ist gewisser, als daß er sehr um dieselbe bemüht gewesen ist: allein sehr wohl möglich ist es, daß für solche bedenkliche Fälle seine philologische Kritik bisweilen nicht ausgereicht hat. Daher trifft man wol auf Stellen, in denen er die Schwierigkeiten umging; wobei aber doch auch zu bemerken ist, daß er den

richtigen Sinn oft ahnete, meist traf. Der verfehlten Stellen wird man ihm nur wenige nachweisen können; aus Sorglosigkeit verfehlter nicht eine. Sein Grund aber, warum er nicht mit sklavischer Treue weder an den Buchstaben der Urschrift, noch an den eigenthümlichen Gang einer fremden Sprache sich binden mochte, war, weil alle Uebersetzung am Ende ja doch für solche sey, die nicht in dem Vortheile sind, die Urschrift lesen zu können; was aber in aller Welt sollten diese mit einer Uebersetzung anfangen, welche den Leser nöthige, das Original zur Hand zu nehmen, um die Uebersetzung zu verstehen. Er blieb dabei, daß der Genius der Muttersprache bei Uebersetzungen aus fremden Sprachen, nur ohne Verletzung des Genius des Schriftstellers, vorwalten müsse, und ohne Zweifel hat diese stets von ihm befolgte Maxime sehr viel dazu beigetragen, seinen Uebersetzungen Eingang bei dem größeren gebildeten Publikum zu verschaffen. Um diesem Publikum das Verständniß der von ihm übersetzten Autoren noch mehr zu eröffnen, begleitete er seine Uebersetzungen mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen, die indeß auch für die Gelehrten sehr wichtig wurden; denn seine Kongenialität zu den Geistern des Horaz und Luzian verhalf ihm häufig zu solchen Ansichten, ohne welche ihre Werke, trotz aller Gelehrsamkeit und Kritik, doch nicht verstanden werden, und der Genuß derselben verkümmert wird. Dadurch,

daß Wieland über den Geist jenes Römers und Griechen, das Zeitalter eines jeden und die Eigenthümlichkeiten ihrer Werke, nicht blos als Historiker und Litterator, sondern zugleich als Dichter, als gebildeter Weltmann, als Kenner der Welt und des Herzens, belehrte, hat er unstreitig das feinere Verständniß dieser Werke vermehrt und den Genuß an denselben erhöht, eben damit aber um das Studium der alten Literatur überhaupt und den mehr verbreiteten Geschmack an demselben sich nicht geringe Verdienste erworben.

Von seiner Uebersetzung des Horaz erzählte er mir, daß sie ihm große Freude gemacht habe, theils weil sie seinem Herzog während der ersten Belagerung von Mainz Genuß verschafft, theils weil Göthe, in Beziehung auf seinen Streit mit ihm über die Griechen, ihm erklärt, er habe ihm doch Respekt für seinen Römer abgenöthigt. Vielleicht dürften wir also ohne diese Uebersetzung auch Göthe's, in Horazischem Geiste gedichteten Episteln nicht haben.

Uebrigens darf man bei diesen Uebersetzungen nicht unbemerkt lassen, daß Wieland sich scheute, der Dolmetscher von allem zu seyn, was Luzian hatte schildern können, weil es die Sitten seiner Zeitgenossen vertrugen, und was Horaz einem Augustus und Mäcänas unbedenklich hatte sagen dürfen. Als unübersetzlich aus grammatikalischen Ursachen hat er bei Luzian das Gericht der Vokale, den Lexipha-

nes und Solöcisten, seiner Ungenießbarkeit wegen den Okypus, weggelassen, aus Achtung für Sitten und Anständigkeit aber nicht nur die Erotes, „mit deren Dolmetschung noch niemand so unverschämt gewesen, sich zu beschmutzen," sondern auch das fünfte Hetarengespräch, welches nach seinem Urtheil nicht sowohl der Behandlung, als des Sujets selbst wegen, keine Uebersetzung in irgend eine lebende Sprache gestatte. Außerdem ging er auch bei Horaz über manche Stellen zaghaft eilend hinweg, suchte andere zu umgehen, verschleierte diese so gut es sich thun ließ, und ließ andere hinweg, welche nachmals Voß durch eine leichte Wendung nur unanstößiger zu machen gesucht hat.

Vorzügliche Rücksicht verdient die Wahl der Schriftsteller, welche Wieland übersetzte. Indem er seinen Landsleuten Horazens Briefe und Satiren in die Hände gab, gab er ihnen, nur auf eine andere Weise, seine eigene Lebensphilosophie wieder, und hoffte wol, sie auch auf diesem Wege mit seinen eigenen Gesinnungen und seiner — Ironie bekannter zu machen. Und wie viele Gelegenheit bot sich ihm nicht dar, über Welt und Leben, Menschen und Sitten, Philosophie und Dichtkunst sein Herz zu entladen! Wie Horaz und Luzian ergoß ja auch er die Ader seiner launigen Satire über die Thorheiten der Menschen, um sie zur echten Weisheit zu leiten; und wenn nicht gehofft, so hat er doch gewiß gewünscht, das Lesen Luzians möchte

die Einsicht befördern, „daß es bei Sittengemälden wo Menschen wie sie sind, nicht wie sie nach den reinsten moralischen Grundsätzen seyn sollen, geschildert werden, blos auf Wahrheit der Darstellung ankomme. Die Absicht sey hier nicht, Beispiele zur Bewunderung und Nachahmung aufzustellen, sondern eine gewisse Gattung von Menschen kennen zu lehren. Habe der Maler seine Personen nur recht getroffen; was an ihnen zu billigen oder nicht zu billigen sey, werde den Leser das eigne Gefühl schon lehren.“ Sind aber die gewissen Gattungen von Menschen, gegen welche Luzian wirkte, nicht dieselben, gegen welche Wieland zu wirken suchte, und so häufig auf Luzians Weise? — Die Apologie Wielands für Luzian ist seine eigne.

„Begabt mit einem geraden Sinn und aufrichtigen Hang zum Wahren in allen Dingen, ein geborner herzlicher Feind aller Affektazion und falschen Anmaßung, alles Ueberspannten und Unnatürlichen, aller Uebervortheilung der treuherzigen Einfalt, aller Obermacht, die ein schlauer Betrüger durch künstlich versteckte Anstalten, oder ein schwärmender Selbstbetrogener durch blendende Naturgaben und das ansteckende Feuer seines Seelenfiebers, über den blöden Haufen der Armen und Schwachen zu erhalten weiß, — machte er zum Geschäfte seines Lebens und zum Hauptzweck seiner Schriften, alle Arten von Lügen, Blendwerken

und Künsten des Betrugs — von den theologischen Lügen der Dichter bis zu den Märchen der Geisterseher und Zaubermeister seiner Zeit, und von den Schlichen und Hinterlisten einer Lais, Phryne und Glycere bis zu den unendlichmal wichtigern Kniffen der religiösen Gaukler, Orakelschmidte und Theophanien-Spieler, — hauptsächlich aber, und mit der unerbittlichsten Strenge, die falsche Weisheit und Gravität, die unwissende Vielwisserei, die gleißnerische Tugend, die niedrige Sinnesart und pöbelhaften Sitten der Handwerks-Philosophen seiner Zeit zu entlarven, alle diese verschiedenen Gattungen der großen Betrügerzunft in ihrer wahren Gestalt und Blöße darzustellen, und dadurch zu einem desto größern Wohlthäter seiner Zeit zu werden, je weniger er auf ihren Dank, und je gewisser er hingegen auf Haß und Verfolgung von Seiten einer vielköpfigen und tausendarmigen Partei rechnen konnte. Denn selbst der Umstand, daß er seine sehr ernsthafte Absicht, um sie desto gewisser zu erreichen, so oft unter einen Schein von Frivolität verbergen mußte, und blos zu belustigen schien, wo es ihm um Belehrung und Besserung seiner Leser zu thun war, muß in den Augen weiser und gerechter Leser sein Verdienst um so viel erhöhen, als es, eben dadurch, in dem blöden Urtheile des großen Haufens, der sich immer durch den Schein der Dinge täuschen läßt, herabgewürdiget wird. — — Der Wir-

kungskreis des Luzianischen Geistes ist von keinem kleinern Umfang als derjenige, worin der Geist der Lüge und Sophisterei, der Heuchelei und Schwärmerei, der Hirngespenster und Gaukelkünste aller Arten sein Wesen treibt. Wie hätte er also, bei einem so allgemeinen Plan die Werke dieses bösen Dämons zu zerstören, nur allein der Götter-Legende verschonen sollen? Wie und warum hätten ihm ihre ungereimten und ärgerlichen Antropomorphismen und die lächerliche Inkonsequenz der Fabeln und Gaukeleien, womit die ursprünglich so viel edlere und reinere Religion eines Phoroneus, Orpheus, Eumolpus, nach und nach verfälscht und verunstaltet worden war, heilig seyn sollen? — — — — Luzians Göttergespräche sind so beschaffen, daß sie einem jeden, der nicht unheilbar blind war, die Augen über die Ungereimtheit, Inkonsequenz und Unsittlichkeit des gemeinen Volksglaubens seiner Zeit öffnen konnten: warum sollen wir, blos darum, weil er Witz und Laune zum Vehikel seiner Arznei macht, ihm die Absicht zu heilen absprechen? Was berechtigt uns, einen Schriftsteller, blos weil er die Wahrheit scherzend und lachend sagt, zum Scurra zu machen? — — — — Wir wären mit demjenigen zufrieden, der Gaben wie die seinige auch blos zu Belustigung unsers Witzes, zu angenehmer Unterhaltung unsers Geschmacks angewandt hätte. Luzian thut, indem er beides thut,

noch so viel mehr! Er unterrichtet, indem er belustiget, — er rächt Wahrheit und Natur an ihren gefährlichsten Feinden, — verwahrt den noch gelehrigen Verstand einer jüngern Generazion gegen die Verirrungen ihrer Voreltern, — weiset sie auf den ebenen Pfad der Natur, worauf der gesunde Menschensinn das Ziel, wonach wir alle streben, unmöglich verfehlen kann."

Nicht zu verkennen ist es, daß diese Schilderung Luzians Zug für Zug auf Wieland selbst paßt. Zwischen beiden war in der That die größte Geistesverwandtschaft, und Beider Streben ging nach demselben Ziele. Wieland sagte hierüber, daß ihm während der drei Jahre, binnen welcher er mit der Uebersetzung der Luzianischen Schriften beschäftigt gewesen, gar oft der Glaube an die Seelenwanderung bis zu einer Art von Täuschung gewachsen sey. Indem er daher die Schriften gerade dieser Geister sich zum Uebersetzen wählte, setzte er im Grunde auch nur seine eigenste Wirksamkeit fort, und trat keinen Schritt aus der Bahn zu seinem Ziele heraus.

Bei der besonderen Leichtigkeit seines Geistes, sich in fremde Formen zu biegen, konnte er aber nicht Jahre lang mit einer Uebersetzung Luzians sich beschäftigen, ohne daß ihn die Lust hätte anwandeln sollen, auch selbst, nicht blos im Geiste, sondern auch in der Manier Luzians darzustellen. Die Verschmelzung des philosophischen und dramatischen

Dialogs zu einer neuen Gattung von Komposizion hatte einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, daß er halb unwillkürlich, halb willkürlich eine Zeit lang sich dieser Komposizion theils nur als Spiel des Geistes, theils aber auch zu Erreichung sehr ernster Zwecke bediente. So entstanden zunächst seine Gespräche im Elysium und die ersten acht seiner Göttergespräche (Bd. 27.), und nachmals jene Dialogen, welche durch die damaligen politischen Weltbegebenheiten veranlaßt wurden.

9.

Das vorzüglichste Interesse, welches Wieland schon in frühen Jahren für Politik gefaßt, und deren gründliches Studium er im Agathon und weit mehr noch im Goldenen Spiegel und Danischmende auf eine glänzende Weise bewährt hatte, verminderte sich bei ihm zu keiner Zeit, und er unterließ es nie ganz, seine Theilnahme daran zu beweisen. Da er in Weimar eine monarchische Regierung in der Nähe zu beobachten Gelegenheit fand, weckte ihm dies um so mehr die Erinnerungen an die republikanischen, unter denen er gelebt hatte; und so geschah es, daß ihm an einem Herbstmorgen des Jahres 1773, als er im oberen Hinterzimmer des Söllnerischen Freihauses eben

müßig saß, sein Genius zuzurufen schien; Setze dich hin, und schreibe die Geschichte der Abderiten! Eine bloße Beziehung auf seine Vaterstadt hat man mit Unrecht angenommen, denn nur zu einigen Scenen hat diese ihm den Stoff und zu dem Kolorit in einigen Schilderungen die Veranlassung gegeben. Der poetische Geschichtschreiber erhob sich dabey zur Allgemeinheit des Abderitismus überhaupt, den er in allen seinen Verhältnissen, nicht blos zur Staatsverfassung und Regierung, sondern auch zu Philosophie und Religion, Litteratur, Poesie und Kunst, öffentlichen Anstalten aller Art, Denkweise, Sitten und Gebräuchen zu schildern unternahm, wozu er immer größeren Reiz verspürte, je fester seine Ueberzeugung wurde, daß die Abderiten ein unzerstörbares, unsterbliches Völkchen seyen, welches, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, allenthalben zu finden sey. Einen neuen Beweis davon, und zugleich die schmeichelhafte Versicherung, daß er seine Archonten, Nomophylaxe, Sykophanten, Priester u. s. w. bis auf den Zunftmeister Pfriem herab, sehr getreu nach der Natur gemalt haben müsse, lieferte ihm seine Geschicht der Abderiten selbst; denn so wie sie erschien, erhob sich aus allen Kreisen, Provinzen, Fürstenthümern, Graf- und Herrschaften ein großes Geschrei über alle die Portraits, die er gemalt haben sollte. Es war sehr natürlich, einen so gefährlichen Geschichtschreiber bösen Willens zu be-

schuldigen. Unter anderem erhielt derselbe von dem Bürgermeister irgend eines Neu-Abdera ein Schreiben mit der Beschuldigung: der ehrliche Demokritus und dessen Apologist führten weitaussehende Dinge im Schilde, und gingen auf nichts Geringeres aus, als den wenigen Ueberrest von altteutscher Redlichkeit, Bürgerlichkeit, Häuslichkeit und Einfalt der Sitten, der sich noch in einigen kleinen Städten und Marktflecken hier und da erhalten habe, vollends auszuräuten, und aus dem seligen Mangel an echter und unechter Verfeinerung, der ihre Unschuld, ihren Reichthum, ihr ganzes Glück theils ausmache, theils sicher stelle, Ursachen und Gelegenheit zu ziehen, sie dem unverständigen Spotte leichtsinniger Weltkinder Preis zu geben. — „O, wie sehr recht hattest du, ehrlicher Bruder Tristram, — rief Wieland da aus — mit Sr. Eminenz, dem Erzbischof von Benevent, Johann della Casa, zu behaupten, daß immer zehntausend Teufel aus der Hölle um einen Schriftsteller herumschnurren, zumal um den, der in gutem, sorglosen Muth auf den schlüpfrigen Pfaden des Witzes und der Laune daherschlendert, und daß es kaum menschenmöglich ist, sich vor dem Einsumsen und Zuflüstern aller dieser bösen Widersacher, die durch jede Oeffnung unsrer äußern und innern Sinne auf einmal einzudringen suchen, genugsam in Acht zu nehmen. —. Sie sehen hieraus abermal, liebe Herren und Freunde, daß ich das

Sprüchlein: homo sum, nihil humani a me alienum puto, nicht vergeblich in Mund und Herzen führe" — „Aber so solltet ihr wenigstens keine Abderiten schreiben!" — „Nein, darin irren Sie sich; eben deswegen schreib' ich Abderiten."

Gewissermaßen als Pendant zu den Abderiten kann Stilpon betrachtet werden; wenigstens athmet in diesem, nicht ohne Ursache allen aristokratischen Staaten, die ihre Regenten selbst erwählen, zugeeigneten, patriotischen Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara, derselbe Lucianische Geist. Dagegen herrscht durchaus der Ernst vor in dem Gegenstück zu diesem Stilpon, in dem historischen Aufsatz Athemie, der die Prüfung des berühmten Satzes: „Glücklich sind die Staaten, wo entweder die Philosophen regieren, oder die Regenten philosophiren," zum Zweck hat. Wem gesagt wird, daß sich Wieland für diesen Satz nicht entschieden hat, und wer dann hört, er sey der Verfasser eines zu seiner Zeit fast berüchtigten Aufsatzes über das göttliche Recht der Obrigkeit, worin er zu erweisen sich bemüht habe, daß die Stärke der Grund des Rechtes sey, der könnte wol, wenn er Wielanden nicht genauer kennt, ein gewisses Mistrauen gegen seinen Kopf fassen, oder, da sich von dem Verfasser des goldenen Spiegels dies doch nicht annehmen läßt, wol gar eine durch das Leben am Hofe verlorne Ehrlichkeit argwöhnen. Dies wäre einem solchen

um so weniger zu verdenken, da der besagte Aufsatz sogar einen Bruch mit einem seiner vertrautesten Freunde herbeiführte, der Wielanden wol genauer hätte kennen, oder als Freund befragen sollen. Fr. H. Jacobi aber — denn Er ist dieser Freund, — durchdrungen von dem Gefühl, „daß Gewalt, — — eine solche Gewalt, die nur Gesetze giebt und selber keine hat, und die heiligsten Rechte mit Heiligkeit verletzen mag, daß eine solche nie echte Wahrheit und wirkliche Wohlfahrt unter Menschen irgendwo hervorgebracht habe; daß wol aber viel Gutes aus dem Widerstande gegen sie entsprungen sey, aus dem Urgeiste der Freiheit, aus dem ewig regen Triebe der Vernunft sich selber zu vermehren und über alles ihre Einsicht zu verbreiten," — Jacobi wurde so entrüstet über Wieland, daß er sofort nicht nur sein Verhältniß zu dem Teutschen Merkur aufhob und mit Wieland allen Briefwechsel einstellte, sondern auch im Teutschen Museum vom Jahre 1778 einen Aufsatz gegen den Wielandischen einrücken ließ, ganz so heftig, wie von einem Feuergeiste, der das Palladium der Menschheit retten zu müssen glaubt, zu erwarten war. Wieland — schwieg. Wie er aber Wahrheiten, denen er mehr Eingang zu verschaffen wünschte, gern in Märchen einkleidete, so that er auch diesmal, und sendete noch in demselben Jahre seinen Schach Lolo in die Welt, dessen Prolog den Misverstehenden das Verständniß wol hätte eröffnen können.

Nachdem er das jus divinum der Gewalthaber darauf gestützt hat, daß diese damit anfangen, sich in Besitz zu setzen, läßt er dagegen einwenden, es könne doch nicht Recht seyn, daß ein Narr, ein Kind, ein Unmensch, die Zügel des Schicksals führen solle, und antwortet:

— — Und warum nicht? Regieret
Nicht eine Windsbraut oft, und rühret
In einen garst'gen Brei die liebe Welt zusammen,
Setzt euch in einem Hui das größte Schloß in Flammen,
Bricht Dämme durch, spült manchen schönen Ort
Mit Jung und Alten weg, reißt Ufer, Wälder fort?
Und alles das unläugbar — juro
Divino, liebe Herrn! Die Sach' ist sonnenklar.
So wird die Welt regiert, und eine ganze Fuhre
Von Syllogismen macht's nicht mehr noch minder wahr.

Als nun hierauf wieder eingewendet wird, da sey nur die Rede von dem, was ist, nicht aber von dem, was seyn solle, erklärt er sich deutlich genug über den eigentlichen Sinn seiner Behauptung, daß das, was ist, recht sey.

Es sollte! — Nein, ihr Herrn! Verkleinert und vergrößert
Nur nicht was ist in eurer Phantasie,
So ist's just recht; und euch erspart's die Müh,
Dem lieben Gott in seine Kunst zu pfuschen.

Dies führt ihn auf das, was er in jenem Auf-

satz „die in allen Regierungen hinter der Scene spielende Theokratie“ genannt hatte, und die man wol besser hätte ins Auge fassen sollen. Hier führt er den Beweis von folgendem Satze:

Es geht ja manchmal wol ein wenig konterbunt
Und garstig zu auf diesem Erdenrund,
Das läßt sich freilich nicht vertuschen;
Allein, dann geht's just wie es kann;
Und dafür ist gesorgt, daß doch nichts überwieget,
Daß ungestraft nicht leicht ein Mann
Sein liebes Selbst am Bösethun vergnüget,
Nicht ungestraft ein Schalk, ein Flegel ist,
Nicht ungestraft ein Schach, nicht ungestraft ein Nero.
Das Maas, womit das Schicksal wieder mißt,
Ist immer billig.

Uebrigens ist das Finale hievon, daß es nur ein einziges Mittel gebe, dem Uebel, worüber man klage, zu steuern; und dieses bestehe darin, daß wir besser seyn müßten, wenn es besser werden sollte.

Dieser Prolog half jedoch dem Misverständniß nicht allgemein ab, denn seine Meinung, wie sie von Jacobi misverstanden war, fand zu Wielands großem Erstaunen an Herrn Schneider in Dresden einen Vertheidiger, gegen welchen wieder der Professor (nachmalige Staatsrath v.) Jacob in Halle auftrat, bei dessen Beleuchtung seiner angeblichen Meinung Wieland endlich seine Verwunderung darüber nicht länger bergen konnte, wie man

die handgreiflichste Ironie für baaren Ernst habe nehmen*), und ihm den offenbar unsinnigen Satz aufbürden können, die Stärke sey das erste Principium dessen, was in menschlichen Handlungen recht oder unrecht sey. — In der That mit demselben Grunde hätte man ihm auch aufbürden können, daß es mit dem guten Rathe, den er, nach Prior, allen gab, die gern in heiler Haut schlafen, sein voller Ernst gewesen sey; mit dem Rathe nämlich:

Sorg nicht um recht noch unrecht, gut noch faul,
Friß deinen Pudding, Sklav, und halt dein Maul!

Dieses — um in dieser Phrase fortzufahren — hielt Wieland über politische Gegenstände, wie oft er sich auch Göthe's Faust vorsagte: „Politisch Lied ein garstig Lied," ganz und gar nicht, mochte es aber nicht leiden, wenn man es zu weit aufriß. Für den Merkur erachtete er Behutsamkeit in Beziehung auf die Politik für nöthig, und hatte deshalb gleich anfangs seinem Freunde Springer einen ernsthaften, simpeln Stil dafür empfohlen. Sein Verhältniß zu einer fürstlichen Familie, der er sich mehr und mehr verpflichtet fühlte, trug ebenfalls bei, ihn zu Rücksichten zu bestimmen. Als er Jacobi eine Stelle im Allwill über den Fürstendienst gestrichen hatte, schrieb er diesem: „Gott

*) Vgl. Bd. 42. S. 377. fgg.

weiß, wie du, mit dem Bewußtseyn Deiner und meiner Verhältnisse, so was hinschreiben und mir schicken kannst, daß ich's drucken lasse." Gewisse Ausfälle aber, wie eine ungeschlachte Teutschheit sie damals liebte, waren nicht nur an sich seiner Natur zuwider, sondern er fürchtete davon für die gute Sache. Nach seiner Ansicht war es auch einem Privatmann erlaubt, seine Meinung von den Maasregeln, die ihm bei sehr wichtigen, das Wohl oder Weh ganzer Nazionen und Generazionen betreffenden Vorfallenheiten die gemeinnützigsten schienen, öffentlich, jedoch mit Bescheidenheit, zu sagen, — so lange die Regenten noch keine entschiedene Partei ergriffen hätten. Die Regenten oder ihre Rathgeber könnten auf diese Art zuweilen erfahren, was über Dinge, woran Allen gelegen ist, und deren unweise Behandlung meistens die unschuldigen Völker büßen müssen, die Wünsche des Volks und die Gedanken verständiger Männer seyen, deren Auge kein Privat-Interesse zum Schalk mache. Wie unendlich selten es auch seyn möge, daß solche unverlangte Avisen den Großen — die zuweilen etwas leichter und verwegener, als recht sey, mit den Schätzen des Staats und den Köpfen ihrer Unterthanen spielten — in die Hände fielen, oder einiger Aufmerksamkeit von ihnen gewürdigt würden; so sey es doch nicht unmöglich, daß unter tausend fruchtlosen Versuchen vielleicht einmal einer gelinge, und etwas Böses verhüte,

was sonst geschehen, oder etwas Gutes veranlasse, was sonst unterblieben wäre. Sey man nun aber einmal über den Rubikon gegangen und der fatale Wurf geschehen: alsdann könne es nicht nur zu Nichts helfen, sondern würde meistens schädlich seyn, wenn Privatleute sich einmischen wollten, Maasregeln öffentlich zu kontroliren, von deren glücklichem Erfolge nun, da sie einmal genommen worden, öfters das Schicksal von Millionen Menschen abhängen könne.

Daß in der politischen Welt seit dem amerikanischen Kriege nicht alles so bleiben könne, wie es gewesen, davon war er so überzeugt als einer, und mit Vergnügen sah er, wie seit Montesquieu und Moser durch Beccaria, Filangieri, Herzberg, Sonnenfels, Möser, Schlözer, Dohm u. A. der Weg zu dem Besseren immer mehr gebahnt wurde, wie die Philosophie immer mehr Raum gewann, und dies nicht ohne Einfluß auf die Gesetzgeber und Regenten blieb. Von diesen wünschte und hoffte er, daß eine Reform ausgehe, die allerdings von den Schriftstellern vorzubereiten sey. Diese sollten nun aber auch das Kind nicht mit dem Bad ausschütten, und der Freiheit der Presse sich eben so weise als anständig bedienen.

Welche Bedenklichkeiten er hatte, darüber hat er durch eine Erklärung, die er im Jahre 1784 gab, keinen Zweifel gelassen, als er auf die Frage

stieß, was zuletzt die Folgen natürlicher Weise wol seyn würden, wenn ein Empörungsgeist gegen alles Ansehen immer allgemeiner werden sollte. „Wahrscheinlicher Weise, sagte er, wird, wenn man mit der Religion und der Priesterschaft fertig ist, die Reihe auch an Untersuchungen kommen, die unsern weltlichen Gewalthabern in der Folge nicht behagen dürften, so gleichgiltig auch das Gefühl ihrer Stärke sie jetzt dagegen machen mag. Denn auch sie wird man endlich fragen: Aus welcher Macht thut ihr dies und das? Von wem habt ihr diese Macht empfangen, und wem habt ihr Rechenschaft davon zu geben? Worauf gründen sich eure Vorrechte, Besitzthümer und Ansprüche? — — — Wenn sich alle eure Vorrechte (wie uns unsre Philosophen von den Dächern herab predigen) auf einen bloßen Vertrag zwischen uns und euch gründen; wenn alles, was ihr besitzt, blos anvertrautes Gut ist, und euer Ansehn keinen andern rechtsbeständigen Grund hat, noch haben kann, als eine von uns empfangene bedingte Vollmacht, die wir alle Augenblicke zurücknehmen können, sobald wir uns auf eine vortheilhaftere Art einzurichten wissen: wie könnt ihr erwarten, daß so aufgeklärte Leute wie wir, in der wichtigsten Angelegenheit unsers zeitlichen Lebens auch eine willkürliche und unbeschränkte Gewalt über unsere Personen, unser Eigenthum und unser Leben einräumen werden? Ehe wir euern Verordnungen gehorchen, wollen wir untersuchen,

ob sie uns glücklicher machen werden. Ehe wir euch Subsidien bewilligen, wollen wir erst wissen, wie ihr sie zu unserm Nutzen anzuwenden gedenket. Und ehe wir uns an die Schlachtbank führen, oder in Gefahr setzen lassen, unsre Felder verwüstet, unsre Wohnungen angezündet, unsre Weiber und Töchter geschändet, und unsre Söhne in die Kriegsknechtschaft geführt zu sehen, wollen wir vorher untersuchen, was uns daran gelegen ist, ob ihr etliche Quadratmeilen mehr oder weniger zu besteuern habt, oder nicht,"

Die Geschichte der vergangenen Zeiten, sagte er, belehrt mich, daß es sichrer ist, die Sachen nicht an solche Spitzen zu treiben; daß illuminirte Bauern und begeisterte Knipperdollinge, Kromwelle u. s. w. gefährliche Sachwalter der Menschheitsrechte sind, und daß es besser ist, die wohlthätigen Wirkungen, die ein unvermerkt zunehmendes Wachsthum der Vernunft unfehlbar unter den Völkern der Erde hervorbringen wird, ruhig abzuwarten, als diesen Zeitpunkt — der doch gewiß noch kommen wird — durch Mittel beschleunigen zu wollen, deren unüberlegte Folgen schlimmer und verderblicher seyn würden als die Uebel, die man dadurch zu heben glaubt.

Damit nun aber die Sachen nicht auf solche Spitzen getrieben würden, was sollte geschehen? Wie sehr Wieland auch wünschte, der Himmel möge verhüten, daß der Gedanke, der bisherigen Auf-

klärung durch etwas andres als durch gesunde Vernunft und gründliche Wissenschaften Schranken zu setzen, jemals in denjenigen erweckt werde, welche Gewalt über uns haben; so lag ihm doch die Befürchtung zu nahe, daß eben diese, mistrauisch geworden gegen so drohende Folgen einer unbeschränkten Denk- und Preßfreiheit, „um ihrer eignen Sicherheit willen, den entgegengesetzten Weg einschlagen, und Maasregeln nehmen möchten, die aller Aufklärung, Toleranz, Freiheit und Weltbürgerschaft auf einmal ein betrübtes Ende machen dürften.“ — Dies nun, meinte er, hätten die Schriftsteller wohl zu beherzigen; denn, „wenn die Vertilgung alles dessen, was der Glückseligkeit der Völker im Wege steht, und die Bewirkung alles dessen, was sie befördern würde, ihnen wirklich am Herzen liegt, und wenn sie überzeugt sind, daß ohne Aufklärung keine Glückseligkeit, und ohne Freiheit der Vernunft und des Gewissens keine Aufklärung möglich ist: wie können sie so kurzsichtig seyn, nicht voraus zu sehen, daß der Uebermuth, womit sie sich der ersten Augenblicke von Freiheit bedienen, der geradeste Weg ist, sich derselben wieder verlustig zu machen?“

Man hat hiebei zu erwägen, daß Wieland dieses schrieb zwei Jahre vor dem Tode Friedrichs, sechs Jahre vor dem Tode Josephs (1790), und zehn Jahre vor dem Tode Katharina's (1796): und wer es bedenkt, was auf jeden von

diesen Todesfällen folgte, der wird zugestehen, daß Wielanden seine Weltkenntniß nicht getäuscht hatte. Von dieser geleitet, nahm er seine Maasregeln als Schriftsteller und Journalist so, daß er stets für das, was er als die gute Sache anerkannt hatte, wirkte, und ihr niemals das Geringste vergab, aber dieses auf solche Weise that, daß man sah, er wollte für sie gewinnen, nicht gegen sie erbittern, was von Andern, wenn auch unabsichtlich, geschah. „Meine Absicht, sagte er, ist eben so wenig, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keins der wirksamsten Mittel, seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Aber sie immer zu streicheln und zu liebkosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt auch nichts.“

Von der möglichsten Aufklärung, als dem natürlichen Ziele der Bestrebungen des menschlichen Geistes und unmittelbaren Folge davon, einer ununterbrochen fortschreitenden Kultur der Wissenschaften, hegte er die besten Hoffnungen für das neue Jahrhundert: — — „Imperium und Sacerdotium müßten denn nur, vom Taumelkelch des Despotismus berauscht, in eine sacrilegische Verschwörung gegen die Rechte der Menschen zusammen treten, und sich dem Fortgang des Lichtes, als eines Elements, in welchem Betrug und Unterdrückung nicht gedeihen können, mit vereinigten

Kräften widersetzen wollen.“ Wenn nun aber die Schriftsteller nur eben so redlich als zweckmäßig das Ihrige thäten, so, meinte er, werde es dahin nicht kommen, denn „selbst diejenigen, die — dem Anscheine nach — so viel Böses thun könnten, als sie wollten, werden so klug seyn, nicht zu wollen, weil sie verständig genug sind, um zu wissen, daß die schafartigsten Menschen, aufs Aeußerste getrieben, zu Tigern werden, und daß es nur einer einzigen elektrischen Kommozion bedarf, um zehn oder zwanzig Millionen, die nichts mehr als das nackte Leben zu verlieren haben, dahin zu bringen, auch dies, gegen alles, aufs Spiel zu setzen.“

Noch vor Ablauf des alten Jahrhunderts aber sollte Wieland dieses befürchtete Ereigniß eintreten sehen in dem Ausbruch der französischen Revoluzion, deren Grund manche lieber in den am Hofe der Tuillerien gehaßten Philosophen, als in den Memoiren von der Zeit Ludwigs XIV. an bis zu denen der Madame Campan herab haben suchen wollen, da doch zu untersuchen gewesen wäre, ob ohne das, was jene Memoiren schildern, die Philosophen auf ihre Betrachtungen gekommen wären, und ob man nicht besser gethan hätte, diese Betrachtungen zu rechter Zeit zu beherzigen.

Ein Ereigniß wie diese Revoluzion mußte mächtig auf alle Geister wirken; wirkte aber sehr begreiflich auf verschiedene ganz verschieden. Auch die

ausländischen Schriftsteller theilten sich in Vertheidiger des Absolutismus und des Republikanismus, in Verfechter der Aristokratie und der Demokratie, und auf beiden Seiten bewieß man sich in der Hitze des Kampfes gleich leidenschaftlich; es gab Ultras hier und dort, bezahlte und unbezahlte, die sich gegenseitig haßten, verläumdeten, verfolgten, und gelegentlich denuncirten.

Wieland nahm an dieser Weltbegebnheit von nicht zu berechnenden Folgen einen so großen Antheil, daß er mehrere Jahre lang sich fast ausschließlich damit beschäftigte; sein Antheil aber war der eines Weltbürgers in dem von ihm bestimmten Sinne dieses Wortes, und dies bestimmte die Art und Weise seines schriftstellerischen Verfahrens hiebei. „Was mir — so erklärte er sich selbst hierüber i. J. 1791 — Freunde und Feinde (wenn anders ein so harmloses Individuum, wie ich, Feinde haben kann) hoffentlich eingestehen werden, ist, daß in allem, was ich seit dem 14. Juni 1789 über die öffentlichen Begebenheiten in Frankreich geschrieben habe, ein gewisser Geist von Unparteilichkeit, Billigkeit und Mäßigung athmet, der nicht alle, welche sich diesseits des Rheins über diese Gegenstände haben vernehmen lassen, angeweht zu haben scheint. Da ich (meines Wissens) nicht die Ehre habe, mit dem Hause Capet verwandt zu seyn, da ich weder ein Prälat noch ein Edelmann bin, und überhaupt bey Wiederherstellung

des alten Regime in Frankreich eben so wenig zu gewinnen, als bei einer neuen Konstituzion zu verlieren habe; so sehe ich nicht ein, was in der Welt mich verhindern sollte, entweder bei Beurtheilung der Gegenstände, wovon hier die Rede ist, ganz unparteiisch zu seyn, oder — falls eine gänzliche Gleichgiltigkeit und stoische Apathie entweder nicht in der menschlichen Natur, oder wenigstens nicht in der meinigen wäre, — doch eine so gemäßigte Partei zu nehmen, daß weder Monarchisten noch Jakobiner, weder Aristokraten noch Demokraten, weder Schwörer noch Nichtschwörer, gerechte Ursache hätten, mir Unbilligkeit Schuld zu geben. Woher es kommt, daß nicht Alle, welche völlig eben so viele Ursache zur Unparteilichkeit und Mäßigung haben, als ich, sich in gleichen Schranken mit mir gehalten, verlange ich nicht zu untersuchen. Persönliche Umstände, Verhältnisse, Verbindungen und Rücksichten influiren in solchen Fällen meistens stärker auf die Vorstellungsart und Urtheile der Leute, als sie sich's bewußt sind. — — Folgende ganz einfältige Maximen sind es, von welchen ich mich in meinen Urtheilen über die menschlichen Dinge leiten zu lassen pflege. — — 1) Ich vergesse nie, daß Menschen in allen Umständen und Zeiten weder mehr noch weniger als Menschen sind. Daher kommt es, daß nicht leicht etwas so gut oder schlimm, so vernünftig oder so albern, so edel oder

so schlecht ist, daß ich es ihnen nicht, unter gewissen Umständen, zutrauen sollte. Daher kommt es, daß ich nichts Vollkommenes von ihnen erwarte, und mich (Momente von übler Laune oder Aufbrausung abgerechnet, hanc veniam petimusque damusque vicissim) nie darüber formalisire, wenn sie — zumal in außerordentlichen Lagen und im Gedränge großer Schwierigkeiten — nicht wie Götter, reine Geister, oder stoische Weise, sondern nur wie arme Erdenklöße, weder weiser noch konsequenter noch uneigennütziger handeln, als man es seit so vielen Jahrtausenden von den Adamskindern gewonht ist, oder doch billig gewohnt seyn sollte. — — 2) Ich erwarte nie, daß irgend etwas Großes, das nur durch vereinigte Kräfte und hartnäckigen Fleiß einer großen Anzahl der geschicktesten und besten Männer eines Volks zu Stande kommen kann, sich so auf Einen Guß, wie man eine metallene Bildsäule gießt, machen lasse. — — 3) Ich finde nichts simpleres, als wenn Menschen nicht vermögen, was ein Gott selbst — ohne Wunderwerke — nicht möglich machen könnte. — — Es kann in einem Hause, woran noch gebaut wird, nicht so ordentlich aussehen, als wenn es fertig und ausmöblirt ist. Aber man kann auch nicht alles auf einmal machen. Sobald die Nazion und die neue Staatsverfassung von der königlichen Autorität nichts mehr zu befürchten haben werden, wird der König gerade so viel Gewalt

und Ansehen wieder erhalten, als das Haupt einer freien Nazion, in einer durch Grundverfassung und Gesetze auf blos wohlthätige Wirksamkeit eingeschränkten Monarchie, haben soll und muß. — — Alle Volksexcesse werden aufhören; die Freiheit und Konstituzion hingegen wird bestehen: und eine ihrer unfehlbarsten Folgen wird seyn, daß richtige und zusammenhängende Begriffe von Rechten und Pflichten, von dem gegenseitigen Verhältniß des Bürgers und des Staats, und von den Grundmaximen einer wohleingerichteten Staats-Oekonomie nach und nach bis zu dem gemeinen Mann, ja bis zu den niedrigsten Volksklassen durchdringen, und, verbunden mit einer künftigen bessern Erziehung der Jugend, aus der nächsten Generazion, die nun aus der neuen Konstitution aufwächst, gerade die Menschen machen werden, die sich für diese Konstituzion schicken, die sich mit ihr und durch sie glücklich finden, und denen, — wenn sie nach zwanzig Jahren in den Jahrbüchern, Memoires, Romanen und Schauspielen aus den Zeiten der unmittelbaren Vorgänger Ludwigs XVI. und den ersten funfzehn Jahren seiner eigenen Regierung, lesen werden, wie es ehemals in Frankreich stand und herging — zu Muthe seyn wird, als ob man ihnen Contes de ma mère d'oye oder Geschichten aus einem andern Planeten erzählte."

Diesen Maximen durchaus getreu schrieb Wieland seine auf die Zeitereignisse bezüglichen Göt-

tergespräche, von dem neunten an bis zum letzten*), deren keinem man absprechen wird, daß sie in meisterhafter Charakteristik, Lebendigkeit und Frische der Darstellung, feiner Satire und Laune den schönsten Luzianischen nicht nachstehen, während sie vielleicht durch die Wichtigkeit ihres Inhalts und den Geist, der sich darin ausspricht, über ihnen stehen. Der Dialog gewährte Wielanden nicht blos den Vortheil einer größeren Belebung seiner Untersuchungen, sondern auch einer Beleuchtung der Gegenstände von verschiedenen Gesichtspunkten. Wie bei seinen Göttergesprächen, so bei seiner Unterredung zwischen Walther und Adelstan (Bd. 41.) und seinen zwölf Gesprächen unter vier Augen (Bd. 42.), mit denen es ihm doch fast so schlimm erging, als mit seinem Aufsatz über das göttliche Recht der Obrigkeit, weil es Leute gab, die nicht darauf achteten, weder welcher Person und mit welchem Charakter gewisse Grundsätze und Meinungen in den Mund gelegt waren, noch ob nicht manche dieser Dialogen nur überhaupt eine skeptische Tendenz gehabt haben möchten. Hätte z. B. der Verfasser der Bemerkungen über diese Gespräche in rechtlicher und politischer Hin-

*) Aus Versehen in der Druckerei waren das neunte und zehnte in den 27sten Band gekommen, und von den übrigen, zu den politischen Schriften gehörigen im 40sten Bande getrennt worden.

sicht*) hierauf geachtet; so würde bey der ominösen Frage nach dem Aber, womit das Gespräch bei seinem ersten Erscheinen abbrach, — wenn er auch gar nicht bedacht hätte, daß der Dialogist hier gewissermaßen alte Zeit und neue Zeit in Kontrast gestellt hat, — ihm nie der Verdacht haben entstehen können, als ob Wieland im vollen Ernste die Absicht gehabt habe, eine Apologie der Vorurtheile zu schreiben. Nie würde ihm eingefallen seyn, den Aeußerungen der sich unterredenden Personen Stellen aus Wielands Schriften entgegen zu setzen, in denen Wieland in eigner Person gesprochen hatte, und seine sämmtlichen Bemerkungen hätte er sich erspart. Sein Eifer für Wahrheit und Recht ist gewiß löblich; in diesem Eifer aber that er Wielanden großes Unrecht, denn es war nicht Wielands Schuld, wenn der Bemerker „bei der Lektüre dieser Gespräche, Sophismen, Widersprüche, unhaltbare, zuweilen auch wol gar schädliche Grundsätze, Parteigeist und dergleichen Dinge mehr" entdeckte. Der Bemerker sagt: „Recht und Religion sind Dinge, über welche durchaus keine Vorurtheile statt finden dürfen. Denn sobald damit dumme Vorurtheile, Irrthümer und Aberglaube vermischt werden, dann ist es leicht, die Menschheit bis zur Thierheit zu erniedrigen; leicht, das Volk in die verächtlichste Sklaverei zu

*) S. darüber Bd. 42. S. 474.

stürzen.“ — Wieland aber? — Er schließt dasselbe mit diesen Worten seines Sinibald: „Wenn wir die Zeit der Vorurtheile auch zurück wünschen wollten, — es wäre vergebens; sie wird nicht wiederkommen, sie kann nicht wieder kommen. Selbst eine allgemeine Verschwörung aller Machthaber auf Erden könnte sie nicht wieder bringen. Denn dies wäre nur durch Auslöschung aller Lichter, durch eine permanente Guillotine, die alle denkende Köpfe abhackte, und durch die gänzliche Vertilgung der Schreib- und Lesekunst, möglich zu machen. Bevor es aber dazu kommt, Geron, — erfolgt gewiß das kleinere Wunder, — dasjenige, das ich von der vereinigten Ueberzeugungskraft unserer Aufklärung und unserer Erfahrungen erwarte. Sollte ich mich, wider alles Vermuthen, in dieser Erwartung betrogen finden — Aber nein! ich mag den kleinmüthigen Gedanken nicht ausdenken! Es muß vorwärts gehen, alter Geron, es muß!“ Geron: Meine Apologie der Vorurtheile könnte wol ungeschrieben bleiben, meinst Du? — Sinibald: Es wäre denn, daß Du sie in ein Märchen einkleiden wolltest.

Momente von übler Laune oder Aufbrausung gestand er selbst zu mitunter gehabt zu haben, und also Momente von nicht ruhiger Prüfung, befangener Ansicht, wodurch auch Er in Lob und Tadel zu einseitigen und parteilichen Urtheilen hingerissen

wurde. Wenn ihm aber hier — mehr in seinen politischen Abhandlungen als den Dialogen — etwas Menschliches begegnete; so wird man doch gestehen müssen, daß der Grund davon dem Menschen Wieland zur Ehre gereicht, Jene Momente kamen ihm nicht eher, als da die Greuel der Revoluzion ihn empörten, und da, wie er sich ausdrückt, „die anmaßlichen Weltbefreier die Maske abwarfen, um auch die Blinden mit Händen greifen zu lassen, wessen wir uns zu ihnen zu versehen haben.“ Der Kosmopolit Wieland war ein sehr echter teutscher Patriot, wenn er gleich kein Freund jener poetischen Teutschheit war, die uns die Urwälder Germaniens als das selige Paradies unsers Volkes anpriesen. Wie wenig er auch die Mängel unserer Verfassung verkannte, die er vielmehr oft sehr stark hervorhob, so wußte er doch auch das Gute an derselben zu schätzen, und sein reichsbürgerlicher Sinn hat sich durch mehr als eine Vertheidigung unserer alten Konstituzion bewiesen, welcher er den Vorzug vor neueren um so mehr gab, je öfter er in kurzen Zeiträumen diese wechseln sah. Es sprach seine innigste Ueberzeugung aus, als er sagte: „Was kann teutscher Patriotismus anders seyn, als Liebe der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens, und aufrichtiges Bestreben zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben alles beizutragen, was jeder, nach seinem Stande, Vermögen und Verhältnisse

zum Ganzen, dazu beizutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Teutschen sagen, was der römische Dichter von den Landleuten sagt; Felices sua si bona norint! Glücklich wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgiltig, blind und undankbar gegen die größten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätte; wenn wir ihrer nicht genössen, wie der Gesundheit deren hohen Werth man erst fühlt, wenn man sie verloren hat!"

Diese Momente einer getrübten Ansicht und mislauniger Aeußerungen waren es indeß nicht, die ihm das Schicksal bereiteten, als politischer Schriftsteller fast alle Parteien gegen sich zu haben; vielmehr waren es die Grundsätze, in denen er sich stets gleich blieb, welche dies verursachten. Die Demokraten eiferten gegen ihn, weil er die Monarchie der Demokratie vorzog; die Monarchischen, weil er nicht Absolutismus predigte, sondern bei jeder Gelegenheit, als einzigem Heil- und Rettungsmittel, zu konstituzioneller Monarchie rieth. Die Aristokraten mochten es wol leiden, daß er gegen die demagogische Freiheit und Gleichheit sich erklärte und Adel und Geistlichkeit gegen ungerechte Angriffe in Schutz nahm, erbitterten sich aber sehr, wenn er die Aufklärung vertheidigte und Kastenwesen und Vorrechte verwarf.

Einige Beispiele mögen zeigen, wie man gegen ihn verfuhr, und wie Er sich dabei benahm.

Auf eine zwar nicht unerhörte, aber doch ungewöhnlichere Art war er einst dazu gekommen, sechs Antworten auf sechs Fragen zu geben (Bd. 40). Ein Makulaturbogen hatte ihn dazu veranlaßt, den, wie er sagte, das Schicksal bestimmt hatte, zu einem weit über seine eigentliche Bestimmung erhabenen Gebrauch veredelt zu werden. Auf S. 214 des besagten Bogens fand er nämlich die Fragen: Was ist Aufklärung? Ueber welche Gegenstände kann und muß sie sich verbreiten? Wo sind ihre Grenzen? Durch welche sicheren Mittel wird sie befördert? Wer ist berechtigt die Menschheit aufzuklären? An welchen Folgen erkennt man ihre Wahrheit? Diese Fragen, meinte der Verfasser, seyen noch lange nicht so berichtiget, als sie es seyn müßten, um über den Begriff von Aufklärung und über ihren Gang unter uns ruhig zu seyn, und sie müßten rein und gerade und einstimmig beantwortet werden, wenn wir uns nicht in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben wollten. Da nun nach Wielands Meinung diese Fragen schon seit einigen tausend Jahren für alle verständigen Menschen keine Fragen mehr waren; so erklärte er, daß, wenn wir uns dem ungeachtet in einem solchen Chaos umtrieben, dies wol eine andere Ursache haben müsse. Ohne sich nun aber auf diese weiter einzulassen, gab er seine Antworten auf jene Fragen unter dem Namen Timaleth es (Wahr-

heits-Ehrer). Es fand sich hierauf, daß jene Fragen in der anonymen Schrift: Vertheidigung der Enthüllung des Systems der Weltbürger-Republik, enthalten gewesen waren, deren Verfasser es sehr übel nahm, daß Timalethes, den er „an der ganzen ihm bekannten Manier seines Vortrags und an dem cynischen Eingange" sogleich erkannt haben wollte, so schnöde mit ihm verfahren sey. Er zergliederte daher nicht nur jene Antworten auf seine Weise in einer andern Schrift: Ein Büchlein zur Beförderung einfältiger Lebensweisheit (von S. 54 bis 68), sondern kam auch in einer dritten Schrift, betitelt: Meines Vaters Hauschronika, darauf zurück, worin er erklärte, „Timalethes überliefere die Göttin Aufklärung obskuren Schustern und Schneidern, die er berechtige, Sodomiterei mit dem reinen Göttermädchen zu treiben, so gut sie es könnten." Erst durch eine Streitigkeit eines andern Schriftstellers mit dem Verfasser jener Schriften wurde Wieland damit bekannt, daß dieser ihn zurecht gewiesen, und bei dieser Gelegenheit konnte ihm kein Zweifel bleiben, daß der Verfasser jener Schriften der Herr v. Göchhausen sey, ein Mann von Geist und Gemüth, nur allzubefangen in manchen Vorurtheilen. Wieland antwortete diesem: „Was den Timalethes betrifft, mit welchem Hr. v. G. so weidlich umspringt, so ist alles, was besagter Timalethes von der Entstehung seiner sechs Antworten berichtet hat, bis

auf den geringsten Umstand in facto die lautere Wahrheit, wie ich hiemit, mit dem Herzen in der Hand, und bei dem Wort eines ehrlichen Mannes, versichere. Die Ursache, warum ich hierüber so positiv seyn kann, ist — weil ich selbst dieser Timalethes bin. Ich gestehe offenherzig, hätte ich damals gewußt, oder nur geahnet, daß der unglückliche Makulaturbogen den Hn. v. G. so nahe anginge; so würde Timalethes, aus sehr vielen Rücksichten, sich entweder gar nicht, oder doch in einem andern, unsern Verhältnissen angemeßneren Tone haben vernehmen lassen."

In Betreff der vorgeworfenen Schuster- und Schneider-Aufklärung entgegnete Wieland: „Meiner wenigen Meinung nach ist das Beste für den Schuster — Schuhe zu machen; sollte aber (was denn am Ende doch keine Unmöglichkeit ist) ein Schuster glauben, daß er auch ultra crepidam etwas Gemeinnützliches, oder ein Wort zu rechter Zeit zu sagen habe, warum sollte es ihm nicht erlaubt seyn? Einer von Sokrates bravsten Jüngern war zwar kein Schuster, aber doch einer, der für die Schuster arbeitet, ein Gerber, und die Athenienser konnten es wol leiden, in mehr als dreißig Sokratischen Dialogen, die er schrieb, die Wahrheit zu hören. Und sagte nicht der wackere Schuster Hans Sachs seinen Nürnbergern und der ganzen Welt in seinen naiven Reimen manche

heilsame, mitunter auch manche derbe Wahrheit unter die Nase, ohne daß ein Mensch etwas dagegen einzuwenden hatte? — Aber freilich trug man auch vor zweihundert Jahren in Teutschland noch etwas mehr Respekt vor einem Menschen und vor einem Bürger, als heut zu Tage!"

Ungeachtet nun aber Wieland diese seine Gesinnung stets offen bekannte, so wurde er doch von Manchem ganz und gar verkannt. Einst erhielt er einen Brief, dessen Schreiber ihn so anredete: „Herr Hofrath! Je mehr ich seit zwanzig Jahren in Ihnen den Mann verehrte, dem ich so unendlich viel verdankte, dessen Schriften mir zuerst die Decke von den Augen zogen, welche mir den freien Blick in die sittliche Welt verwehrte: desto weher thut es mir, seit einiger Zeit mit Ihnen nicht mehr über Angelegenheiten gleich denken zu können, die, wie mich dünkt, den Menschen so nahe am Herzen liegen, und die Sie — in mehrern Ihrer Schriften von einer ganz andern Seite betrachteten. Sie errathen, daß ich von der französischen Revoluzion spreche — worüber sie seit 1792 so manche aristokratische Grundsätze zu verbreiten gesucht haben; Grundsätze, die Ihnen sogar das erwarben, daß der große Aloysius Hofmann in Wien Sie in ein Schutz- und Trutzbündniß aufnahm, und die Sie wahrscheinlichst nicht bekennen würden, falls der Schauplatz tausend Jahre oder tausend geographische Meilen von uns entfernt läge. — Das mag der Politik

gemäß seyn; aber ich glaube nicht, daß der Freund der Wahrheit, da wo es auf mehr ankommt als bloße Vorurtheile, selbst die Schrecknisse einer Bastille scheuen müsse."

Der Professor Aloysius Hofmann wurde für das Haupt der Ultra-Absolutisten, den entschiedensten Gegner jeder freieren Ansicht, und den servilsten Vertheidiger des Gewaltrechtes gehalten, auf dessen Seite zu stehen bei jedem Freisinnigen für Schmach galt. Wieland versicherte nicht blos, daß weder Herr Al. Hofmann, noch das, was er schreibe und thue, innerhalb seines Gesichtskreises liege, sondern gab auch bei einer merkwürdigen Gelegenheit öffentlich den Beweis, daß er zu einer Clique nicht gehören könne, die in einem wenigstens sehr zweideutigen Licht erscheinen mußte. Als nämlich der gefangene Lafayette nach Preußens Friedensschluß mit Frankreich i. J. 1795 den Oesterreichern übergeben und von Magdeburg nach Olmütz gebracht worden war, erschollen bald mehrere Zeitschriften von der abscheulichen Behandlung, welche Lafayette und seine Familie erdulden müßten. Namentlich rastete Archenholz nicht, diese Sache in seiner Minerva zur Oeffentlichkeit zu bringen, und hatte sie selbst nach England vor das Parlament zu bringen gewußt. Da wurde Wielanden unter dem Insiegel des K. K. Landpräsidiums in Niederösterreich eine von dem Dichter Haschka verfertigte Broschüre zugesendet, mit dem Ansinnen, diese in

dem Merkur abdrucken zu lassen, wenn es ihm anders seine Gesinnungen oder anderweitige Rücksichten verstatteten. Wieland, der mit Archenholz schon von Biberach aus im Briefwechsel gestanden hatte, und diesen zu gut kannte, als ihn in dem Verdacht vorsetzlicher Verfälschung und hämischer, verleumderischer Absichten zu haben, erklärte, daß ihm allerdings seine Gesinnungen dies nicht gestatteten. In Hinsicht auf den eingedruckten officiellen Bericht des K. K. Feldzeugmeisters und Festungs-Kommandanten, Freiherrn v. Schröder, der den Ungrund der verbreiteten Nachrichten darzuthun bestimmt war, sagte er: „daß allen, die bisher an dem Schicksal der Verhafteten aus Menschlichkeit Theil genommen, nichts übrig bleibe, als zu wünschen, daß diese edle und unglückliche Familie bald in den Stand gesetzt werden möge, selbst als Zeuge gegen die grundlosen Erzählungen, womit das Publikum bisher in Ansicht ihrer getäuscht worden sey, auftreten zu können.“ Nachdem der Wunsch zur Befreiung dieser Unglücklichen durch Buonaparte, beim Vordringen desselben gegen Oesterreich i. J. 1797, in Erfüllung gegangen war, erschien denn auch im Journal de Paris sofort die merkwürdige Declaration derselben an den Marquis de Chasteller. Wieland aber erhielt von Altona aus folgendes von Lafayette, La Tour Maubourg und Buveaux-Pusey gemeinschaftlich unterzeichnetes Schreiben:

„Uns ist nach unserm Abgang von Olmütz ein angeblicher umständlicher Bericht über unsre Behandlung in die Hände gefallen, der auf Befehl der Oesterreichischen Regirung öffentlich und unter dem Namen eines Herrn Haschka bekannt gemacht worden. Es ist fern von unsrer Absicht und gar sehr unter unserm Charakter, uns über das, was wir daselbst während einer vierzigmonatlichen Gefangenschaft erfahren haben, zu beklagen; aber diese Schrift greift die Redlichkeit der illüstersten Senatoren von England, angesehener teutscher Schriftsteller, und namentlich der Herren v. Archenholz und Hennings an, und setzt uns folglich in die Nothwendigkeit, die Unwahrheit dieser Beschuldigung zu bezeugen, da sie, wie wir aus Ihrem Journal ersehen, die respektabelsten und bestgesinntesten Personen täuschen können. Wir begnügen uns, Sie zu versichern, daß beinahe alle wesentlichen Angaben in dieser Schrift entweder falsch oder entstellt sind; daß, wie groß auch die Gefälligkeit des Kommandanten von Olmütz gegen seine Obern gewesen seyn könnte, es uns doch unmöglich scheint, daß sein officieller Bericht nicht sollte verändert oder verstümmelt worden seyn, kurz, daß alle von den Herren v. Archenholz und Hennings angegebenen Thatsachen auf Details gegründet sind, aus Briefen genommen, welche Frau Lafayette an ihre Verwandten geschrieben und durch Vermittelung der Oesterreichischen Regierung an selbige gelangen lassen,

und daß sie überdies den Erklärungen gemäß sind, die wir dem Herrn Marquis de Chastellux zugestellt haben, der den besondern Auftrag von Sr. Kaiserlichen Majestät hatte, uns alle auf diesen Gegenstand sich beziehenden Erläuterungen abzufordern. Sie, mein Herr, haben den Wunsch geäußert, uns bald frei und im Stande zu sehen, als Zeugen in dieser Sache zu erscheinen; dies war so viel als uns zur Pflicht, die Wahrheit an den Tag zu legen, aufzufodern; wir sagen sie Ihnen, und wir kennen den Kredit, den Sie ihr geben können, zu gut um Sie nicht inständig zu bitten, solche öffentlich bekannt zu machen."

Wieland that dies, und zwar, wie er ausdrücklich sagte, „um wenigstens die Möglichkeit zu versuchen, ob dieses merkwürdige Aktenstück vor die Augen eines Monarchen kommen könnte, dessen Weltgepriesene Gerechtigkeitsliebe und Güte des Herzens keinen Augenblick zu zweifeln erlaubt, daß Ihm jeder Lichtstrahl angenehm seyn werde, den die Wahrheit in das sichtbare Dunkel dieser fatalen Geschichte fallen läßt." — Jede Anmerkung oder Betrachtung, erklärt er übrigens, die er beifügen wollte, würde ein Mistrauen in den Verstand oder das Herz der Leser verrathen, dessen er keinen würdig halten möge.

So zeigte Wieland, daß er unfähig war, auf der einen Seite zu billigen, was er auf der andern verwarf, und daß er von keiner Partei seyn konnte,

welcher Wahrheit, Recht und Menschlichkeit nicht heilig war. Was die ihm vorgeworfene Veränderung seiner Grundsätze betrifft, so ist diese völlig grundlos; im Wesentlichen ist er sich durchaus treu geblieben, und konnte mit voller Wahrheit von sich sagen, daß von seinen Grundsätzen und Gesinnungen schon im Agathon alles enthalten sey, was jeden unbefangenen Leser verständigen könne, wie er über die damaligen großen Weltbegebenheiten denken müsse, so lange er nicht in einen andern Menschen verwandelt werde.

Auch als politischer Schriftsteller zeigt Wieland in gleichem Grade Enthusiasmus und Kaltblütigkeit, wovon aber jener nicht in blinde Schwärmerei oder gar Fanatismus, diese nicht in Härte ausarten konnte; denn sein Enthusiasmus war auf einen wohl überdachten echt guten Zweck gerichtet, und seine aus Menschenkenntniß und Erfahrung entsprungene Kaltblütigkeit machte ihn auch hier geneigter zu Milde als zu Strenge. Wenn er aber aussagte, was diese ihn sprechen hieß, so mußte er sich öfters die heftigsten Invektiven gefallen lassen. Die Folgezeit hat indeß bewiesen, daß er viel richtiger gesehen hatte als seine Gegner, und daß er manches in prophetischem Geiste vorausgesagt. So z. B. als er sagte, daß bei einem Volke, welches so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringe, wie das französische, der Haß des Königthums sich am Ende wol gar wieder in eine Liebe verwandeln könne,

deren Ausbruch den Stiftern der Republik eben so gefährlich werden könnte, als es der vierzehnte August dem Königthum war. So als er vorschlug, das demokratische Frankreich solle zu seiner Rettung — Buonaparte zum Diktator ernennen. (S. das merkwürdige zweite Gespräch unter vier Augen, Bd. 42). Wie sehr man sich über dieses und Aehnliches auch ereifert hat, so behielt doch Wieland Recht. So wird man auch die Schilderung, die er von der Zeit entwarf, die jenseit der Grenzen seines Lebens lag, für eine sehr gelungene erklären müssen; aber eben deshalb auch wünschen, daß die jetzigen drei Bände seiner politischen Schriften, die so treffliche Veranlaßung geben, über viele Hauptpunkte der Politik nachzudenken, und die Vergangenheit sich zur Warnung dienen zu lassen, von allen Kron- und Erbprinzen fleißig möchten gelesen werden. Auch durch diese Schriften hat er bewiesen, wie höchst angelegen es ihm war, als Schriftsteller zu Beförderung alles dessen mit zu wirken, was er für das allgemeine Beste der Menschheit hielt, wofür der Enthusiasmus in seinem Herzen nie erlosch.

C. M. Wielands

Leben.

Neu bearbeitet

von

J. G. Gruber.

Mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands.

Vierter Theil.

VII. VIII. und IX. Buch.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1828.

Siebentes Buch.

Unverkennbar ist es, daß das Leben in der Nähe des Hofes in Wielands Gesinnungen nichts geändert und die freimüthigen Aeußerungen derselben nicht gehemmt hat. Wäre der Fall eingetreten, daß man dies von ihm verlangt oder erwartet hätte, so würde er sich zurückgezogen haben; denn mit Wahrheit sagte Göthe von ihm: „Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen.“ Es war aber unmöglich, daß er an diesem Hofe in diesen Fall hätte kommen können. Weder Karl Augusts vielseitige Bildung und kräftiger Wille für das Gute, noch seiner erhabnen Gemahlin reiner und ernster Wahrheitssinn, noch der genialen Herzogin Mutter helle Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse konnten dies befürchten lassen. So wurde für Wielands Wirksamkeit diese Nähe eines solchen Hofes nie hinderlich, sondern ihr vielmehr vielfach förderlich.

Nachdem Karl August seine, gewiß unvergeßliche, Regierung angetreten, wurde der Hof seiner Mutter, deren Geist nun keine Regentensorgen

mehr beschäftigten, ein Vereinigungspunkt für die Musenkünste, deren Priester und Verehrer jetzt freieren Zutritt bei Ihr fanden. Was irgend Bedeutendes in Poesie und Musik erschien, ward in Amalia's Zirkel gelesen, gespielt, gesungen, und Gegenstand der Unterhaltung, von welcher jedoch überhaupt nichts ausgeschlossen war, was auf Wissenschaften und Künste der Humanität Beziehung hatte, den Geist würdig zu beschäftigen und das Herz zu vergnügen fähig war. Was wahr und gut, was schön und edel, was geistreich und witzig, was zart und fein war, hieß hier, wo Scherz und Ernst wie Anmuth und Würde wechselten, gleich willkommen. Durchaus auf den Ton der echten Urbanität gestimmt, gab dieser Hof vielleicht das erste Beispiel eines nicht leeren Anstandes, und das Genie, welches in solchem Kreise Achtung, Neigung, Vertrauen fand, konnte sich nie gehemmt, sondern nur gefördert fühlen. In der schöneren Jahreszeit folgte dieser Kreis seiner Beschützerin auf das Land, wo die Musen den Aufenthalt durch ländliche Feste verschönerten. Dies geschah zuerst in dem, auf einem Bergrücken in der Nähe Weimars angelegten, Ettersburg, wo Jacobi's Zuruf in eine Steinplatte eingehauen:

O laßt, beim Klange süßer Lieder
Uns lächelnd durch dies Leben gehn,
Und, sinkt der letzte Tag hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn!

genau aussprach, in welchem Geist und zu welchem Zwecke man sich hier versammelte. Wieland in seinen Gedichten an Olympia, mit welchem Namen er seine fürstliche Gönnerin im Gedicht begrüßte, sagte davon:

Was ist's, das uns Olympiens hehren Wald
Zum Zaubergarten macht, zum Tempel schöner Freuden,
Zu dem man eilt, um zögernd draus zu scheiden?
Sie selbst! — O, würde Sie zu Ihrem Aufenthalt
Der rauhsten Alpe Gipfel wählen,
Der rauhsten Alpe würde bald
Kein Reiz der schönsten Berge fehlen;
Ja zöge Sie bis an den Anadir,
Wohin Sie gehen mag, die Musen folgen Ihr,
Ihr einen Pindus zu bereiten.
Sie, von Olympien stets geliebt, gepflegt, geschützt,
Belohnen Sie durch ihre Gaben itzt.
Sie schweben Ihr in Ihren Einsamkeiten,
Wenn Sie im Morgenthau die Pfade der Natur
Besuchet, ungesehn zur Seiten,
Und leiten Sie auf ihre schönste Spur.
Und wenn Sie, in begeisterndem Entzücken,
An einen Stamm gelehnt, mit liebender Begier,
Was Sie erblickt und fühlt, Sich sehnet auszudrücken,
So reichen sie den Bleistift Ihr.
Sie sind's, die am harmonischen Klavier
Der leichten Finger Flug beleben;
Und wer als sie vermöchte Ihr
Die Melodieen einzugeben,
Von denen das Gefühl der lautre Urquell ist,
Die tief im Herzen wiederklingen,
Die man beim erstenmal erhascht und nie vergißt,
Und niemals müde wird zu hören und zu singen?

O Fürstin, fahre fort, aus Deinem schönen Hain
Dir ein Elysium zu schaffen!
Was hold den Musen ist, soll da willkommen seyn.
Doch allen, die in Deine Wildniß gaffen,
Und nichts darin als — Bäume sehn,
Dem ganzen Midasstamm der frost'gen langen Weile
Mit ihrem Troß, dem Uhu und der Eule,
Und ihrer Schwesterschaft von Gänschen und von Kräh'n,
Sey Deine Luft zu rein! Das traur'ge Völkchen weile
Stets an des Berges Fuß; und führt das böse Glück
Es ja hinauf, so kehr es bald zurück,
Und banne selber sich aus Deiner Republik!

Die schattenreichen Gänge dieser Waldung waren die Scene zu einer Menge von interessanten Vergnügungen, in deren Erfindung der damalige Kammerherr v. Einsiedel, welcher späterhin den Plautus und Terenz auf unsre Bühne brachte, und Fräulein v. Göchhausen, ein Hoffräulein der Herzogin, unerschöpflich waren, damit nach ernsteren Beschäftigungen auch dem fröhlichen Scherz und der genialen Laune ihr Recht widerführe.

Zum Ersatz der jetzt in Weimar mangelnden Bühne war, hauptsächlich auf Göthe's Veranlassung, ein Liebhabertheater errichtet worden, zu dessen männlichem Personale Göthe selbst, v. Einsiedel, v. Knebel, v. Seckendorf, Musäus, Bertuch, Kraus gehörten, und zu dem weiblichen Corona Schröter, Fräul. v. Göchhausen, und eine Schwester Kotzebue's, dessen,

damals Gymnasiasten zu Weimar, Neigung für das Bühnenwesen dadurch ungemein belebt wurde. Nicht leicht dürfte wieder eine Bühne entstehen wie diese, wo der poetische Genius so frei und kühn schalten und sich in allen seinen wechselnden Gestalten zeigen konnte, in seiner ganzen Würde auf dem erhabnen Kothurn und in der keckſten Ungebundenheit des Humors, der auch in extemporirter Posse und Schattenspielen seinem Witz nnd satirischer Laune den Zügel schießen ließ. Mehrere der Mitspielenden dichteten eigne Stücke für diese Bühne. Wielands Beitrag war seine Pandora. Göthe erhielt hiedurch Veranlassung zu mehreren seiner kleinen Dramen. Während des Sommers folgte der Herzogin auch diese ausgezeichnete Bühne nach ihrem Ettersburg, und man gab die Vorstellungen bald in dem Schlosse, bald im freien Walde, wo, unweit der Hütte von Baumrinde, ein großer Platz dazu bereitet war. Unter anderem wurde hier auch der Jahrmarkt von Plundersweilern von dieser geistreichen Dilettantengeschellschaft aufgeführt.

Was früher Ettersburg gewesen, das wurde seit dem Jahre 1783 Tiefurt, als Amalia dieses stille, liebliche Thal zu ihrem Sommeraufenthalte wählte. Um nicht blos dem Zufall die Unterhaltung zu überlassen, faßte man hier die Idee, ein eignes Tiefurter Journal zu verfertigen, wozu jeder, der hier Zutritt hatte, freiwillige Beiträge lieferte. Man braucht nur zu hören, daß es solche Beiträge von

Göthe, Herder, Dalberg, Einsiedel, Knebel, enthielt, um daraus zu schließen, nicht nur daß es überhaupt sehr interessant, sondern auch nicht blos für eine flüchtige Belustigung berechnet gewesen seyn müsse. Dem Scherz war allerdings freier Spielraum gelassen, aber auch Gegenstände aus der praktischen Philosophie und der Aesthetik waren hier, als Stoff zu ernsten Betrachtungen, abgehandelt, und Herder hat mehrere solcher Abhandlungen nachmals in seine zerstreuten Blätter und seine Adrastea aufgenommen. Um manchen solcher Gegenstände von mehr als einer Seite zu beleuchten, stellte man zuweilen die Fragen darüber sogar als eine Art von Preisaufgaben auf.

Eben eines solchen Kreises aber und solcher Verhältnisse bedurfte es auch, wenn Wieland nicht mitten in der Residenz als Einsiedler leben sollte. Was so manchen sonst an dem Hofleben erfreuen mag, äußerer Glanz, Repräsentation, und eine gewisse Festlichkeit, das alles war nicht für ihn. Mit ungemein komischer Laune und einem immer neuen Zufluß drolliger Einfälle schilderte er, wie er in früherer Zeit, wo die Herzogin Mutter noch ein strenges Hofceremoniel beobachten mußte, diesem so große und schwere Opfer gebracht, und nicht blos erduldet Langeweile im Vorzimmer, lästiges Stehen im Saale, peinliches Sitzen an der Tafel, Unverdaulichkeiten, Erkältungen durch Zugluft, sondern auch das Allerschlimmste, die fatale Beutelperuque auf

dem Kopfe. Späterhin war er alles Hofzwanges entladen, und wußte das Glück, einem so auserwählten Kreise anzugehören, so wie den geistigen Gewinn, den er davon zog, — da auch für den geistreichsten Mann Austausch der Ideen nöthig ist, — ganz zu schätzen: allein die meiste Zeit lebte er doch in stiller Zurückgezogenheit in dem einfachen Kreise seiner Häuslichkeit, an welchen Neigung und Pflicht ihn mit gleich starken Banden fesselten. „Ich lebe, schrieb er i. J. 1782, in einer erwünschten Freiheit von öffentlichen Geschäften, den Musen und mir selbst, ein unscheinbares aber glückliches Leben, begünstigt mit der Gnade meiner guten Fürsten und der Liebe vieler Rechtschaffenen, umgeben von einer zahlreichen, um mich her theils aufblühenden, theils noch aufkeimenden Familie, die meine Existenz auf die interessanteste Art vervielfältigt, und durch die süßen Sorgen und angenehmen Pflichten des Hausvaters mein sonst sehr einförmiges Leben vor Stockung bewahrt. Kurz, ich bin vergnügt mit meinem Loos, und ohne andre Wünsch für die Zukunft, als jene bescheidenen, die ich mit meinem Horaz gemein habe:

Laßt mir nur was ich hab', und wär's auch minder,
Und was ihr etwa noch von Lebenszeit
Mir zugedacht, laßt mich nur selber leben!
Laßt mir's an Büchern nicht, auch nicht an Vorrath,
Was auf ein Jahr vonnöthen ist, gebrechen,
Damit die ungewisse Zukunft im Genuß
Des Gegenwärt'gen mich nicht stören müsse."

Um aber diesen bescheidenen Wunsch erfüllt zu sehen, bedurfte es seines Fleißes immer mehr, da seine Familie bedeutend angewachsen war. Von 14 Kindern, die ihm geboren worden, lebten ihm damals noch eilf, für welche, außer der Mutter und Gattin, ihm die Sorge oblag. Mit Freudigkeit erfüllte er diese Pflicht; bei aller Anstrengung aber und aller hausväterlichen Sparsamkeit konnte er es wenig weiter bringen, als eben zur Erfüllung jenes Horazischen Wunsches, da er — um mit Göthe zu reden —

Da er sich auf den Erwerb schlecht, wie ein Dichter, verstand.

Der Ertrag von dem Merkur war sein Hauptgewinn; außerdem hatte er von seinen Werken nie einen sehr bedeutenden Vortheil gezogen. Für seine früheſten poetischen Schriften trug ihm der Bogen nicht mehr als ungefähr einen Dukaten ein, und als er eine neue verbesserte Auflage davon besorgte, so „hoffte er, die Verleger würden nicht unbillig finden, wenn er diese seine Arbeit, um sie nicht gar umsonst zu machen, auf einen großen Thaler für den Bogen taxire.“ Von seinen Komischen Erzählungen sagt er selbst: „Jedermann, welcher weiß, daß in Frankreich dem mittelmäßigen Reimer und Romänchenschreiber wenigstens 2 Louis d'or für den Bogen bezahlt werden, lacht mich aus, daß die komischen Erzählungen mir nicht mehr noch weniger

als 5 Gulden für den Bogen eingetragen haben.“ Da nahm er sich nun vor, besser auf seinen Nutzen bedacht zu seyn, und wollte von dem Idris, „der ihm, ungeachtet des Vergnügens, das er bei der Komposizion gehabt, doch unendliche Mühe und Erschöpfung gekostet, so viel als möglich Vortheil zu ziehen suchen.“ Nach einer langen Vorrede hiezu foderte er für Idris, Musarion und die neu zu druckenden komischen Erzählungen, 20 Louis d'or. Diese Ausgabe kam jedoch nicht zu Stande, und Wieland war späterhin erstaunt und erfreut, als ihm der Buchhändler Reich in Leipzig für die Musarion ein Honorar von 30 und für den Diogenes von 50 Dukaten sendete. Für seine Uebersetzung des Shakespeare erhielt er für den Bogen 4 Gulden 40 Kreuzer, und die Verlagshandlung konnte so viele Auflagen davon machen, als sie wollte. Agathon hatte kein besseres kaufmännisches Glück für ihn. Ein Buchhändler hatte ihm für den Bogen einen halben Louis d'or geboten. Dieser Unverschämtheit halber schalt er ihn einen petit fripon, und rühmte dagegen den Verleger, der ihm einen ganzen Louis d'or zahlte, als einen libraire assez honnête. Nicht lange darauf, als er mit Reich bekannt geworden, schrieb er: „der Freundschaftsknoten ist so enge zwischen uns zugezogen worden, daß ich an wenig andre Verleger mehr denken kann. Reich hat sich bisher sehr edelmüthig gegen mich betragen.“ Allerdings war er bei ihm sicherer, als

bei der Dessauischen Buchhandlung der Gelehrten, die mit einem Kapital von 20,000 Thalern zu zahlen aufhörte und ihren treuherzigen Aktionairs mit keiner Sylbe von dem ihrigen Rechenschaft gab. Der Versuch, welchen Wieland mit ihr gemacht hatte, schreckte ihn nicht blos von künftigen ähnlichen Spekulazionen, sondern auch davon ab, sich mit andern Buchhändlern als dem ihm befreundeten Reich, diesem Theilnehmer an der Weidmannischen Buchhandlung, einzulassen; in welchen beiden Hinsichten er eben nicht zu seinem größeren Vortheil handelte. Als ihn im Jahre 1784 die Unternehmer der Jenaischen Litteraturzeitung, Schütz, Bertuch und Hufeland, zum Beitritt auffoderten, war er eine Zeit lang sehr geneigt, das verlangte Kapital von tausend Thalern daran zu wagen; allein die Besorgniß des Mislingens machte, daß er zurücktrat, um seiner Familie nichts zu entziehen. Wie sehr zu seinem Nachtheil er hier zurückgetreten sey, erkannte er bereits im nächsten Jahre; zu welcher Ueberzeugung er in Hinsicht auf jene Verlagshandlung kam, werden wir noch sehen. Genug, sein Entschluß, nur ihr seine Werke zu geben, wankte nicht, ungeachtet es ihm an Anerbietungen von vielen Buchhändlern nicht fehlte.

Eines Tages kam ein junger Buchhändler, der sich vor Kurzem in Leipzig etablirt hatte, zu ihm, und erhielt auf sein Ersuchen nur die Antwort: Reich ist mein Freund, und so lange dieser lebt,

ändere ich nicht. — Indeß entspann sich zwischen beiden ein Gespräch, aus welchem Wieland immer mehr erkannte, daß er keinen alltäglichen Buchhändler vor sich habe, sondern einen Mann von Geist und vielseitigen Kenntnissen, der sich der Würde seines Berufs bewußt und entschlossen war, das Geschäft eines Buchhändlers in dem Sinn und Geiste zu führen, wie Wieland es selbst hatte führen wollen, allerdings zum Gewinn für sich, aber stets auch zur Ehre für unsere Litteratur, zum möglichsten Vortheil für die Schriftsteller, und auch in typographischer Hinsicht zur Ehre Teutschlands. Je länger je mehr war Wielanden dieses Gespräch interessant geworden, und es war ihm verdrüßlich, daß seine Gattin hereintrat und es mit einigen Fragen, womit es wohl Anstand hätte haben können, unterbrach. In Augenblicken solcher Störung konnte nun Wieland sehr mislaunig werden, und ward es auch jetzt. Die Milde und sanfte Heiterkeit, womit die Gattin augenblicklich sich entfernte, entzückte den jungen Buchhändler, und er brach in die Worte aus: Herr Hofrath, welch einen Engel von Weibe haben Sie! — Wieland sah ihn einige Augenblicke ernst an, stand auf, ging auf ihn zu, und sagte: „Junger Mann, Sie sind fähig, den Werth dieses Weibes zu erkennen; damit haben Sie auch mein Herz gewonnen. Hier meine Hand! Ist Reich gestorben, so wird kein anderer mein Verleger, als Sie.“

Georg Joachim Göschen war der junge Buchhändler, dessen Wieland auch, unaufgefodert, nach dem Tode Reichs sogleich gedachte; denn, seiner Zusage gemäß, gab er ihm jetzt den Peregrinus Proteus und die Göttergespräche in Verlag, und übertrug ihm den Betrieb des Merkur. Die Verbindung, in welche Beide nun mit einander getreten waren, reifte in Göschen den Plan zu einer neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke Wielands; bei welchem Unternehmen etwas länger zu verweilen um so nöthiger ist, da es von bedeutenden Folgen für die teutsche Typographie, den teutschen Buchhandel, und für Wielanden selbst gewesen ist, zu dessen noch genauerer Kenntniß die Mittheilungen aus einer beträchtlichen Reihe noch ungedruckter Briefe dienen werden.

2.

Die neue Ausgabe der sämmtlichen Werke Wielands unterlag für diesen großen Bedenklichkeiten von verschiedener Art, und zunächst rechtlichen, die auch von außen her angeregt wurden: denn kaum hatte von dieser Ausgabe im Publikum verlautet, als die Weidmannische Handlung, welche nicht geneigt war, ihr bisheriges Verlagsrecht aufzugeben, dagegen auftrat, und die Rechtsfrage anregte, ob ein Schriftsteller über sein Geistes-Eigenthum zum

zweiten Male verfügen könne. Daß Wieland, um des zu hoffenden, und für ihn bedeutenden, Gewinnes willen nicht leichtsinnig habe hinweggehen können, läßt sich schon aus seinem früheren Benehmen schließen, da er, um eine neue Ausgabe des Agathon veranstalten zu können, der Verlagshandlung das erhaltene Honorar zurück zu zahlen sich verpflichtet fühlte. Er schrieb daher am 7. April 1791 an Göschen, der diesen Rechtsstreit nicht scheute, über dessen Ausgang Wieland, nicht blos seiner selbst, sondern weit mehr Göschens wegen, sehr besorgt war:

„Ich habe vieles auf dem Herzen, worüber ich mich noch nicht genug mit Ihnen expektorirt habe, und was mündlich am Besten abgehandelt werden kann. Es betrifft die allgemeine Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, von welcher ich mir unmöglich aus dem Kopfe bringen kann, daß sie, unter den Bedingungen, die auf meiner Seite unumgänglich sind, nur gar zu wahrscheinlich der Ruin Ihrer Handlung seyn würde. Der Himmel weiß, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine, — die Bedenklichkeiten, die mich für Sie ängstigen, sind nichts weniger als hypochondrische Phantome — sie sind nur gar zu reell, und noch niemals haben Sie mir über das, was ich Ihnen bereits davon geschrieben habe, eine befriedigende Antwort gegeben. Die Sache ist zu wichtig, als daß man sie, in Cäsars Manier, auf gut Glück unternehmen dürfte.

Kurz, lieber Göschen, wir müssen uns noch darüber besprechen. Sie müssen alle meine Bedenklichkeiten hören, müssen mir auf alle eine völlig beruhigende Antwort geben, oder ich kann, ohne einen großen Theil meiner Gemüthsruhe zu verlieren, nicht zu einer Unternehmung konkurriren, die, meiner jetzigen Ueberzeugung nach, nicht anders als nachtheilig für Sie ausfallen würde. — Dies ist die Hauptsache, warum ich Ihre vor einiger Zeit vorgehabte Exkursion nach Weimar wünsche. Sollten Sie wider Verhoffen nicht Zeit dazu gewinnen können, so kann diese Angelegenheit auch schriftlich zwischen uns verhandelt werden. Inzwischen bleiben Sie versichert, daß das, was ich Ihnen hier geschrieben habe, keine andere Quelle hat, als die herzliche Freundschaft und Theilnehmung, womit ich, so lang ich lebe, seyn werde Ihr ergebenster W.

Auf die von Göschen erhaltene Erklärung schrieb er am 12. Mai:

„Mein schätzbarster Freund! Wenn meine Gesinnungen für Sie nicht schon lange vor Erhaltung Ihrer Antwort entschieden gewesen wären, so hätte mich die rechtschaffene, edle, männliche und wahrhaft freundschaftliche Art, wie Sie Sich darin über die bewußte Sache gegen mich erklärt haben, auf ewig zu Ihrem Freund im engesten Sinn des Wortes machen müssen. Brauche ich Ihnen noch zu sagen, wie stark mein Herz bei Entscheidung dieser Sache auf Ihre Seite hinüber schlägt, und wie

sehr ich wünsche, daß ich, wo möglich, selbst die unbestechliche Göttin des Rechts zu Ihren Gunsten möchte gewinnen können? Urtheilen Sie daraus, wie glücklich ich seyn werde, wenn eine beruhigende Antwort von einem oder zweien zuverlässigen Priestern derselben mich hierüber ein für allemal außer Zweifel setzen und mir die volle Freiheit geben werden, bloß der Eingebung meiner herzlichen Freundschaft für meinen lieben Göschen Gehör zu geben. — — Hier theile ich Ihnen inzwischen den letzten Brief mit, den ich von dem Hrn. Gr.*) mit einem Antrag, dessen ich mich wahrlich nicht zu ihm versehen hätte, erhalten habe. Daß ich diesen Antrag, so höflich und mit so guter Art als mir möglich war, geradezu von der Hand gewiesen, werden Sie mir gerne glauben. Allem Ansehen nach suchte Hr. G. den so lange vergessenen goldenen Spiegel nur darum aus dem Staub hervor, um einen Vorwand zu haben, sich über die Hauptsache mit mir in Korrespondenz zu setzen; denn wie hätte ihm sonst einfallen können, daß ich mir die vorhabende allgemeine Ausgabe durch eine neue verbesserte Auflage des Goldenen Spiegels selbst verkümmern würde? Dieser Pfeil hat sein Ziel verfehlt!“

*) Gráf, Director der Weidmannischen (jetzt Reimerschen) Buchhandlung, deren Eigenthümerin damals eine schon bejahrte Mamsell Weidmann war, nach deren Tode die Handlung an Junius kam, was ich um einer gleich folgenden Stelle willen bemerke.

Es ist möglich, daß Wieland in dieser Vermuthung geirrt hat; er gerieth aber späterhin noch einmal in Versuchung. Eben als der Anfang der besagten neuen Ausgabe erscheinen sollte, sendete ihm die Weidmannische Handlung 112½ Stück Ducaten, „und zwar — wie sie ihm meldete — 50 Stück für die zweite Auflage der Horazischen Satiren, zu welchen sich unser ehemaliger Associé, der sel. Reich, seiner Zeit erboten hat; 46½ für die neue Auflage Ihrer kleinern prosaischen Schriften, 2 Theile; und 16 Stück für eine neue Auflage des 7. Theils Ihrer auserlesenen Gedichte.“ Wieland ließ das erhaltene Päckchen unerösnet, und schrieb an Göschen: „Sagen Sie mir aufrichtig und unverhohlen, was ich thun soll? — Das Geld gerade wieder zurück zu schicken, wäre unstreitig das edelste und großherzigste, was ich thun könnte. Aber auf der andern Seite kommt der Versucher, und flüstert mir zu: Die W. H. hat nun einmal diese zweite Auflage der Horazischen Satiren gemacht, wiewohl ich ihr, auf ihr vor einem halben Jahre geschehenes Ansuchen, die Revision dieses Werkes zu einer zweiten Auflage rund abgeschlagen habe. Ich kann sie nicht verhindern, diese zweite Auflage eines Buchs, zu dessen erster Auflage sie von mir berechtigt wurde, zu verkaufen, — ist es also nicht billig, daß sie für diese Auflage die sich selbst auferlegte Schatzung à 50 Dukaten bezahle? Was die übrigen 62½ Dukaten betrifft,

so ist richtig (wie ich Ihnen schon mehrmal gestanden habe), daß ein sub auspiciis Herrn Legationsrath Bertuch errichteter förmlicher Vertrag zwischen Weidmanns Erben und Reich und mir subsistirt, vermöge dessen diese Handlung bei jeder neuen Auflage im kleinen Format meiner auserlesenen prosaischen und poetischen Schriften so viel Dukaten als das Buch Bogen hat bezahlen soll, und sie erfüllen also dadurch bloß ihre Schuldigkeit, so wie ich sie nicht verhindern kann, so viele Auflagen zu machen, als sie Lust haben. Indessen bitte ich Sie doch zu bemerken, daß ich dieser neuen Auflage der kleinen prosaischen Schriften und des VII. Theils der auserlesenen Gedichte wegen, nicht vorher gefragt worden bin, auch nicht ein Jota an diesen Schriften verändert oder verbessert und also zu dieser Auflage nichts beigetragen habe. — Nun, lieber Freund, sagen Sie mir, was ich thun kann, darf und soll."

Göschen hatte gar nicht Zeit seinen Rath zu ertheilen, denn gleich die nächste Post brachte ihm von Wieland diese Zeilen: „Liebster Göschen! Ohne Ihre Erklärung abzuwarten, habe ich der W. H. heute ihre 50 Dukaten für den neuabgedruckten Horaz mit einer der Sache gemäßen Beschwerde über ihr unbefugtes Unternehmen zurück geschickt."

Wäre Wielands Entschluß zu der neuen Ausgabe seiner Werke bei Göschen nicht durch dessen Erklärungen bestimmt geworden, so würden die immer

wiederholten Reizungen des Direktors der Weidmannischen Handlung, der sich ihm am Ende gar verhaßt machte*), ihn bestimmt haben. Nach vielfältiger Erwägung dieser ihn nur zu oft störenden Angelegenheit gelangte er endlich zu dem Resultate, welches er Göschen in folgendem Briefe vom 15. Mai 1794 mittheilte.

„Die W. H. kann sich in nächster Messe ein Attestat von der ganzen Hochlöblichen Buchhändlerzunft des H. R. Reichs für die Richtigkeit ihrer aufgestellten Sätze geben lassen, ohne damit vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft und der Gerechtigkeit das Geringste zu beweisen. Gewohnheit und Herkommen kann in Sachen dieser Art, worin ver-

*) Wodurch hauptsächlich, kann man aus folgender Stelle eines Briefes von Wieland ersehen: „Ueber den Tod der Mslle. Weidmann werden wir uns beide vermuthlich leicht zu trösten wissen. Wenigstens sollte ich denken, Hr. Gräf werde Mühe haben, dem Herrn Junius den Grad von Rage zu inspiriren, der ihm den Vorsatz eingab, wenn es seyn müßte, zehntausend und mehr Tausend Thaler aufzuopfern, um Ihnen wenigstens so viel Verdruß und Schaden zuzufügen, als er könnte. — Oder sollte etwa Hr. Gräf einen Käufer zur Weidmannischen Handlung abgeben, und dann doch noch Mittel und Wege finden, seine schadenfrohe Bosheit an uns auszulassen? — So bald es aus seinem eignen Beutel gienge, würde er wol nicht so leicht entschlossen seyn, sich das Vergnügen der Schadenfreude und Rache mit Verlust einiger Tausend Thaler zu verschaffen.“

änderte Zeiten und Umstände auch die ganze Gestalt der Sache ändern, keine beweisende Kraft haben, eben so wenig als das parteiische Urtheil eines oder mehrerer oder auch der großen Majorität der Buchhändler in einer Sache, welche in gewissem Sinn jeder für seine eigne ansehen kann, von dem geringsten Gewicht ist. Denn die Rede ist ja nicht von einer res facti, sondern von dem, was Recht ist. Die Anmaßungen der W. H. und aller es mit ihr haltenden Buchhändler sind an sich selbst ungerecht, indem sie sich auf die Voraussetzung der Gültigkeit eines unbilligen Kontrakts gründen, wobei der eine Theil so enorm lädirt wird, daß er vollkommen berechtigt ist, denselben aufzuheben, ohne dem andern Theil, der sich dabei nicht über Beschädigung, sondern nur über lucrum cessans (das Unterbleiben eines unbilligen Gewinns) beklagen kann, den mindesten Ersatz schuldig zu seyn.

„Die verlangten Briefe zu schicken ist mir unmöglich, weil ich auf die Anträge, welche sie enthielten, gar keine Reflexion machte, diese Briefe also nichts achtete, folglich auch nicht weiß, ob sie noch vorhanden, oder bei Gelegenheit meines letzten Auszugs in eine neue Wohnung mit 10,000 andern unnützen Briefen dem Vulkan geopfert worden sind.

„Indessen sende ich Ihnen hiebei die verlangten Attestate, so gut als ich sie mit einem sehr abnehmenden Gedächtniß, welches ohnehin für Sachen

dieser Art niemals eine lange dauernde Receptivität hatte, auszustellen im Stande bin. Gut wäre es gewesen, wenn Sie selbst sich in Zeiten dafür verwendet hätten, einige bedeutende Buchhändler von Ihrer Denkart in dieser Sache zu überzeugen; aber vermuthlich werden Sie, wenns zum Treffen kommt, der einzige Ihres Ordens seyn, der edel und billig genug denkt, sich für das Recht der Schriftsteller gegen die gewinnsüchtigen Anmaßungen der Buchhändler zu erklären.

„Sie schrieben mir: übrigens werde ich schon sagen, daß die Meinung der Buchhändler eine Meinung sey, welche von jenen Zeiten herrührt, wo die Schriftsteller sich nichts für ihre Arbeit bezahlen ließen.“ — Ich glaube nicht, daß je eine solche Zeit war; wenigstens ist sie schon längst vorbei. Vor 50, 60 und mehr Jahren ließ sich ein berühmter Schriftsteller in Teutschland freilich für ein Werk seines Kopfes kaum so viel bezahlen, als jetzt ein leidlicher Taglohns-Uebersetzer für seine bloße Handarbeit bekommt; D. Franz Buddeus bekam 1 Dukaten, und der Kanzler Wolf in Halle 1 Louis d'or pr. 1 Bogen (der letztere machte von seinem großen lateinischen Werk in 4., das aus einer ungeheuern Menge von Theilen besteht, gewöhnlich alle Morgen vor dem Dejeuné einen Bogen fertig); aber dabei muß in Anschlag gebracht werden 1) daß damahls mit einem Dukaten wenigstens so viel auszurichten war, als jetzt mit zweien, 2) daß das

lesende Publikum in Teutschland bei weitem nicht so groß war als jetzt, folglich auch der Absatz desto kleiner, 3) daß es in jenen Zeiten noch wenig oder keine Schriftsteller von der Art in Teutschland gab, wie die Leute sagen, daß derjenige sey, um dessen Werke dermahlen processirt wird, 4) daß die meisten Schriftsteller von jeher arme Teufel waren, die das Honorar, das ihnen der Verleger so karg als möglich zumaß, oft so nöthig hatten, daß sie sich jede Bedingung gefallen ließen, um nur baares Geld zu kriegen. Wenn ein Benöthigter und ein Geiziger zusammen treffen, so kommt der erste immer zu kurz; (welches mit Hrn. Reich fast immer mein Fall war) zumahl wenn der necessitente Autor überhaupt ein edelmüthiger und bescheidener Mensch ist, der sich (ebenfalls wie ich) immer fürchtete zu viel zu fodern, dem immer für seinen Verleger Angst war, er möchte Schaden an seinen Werken haben, kurz keinen Begriff weder von dem kaufmännischen Werth seiner Schriften, noch vom Buchhandel überhaupt hatte, bis er endlich nach langer Zeit mit Schaden klüger wurde.

„Was Musarion, Oberon, und alle übrigen in der Sammlung der auserlesenen Gedichte befindlichen Werke betrifft, so habe ich Ihnen schon ehemals nicht verhalten, daß wegen dieser Sammlung ein schriftlicher Akkord zwischen der W. H. und mir subsistirt, der ihr das Recht giebt, besagte Gedichte, nicht einzeln, aber als Sammlung so oft zu drucken,

als es ihr gefällt, mit Bedingung eines mäßigen Honorars, wofern ich etwas daran ändere oder verbessere.

„Daß ich mit dieser Handlung nichts mehr zu schaffen haben will, ist bei mir eben so ausgemacht, als daß keine Macht im Himmel noch auf Erden mich zwingen kann, wider meinen Willen auch nur einen Buchstaben für die W. H. zu schreiben. Hierüber brauche ich mich wol weder gegen die Löbl. Buchhändler-Innung noch gegen sonst Jemanden in der Welt zu rechtfertigen. — So viel für diesmahl. Leben Sie wohl, lieber Göschen, und waffnen Sie sich mit dem Panzer der Geduld und dem Schilde des Glaubens, um die feurigen Pfeile des — abzutreiben.“

Der Gang des Prozesses in dieser Angelegenheit war nun aber dieser. Die Weidmannische Handlung, welche von Wielands sämmtlichen Werken 17 im Verlag hatte, kam zunächst bei der Bücherkommission in Leipzig ein mit dem Antrage, diesen neuen Druck von Werken, worauf sie ein Recht habe, zu verbieten, den Verleger derselben aber zu 50 Thaler Strafe zu verurtheilen. Göschen wendete dagegen ein, daß man wohl zu unterscheiden habe, ob einzelne Werke aus einem Verlag in einen andern gegeben, oder ob diese einzelnen Werke eines Schriftstellers in eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke aufgenommen würden. Das Urtheil des Leipziger Schöppenstuhls fiel dahin aus, daß dem

Kläger kein Klagrecht zustehe, und die Leipziger Juristen-Fakultät bestätigte dieses Urtheil. Die Streitsache wurde nun an das Sächsische Ober-Appellations-Gericht gebracht, wo es zu Erörterungen über den Unterschied zwischen einer neuen Auflage und einer neuen Ausgabe kam. Der hier erhaltene Bescheid war dieser: „Kläger haben den Klagegrund darauf gesetzt, daß die vom Beklagten veranstaltete Herausgabe einer Sammlung der sämmtlichen Wielandischen Werke als ein Nachdruck der einzelnen Wielandischen Werke, deren rechtmäßige Verleger sie wären, zu betrachten sey. Dieses ist aber, wenigstens im gegenwärtigen Falle, da Beklagter die Herausgabe dieser Sammlung zufolge eines mit dem Schriftsteller abgeschlossenen Contracts veranstaltet, offenbar unrichtig. Denn in einem solchen Falle ist die Herausgabe einer Sammlung sämmtlicher Werke, selbst wenn der erste Verleger alle diese Werke ohne einige Ausnahme vorher einzeln in seinen rechtmäßigen Verlag überkommen, doch immer nur mit einer neuen Ausgabe in Vergleichung zu stellen, wie Kläger auch selbst zugeben. Eine neue Ausgabe aber, die der zweite Verleger mit Genehmigung des Schriftstellers veranstaltet, gewähret in der Regel dem ersten Verleger kein Klagerecht gegen den zweiten Verleger, da das Verlagsrecht in der Regel, und wenn nicht zwischen dem Schriftsteller und dem ersten Verleger etwas anderes bedungen ist, nur auf die erste Ausgabe des

Werkes sich erstrecket. Der erste Verleger hat zwar einen Schaden-Anspruch an den Schriftsteller, wenn dieser eine neue Ausgabe veranstaltet, und jener die von ihm rechtmäßig veranstalteten Auflagen der ersten Ausgabe noch nicht abgesetzt hat; allein gegen den zweiten Verleger hat er in der Regel kein Klagerecht. Dieses alles ist in der Natur des Verlags-Contracts gegründet, und nach derselben in dem Königlich Preuß. Landrechte P. I Tit. XI. §. 996 seq. festgestellet, und finden diese aus der Natur des Verlags-Contracts herfließenden Folgerungen auch in den hiesigen Landen bei dem Mangel eines positiven Gesetzes in denselben allerdings Anwendung. Ein andres ist es, wenn der Schriftsteller sich mit dem ersten Verleger, wie Kläger im Fortgange des Prozesses behaupten, dergestalt vereiniget, daß jener des Rechts auf eine neue Ausgabe sich ausdrücklich begeben, (aus der Unterlassung des Vorbehalts dieses Rechts aber kann eine stillschweigende Begebung desselben nach der Natur des Verlags-Contracts nicht gefolgert werden), und wenn, wie Kläger im ferneren Laufe des Prozesses vorgeben, Beklagter solches nicht nur gewußt, sondern den Schriftsteller sogar selbst zu dem mit ihm geschlossenen Contracte unter Uebernehmung der Vertretung desselben gegen die Kläger veranlasset; dann haben Kläger gegen Beklagten ex damno culpa et dolo duto allerdings ein Klagerecht. Die von Klägern gegenwärtig angestellte Klage aber ist auf diesen Grund nicht

gebauet, und also ist solche, zwar nicht schlechterdings, jedoch angebrachter maßen zu verwerfen gewesen *)."

So war von dieser Seite die neue Ausgabe seiner Werke für Wieland eine Quelle vielfachen, jahrelangen Verdrusses; und wenn er von der Vergangenheit auf die Zukunft schloß, schien es ihm nicht unmöglich, daß neue Verdrüßlichkeiten ihm bevorstehen könnten, selbst von einer Seite her, von welcher sie für den Augenblick freilich gar nicht zu besorgen waren, von Seiten des neuen Verlegers nämlich. Um diesem möglichen Uebel vorzubeugen, glaubte er Göschen und sich selbst schuldig zu seyn, seine Denk- und Sinnesart über ihr einzugehendes Verhältniß diesem ganz frei und unumwunden zu eröffnen. Dies that er in folgendem Briefe:

„Gegenseitige Gerechtigkeit ist die Basis aller menschlichen Verbindungen, und also gewiß auch einer wahren und dauerhaften Freundschaft: man kann aber nicht gerecht gegen einander seyn, wenn sich nicht immer der Eine an des Andern Stelle zu setzen weiß. Dies, mein lieber Freund, ist, was ich immer gegen Sie beobachten möchte, was ich aber auch immer von Ihnen erwarte. Wir haben beide ungefähr einerlei Herz und Sinnesart. Dürften Sie immer nur der Generosität ihres Her-

*) S. hierüber Kindii Quaestiones forenses. Bd. 2. S. 288 — 294.

zens Gehör geben, so würden Sie immer dreimal so viel für mich thun, als ich mir selbst im Traum nicht einfallen lassen könnte, zu fodern. Nathan der Weise selbst würde nicht freigebiger seyn als mein Freund Göschen, wenn er Nathans Reichthümer besäße. Mit mir ist es nun ungefähr eben so. Mit wie vielem Vergnügen wollte ich Ihnen meine Manuscripte geben und nichts anders dafür verlangen, als Ihre Freundschaft, wenn ich so handeln könnte und dürfte! Aber Sie kennen meine Umstände und Verhältnisse so gut als ich die Ihrigen. — Wir können nicht großmüthig seyn; gerecht und billig in unserm leidigen Autor- und Verleger-Verhältniß gegen einander zu seyn, ist alles, was Ihnen und mir die Pflichten gegen die Unsrigen erlauben; und bei Ihnen, da Sie ein Kaufmann sind, und zu glücklicher Fortsetzung Ihrer Geschäfte beständig Geld und Credit brauchen, walten natürlicher Weise noch Umstände vor, die ich nicht verkenne, und die Ihre Lage gewissermaßen noch schwieriger machen, als die meinige mit eilf, meistens noch unerzogenen, Kindern ist. Ich bin mir bewußt, daß ich immer nach den Regeln der Billigkeit gegen Sie gehandelt habe; und auch Sie wissen, daß ich Ihnen meine Manuscripte nicht deßwegen anbiete, weil es mir an bereitwilligen Verlegern fehlte, sondern weil ich, so lange Sie mein Verleger zu seyn wünschen, Sie aus persönlicher Zuneigung allen andern vorziehe. Sie wissen nicht

weniger, daß ich mich des Umstandes, daß Sie Selbst mein Verleger zu seyn wünschen, nicht gegen Sie prävalire; daß ich nie mehr, aber wohl (erweislicher maßen) lieber weniger verlange, als mir andere, die mich von Zeit zu Zeit schriftlich um Verlagsartikel quälen, geben würden, und kurz, daß ich es immer in Ihre Willkühr stelle, ob Sie unter den Bedingungen, die ich zu machen genöthiget bin, meine Waare wollen oder nicht — denn Waare muß es nun leider einmal seyn. — Wenn ich denn also auch von Ihnen erwarte, daß Sie immer nicht nur genau, sondern auch de bonne grace erfüllen wozu Sie Sich anheischig gemacht haben, so glaube ich dazu berechtiget zu seyn und sehe mich ungern in meiner Erwartung getäuscht. Wozu, mein Freund, sage ich Ihnen das alles? Wahrlich, nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen; denn, habe ich nicht Ursache mit Ihnen sehr zufrieden zu seyn? Haben Sie bisher nicht immer alle meine Wünsche erfüllt? — Und wenn es ein einzigesmal auch nicht so recht de bonne grace geschehen wäre, soll die Freundschaft nicht so viel Nachsicht haben, zu bedenken, daß ein mit Geschäften und Sorgen überhäufter Mann unmöglich immer in der besten Laune seyn kann, zumal wenn er alle Augenblicke Geld auszuzahlen hat, und selbst nicht bezahlt wird? O ganz gewiß! Auch soll wahrhaftig diese Kleinigkeit Ihnen nicht ein Jota von meiner Hochachtung und Liebe rauben. Aber demungeachtet

ist die Betrachtung, um deren willen ich das alles schreibe, für mich von großer Wichtigkeit. Es ist ein wunderlich Ding um das menschliche Herz, und eine seiner Wunderlichkeiten ist, daß es beinahe unmöglich ist, daß einem ein Mensch, an den man oft Geld zu zahlen hat, nicht endlich lästig und fatal werden sollte, zumal wenn wir dadurch zuweilen ins Gedränge kommen, wie das bei einer nicht immer vollen Kasse doch manchmal der Fall seyn muß. Ist nun der Mann, an den wir immer so viel und oft zahlen müssen, ein Freund im engern Verstande, so wird es (oder ich müßte das menschliche Herz nicht kennen) in der Länge nur desto schwerer, daß die Freundschaft unter einem so drückenden Verhältnisse nicht endlich unvermerkt leiden sollte. Unglücklicher Weise befinden Sie sich just mit mir in dem vorerwähnten Falle; kaum haben Sie einen Posten an mich bezahlt, so kommt in wenigen Wochen schon wieder ein anderer. Freilich geht es damit ganz natürlich zu, da Sie mein Kommissionair für den Merkur und überdies für alles was ich schreibe mein Verleger sind. Aber das ändert die Natur der Sache nicht, und ich bin nun einmal, wider meinen Willen, durch das Verhältniß worin wir uns gegen einander gesetzt haben, ein lästiger Mann und ein theurer Freund (in einer keineswegs angenehmen Bedeutung des Worts) für meinen lieben Freund Göschen, ohne daß ich mit dem besten Willen von der Welt auch nur ein Quentchen

von der Last, wodurch ich ihn drücke, wegzunehmen im Stande bin. — Was ist nun bei so bewandten Umständen zu thun? Uns selbst Illusion machen zu wollen hilft nichts; keine Täuschung hält in die Länge gegen das Gegengewicht wahrer Gefühle aus. Ich sehe also kein ander Mittel, mein Lieber, als daß Sie, ehe wir weiter gehen, und den Accord über alle meine gegenwärtige und künftige Schriften, welchen ich Ihnen neulich vorgelegt habe, völlig ins Reine bringen, Sich nochmals Zeit nehmen, sowohl diese wichtige Sache, als Ihr ganzes buchhändlerisches Verhältniß mit mir, aufs genaueste zu überlegen. Der bloße Gedanke, daß dieser Accord das Grab unsrer Freundschaft seyn könnte, ist mir unerträglich. Gleichwohl drängt sich wider Willen diese Betrachtung auf. — Ich beschwöre Sie also nochmals, überlegen Sie alles von allen Seiten; berechnen Sie, nicht in Jovialischem, sondern kaltem Muthe, was dabei zu verlieren und zu gewinnen ist, und machen Sie Sich zu Nichts verbindlich, was Sie nicht genau und mit guter Art halten wollen und können; und zwar halten können, ohne daß das reine und schöne Verhältniß, das vom Anfang unsrer Bekanntschaft zwischen uns bestand, auch nur im Geringsten dadurch alterirt werde. Haben Sie dies nochmals gethan, und das Resultat Ihrer Ueberlegung ist Ja, so verlasse ich mich dann auch darauf mit unbeschränktem Vertrauen, et tout sera dit pour toujours!

„Ich bitte Sie nicht um Verzeihung, lieber Freund, wegen dieses Briefes. Wenn unsre Freundschaft wahr seyn und bestehen soll, so mußte schlechterdings alles heraus, was ich auf dem Herzen hatte. Und nun leben Sie wohl, mit einer herzlichen Umarmung von Ihrem aufrichtig ergebenen Freunde.

Wieland.“

Der Biedermann Göschen schätzte den Biedermann Wieland um dieser seiner Herzenserleichterung willen nur noch höher, und beeiferte sich nur um so mehr, das Verhältniß zwischen ihnen beiden rein und schön zu erhalten. Das Resultat seiner Ueberlegung blieb ein Ja.

3.

Göschen entwarf den Plan, diese neue Auflage der Wielandischen Werke von letzter Hand in vier Auflagen zugleich erscheinen zu lassen; eine in Groß-Quart auf geglättetem Papier Velin erster Sorte; eine in Groß-Oktav auf geglättetem Papier Velin zweiter Sorte; eine Taschenausgabe auf eben solchem Papier; und eine wohlfeile Ausgabe in gewöhnlichem Oktavformat auf Druckpapier. Zu den drei ersten Ausgaben wurden Kupferstiche bestimmt, von unsern besten Künstlern gearbeitet, und Bause, Berger, Geyser, Klauber, Kohl, Lips,

Meyer, Penzel, Ramberg, waren aufgefodert, um eine würdige Wielands-Gallerie darzustellen. Göschen selbst von seiner Seite bot alles auf, damit, wie er erklärte, Zeitgenossen und Nachwelt nicht bedauern sollten, daß eine solche Ausgabe seiner Sorgfalt anvertraut worden. Die in allen Städten Teutschlands niedergelegten Proben zeigten von seinem unermüdeten Eifer, bei dem rühmlichen Streben nach typographischer Vollkommenheit nicht zurück zu bleiben, und ein sowohl dem Dichter als dem Zeitalter ehrenvolles Denkmal auch in dieser Hinsicht aufzustellen.

Während Göschen mit dem Plane hiezu beschäftigt war, hatte er Alxingers Bliomberis drucken lassen, und Wieland schrieb ihm darüber: „Verwichenen Montag langte das prachtvolle Exemplar des Bliomberis an. Lieber, lieber Göschen! In was für Unternehmungen lassen Sie sich ein! Oder sind Sie wirklich bei dem Doolin — der doch (meines Wissens wenigstens) so gleichgiltig aufgenommen wurde, so gut gefahren, daß Sie zur Dankbarkeit von diesem Bliomberis eine erste Ausgabe machen, an welcher Sie Gefahr laufen, alles wieder zu verlieren, was Sie vielleicht mit Hrn. v. Thümmels Reisen und mit andern Artikeln gewinnen dürften. Nicht nur der Preis einer Ausgabe in Median 8, auch die Unbequemlichkeit in einem so schwerfälligen Buche zu lesen, schadet dem Absatz. Wahrlich eine Ausgabe in klein 8

wäre Ihrem Vortheile und dem Wunsche der Liebhaber angemessener gewesen, und Hr. A. hätte sich, bis der Beifall des Publikums und der gute Absatz der ersten Ausgabe eine splendidere erheischt hätte, daran wohl begnügen lassen können. Uebrigens fürchte ich sehr, daß unser guter Alxinger (dem die Teutschen, so viel ich bisher habe merken können, nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen), sich diesmal in seiner Erwartung noch ärger betrogen finden werde, als beim Doolin, von welchem schon lange gar nicht mehr die Rede ist. Ich habe bis dato noch nicht weiter als bis zum zweiten Gesang kommen können. Bliomberis hat, nach dem ersten Gesange zu urtheilen, große Moralische Schönheiten, aber es fehlt ihm so sehr an dem, was man Poesie des Stils nennt, an Leichtigkeit, Grazie, ungezwungener Schönheit der Sprache, sogar an grammatischer Richtigkeit der Konstruction, er ist oft so trocken, so prosaisch, so — mit einem Wort, er ladet so wenig zum Fortlesen ein; daß einem ordentlich Angst vor dem Gedanken wird, dies große Buch voll Stanzen durchlesen zu müssen. Horaz sagt: es ist nicht genug, daß ein Gedicht schön sey, es soll auch lieblich seyn und den Hörer oder Leser anziehen, bezaubern und fesseln. Dies ist nun aber leider! gerade das einzige, was, so viel ich bisher sehen kann, dem Bliomberis fehlt; und ist dies, so helfen ihm die herrlichsten Charaktere, die rührendsten Situazionen, die größten mo-

ralischen Schönheiten, bei dem größten Theil des Publikums nichts. Ich wünsche, daß ich mit meiner Prophezeiung, wie dort Jonas zu Ninive, zum Lügenpropheten werden möge; ich werde mich gewiß nicht darüber erzürnen, wie Jonas, denn ich interessire mich für Ihre Handlung und für Alxingers Ruhm gleich stark."

Wielands nächster Brief enthält einen Widerruf dieses Urtheils. Da schreibt er: „Ich habe nun den Bliomberis ganz gelesen, und kann Ihnen nunmehr mit voller Ueberzeugung sagen, daß Alxinger sich durch dieses Werk eine ehrenvolle Stelle unter den ersten Dichtern aller modernen Nazionen errungen hat. Es ist im Ganzen ein vortreffliches Gedicht, und besonders scheint mir der neunte Gesang an allem, was zur Vollkommenheit eines Gedichtes dieser Art gehört, das non plus ultra erreicht zu haben. Wären alle übrigen an Interesse, Feuer, Stärke der Diction und Schönheit der Stanzen diesem gleich, so weiß ich nicht, wer unserm Freunde den Apollinarischen Lorbeerkranz streitig machen wollte. Wiewohl indessen dieses Gedicht überhaupt noch vieler Feilen bedarf, so bin ich doch nunmehr seines Successes halber unbekümmert, werde aber demungeachtet durch eine ausführliche Abhandlung über diese große Erscheinung an unserm poetischen Himmel (welche gewiß kein Meteor, sondern ein neuer, durch sich selbst glänzender Stern ist) im Merkur nach Möglichkeit dazu beitragen, un-

sere fischblütigen Teutschen aufmerksam darauf zu machen."

Nach diesem Urtheil über diese Prachtausgabe des Bliomberis dürfte man vielleicht vermuthen, daß Wieland einen desto größeren Werth auf sich und seine eigenen Werke gelegt habe, da er von diesen eine bis dahin in Teutschland beispiellose Prachtausgabe veranstalten ließ. Wieland aber urtheilte hierüber eben so. Er schrieb darüber d. 15. Oktober 1792:

„Die letzthin überschickten Proben vom Papier und Druck der 4., gr. 8. und Taschenausgabe haben mich durch ihre ausnehmende Schönheit überrascht. Die zu der gr. 8. Ausgabe, für die Prosaischen Schriften von Ihnen gewählte Schrift hat, so wie die zur Taschenausgabe, meinen vollkommensten Beifall. Für die Quart-Ausgabe ziehe ich die kleine Schrift vor. — — Indessen überlasse ich dies, wie alles was vor Ihr Forum gehört, gänzlich Ihrem Geschmack und Gutbefinden.

„Aber, liebster Freund, ich bitte Sie was ich bitten kann, wählen Sie einen andern Text zu den Proben, als ein Eloge von mir. Sie sehen leicht, was für ein Licht dadurch auf mich fallen muß, da man natürlicher Weise glauben muß, oder doch wenigstens Viele, die auf jede Blöße, die ein Mann von bekanntem Namen giebt, Jagd machen, sich stellen werden als glaubten sie, daß ich Antheil an dieser Sache habe. Doch vermuthlich ist es auch

nicht Ihre Meinung, diese Probeblätter in die Welt auszusenden. Nehmen Sie lieber eine Stelle aus dem Agathon oder aus dem Goldnen Spiegel, — alles, nur kein Fragment von Lobrede auf Wieland.

„Lachen Sie nicht über mich, liebster Göschen, — aber ich muß Ihnen meine Schwachheit, wenn es eine ist, gestehen: ein inneres Gefühl, das mir etwas mehr als bloße Bescheidenheit scheint, repugnirt in mir dem Gedanken, alle meine Schriften in einer so prächtigen Ausgabe als Ihre Quart-Ausgabe seyn wird, in die Welt gehen zu sehen. Es kommt mir gerade so vor, als ob ich mich zum Baron oder Grafen machen lassen sollte. Ein Autor muß wenigstens ein König seyn, um sich ohne Schamröthe eine so außerordentliche Ehre anthun zu lassen. Also, im Ernst, wäre es nicht für Sie und mich besser, wenn die große Oktav-Ausgabe die vornehmste wäre? Sie muß immer noch sehr hoch im Preise kommen, und wird doch wahrlich schön genug seyn, daß der erste Schriftsteller in der Welt nicht mehr verlangen kann."

Für den Erfolg, welchen Göschens Unternehmung haben würde, war er eine Zeit lang ängstlich besorgt. „Sie thun — schrieb er ihm — so außerordentlich viel um einen completen Succeß Ihrer großen Unternehmung zu verdienen und gleichsam zu erringen, daß das Schicksal ungerecht wäre, wenn er Ihnen versagt würde." Mit Freude sah

er dann zwar, daß das Publikum die Unternehmung zu begünstigen schien, hatte aber neue Bedenklichkeiten wegen der Zeitumstände. „Was sagen Sie, mein Freund, — schrieb er — zu Teutschlands gegenwärtiger Lage? Ich besorge sehr, Sie hätten Ihre kostbarste Entrepriſe zu keiner ungünstigeren Zeit unternehmen können, und es dürfte vielleicht auf jeden Fall rathsam seyn, noch etwas länger zurückzuhalten.“

Seit dem Jahre 1789 war diese Ausgabe vorbereitet, und wurde gegen Ende des Jahres 1793 angekündigt. Von da an erst wuchs allmählig Wielands Muth. Am 23. September jenes Jahres schrieb er an Göschen: „Der neue impertinente Schritt, den die Weidmannische Buchhandlung durch Herabsetzung des Preises meiner ehemals in ihrem Verlage gedruckten Schriften gethan hat, ist ihnen natürlicher Weise schon bekannt. Ob es nicht nöthig seyn dürfte, daß Sie Ihrer Seits das Publikum ebenfalls durch den Gothaischen Reichsanzeiger und andere öffentliche Blätter prävenirten, überlasse ich Ihrem eigenen Gutbefinden. Wer meine Schriften kaufen will, müßte ein Thor seyn, wenn er (falls er ja auf wohlfeile Preise zu sehen hat) nicht lieber alle in einerlei Format, zum letztenmal revidirt und verbessert in einer schönen und höchst wohlfeilen Ausgabe von der letzten Hand kaufen wollte, als die verlegne Waare der W. H., die in Vergleichung mit der Neuen Ausgabe eigentlich gar

keinen Werth mehr hat. Man muß diesen Leuten lassen, daß sie ihr Möglichstes thun, unser Unternehmen zu traversiren, und, wo es seyn könnte, zu Grunde zu richten. Ich hoffe aber, daß es ihnen nicht gelingen soll; wiewohl ich nicht aufhören kann zu beklagen, daß wir gerade in diesen fatalen Zeitpunkt fallen mußten. Denn mit dem gehofften Frieden sieht es noch mißlich aus, da die Jakobiner und Sansculotten, die das gros der französischen Nazion ausmachen, himmelweit von dem Gedanken sich zum Ziel zu legen entfernt, und alle Mächte von Europa zusammengenommen nicht im Stande sind, gegen eine so große Nazion etwas auszurichten, in welcher aufs wenigste Vier Millionen wehrhafter Menschen entschlossen sind, eher zu sterben als sich vom Auswärtigen Gesetze vorschreiben oder ihr Territorium zerstückeln zu lassen. Gott allein weiß also, was dies alles für einen Ausgang nehmen kann. Freilich müssen wir den Muth darum nicht sinken lassen; nur besorge ich, Sie, mein Bester, werden diese Tapferkeit vor der Hand, mehr als mir lieb ist, nöthig haben. Indessen zweifle ich nicht, daß Sie, wenn gleich die Pränumerazionen und Bestellungen bis Ende dieses Jahres noch sehr unbeträchtlich seyn werden, nichts desto weniger sicher darauf rechnen können, daß ihre Anzahl nach und nach immer zunehmen werde, und also auch die Zahl der Exemplare, so Sie drukken lassen, dieser gerechten Hoffnung gemäß bestim-

men dürfen. Auf allen Fall nehmen Sie Weimar nicht zum Maßstab, — denn 1) gilt kein Prophet in dem Ort seines Aufenthalts, und 2) sind hier die meisten Liebhaber so arm wie die Kirchenmäuse, und die Vermöglichen hingegen keine Liebhaber. Die Erndte wird also hier sehr klein seyn. Inzwischen hat mich wenigstens die Herzogin Mutter versichert, daß sie ein Exemplar der Quart-Edition bestellen wolle, und hoffentlich wird der Herzog das Nehmliche für die fürstliche Bibliothek thun, da er doch nicht wohl erwarten kann, daß ich pauvre diable ihm ein Präsent von 200 Thaler mache. Ich bin ordentlich neugierig darauf, ob Sie ein Dutzend teutsche Fürsten und Magnaten auf Ihre Pränumerantenliste bekommen werden; denn es ist unsäglich, wie die französische Barbarei seit vier Jahren auch unsre hohen Aristokraten angesteckt hat, und was für eine gewaltige Ungnade sie auf alle Bücher und Büchermacher geworfen haben, seitdem sie sich in den Kopf gesetzt, daß blos die Gelehrten, Philosophen und Poeten an der französischen Revoluzion Schuld seyen. Kurz, mein Herz weissagt mir nicht viel Tröstliches. Wolle der Himmel, daß es besser gehe, als mich mein leidiger Thomasglaube hoffen läßt."

d. 18. Nov. 1793.

„Sie wissen, lieber Göschen, daß ich Sie seit 3 Jahren von dieser großen Unternehmung, Gott weiß aus reinen Beweggründen! mehr abzumahnen

als dazu aufzumuntern gesucht habe. Aber Sie widerlegten alle meine Einwürfe und Bedenklichkeiten, und gingen muthig ans Werk. Nun, da es angefangen ist, und von reculiren die Rede nicht mehr seyn kann, ist Muth, Zuversicht und Beharrlichkeit hoch vonnöthen, und ich würde es sehr beklagen, wenn Sie, falls die Teutschen Ihnen nicht mit einem Enthusiasmus, dessen sie gar nicht fähig sind, entgegen kommen, etwa mißmuthig werden und dem Dämon des Königs Saul Raum geben wollten. Auf einen brillanten Succeß konnten Sie (wie ich Ihnen so oft sagte) nie rechnen; am wenigsten in einer so unglücklichen Zeitepoche wie die gegenwärtige. Aber, da Sie sicher seyn können, daß die Kostbarkeit der schönen Ausgabe und die äußerste Wohlfeile der geringen (welche gleichwohl noch elegant und höchst korrekt ist) Sie auf 50 Jahre wenigstens vor Nachdruckern sichern, so ist, so viel ich sehen kann, die allgemeine Meinung, es könne Ihnen bei dieser Entreprise nicht fehlen, und, wenn Sie gleich nicht auf einmal einen coup damit machen würden, so werde doch das Ganze nicht nur die Unkosten remboursiren, sondern auch ein sich sehr gut verzinsendes Kapital für Sie und die Ihrigen seyn und bleiben — wozu denn von ganzem Herzen Amen! sagt Ihr ergebenster Freund

Wieland.

Am 30. November schrieb er: „Ihr guter Muth, mein bester Göschen, und was Sie mir von dem

Eifer Ihrer durch Teutschland zerstreuten Freunde melden, macht auch mir leichter ums Herz, denn ich gehöre leider! unter die Schwachgläubigen. — — Weil es, wie ich völlig mit Ihnen einstimmig bin, nöthig ist, alle Stränge anzuziehen, so will ich Ihre Ankündigung auch im 12ten Stücke des Merkurs erscheinen lassen."

Wielands eigene Ankündigung war diese: „Auch ohne Rücksicht auf die häufigen Aufforderungen, welche seit mehreren Jahren von meinen Freunden aus allen Gegenden Teutschlands an mich ergangen sind, würde ich es für eine Pflicht, deren ich mich gegen meine Nazion noch zu entledigen schuldig bin, gehalten haben, meine sämmtlichen Poetischen und Prosaischen Werke und Schriften nach einer letzten, mit möglichster Strenge gegen mich selbst vorgenommenen Auswahl, Verbesserung und Ausfeilung, in einer allgemeinen gleichförmigen Ausgabe von der letzten Hand, so vollendet als es in meinem Vermögen steht, meinen Zeitgenossen und der Nachwelt zu übergeben; da es doch wahrscheinlich ist, daß sie, wie kurz oder lang auch ihre Dauer seyn mag, mich wenigstens eine Zeit lang überleben werden. Diese Arbeit beschäftigt mich schon seit einigen Jahren, und ich widme ihr noch itzt die heitersten Tage und Stunden meines Lebens mit desto größerem Vergnügen, da ich mir innigst bewußt bin, daß es reine Liebe der Musenkunst und des wahren Schönen und Guten

überhaupt ist, was mich dabei leitet, und mich keine Zeit noch Mühe bedauern läßt, die ich anwenden muß, um selbst den kleinsten Flecken, den ich an einem bereits vollendet scheinendem Werke noch gewahr werde, wegzubringen. Es ist ein süßer Gedanke, zumal in den letzten Herbsttagen des Lebens, auch nach seinem Tode noch unter den Menschen, die man geliebt hat, fortzuleben, ihnen noch werth und nützlich zu seyn, und von den Besten unter ihnen noch geliebt zu werden! Wofern auch die Hoffnung, daß die Zukunft diesen Gedanken realisiren werde, nur Täuschung wäre: welche Aufopferung, welche Nachtwachen könnten zu viel seyn, um sich noch in seinem Leben eine so süße Täuschung zu verschaffen? Niemand kann es stärker fühlen und einsehen als ich selbst, daß meiner angestrengtesten Bemühungen ungeachtet, auch die besten Produkte meines Geistes noch immer weit unter meiner eigenen Idee, geschweige denn unter dem Ideal des Schönen und Guten in ihrer Art bleiben, und auch bei dem festesten Vorsatz, ohne Schonung und mit der strengsten Schärfe bei Verbesserung meiner Schriften zu verfahren, noch immer manche Fehler entweder meiner Aufmerksamkeit entgehen, oder mein Unvermögen, ihnen abzuhelfen, bezeugen werden. Aber dieser Gedanke wird meine Aufmerksamkeit schärfen und meinen Fleiß verdoppeln; und so werde ich, was auch der Erfolg seyn mag, die Welt dereinst desto ruhiger verlassen können, wenn ich mir

bewußt seyn werde, alles was in meinen dermaligen Kräften stand, gethan zu haben, um ihr meinen geistigen Nachlaß, so wohl beschaffen und in so guter Ordnung, als mir möglich war, zu hinterlassen."

4.

Was er hier versprochen, strebte er mit der größten Gewissenhaftigkeit zu leisten, wie er denn überhaupt stets bemüht gewesen, allen seinen Werken der späteren Periode die möglichste Vollendung zu geben. Göthe, als er von der Fruchtbarkeit seiner Feder sprach, fügte hinzu: „Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer redneriſchen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich; und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er Alles mit eigener Hand, und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben *), dieses gab seinen

*) Mit dem Oberon that er dieses viermal.

Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, sondern nur durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann."

Seine nächste Sorge war auf die Anordnung gerichtet. Anfangs war er willens seine Jugendarbeiten ganz auszuschließen; dann wollte er nur einige davon aufnehmen, und namentlich die Moralischen Erzählungen und Araspes und Panthea. „Die moralischen Erzählungen — schrieb er, — da sie nach dem Urtheil der Weisen das Beste und Korrekteste von allem, was ich vor meinem 25sten Jahre geschrieben habe, sind, können billig unter die Werke des reiferen Alters untergesteckt werden." In Ansehung von Araspes und Panthea aber wurde er bald selbst bedenklich, und verwarf deswegen seine zuerst gemachte Anordnung selbst wieder.

„Werden Sie, schrieb er, nicht ungehalten über mich, lieber Göschen, wenn ich Ihnen melde, daß die Anordnung der Bände nicht so bleiben kann, wie es ehedem zwischen uns verabredet worden. Ich hatte damals nur noch eine schwache Erinnerung an Araspes und Panthea: nun aber, nachdem ich dieses Werkchen, nach mehr als 22 Jahren zum erstenmale wieder gelesen habe, finde ich, daß es die höchste Unschicklichkeit wäre, dieses noch sehr jugendliche und meinen frühern Jugendwerken noch viel

zu ähnliche Produkt an die Spitze meiner sämmtlichen Schriften zu stellen; und dies nicht in Rücksicht auf den Inhalt oder die darin geäußerten Geisteskräfte (in welcher Rücksicht es nicht zu verachten ist), sondern weil mein Geschmack und Styl damals noch zu unreif und von dem, was er im Agathon und Goldnen Spiegel ist, noch gar zu weit entfernt war. Ich hoffe also, daß Sie es Sich nicht entgegen seyn lassen werden, daß die Anordnung der ersten Bände folgende sey: I. II. III. Agathon. IV. V. Amadis (um so mehr, da er gewissermaßen und in Absicht der Form und Korrektheit als ein neues Werk zu betrachten ist), VI. VII. Goldner Spiegel. VIII. Musarion. Grazien. Verklagter Amor. Wiewohl es sehr leicht so kommen kann, daß wir den Verklagten Amor zum fünften Bande nöthig haben werden, denn der Amadis kann schwerlich 2 Bände, wenn Sie auch nur 21 oder 22 Bogen auf den Band rechnen wollten, ausmachen. Ueberhaupt halte ich es nicht für gut (es wäre denn, daß Sie mich des Gegentheils überzeugten), daß ich mich über die Anordnung der ganzen so voluminösen Ausgabe gegen das Publikum voraus so engagire, daß ich mir selbst die Fakultät benehme, eine vielleicht in der Folge schicklicher befundene Abänderung darin zu treffen."

Die strengsten Anfoderungen, die man an einen Herausgeber seiner sämmtlichen Werke machen kann,

machte diesemnach Wieland, da er weder eine chronologische Folge derselben zu beobachten, noch das seiner Natur nach zusammen Gehörige zusammen zu stellen sich vornahm, nur insofern an sich, als er dem Publikum nur die Werke seiner reiferen Jahre und diese möglichst vollendet darzubieten entschlossen war. In Beziehung auf den ersten Punkt machte Göschen ihm Gegenvorstellungen: und da er zugestehen mußte, daß seine Jugendwerke „gewissermaßen zur Geschichte unsrer Litteratur gehören, und daß sie zeigten, von welchem Punkt er ausgegangen," er auch selbst bedachte, daß ohne sie die Geschichte seines Geistes und seiner Schriften unverständlich bleiben müßte; so gab er jenen Vorstellungen nach, jedoch nur in der Art, daß seine Jugendwerke als Supplemente erscheinen sollten. Diese Supplementbände wurden aber nachmals durch manche Aufsätze aus seinen späteren Jahren vermehrt.

„Die kleinen litterarischen Abhandlungen, schrieb er, die von mir durch den ganzen Teutschen Merkur zerstreut sind, lassen sich nicht wohl unter eine andre Rubrik bringen, als was man im französischen Melanges und mit einem lateinischen Wort Miscellaneen heißt. Außer denjenigen, die sich in den beiden Theilen der bei Weidmanns herausgekommenen Sammlung auserlesener prosaischer Schriften befinden, sind die beträchtlichsten der übrigen folgende:

1) Charakteristische Biographien eini-

ger merkwürdigen Personen beiderlei Geschlechts, die sich von 1776—78 durch 12 Bände des Merkurs zerstreut befinden.

2) Die Bunkliade in den 6 letzten Stücken des Jahrgangs 1778 (NB. wird sehr verändert und von allen Personalitäten gegen Hrn. Nicolai gereiniget.)

3) Die Unterredungen mit dem Pfarrer zu **, in den letzten Monaten 1775.

4) Die Politischen Aufsätze, welche die französische Revoluzion seit 1789 veranlaßt hat; und welche zum Theil auch noch einer strengen Revision und Beschneidung bedürfen."

Eine Zeit lang war Wielands willens, auch seine späteren Uebersetzungen in seine neue Sammlung aufzunehmen. „Alle Welt, schrieb er Göschen am 1. Nov. 1793, stimmt mit Recht darin überein, daß sowohl meine Uebersetzungen des Horaz als des Lucian so viel von meinem Eigenen haben, und sich so weit von der gewöhnlichen Uebersetzer-Manier entfernen, daß sie so gut, als irgend eines meiner originalsten Werke, in eine Sammlung aller meiner Schriften gehören, zumal da der Kommentar einen so beträchtlichen Theil derselben ausmacht. Ich trage also ganz und gar kein Bedenken, sondern glaube vielmehr es dem Publiko schuldig zu seyn, daß die Allgemeine Ausgabe aller meiner Werke auch die Satyren und Briefe des Horaz und wenigstens die auserlesenen Werke Lucians nebst

meinem Kommentar enthalte. Den Aristofanes werde ich für unsre allgemeine Ausgabe aufsparen, jedoch vorher noch einige Proben davon im Teutschen Merkur zur Beurtheilung der Kenner ausstellen.“ Er blieb aber auch hierin so wenig auf einerlei Meinung, als in Ansehung der Supplemente überhaupt.

Bei Gelegenheit des von der Weidmannischen Handlung ihm gemachten Antrags wegen einer neuen Auflage der Horazischen Satiren schrieb er (den 8. Mai 1794): „Ich habe inzwischen meinen schriftlichen Kontrakt mit der W. H. über die kleine Taschenausgabe der auserlesenen Poetischen und kleinen Prosaischen Schriften aufgesucht, und daraus ersehen, daß die W. H. vermöge des 4ten Artikels schuldig ist, bei jeder künftigen Auflage dieser Werke, wenn sie dergleichen machen sollte, und die Auflage nicht 1500 Exemplare übersteigt, einen Dukaten Honorar für den gedruckten Bogen zu bezahlen, ohne daß ich schuldig bin eine Revision vorzunehmen oder etwas anders dabei zu thun, als diese nach Proporzion einer Auflage von 1500 Exemplaren ganz mäßige Rekognizion einzustreichen. Ueber diesen Punkt wäre also nichts zu bedenken. Die Weidmannschen sind, laut des Kontrakts, zu so viel Auflagen berechtigt als sie machen wollen, und sind schuldig dafür die stipulirten Dukaten zu bezahlen. Mit der Uebersetzung der Horazischen Satiren dagegen scheint es eine andre Bewandtniß zu haben.

Hier ist kein förmlicher Kontrakt in medio, und die W. H. befolgt demnach, indem sie, ohne mich um Erlaubniß zu bitten, nach Verkauf der ersten Auflage eine neue macht, blos nach ihrem Grundsatze, daß ein Verleger durch Ansichkaufung des Manuscripts der ersten Ausgabe, ein ewiges, unverlierbares Jus quaesitum erlangt habe, so viel folgende Auflagen zu machen als ihm beliebe. Diesem gemäß notificirte mir denn auch besagte Handlung, sive Herr Gräf, im vorigen Sommer (wie Sie Sich aus seinem Ihnen kommunizirten Briefe noch erinnern werden) sie fänden nöthig von den Horaz. Satiren eine neue Auflage zu machen, und ersuchten mich also, wofern ich etwas daran zu ändern hätte, mich dieser Arbeit in der Maße zu unterziehen, damit Hr. Mauke in den Stand gesetzt würde, das Werk diesen Winter durch abzudrucken. Auf dieses antwortete ich nun damals: es wäre allerdings an meinen Horazischen Satiren vieles zu verbessern, ich hätte aber vor der Hand und auf geraume Zeit hinaus keine Muße dazu, und könnte also an der vorhabenden neuen Auflage keinen Theil nehmen. Dessen ungeachtet sind sie, wie es sich nun in Facto ausweiset, mit ihrer neuen Auflage vorgefahren, und schickten mir, wiewohl sie kein Kontrakt dazu verbindet, 50 Dukaten dafür, natürlicher Weise in keiner andern Absicht als mir den Mund zu stopfen, damit ich dem Publiko nicht sagen könne, daß ich keinen Theil an dieser Ausgabe

habe, so sehr sie mir auch schon darum unangenehm ist, weil es so herauskommt, als ob ich an diesem Werke nichts zu verbessern finde. — Bei allem dem aber, liebster Göschen, kommt es hauptsächlich darauf an, ob Sie meine Uebersetzung der Horazischen Briefe und Satiren zu Ihrer Ausgabe meiner sämmtlichen Werke ziehen wollen oder nicht."

Am 6. Febr. 1795 schrieb er: „Wir sind, wie Sie wissen, über den Punkt schon einverstanden, daß meine ersten Poetischen und Prosaischen Schriften, welche vom Jahr 1751—57 incl., d. i. bis auf den Cyrus und Araspes und Panthea nach und nach herauskamen, als Anhang zu meinen Sämmtlichen Werken in 5 Bänden erscheinen und also zusammen eine Lieferung ausmachen sollten. Nun finden sich aber in den 21 Jahrgängen des Teutschen Merkurs eine Menge größerer und kleinerer Aufsätze vermischten, Philosophischen, Historischen und Litterarischen Inhalts, welche alle (bis auf Weniges, was zum Uebergang auf die Nachwelt nicht qualifizirt ist) aufbewahrt zu werden verdienen, und zum Theil unter das Gemeinnützlichste gehören, was ich jemals geschrieben habe. Indessen ist doch auch manches darunter, das mir nicht wichtig, oder in seiner Art vortrefflich genug scheint, um in die Hauptsammlung meiner besten Werke aufgenommen zu werden. Ueberdies sind diese Stücke sämmtlich so beschaffen, daß schlechterdings keine Kupfer dazu passen; und gleichwohl wer-

den sie zusammen eine Lieferung von 4 Bänden wenigstens ausmachen. Mein Vorschlag wäre also: Nach der 6ten Lieferung, welche aus den Gesprächen im Elysium und den Göttergesprächen, dem Peregrinus Proteus in 2 Bänden, und den Briefen und Satiren des Horaz in 2 Bänden bestehen wird, die Sämmtlichen Werke einstweilen für beschlossen anzunehmen, und nun zwei Anhänge (beide ohne Kupfer) darauf folgen zu lassen, wovon der erste die aus dem Merkur gezogenen kleinen Schriften, und der zweite meine ersten Jugendwerke enthalten würde. Was über meinen Lucian alsdann zu beschließen wäre, bliebe vor der Hand noch unausgemacht."

Am 30. Jun. 1795 schrieb er: „Unter meinen sämmtlichen Werken will ich eigentlich nichts verstanden haben, als was ich nach meiner besten Ueberzeugung für werth halte, unter die besten und reifesten Produkte meines Geistes aufgenommen zu werden, und also davon ausschließe:

a) alle meine ehemals bei Orell ꝛc. in 5 gr. 8. Bänden zusammen gedruckten Poetischen und Prosaischen Schriften, mit einzigem Ausschluß von Cyrus und Araspes und Panthea.

b) Eine Menge kleiner vermischter, historischer, philologischer, kritischer, politischer und anderer Aufsätze im Teutschen Merkur, von welchen ich glaube, daß sie eigentlich nur für

den Moment geschrieben und keineswegs dazu gemacht sind, in einer Sammlung meiner Werke zu figuriren.

2) Sehe ich als ausgeschlossen an

a) Meine in 6 Bänden herausgekommene Uebersetzung Lucians,

b) Was ich von Aristofanes bereits übersetzt habe, und

c) Alles, was ich etwa noch künftig aus alten Griechischen Schriftstellern übersetzen werde.

Aus hinlänglichen Ursachen soll hingegen meine Uebersetzung der Briefe und Satiren des Horaz in die Sammlung der Sämmtlichen Werke kommen, jedoch ohne daß der lateinische Text beigedruckt werde.

Nun entsteht aber natürlicher Weise die Frage: ob nicht das Publikum, oder doch viele Liebhaber meiner Schriften, meines (wiewohl sehr kompetenten) Endurtheils ungeachtet, nicht alle meine Schriften, auch die ephemerischen im Merkur und die vor dem Jahr 1756 publizirten, besitzen wollen? Auf alle Fälle ist wahrscheinlich, daß, wofern ich selbige zu abandonniren scheinen würde, sich gar bald Leute finden würden, die sich derselben bemächtigten. Es ist also klar, daß ich mich nicht entbrechen kann, auch die sämmtlichen aus der großen Ausgabe ausgeschlossenen Stücke (worunter sich gleichwohl viel Gutes, Unterhaltendes und Interessantes befindet) als Anhang

oder unter welchem allgemeinen Titel es am schicklichsten seyn wird, der Hauptsammlung beizufügen; und es versteht sich von selbst, daß ich bereit bin, Ihnen auch hievon den Verlag zu überlassen, wenn Sie Sich damit beladen wollen. Nur müßte ich auf alle Fälle darauf bestehen, diesen Anhang, der aufs wenigste 8 Alphabet ausfüllen wird, nur in Klein Oktav drucken zu lassen, und die Interessenten der Quart- und Groß Oktav-Ausgabe nicht zu einer beträchtlichen Depense gleichsam zu nöthigen, die mit dem innern Werth dieser Schriften in keinem Verhältniß stünde."

Am 10. Juli schrieb er: „Wiewohl meine Metrische Uebersetzung der Horazischen Satiren und Episteln aus dem Grunde, weil zwei Drittel dieser Werke gänzlich aus Abhandlungen, kleinen Dissertazionen und Noten bestehen, mit bestem Fuge einen Platz unter meinen vorzüglichern Werken einnehmen könnten, so bin ich es doch sehr wohl zufrieden, daß sie davon ausgeschlossen werden; nicht aus Rücksicht auf Geßnern, — denn weil die Weidmannische Handlung ein unläugbares Vorrecht auf den Lucian hat; so könnte Geßner doch niemals eine Spekulazion auf meine Sämmtlichen Uebersetzungen machen, — sondern um besagter Weidmannischen Handlung einen Beweis zu geben, daß ich billiger gegen sie zu verfahren geneigt bin, als sie es durch ihr Betragen gegen mich, seit den nächsten Jahren, verdient hat."

So befand sich Wieland über die Anordnung seiner Werke stets im Schwanken, und sie machte ihm bis zum Ende der Ausgabe Mühe und Sorge, weil er, kein Princip streng befolgend, dem Zufall Einfluß verstattet hatte, durch welchen er zu verschiedenen Rücksichten genöthigt wurde. So kam es denn, daß Mehreres für die Supplemente bestimmt Gewesene in die sämmtlichen Werke überging, Einiges aber, was in diese hatte aufgenommen werden sollen, in den Supplementen nachgeliefert werden mußte, und Anderes ganz übersehen und vergessen wurde. Der spätere Herausgeber von Wielands Werken konnte sich daher nicht an dessen „aufs feierlichste" gegebene Erklärung binden, daß Wieland nichts für sein erkennen, was keinen Platz in der Sammlung seiner sämmtlichen Werke gefunden habe. Denn, hätte der Herausgeber auch nicht bestimmt gewußt, daß jene Erklärung auf einem Irrthum beruhe, so würde er dennoch nicht bedenklich gewesen seyn, manches Vergessene in die Miscellaneen aufzunehmen, theils aus demselben Grunde, aus welchem Wieland sich überhaupt zu seinen Supplementen entschloß, theils aber auch weil manches des Weggelassenen in Beziehung auf die Schriften anderer Autoren, namentlich Göthe's und Herder's steht, was ein künftiger Litterator nur mit Mühe auffinden würde.

Uebrigens braucht wol Niemand erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie achtungs- und

liebenswürdig Wieland bei den Bedenklichkeiten, die er sich oft machte, erscheint. Wie besorgt ist er für das Publikum und für den Verleger! Wie bescheiden denkt er von sich selbst! Wie billig selbst gegen diejenigen, die ihm Jahre lang nur Verdruß gemacht hatten! Es darf hier nicht verschwiegen werden, was ihm vornehmlich von dem Vorsatze zurückbrachte, seine Uebersetzungen in die Sammlung seiner sämmtlichen Werke aufzunehmen. Familienverhältnisse hatten ihn bestimmt, seinem Schwiegersohne Geßner seine Uebersetzungen vorzubehalten, allein doch keine vollständige Sammlung; denn er schloß den Lucian davon aus, weil die Weidmannische Handlung ihm für den Bogen der Uebersetzung desselben 3 Karolins gezahlt, und, wie er erfahren, keinen allzustarken Absatz davon gehabt habe.

Hatte nun aber Wieland hinsichtlich der Anordnung keineswegs die strengsten Aufoderungen erfüllt, so konnte er sich dagegen allerdings „mit reinem Bewußtseyn das Zeugniß geben, daß er bei der letzten Durchsicht und Verbesserung seiner Schriften mit unverdrossenem Fleiß und strenger Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sey," und zwar nicht blos in Hinsicht auf Reinheit der Sprache, Schicklichkeit des Ausdrucks und Harmonie des Styls, sondern auch in Hinsicht auf die Richtigkeit der Gedanken und den Inhalt überhaupt.

Agathon, mit welchem er die Reihe seiner sämmtlichen Werke eröffnete, hatte, wie wir gesehen

haben, zufälliger Umstände halber, auch in der zweiten Bearbeitung der Idee dazu, wie sie ursprünglich in der Seele des Dichters empfangen war, noch nicht entsprechen können. Jetzt hielt er es für heilige Pflicht, allem an demselben abzuhelfen, was Andere, und er selbst vielleicht noch mehr, als Mängel an demselben erkannt hatten. „Ich habe, schrieb er am 23. Sept. 1793, an Agathon fleißig gearbeitet, und bin mit der Revision aller vier Theile fertig. Demungeachtet werde ich das Ganze noch zum letztenmal die Revue passiren lassen, und dann die beiden ersten Bände vollständig revidirt Ihnen übersenden. Nur eine kleine Vorrede, die ich noch zu dieser neuen Ausgabe machen möchte, bleibt einiger Ursachen wegen noch zurück. Der letzte Band von Agathon erhält einen für das ganze Werk wichtigen neuen Zusatz in einem Dialog zwischen Archytas und Agathon.“ — Am 30. Januar 1794 schrieb er: „Ich bin in voller Arbeit am letzten Theil des Agathon. Außer dem ganz neuen Dialog und Diskurs des Archytas, wovon ich Ihnen schon ehemals schrieb, habe ich aber noch eine beträchtliche Umarbeitung einer ganzen Suite von Kapiteln vorzunehmen, welche, außerdem, daß die Komposizion des Ganzen dadurch merklich gewinnt, durch einen Besuch, den ich den Hippias dem Agathon während seines Verhafts zu Syrakus abstatten lasse, unumgänglich nothwendig gemacht wurde. Durch diese beiden resp. Veränderungen

und Zusätze erhält unsre neue Ausgabe einen wesentlichen Vorzug.“ Wieland hätte aber eigentlich sagen müssen, daß sein Agathon hiedurch erst geworden sey, was er seiner Bestimmung nach werden sollte, aber nicht wurde. Wenn Wielands Agathon der Vorwurf je hat treffen können, den ein berühmter Schriftsteller ihm gemacht hat, daß das darin aufgestellte Ideal der Menschheit das Ideal der kunstmäßig ausgebildeten Wollüstigkeit gewesen sey, so kann er doch unmöglich dem Agathon nach diesen mit ihm getroffenen Veränderungen gemacht werden, nachdem Archytas den ganz einfachen Weg vorgezeichnet hat, auf welchem er zu seinem Frieden mit sich selbst und der ganzen Natur, zu seiner, mitten im Getümmel der Welt sich immer erhaltenden, nur selten durch vorübergehende Wolken leicht beschatteten Heiterkeit der Seele, und zu dieser Ruhe, womit er dem Ende eines langen, immer beschäftigten Lebens entgegen sah, gelangt war. Es ist früher gezeigt worden, daß Wieland der Hauptsache nach in Agathons Geschichte seine eigne Seelengeschichte dargestellt habe, und es war nicht zu verkennen, daß er sie nur bis zu dem Punkte fortgeführt hatte, wo er, aus Mangel schon errungener Selbsteinigkeit, stehen bleiben mußte. Bei der zweiten Ausgabe würde er schon mehr haben leisten können, wenn er nicht wäre unterbrochen worden; in dieser von letzter Hand findet man die völlige Ausgleichung zwischen Schwärmerei

und Unglauben, Zweifelsucht und Vernunftglauben. Die mit edler Würde hier ausgedrückte Selbsteinigkeit eines Weisen ist der Gewinn eines langen Lebens, die Frucht vielfacher, sorgfältig angestellter Prüfungen, unter manchem inneren Kampfe gezeitigt. Wie im Agathon der Jüngling Wieland, so stellt sich Wieland der gereifte Mann im Archytas dar. Wer aber, wenn er dessen System kennen gelernt hat, wird noch behaupten wollen, daß Wieland nur ein solches Ideal der Menschheit habe darstellen wollen, als der angeführte berühmte Schriftsteller ihm nachsagte? Es war überhaupt seine Absicht nicht, in Agathon ein Ideal der Menschheit, einen Helden der Tugend, ein sittliches Muster aufzustellen, sondern nur eine enthusiastische Natur, schwärmerisch für Tugend und ein System, welches dieselbe ungemein begünstigt und befördert, wenn es in seiner Reinheit aufgefaßt ist, außerdem aber vor Verirrungen, die um so gefährlicher seyn können, je feiner sie sind, so wenig sichert, als jede andre Schwärmerei. In diese Verirrungen ließ der Dichter seinen Helden so tief gerathen als nöthig war, um zu zeigen, wie weit und wohin auch diese Schwärmerei eine von Natur und durch Erziehung reine Seele führen könne. Durch alle Labyrinthe der Sophistik und der Schwärmerei hindurch führt er seinen Helden zur Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, und so zur Huldigung eines Systems, welches das Resultat der sorgfältigsten Prüfung eines

Sokratikers ist, welchem Weisheit und Tugend heilig sind. — Nur durch die Aufstellung dieses Systems konnte Wieland jetzo sich selbst befriedigt fühlen.

Er schrieb darüber an Göschen den 1. Febr. 1794: „Ich schicke Ihnen, lieber Göschen, hier ein Stück Manuskript vom Agathon, welches ganz neu ist, und mir mehr Mühe gekostet hat, als ich Ihnen sagen möchte. Aber der moralische Werth des ganzen Agathon hieng davon ab, und nun erst bin ich mit mir selbst und meinem Werke zufrieden. Dieses Räthsel Ihnen recht begreiflich zu machen, müßte ich Ihnen eine ganze Dissertazion schreiben; es bleibe also auf unsre erste mündliche Unterredung aufgespart!“

„Hier — so schrieb er den 14. April — erhalten Sie, bester Göschen, endlich das versprochene Manuskript — das 16te Buch vom Agathon, womit das ganze Werk beschlossen ist. Was in der Weidmannischen Ausgabe das 12te und letzte Kapitel des 12ten Buchs ausmachte, ist hier (mit den nöthigen Veränderungen, Zusätzen und Weglassung einer Stelle, deren Inhalt in das dritte Kapitel verwebt werden mußte) das 4te Kapitel des 16ten Buchs. Wenn Ihnen die ganz neuen drei ersten Kapitel des 16ten Buchs gefallen, und wenn Sie, wie ich, der Meinung sind, daß sie dem ganzen Werke die Krone aufsetzen, und daß der moralische Plan desselben ohne sie unvollständig gewesen wäre, so werde ich mich für die Zeit und Ar-

heit, so mir diese wenigen Bogen gekostet haben, reichlich belohnt halten. Sie thun so viel für mich, daß ich gar zu gern auch für Sie recht viel möchte thun können."

Dem Agathon ließ er den Amadis folgen. Da, nach seinem eigenen Urtheil, die frühere Vers- und Reimart desselben weniger den Namen einer freien, als einer licenziösen Versart verdiente, und ihn wirklich nur zu oft zu Nachlässigkeiten verleitet hatte, die, wenn auch Andere sie zu vergeben geneigt wären, niemand sich selbst verzeihen solle, so „hielt er es für eine Pflicht, die er der Kunst schuldig sey, das Aergerniß, das eine solche poetische Sansculotterie künftigen angehenden Versemachern geben könnte, wegzuschaffen, und sich weder die Zeit noch die Mühe dauern zu lassen, die dazu erfodert wurde, siebzehn Gesänge dieses Gedichts in zehnzeilige Stanzen umzuschmelzen; eine Operazion, die ihm zugleich Gelegenheit gab, in der Sprache und Versifikation, und nicht selten in andern noch wichtigeren Erfodernissen eines guten Gedichts, eine Menge Verbesserungen zu machen; die aber auch um so viel schwerer war, da das Mühselige der Arbeit dem Leser gänzlich verborgen werden mußte, und der ursprünglichen Laune, welche den wesentlichen Charakter dieses komisch-satyrischen Gedichts ausmacht, nicht der geringste Abbruch geschehen durfte. Seine aufmerksamste Bemühung ging dahin, demselben, ohne Nachtheil der ungezwungensten

anscheinenden (aber auch nur anscheinenden) Leichtigkeit, Korrektheit des Stils und der Sprache zu geben."

Nach aller dieser aufgewendeten Mühe schrieb er Böschen: „Ich bin nun mit dem Manuskript des Neuen Amadis und des Verklagten Amor völlig fertig; und doch macht mir der Gedanke, daß, wenn das Manuskript einmal in Ihren Händen ist, jedes Wort und jeder Buchstabe alsdann ewig so wie es ist bleiben muß, so bange, daß ich mir nicht getraue, Ihnen das Manuskript zum Amadis zuzusenden, bis ich es noch einmal (welches vielleicht das zehntemal ist) wieder ganz durchgegangen habe. Ich bitte Sie also noch um acht Tage Geduld. Die Nachwelt ist ein furchtbares Gericht, mein lieber Freund, und ich zitire von Zeit zu Zeit, in einem so glänzenden und triumphmäßigen Aufzug vor einem so strengen Richter zu erscheinen."

Es würde unnöthige Mühe seyn, zu zeigen, was Wieland bei jedem seiner Werke gethan hat, um es dem ihm vorschwebenden Ideal von Vollkommenheit anzunähern, da er selbst bei seinen Poetischen Werken durch die beigefügten Lesarten jedem die Vergleichung des Neuen mit dem Alten leicht genug gemacht hat. Ein Freund der Kritik, der diese, sich belohnende, Vergleichung anstellt, wird sich bald überzeugen, mit welcher Strenge Wieland verfahren ist; wie wenig es ihm kostete, selbst schöne Stellen, um der Vollendung des Ganzen willen, auf-

zuopfern; mit welcher Sorgfalt er das Verworfene durch Verbessertes zu ersetzen suchte; und daß er überhaupt alles das in sich vereinigte, was er, nach dem Geniusstrahl, der das Kunstwerk beseelt, von dem Dichter foderte, daß er nämlich

Verbinden soll mit einem scharfen Blick
Die Linie des Schönen nie zu fehlen,
Das leiseste Gefühl im Prüfen und im Wählen,
Und mit der Kunst, durch rhythmische Musik
Sich in die Herzen einzustehlen,
Die Leichtigkeit, der Grazien letzte Gunst;
Und — wenn sie spröde sind — zum wenigsten die Kunst
Den strengen Fleiß der Feile zu verhehlen.

Eine besondere Anerkennung verdient es, daß er einer noch ungleich mühevolleren Arbeit sich unterzog, indem er denselben Fleiß auch an die möglichste Besserung seiner Jugendwerke wendete. Bei seinen prosaischen Schriften sind die vorgenommenen Verbesserungen nicht so in die Augen fallend: aber wer eine Vergleichung anstellt, wird sich überzeugen, daß Wieland auch auf sie dieselbe Sorgfalt verwendet hat, und zwar auch nicht blos in Hinsicht auf Form und Ausdruck, sondern ebenfalls auch, und zum Theil noch weit mehr, in Hinsicht auf Inhalt und Gedanken.

Anstatt aber hiebei länger zu verweilen, mögen hier nur noch die hierauf bezüglichen Stellen aus seinen Briefen an Göschen ihren Platz finden.

Den 18. Mai 1794. „Hier schicke ich Ihnen die allgemeine Vorrede zu den Sämmtlichen Werken. Nehmen Sie damit vorlieb. Ich trage die Sache schon lange mit mir herum, habe in mancher Nacht, wo ich wenig schlief, darüber gedacht, entworfen, gewählt, verworfen, verändert u. s. w., und am Ende gefunden, daß diese Vorrede nicht kurz genug seyn könne, und weder mehr sagen, noch in einem andern Tone sprechen dürfe, als in der gegenwärtigen geschehen ist. — Die Frage ist nur bloß, ob Sie nicht als Verleger auch noch eine Periode hinzusetzen sollten. Ich hatte diese Periode schon angefangen, als mir auf einmal einfiel, daß Sie allein sie vollenden könnten; denn nur Sie können wissen, ob Sie Ursache haben, dem Publiko für seinen guten Willen zu danken. Meine angefangene Periode lautete so:

> „Was der Verleger dieser Ausgabe — einer Unternehmung, die in Rücksicht auf die dabei abgezielte typographische Vollkommenheit in Teutschland ohne Beispiel ist — aus Freundschaft für den Verfasser und aus patriotischem Gefühl für den Ruhm der Nazion und ihrer Litteratur geleistet hat, liegt nun der Welt vor Augen ꝛc. — aber was hat das Publikum dagegen gethan?

Können Sie, lieber Freund, dem Publiko mit gutem Gewissen etwas Schönes darüber sagen, so thun sie es nach Willkühr. Wo nicht, so ist wohl

am besten, gar nichts zu sagen, und die Periode bleibt weg.“

Den 23. Mai. „Ihre Zufriedenheit mit der Allgemeinen Vorrede, mein geliebtester Freund, ist mir um so angenehmer, je größer meine Meinung von der Feinheit nnd Richtigkeit Ihres Gefühls in allen Dingen ist, die vor den Richterstuhl des Moralischen Takts gehören.

„Was ich Ihnen hier vom Goldnen Spiegel schicke, ist, meinem Ueberschlag nach, gerade so viel, als Sie zum ersten Theil desselben nöthig haben. Es hat eine dreifache scharfe Revision passirt, und ich weiß nun nichts mehr daran zu ändern, davon noch dazu zu thun, denn der Goldene Spiegel war bereits in der ersten Ausgabe eines meiner vollendetsten Werke in Rücksicht auf Form und Stil. — Der zweite Theil ist auch schon ganz fertig; nur kommt noch ein kleiner Zusatz hinzu.“

Den 17. Juli. „Ich muß Ihre Verzeihung erbitten. Ich habe ein paar nöthige kleine Veränderungen bemerkt, — — weßwegen es schlechterdings nöthig ist, daß Sie dieses Blatt umdrucken lassen. Die Emendazion dieser Stelle ist auf beiliegendem Blatte.“

Den 28. August. „Hier, lieber Freund, die erste Hälfte des zweiten Theils des Goldenen Spiegels. — Sie wünschen, daß auch der Goldene Spiegel etwas enthalte, das die alten Ausgaben

nicht haben. Auch dieser Wunsch soll erfüllt werden. In den drei ersten Bändchen dieses Werkes (welches eben so gewiß das wichtigste und beste unter meinen Prosaischen, als Oberon unter den Poetischen Werken ist) war nichts erhebliches zu verbessern und gar nichts hinzuzuthun; aber zu dem letzten (welches ich zu diesem Ende noch zurückbehalte) bin ich im Begriff einen nicht unbeträchtlichen Schluß zu machen, der einen kurzen Auszug der Scheschianischen Geschichte, vom Tode Tisans bis zur gänzlichen Zerstörung dieses Reichs, enthalten, und dadurch die in der Erzählung Danischmends gelaßne Lücke ergänzen wird. Ueberhaupt habe ich an die mehrmalige Durchsicht und Auspolirung dieses Buchs beinahe so viel Zeit und Aufmerksamkeit verwandt, als zu einem ganz neuen Werke nöthig gewesen wäre; denn es liegt mir sehr am Herzen, an den Kindern meines Geistes und Herzens, da sie nun gänzlich und auf ewig aus der Väterlichen Gewalt kommen, nichts zu verabsäumen. Darauf, mein lieber Freund, verlassen, und dabei beruhigen Sie Sich."

Den 15. September. „Hier, mein liebster Göschen, der Rest des Goldenen Spiegels nebst dem 16ten Abschnitt, welchen ich, um dem Werke die gehörige Vollständigkeit und Rundung zu geben, noch beizufügen für nöthig erachtet hatte. Wenn Sie diese nicht unbeträchtliche Vermehrung zu der durchgängigen Auspolirung der Sprache und des

Stils und eine Menge kleiner, aber doch dem Ganzen vortheilhafter, Verbesserungen ꝛc. hinzufügen, so werden Sie finden, daß Ihre Ausgabe einen ganz ansehnlichen Vorzug vor der ersten hat. Wenigstens ist dies Alles, was ich an diesem mir selbst sehr am Herzen liegenden Werke thun konnte.

„Danischmend passirt nun bereits seit 8 Monaten die dritte Feile, und nächstens werde ich mich auch, will's Gott! mit tolerabler Laune, an die Ergänzung dieses unvollendeten Werkleins machen, welches, wie Sie wissen, nicht unter denen begriffen ist, auf welche die Weidmannische Handlung ein ausschließliches Eigenthumsrecht prätendiret. Ich kann nicht versprechen, am Ende des Oktobers mit dieser Ergänzung fertig zu werden."

Den 26. Januar 1795. „Diesmal, lieber Göschen, ist die Reihe an mir, mich zu Ihren Füßen zu legen, und Sie zu bitten, einen Irrthum wieder gut zu machen, den ich bei Anordnung des 9ten Bandes begangen habe. Sie können nicht glauben, wie viel Kopfzerbrechens mir die Sorge macht, meine Kleineren Gedichte so zu vertheilen, wie es zugleich die 3 verschiedenen Rücksichten — auf die nicht zu große innere Differenz der Stücke, — auf die Proporzion der Bände, und auf die — leidigen Kupfer, erfodern.

Den 10. März. „Verzeihen Sie, lieber Göschen, daß ich Ihrem Setzer diesmal die Mühe machen muß, eine ganze Seite umzusetzen. Aber ich

fand mich gedrungen, dieſe faſt gänzlich umzuſchmelzen; und da dieſe Stelle, ſo wie ich ſie (mit Aufopferung eines ganzen Vormittags) verändert habe, wenn ich nicht irre, ſowohl an Sinn als an Sprachrichtigkeit gewonnen hat, ſo iſt das Umſetzen einer Kolumne doch wol das kleinere Uebel."

Den 5. April 1796. „Oberon hat nunmehr die letzte Feile paſſirt, und ich bin ſelbſt verwundert darüber, daß ich noch ſo Manches an Stil und Verſifikazion eines ſo vollendet ſcheinenden Gedichtes zu verbeſſern gefunden habe. Man ſpricht mir ſehr zu, daß ich auch die Varianten von dieſem Gedichte geben ſoll, und ich bin dazu nicht ungeneigt, wenn Sie nichts dagegen haben. Außerdem gebe ich auch noch ein kleines kritiſches Gloſſarium der in dieſem Gedichte vorkommenden veralteten, ungewöhnlichen und fremden Wörter."

Den 21. Oktober. „Außer meinem und meiner Familie ununterbrochenen Wohlbefinden habe ich Ihnen nichts Angelegneres zu berichten, als daß das Manuſkript die Geſpräche unter vier Augen enthaltend, nach der fleißigſten Ueberarbeitung und Auspolirung, deren ich in meinem 66ſten Jahre noch fähig bin, völlig zum Druck fertig liegt, und nur auf Ihren Wink, wenn es Ihnen zugeſendet werden ſoll, wartet. Es enthält, außer den bereits im Teutſchen Merkur erſchienenen Stücken noch 5 ganz neue, und die Vollendung des erſten Geſprächs über die Vorurtheile, welches im

Merkur nur dem größten Theile nach, aber doch nicht ganz, gegeben worden ist. Ich wünsche, daß Sie Muße finden mögen, diese neuen Dialogen im Manuskript zu lesen, und mir zu sagen, wie Sie damit zufrieden sind."

Den 29. November. „Lieber Göschen, ich bitte Sie nochmals aufs inständigste, dafür zu sorgen, daß der absurde Fehler, der mit der sogenannten Fortsetzung der Gedanken über das teutsche Singspiel vorgefallen ist, wieder gut gemacht werde. Ich wiederhole es, das Bruchstück dieses Aufsatzes, welches unter dem besondern Titel Fortsetzung ꝛc. gesetzt worden ist, ist keine Fortsetzung, sondern der Schluß jener Abhandlung, welcher mit dem Vorhergehenden in Einem fort ohne Unterbrechung hätte fortlaufen sollen. Der Fehler mag nun an mir, oder an wem es sonst sey, liegen, genug, wenn Sie und ich nicht vor dem Publiko zu Schanden werden sollen, so muß er abgeändert werden — welches freilich, da die ganze Abhandlung von den älteren Alcesten dazwischen steht, mit der großen Ungemächlichkeit verknüpft ist, daß mehrere Bogen werden kassirt und neu gesetzt werden müssen. Ich meines Orts habe bisher immer so genau darüber gehalten, die Stücke, die in jeden Band kommen sollen, ordentlich zu numeriren, daß ich nicht begreife, wie diese abgeschmackte und widersinnige Trennung zweier zusammen gehörender und so augenscheinlich nur Ein Ganzes aus-

machender Partieen möglich gewesen ist. Mein Verdruß über solche verkehrte Streiche ist so groß, daß ich lieber etliche Louis d'or verloren haben wollte, als daß mir so was begegnen soll. Indessen ist offenbar, daß diese Sau ins Magnifikat hätte verhütet werden können, wenn der Vorsteher Ihrer Druckerei sich die Mühe nähme, das Manuskript jedesmal auch recht anzusehen; denn hätte er dies gethan, so müßte er doch wohl gesehen haben, daß die Fortsetzung ꝛc. mit den Gedanken über das teutsche Singspiel zusammengehören, und also nicht von einander getrennt werden müssen, da man sie doch in einem und ebendemselben Band abdruckt."

N. S. „Verzeihen Sie, lieber Freund, den Verlust und Schaden, der Ihnen durch die unverzeihliche Unachtsamkeit, welche an dem besagten Verstoß Schuld hat, zugefügt wird. Ich kann mich freilich nicht mehr erinnern, wie es zugegangen, aber ich besorge immer, daß ich selbst nicht ganz ohne Schuld bin, und daß ich vergessen haben muß, die Rubrik Fortsetzung (die ohne Zweifel von dem Kopisten des Manuskripts dummer Weise hinzugesetzt worden) auszustreichen. Wie es aber auch damit sey, der Fehler ist nun einmal geschehen, und muß remedirt werden, es koste was es wolle."

Den 5. December. „Tausend Dank, liebster Göschen, für die Versicherung, daß dem bewußten Irrthum am 26sten Bande abgeholfen werden soll. — Auch Ihr braver Archon von Leipzig verdient,

daß Sie ihm gelegentlich in Meinem Namen ein recht schönes Kompliment darüber machen, daß Er, der mit so vielen wichtigen Geschäften beladen ist, noch Muße hat, den Seneca und sogar — meine Schriften zu lesen, und zwar mit solcher Aufmerksamkeit, daß er sogar einen Irrthum, der gewiß den meisten Litteratoren von Profession entgehen wird, gewahr wurde, wofür ich mich dem würdigen Manne sehr verbunden erkenne*)."

Den 2. Febr. 1797. „Ich bin nun, herzlicher Dank sey dem Himmel dafür! mit der wirklich mühsamen Arbeit der Revision der 30 Bände meiner sammtlichen Werke zu Ende. Der 29ste und 30ste enthalten, meines Bedünkens, noch vorzüglich interessante Stücke, werden aber um einige Bogen stärker werden als der stärkste Band unter den 28 vorhergehenden. Es ließ sich nicht anders thun, wenn ich nicht verschiedene Aufsätze weglassen sollte, die ich unter meine Besten rechne. Es finden sich aber auch in der Ausgabe aller Voltairischen Werke mehrere Bände, die um den Vierten Theil, ja sogar um ein Drittel stärker sind, als die schwächsten. Im nächsten Sommer, wills Gott, soll der Anfang an meinen Memorabilibus, d. i. an den Nachrichten von mir selbst und meinen Schriften, gemacht

*) Der um Leipzig hochverdiente Bürgermeister, geh. Kriegsrath Müller hatte Göschen die Berichtigung eines Citats in einer Wielandischen Schrift zugesendet.

werden. Zur Abwechslung werde ich an Agathodämon fortarbeiten, und, wenn ich selbst bestimmt bin das 19te Jahrhundert zu begrüßen, so ist kein Zweifel, daß Sie beide Werke noch vor dem Ablauf des 18ten zum Drucke werden befördern können. Wie Sie es denn mit den Supplementen halten wollen, davon wird sich nach der heurigen Ostermesse mit einiger Connoissance de Cause sprechen lassen. Ich für meinen Theil wäre auf alle Fälle der Meinung, daß nur zwei gute Ausgaben davon gemacht werden sollten, eine in gr. 8. und eine in Taschenformat."

5.

Sorgen von mancherlei Art machten Wielanden, bei dieser neuen Ausgabe seiner Werke, auch die Kupfer, welche Göschen dazu bestimmt hatte. Man höre auch hierüber Ihn selbst, denn wenn auch die anzuführenden Stellen wenig neue Aufschlüsse über seine Gesinnung geben sollten, so zeigen sie ihn desto mehr von der noch ungekannten Seite seiner Kunstkenntniß. Indessen dürften doch auch einige Stellen nicht unwichtig für die genauere Kenntniß seines Charakters seyn. Die erste Stelle bezieht sich auf ein Kupfer, welches nicht zu der neuen Ausgabe seiner Werke, sondern zum zweiten Bande der ersten Auflage von Peregrinus Proteus

kommen sollte, Göschen aber verwerfen wollte. Da schrieb Wieland:

Den 7. April 1791. „Ueber Lipsens beide Kupfer zum Peregrin kann ich nicht Ihrer Meinung seyn; ich bin (ungeachtet ich sehr wohl weiß, was daran anders und besser seyn sollte), ganz wohl damit zufrieden, und möchte nicht, daß Sie diesen eben so braven Mann als braven Künstler so schmerzlich beleidigten, als es durch Weglassung des Kupfers zum 2ten Theile geschehen würde. Dieses nämliche Kupfer ist nach einer Zeichnung gemacht, die ich vorher gesehen habe, ehe sie gestochen wurde, und die meinen völligen Beifall hatte. Bloß eine gar zu ängstliche Begierde, mir durch eine lebhafte Zeichnung dessen, was die beiden Personen charakterisirt, und des Ausdrucks ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfassung, genug zu thun, ist Schuld daran, daß er darüber die feine Schönheitslinie verfehlt hat, deren Vermissung Ihnen, wie es scheint, anstößiger gewesen ist, als mir billig däucht; denn wie selten wird diese Linie getroffen! Mir sollte sehr leid seyn, wenn Sie Herrn Lips hierüber etwas geschrieben hätten, das ihm hätte wehe thun müssen, ich möchte nicht, daß Sie etwas zu dem Gallenfieber beigetragen hätten, das ihn vor 14 Tagen ganz nahe an den Rand des Grabes brachte, und wovon er sich nur langsam wieder erholt. Der arme Mann war diesen Winter durch zu sehr mit Arbeiten überhäuft, als daß er etwas

sehr Gutes hätte liefern können, und wahrscheinlich ist diese übermäßige Anstrengung die wahre Ursache seiner Krankheit gewesen."

Das Gegenstück von diesem Briefe ist nun freilich der folgende, in welchem sich Wielands Zorn, über einen Künstler gar heftig ergießt, dessen, wie ihm schien, übergroße Anmaßung ihn aber allerdings auch aus Gründen, welche der Brief selbst enthält, tief verletzen mußte. Die Namen der Künstler, von denen hier die Rede ist, können füglich ungenannt bleiben, da es nicht um ihre, sondern um Wielands Charakteristik zu thun ist. Unterscheiden wir die beiden Künstler durch die Buchstaben A. und B.

Den 16. Dec. 1792. „Wie gern, mein liebster Göschen, möchte ich Ihre große Freude an Hrn. A. ganz rein mit Ihnen theilen können! Aber, wenn er auf seinem egoistischen Entschluß, entweder allein für Ihre Ausgabe meiner Werke oder gar nicht zu arbeiten, beharrt, so verdirbt er mir das Vergnügen, das ich an dieser Ausgabe gehabt hätte, wenigstens zur Hälfte. Hr. B. hat so sehr con amore an den Zeichnungen zum — gearbeitet, hat sich so ernstlich damit beschäftigt, — so willig das nämliche Stück mehrmal umgearbeitet, hat in dem, was (meines Erachtens) bei Zeichnungen zum — die Hauptsache ist, in der treffendsten Charakterisirung der Personen so sehr reussiret; kurz, seine Zeichnungen sind so wahrhaft im Styl der alten

Kunst gearbeitet, daß es um die Sache selbst Schade wäre, wenn kein Gebrauch davon gemacht würde. Aber nun vollends das unbeschreiblich Beleidigende für ihn, wenn seine Arbeit um A's. willen verworfen würde! Das unsägliche Mißvergnügen, das auf mich davon zurück fallen würde! Die schmähliche Verlegenheit, in welche ich bei — — gesetzt würde! Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht eine große Summe um die desagremens, die nur mir selbst daraus erwüchsen, nehmen wollte! Und doch würde ich das Kränkende für B. noch weit lebhafter fühlen! — Aber das ist noch nicht Alles, Sie scheinen über der unendlichen Vielheit der Gegenstände, wofür Sie zu sorgen und zu arbeiten gemüßigt sind, vergessen zu haben, daß Sie Selbst mich aufmunterten, an Angelica Kaufmann nach Rom zu schreiben, und mir eine oder zwei Zeichnungen für den Oberon von ihr zu erbitten. Dies ist von mir geschehen, und Angelica (die nicht weniger Enthusiasmus für mich, aber den unleidlichen Stolz eines A., niemand Andern neben sich dulden zu wollen, nicht hat) hat sich auf die verbindlichste Weise geneigt erklärt, meine Bitte statt finden zu lassen. Und, um der Caprice dieses Hrn. A. willen, soll auch Angelika beleidigt, soll auch ich vis à vis einer so berühmten und von allen die sie kennen so äußerst geliebten Frau, und eines mir höchst schätzbaren gemeinschaftlichen Freundes, den ich bei der Unterhandlung mit Angelika

zum Vermittler gebraucht habe, kompromittirt werden? — Es thut mir in der Seele weh, daß Hr. A. sein seltnes Talent durch einen Stolz oder (um dem Kinde seinen rechten Namen zu geben) durch eine Hoffarth und Einbildung von sich selbst, die einen Erzengel zum Luzifer machen würde, so tief herabwürdiget. Es thut mir für Sie, mein Bester, herzlich weh, daß er unfreundlich, undelikat und selbstisch genug ist, Sie in eine solche Verlegenheit zu setzen. — Auch bleiben Sie (da der Gedanke, Kupfer zu meinen Werken machen zu lassen, Ihnen ganz allein angehört) allerdings Herr und Meister, zu thun, was Sie für das Beste Ihrer Entrepriſe am zuträglichsten halten. Indessen mußte ich Ihnen doch sagen, was für ein Opfer Sie diesem übermüthigen Künstler bringen, wenn Sie ihm nachgeben. Aber auch ohne alle diese, wahrhaftig sehr wesentliche Rücksichten, bin ich innigst überzeugt, daß die Liebhaber weit lieber Kupfer von verschiedenen berühmten Meistern, in verschiedenem Styl, als lauter Arbeiten eines einzigen Künstlers haben wollen; mir wenigstens wäre es so, und, wenn wir auch mit — und mit — nicht schon engagirt wären, so würde es mir nichts weniger als angenehm seyn, wenn Sie Sich entschlössen, Alles von Einem Einzigen machen zu lassen, und wenn dieser Einzige auch mehr als Rafael wäre. Doch schon zu viel von dieser unangenehmen Sache!! Ich schleppe nun schon das 60ste

Jahr auf dem Rücken; aber ich gestehe Ihnen, mein Blut kocht mir als ob ich erst 20 hätte, bei dem bloßen Gedanken, daß es einen so hoffärthigen Menschen geben soll, der nicht neben — oder — für eine Ausgabe meiner Schriften arbeiten will; und der Mensch könnte nun Wunder thun, der Gedanke an seinen Charakter würde mich Alles, was von seiner Hand käme, anekeln machen. Ich beklage Sie von ganzer Seele, mein lieber Freund! Ich fühle Alles für Sie, was in einer solchen Lage zu fühlen ist; und um so mehr detestire ich den Menschen, der Sie in diese Lage setzt."

Den 21. Jan. 1793. „Ich sehe, daß Sie dem Künstlerstolz des Hrn. A. noch Dank schuldig sind, weil er Sie auf den glücklichen Gedanken gebracht hat, die Kupfer, so Sie zu meinen Werken machen lassen wollen, nicht als Zugehör der schönen Ausgaben, die man, gern oder ungern, mitbezahlen muß, wenn man den Text haben will, sondern in besondern Cahiers für die Liebhaber der Kunst herausgeben wollen. Ein Gedanke, der unfehlbar für Sie selbst und für die Käufer der vortheilhafteste ist.

„Ihre der Angelika vorgeschlagene Sujets werden aus der Grazienhand dieser Künstlerin sehr schön und lieblich hervorgehen. Ich gedenke noch Eines oder Zwei hinzuzuthun, und Sie mag dann wählen, wofür ihr Genius sie bestimmt."

Den 4. Juli 1793. „Die Kupfer betreffend,

so höre ich sehr gerne, daß Sie das vorgehabte Kupfer zu dem Wettstreit aufgegeben haben*)."

Den 31. Dec. 1793. „Die so ungemein große Zufriedenheit, oder vielmehr die Begeisterung, womit Sie von dem Genievollen Impromptus des Hrn. A. sprechen, ist mir Bürge dafür, daß die Majorität des Publikums sich eben so warm für ihn erklären werde. Ich kann noch nicht mit genugsamer Kenntniß der Sache über Hrn. A. urtheilen, überdies kann und soll meine Stimme nicht mehr als für Eine Stimme gelten. Aber dies, mein Bester, kann ich Ihnen schwören, daß Hr. B. drei Zeichnungen in Arbeit hat, die in Absicht auf Gedanken, Charakter, Komposizion, Korrektheit und ächten altgriechischen Stil nichts zu wünschen übrig lassen, und als Kunstwerke so lange werden hochgeschätzt werden, bis das große Neufränkische Princip der Freiheit und Gleichheit (d. i. der Rückkehr in den Stand der vierfüßigen Menschheit) alle Kunst und Wissenschaft aus Europa verdrängt haben wird.

Angelika schreibt mir aus Rom: Daß sie sich viel Vergnügen daraus mache, ein Paar Zeichnungen zum Oberon zu machen. Sie verlangt aber und besteht darauf, daß ich ihr dazu mehrere Sujets, aus welchen sie alsdann wählen wolle, vorschlagen möchte. Da Sie, mein Freund, hie-

*) In den Komischen Erzählungen.

bei nicht nur eine Stimme haben, die für hundert gilt, sondern auch in Dingen dieser Art, wie in so vielen andern, vorzüglich glückliche Gedanken zu haben pflegen; so bitte ich Sie, die Ihrigen hierüber ein wenig walten zu lassen, und mir einige Sujets zu Zeichnungen aus dem Oberon, die Ihnen vorzüglich der malerischen Darstellung fähig scheinen, an die Hand zu geben. In der That wäre es nicht schwer, deren eben so gut 24 als 2 in diesem Gedichte zu finden: aber eben darum ist die Wahl von zweien aus 24 desto schwerer."

Den 17. April 1794. „Die Probe von Hrn. A's. Arbeit, welche Sie mir sub rosa kommunizirt haben, ist allerdings schön. Auch wird Niemand läugnen, daß die Tänzerin ein niedliches nymphenhaftes Dirnchen ist. Aber die Erfindung und Komposizion des Ganzen, besonders, was die beiden Hauptpersonen und das altgriechische Kostüm betrifft, ist — als ob Hr. A. es recht darauf angelegt hätte, B. einen leichten Sieg zu verschaffen. In dessen Zeichnung ist Erfindung, Komposizion, Reinheit des Desseins, Nachahmung des edelsten Griechischen Stils in der Kunst und Beobachtung des Kostums unverbesserlich. Freilich gäbe ich gern einige Louis d'or, wenn die Tänzerin sowohl dem Mahler als dem Kupferstecher besser gelungen wäre — denn sie mißfällt mit Recht allgemein; — dafür aber ist die eine männliche Hauptfigur vortrefflich charakterisirt, und die andere in jeder Betrachtung ein sol-

ches non plus ultra von Schönheit in Zeichnung und Stich, daß Rafael die erste für Sein erkennen dürfte, und Bartalozzis schönste Arbeit nicht schöner ist."

Den 23. Mai. „Das Blatt von Bause, so Sie mir neulich zugeschickt haben, ist sehr schön und elegant. Die obere Hälfte des schönen Amadis könnte nicht schöner seyn; aber von der untern halbversteckten Hälfte begreife ich nichts; sie scheint gänzlich verzeichnet zu seyn, der Umriß der Schenkel zu dünn gegen den Oberleib, und das Bein vom Knie an offenbar zu kurz, — wo der linke Fuß her- oder hinkommen soll, sieht man gar nicht. Diese Art — in manchen Partieen seiner Zeichnungen ein x für ein u, oder quid pro quo zu machen, scheint dem Hrn. A. eigen zu seyn. Auch an der rechten Hand machen die Finger, non so perche, eine krampfigte Bewegung. Etwas mehr Haltung und eine kräftigere Behandlung von Licht und Schatten desidere ich auch. Uebrigens bin ich mit der Figur, Attitude und Drapperie der gezierten Schatullisse sehr zufrieden. — Ich will mit allem diesem bloß sagen, daß auch an A's. Stücken manches auszusetzen ist, und daß es, wie Salomon sagt, nichts Vollkommenes unter der Sonne giebt."

Der 29. December. „Ob Sie zum eilften Bande schon ein Kupfer ausfindig gemacht haben, weiß ich nicht. Geron könnte ein sehr edles, und

Pervonte ein komisches Sujet dazu furniren. Ich überlasse dies Ihrer Willkühr, da ich, wie Sie wissen, an den Kupfern, zu welchen ich von Anfang an mein votum nicht gegeben habe, keinen Theil nehmen kann. In der Folge, wenn die Reihe an die Vermischten Prosaischen Aufsätze kommen wird, wird es schwer genug halten, Sujets zu Kupfern zu finden, da diese Stücke sich zu dergleichen ganz und gar nicht qualifiziren."

„Wie es Ihr Freund Ramberg anfangen will, allegorische oder historische Zeichnungen dazu zu erfinden, muß ich gänzlich dem allvermögenden Genius dieses seltnen Künstlers und Ihrem eigenen Gutbefinden überlassen."

Den 4. Sept. „Das überschickte Kupfer ist ganz vortrefflich. Alle drei Figuren, Aspasia, Danae und Alcibiades sind, was sie seyn sollen, jedes wohl charakterisirt, alle voll Anstand, Eleganz und Grazie. Die Köpfe des Alcibiades und der Aspasia sind Meisterstücke."

Den 8. Sept. „Koxkox, wie er mit den drei Schönen, die er in einer Höhle gefunden hatte, zu Kikequetzel und dem Mann zurückkehrt, — müßte ein sehr schönes Bild geben, wenn der Künstler sich die Mühe nehmen wollte, den Text vorher recht zu lesen, und die Attituden und Gesichtsmienen der Hauptpersonen demselben gemäß auszudrükken. — — Im 15ten Band gefällt mir das von Ihnen aus den Palmblättern gewählte Sujet sehr

wohl, welches den Aegyptischen Priester vorstellt, wie er Stücke gemahlter Leinwand unter die nackten Neger austheilt. (NB. Diese Neger müssen keine Schwarze von der häßlichen Art, sondern von schöner Gestalt und Gesichtsbildung seyn, deren es bekanntlich auch in Afrika und Ostindien giebt).“

Den 6. Febr. 1795. „Durch mein Arrangement ersparen Sie wenigstens 10 unnütze und mir (wie Sie wissen) herzlich verhaßte Kupfer, i. e. eine ins Meer geworfene Ausgabe von 6 oder mehr Tausend Thalern, und wären in den Stand gesetzt, die beiden Anhänge den Liebhabern wohlfeiler zu geben, — das Ganze aber erhielte dadurch, meines Bedünkens, die schicklichste Form und Gestalt.“

Den 7. Sept. „Was meinten Sie denn, da Sie mir schrieben: ich bin noch stark gewillet, zu jedem Band des Oberon ein Kupfer stechen zu lassen. — Sie wollten doch nicht Gesang schreiben? Gott bewahre! Das gäbe 12 Kupfer, und fräße auf Einmal weg, was Sie vielleicht an der ganzen Entreprise gewinnen werden.“

Den 2. November. „Die zur dritten Lieferung gehörigen Kupfer sind alles Beifalls werth; vorzüglich die beiden zu Don Silvio, am allermeisten aber das von Kohl, die Ankunft des Don Silvio bei der vermeinten Fee, ein Blatt das man nicht satt wird anzusehen, und das sich, neben den Meisterstücken des alten Wille selbst, mit Ehren sehen

lassen kann. Auch Berger und Klauber haben sich sehr wohl gehalten. Die Gruppe der Frau und 2 Kinder in Chaerea ist, was man Schönes sehen kann; nur ist zu beklagen, daß Hr. Bause so seicht und kraftlos gestochen hat. Welch ein Abstand von dem kräftigen, markigen, jeden Gegenstand so schön charakterisirenden Grabstichel des treflichen Kohl, — der, wie gut er auch von Ihnen honorirt wird, doch gewiß noch mehr für seinen Ruhm und für die Kunst selbst, als für Lohn arbeitet. — — In Abulfavaris ist zwar die Expression, womit der lüsterne heilige Mann der schönen Negerin die Schürze umthut, sehr glücklich; aber die Figur des Priesters ist dafür durch die alberne nnd ganz unnöthige Skorzirung jämmerlich verzeichnet. Man begreift nicht, wie manche Leute von Genie (unter Künstlern und Autoren) sich selbst durch solche Grillen und Capricci so großen Tort thun mögen. Dafür hat Hr. Ramberg hingegen in Chärea, der Erscheinung der Fee, und Hymens Besuch Alles geleistet, was man nur immer fodern kann."

Den 7. Febr. 1797. „Was die Probe von dem Bauseschen Machwerk betrifft, was soll und kann ich Ihnen darüber sagen — als daß ich darüber erschrocken bin. Ich sollte denken, ich wäre, so wie ich bin, schon häßlich genug, und Hr. Bause hätte nicht nöthig gehabt, eine solche Carricatur aus mir zu machen. Wer es hier sieht, kreuzigt

und segnet sich. Welche Schafsaugen! Welche Nase! Welch ein satyrmäßig verzognes Maul! — ruft jedermann, nnd darüber ist nur Eine Stimme. Indessen wollen wir alle Unrecht haben, wenn Sie und Hr. Graf zufrieden sind. Mich däucht aber, aus der Art, wie Sie davon sprechen, und aus der Entschuldigung, daß das Ding noch nicht fertig, und der Abdruck schlecht sey, sey ziemlich deutlich zu merken, daß Sie selbst nicht viel mehr Freude an dieser Bauseschen Carricatur haben, als ich. Ich gestehe, daß es mir mehr für Sie, lieber Göschen, als für mich selbst wehe thut, daß ein Werk, worauf Sie so viel Fleiß, Mühe und Kosten gewendet haben, durch ein solches Portrait des Autors zu guter Letzt noch so häßlich geschändet werden soll. Es ist mir unendlich leid, daß ich das sagen muß; aber da es am Ende doch meinen eigenen Balg gilt, so müssen Sie mir diese Herzenserleichterung verzeihen. Daß Sie nichts dafür können, weiß ich, — aber leider! macht das die Sache nicht besser. Hr. Bause war (mit Erlaubniß des Genius von Leipzig!) nie ein großer Kupferstecher; aber seit einiger Zeit scheint er unter sich selbst herunter gesunken und ganz auf den Hefen zu seyn. Ob dem Kupfer, da es schon so weit fertig und wirklich schon viel zu viel hineingearbeitet ist, noch geholfen werden könne, zweifle ich sehr. Ich hoffe, daß wenigstens Hr. Graf zu Rathe gezogen wird. Sollte aber dieser etwa gar mit

Hrn. Bauses Arbeit zufrieden seyn; so will ich nichts gesagt haben, sondern mir den Casum nur in mein Taschenbuch notiren, um ihn dereinst irgend einer Akademie zu einer Preisaufgabe vorzuschlagen."

N. S. „Werden Sie nicht ungehalten über meinen kleinen Groll gegen den armen Sünder Bause, der sich so viele Mühe gegeben hat, eine Carricatur aus mir zu machen. Mit etlichen tausend Strichen weniger hätte ers besser gemacht. Aber das Geheimniß des poco più und poco meno haben ihm die Grazien nicht geoffenbaret. Adio!"

So viel mag genug seyn von der Kunstnoth, welche Wieland, der auch auf diesen Schmuck so gern verzichtet hätte, bei der neuen Ausgabe seiner Werke hatte.

6.

Unverkennbar ist aus Allem, daß Wieland bei dieser neuen Ausgabe mit der größten Achtung für das Publikum und für die Nachwelt zu Werke ging. Seine Sorgfalt erstreckte sich gleichmäßig auf das Kleine wie auf das Große, auf das Aeußere wie auf das Innere, bis auf die Korrektur der Druckbogen, bei welcher er seinem Amanuensis zuweilen Mikrologie vorwarf, ohne deren selbst weniger zu haben. Die Arbeit selbst, die er wie eine Pflicht:

erfüllung betrachtete, gewährte ihm Vergnügen, die Ausgabe machte ihm fast nur Sorge, die jedoch, wenn auch selten, durch Freude unterbrochen wurde. Diese begann aber nicht eher bei ihm, als bis er endlich doch zu glauben anfing, daß es mit dem Unternehmen gut gehen werde. Jede Nachricht von einer Unterzeichnung auf die — mit besonderem Mißtrauen von ihm betrachtete — Prachtausgabe diente ihm zum Trost; zur Freude, wenn sie von einer Seite kam, woher er sie nicht erwartet hatte, z. B. von dem Prämonstratenser-Stift Steingaden in Oberbaiern. Vorzügliche Freude machte ihm in dieser Hinsicht die Pränumerazion der Stadt Biberach. Dieser Tage — schrieb er Göschen — haben mir meine Biberacher eine so unverhoffte Freude gemacht, daß ich nicht umhin kann, Ihnen eine Kopie des Raths-Conclusi hier mit zu kommuniziren, worin sie mit einer bonne grace, die diesen wackern biedersinnigen Schwaben eben so viel Ehre macht als ihrem Mitbürger, beschlossen haben, im Namen der Reichsstadt Biberach auf ein Exemplar der Quartausgabe meiner Werke zu pränumeriren. In langer Zeit hat mir nichts einen so frohen Tag gemacht, als dieser Beweis der Achtung und Zuneigung meiner Kompatrioten. Vermuthlich brauche ich Ihnen nicht zu melden, daß das schicklichste Formular, wie diese Pränumerazion in die Liste einzutragen ist, H. H. Bürgermeister und Rath der löbl. des H. R. R.

freien Stadt Biberach in Schwaben,*) seyn dürfe. Ich überlasse es Ihrem Gutbefinden, ob Sie etwa folgende Note beifügen wollen.

Einige Zeit darauf schrieb er: „Ich habe dem, was Sie mir wegen meiner wackern Biberacher schreiben, hin und her nachgedacht, und mein Genius will mir kein anderes Expediens, ihnen unsre Empfindung der Ehre, die sie sich selbst und mir angethan haben, öffentlich zu markiren, eingeben, als dieses, den Namen derselben in der Liste mit ausgezeichnet größerer Schrift abdrucken zu lassen, etwa so:

> Der gesammte Magistrat (oder H. H. Bürgermeister und Rath) der L. freien Reichsstadt Biberach in Schwaben als der Vaterstadt des Verfassers dieser Werke.

Arrangiren Sie dies nach Ihrem Belieben. Ich bin gewiß, daß meine Landsleute sich von einer solchen Distinktion sehr geschmeichelt finden werden, und daß Niemand übel finden wird, daß ihnen diese Unterscheidung widerfährt.“

Erst nach gegründeter Hoffnung zu dem glücklichen Fortgange des Unternehmens überließ er sich

*) Der Vaterstadt Wielands, worin er, als der letzte Abkömmling eines altbürgerlichen und um diese Reichsstadt wohlverdienten Geschlechts, im Jahr 1733 gebohren wurde.“ Vergleiche hiermit den Anfang des ersten Buches und Vorrede S. IV.

der Freude über die Prachtausgabe. Beim Anblick der Probe davon brach er in Entzücken aus, und in diesem Entzücken schrieb er Göschen: „Ich wünschte Ihnen sagen zu können, Freund und Bruder meines Herzens, wie groß und liebenswürdig Sie in meinen Augen durch dieses Streben nach Vollkommenheit in Ihrem Wirkungskreise, und durch die Opfer sind, die Sie diesem edlen Bestreben, worin sie so einzig in Ihrer Art sind, darbringen! Dafür aber wird Ihnen auch, mit der innigen Hochachtung aller der — Wenigen, welche Sinn für wahren Werth haben, der süße Genuß zu Theil, Ihren schönen Zweck erreicht zu haben, und dem Ideal der Vollkommenheit in diesem Fache so nachgekommen zu seyn, als es physisch möglich ist. Ich kann mich nicht genug an der reinen Schönheit dieser Lettern ergötzen. Eine jede ist in ihrer Art — eine Mediceische Venus. Lachen Sie nicht über diese anscheinende Hyperbole! Es ist etwas Wahres an dieser seltsam tönenden Behauptung; ich wenigstens kann mir keine schönern Schriftzeichen denken als diese, und ich habe doch auch eine Imaginazion!

Daß hier nicht blos eine gekitzelte Eitelkeit aus ihm sprach, kann folgende Stelle aus einem spätern Briefe bezeugen.

„Mögen die freundlichsten Grazien Ihnen, liebster Göschen, die Freude erwiedern, die Sie mir durch Ihr gütiges Geschenk der herrlichen Pracht-

ausgabe der Klopstockischen Oden gemacht haben. Mit Recht können Sie stolz darauf seyn, die schönste Sammlung Lyrischer Gedichte von einem einzigen Meister, die irgend eine Sprache besitzt, im edelsten Gewande, worein die Typographie jemals einen Dichter gekleidet hat, der Nachwelt übergeben zu haben. Ich sehe nicht, wie es möglich seyn könnte, daß Ihnen jemals ein Nebenbuhler in der Kunst (denn zu einer schönen Kunst ist die Typographie wirklich durch Sie und Bodoni erhoben worden) Ihnen den so theuer errungenen Preis streitig machen könnte. Möchten Sie doch für das, was Sie um Klopstocks nnd Wielands Werke (wiewohl die letztern über ihr Verdienst) zu verherrlichen gearbeitet und aufgeopfert haben, nicht bloß durch Ihr reines Bewußtseyn, und von außen durch den wesenlosen Dunst des Ruhms belohnt werden! Aber wir sind leider! in eine unglückliche Zeit gefallen, und selbst die Hoffnung, das Einzige, was uns zum Trost noch übrig blieb, scheint bereit, mit jedem Augenblicke ihre Flügel vollends aufzuspannen und uns durch ihre Flucht einem Zustand zu überlassen, der durch seine Ungewißheit beinahe noch schlimmer ist, als das Aergste, das uns wirklich betreffen kann."

Wielanden täuschte um jene Zeit noch eine andre Hoffnung, die nämlich auf die Sicherheit des Gewinns von den Werken seines Geistes, an deren möglichster Vollendung er in den Tagen des Alters

mit größter Anstrengung gearbeitet hatte; denn eines Tages brachte Böttiger ihm „die Nachricht des sogenannten Kunst- und Buchhändlers Schrämbl in Wien, worin dieser Pirat seinen vorhabenden Nachdruck der sämmtlichen Wielandischen Werke mit einer skandalösen Unverschämtheit ankündigte.“ — „Wie groß — schrieb er — mein Unwille und Verdruß über das schändliche Unternehmen des Wienerischen Nachdruckers meiner Werke seyn müsse, können Sie sich leicht vorstellen, ohne daß ich darüber viele Worte mache. Beides ist desto größer, da ich keine Hilfsmittel dagegen sehe; wenigstens meines Orts nichts gegen diese, in Teutschland nicht unerlaubte, sondern sogar begünstigte Art von Dieberei zu thun im Stande bin. Denn — — — wenn ich auch bedeutende Freunde und Protektoren in Wien hätte, (was keineswegs der Fall ist); so würden sie weder ernstlichen Willen haben, noch, wenn sie diesen auch hätten, vermögend seyn, dem Herrn Anton Doll sein vermeintliches Jus quaesitum, Alles, was kein K. Oestreichisches Privilegium hat, nachzudrucken, zu Rechten nieder zu legen. Daß aber ein solches Privilegium unter keiner Bedingung zu erhalten sey, davon habe ich eine sehr verdrießliche Erfahrung gemacht, da ich vor einigen Jahren in meinem eigenen Namen um ein Privilegium anzuhalten von Wiener Freunden selbst aufgemuntert wurde. Nach vielen Bemühungen und Aufzögerungen ward ich

endlich in letzter Instanz aus dem Grunde, „daß Se. Kaiserl. Maj. ein solches, gegen die bürgerlichen Gerechtsame der Löbl. Buchdrucker und Buchbinder laufendes, Privilegium zu ertheilen nicht befugt sey," abgewiesen. Unter solchen Umständen wird also wol an eine neue Auflage nicht zu denken, und die Beantwortung jeder Frage darüber überflüssig seyn."

Göschen von seiner Seite war stets darauf bedacht, die Ausgabe seiner Werke Wielanden so angenehm als möglich zu machen, und wenigstens Ein Beweis hievon darf nicht unerwähnt bleiben. Wieland war um die Zeit, als die neue Ausgabe begonnen hatte, in Leipzig, wo Göschen eine Sommerwohnung in Reichels Garten hatte, durch welchen ein Kanal geführt ist, der auf der einen Seite des Gartens mehrere Inseln bildet, denen der Besitzer zur Unterscheidung von einander die Namen verschiedener italienischer Inseln gegeben hatte. Dieses Lokale benutzte Göschen zu einer für Wieland zu veranstaltenden Feierlichkeit. Auf der größten jener Inseln, die sich durch einen kleinen Berg mit einer Grotte auszeichnet, hatte Göschen einen transparenten Tempel errichten lassen, worin Wielands Büste aufgestellt war. Als Wieland daselbst angelangt war, kamen zwei Knaben in griechischem Kostum mit einem griechischen Wagen, in welchem der erste Band der Prachtausgabe seiner Werke lag. Während diese, bisher noch nie gesehene, dem

Dichter überreicht wurde, fuhr den beleuchteten Kanal eine Gondel herauf, aus welcher Göschens Schwägerin, Fräulein Heun (jetzt Frau D. Kind in Dresden, Schwester des unter dem Namen Clauren allbekannten Schriftstellers) stieg, und als Muse auf des Dichters Haupt den Lorberkranz setzte. Wieland, der vor allen Ueberraschungen eine große Scheu hatte, wurde doch von dieser wunderbar ergriffen. Thränen traten in seine Augen, und unfähig zu sprechen, sank er Göschen in die Arme und drückte ihn an sein Herz. Nach seiner Rückkehr schrieb er diesem:

Den 21. August 1794. „Gestern Mittag um halb ein Uhr, mein geliebtester Freund, hat uns der gute Engel, der über unsre ganze Reise waltete, gesund, vergnügt und mit tausend frohen Erinnerungen an unsre liebenswürdigen Freunde und an das schöne Land, das sie bewohnen, voll angefüllt, in unser eigenes Hauswesen und in die Arme unserer jubilirenden Familie zurückgebracht. Der süße Augenblick des Wiedersehens aller der Unsrigen, der großen und kleinen, die wir sämmtlich gesund und wohlbehalten um uns herum jauchzen sahen, hat unsere Zufriedenheit über eine Reise, die uns an Seele und Leib so wohl gethan hat, vollkommen gemacht. Ihnen, mein liebster Göschen, verdanken wir den größten Theil so vieler angenehmen, Herz und Sinn vergnügenden Scenen, Tage, Stunden und Augenblicke, die nun, auch in der Erin-

nerung, noch lange Heiterkeit und Frohsinn und herzerhebende Gefühle über unser Leben verbreiten werden. Empfangen Sie also, Sie und Ihre theure liebenswürdige Gemahlin, nochmals unsern innigsten und wärmsten Dank für alle Freundschaft, Güte und Nachsicht, womit Sie uns auf eine so verbindliche Weise überhäuft haben, und wovon wir uns auch des kleinsten Umstandes lebenslänglich mit Liebe und Erkenntlichkeit erinnern werden. Mein Herz ist noch zu voll und meine Zeit zu eingeschränkt, als daß ich Ihnen, meine liebsten Freunde, auch nur den zehnten Theil dessen, was ich hierüber empfinde, auszudrücken vermögend wäre.

„Nun, mein Bester, geht es bei uns Beiden wieder an die Arbeit, und gewiß wird uns nun auch Alles, nach einer so angenehmen Unterbrechung, desto besser von Statten gehen. Indessen sehe ich einer beruhigenden Nachricht von Ihrem Wohlbefinden mit Sehnsucht und Ungeduld entgegen. Sie, liebster Göschen, ich kann es nicht bergen, daß ich mich mit beunruhigtem Herzen von Ihnen trennte, — Sie waren nicht wohl, so sehr Sie auch, aus Freundschaft, es zu verbergen suchten. Hoffentlich hat die Ruhe, die mit unsrer Entfernung in Ihr Haus zurückkehrte, auch in Ihrem organischen Theil das Gleichgewicht wieder hergestellt. Ich wünsche es um so sehnlicher, da ich mich des möglichen Vorwurfs, sonderlich am letzten Tage unsers Aufenthalts bei Ihnen, nur allzuviel zur

Störung desselben beigetragen zu haben, nicht entschütten kann.

„Ich brauche nicht erst zu sagen, daß, so oft das Wörtchen Wir in diesem Briefe vorkommt, meine liebe Dame Dorothea darunter begriffen ist. Sie ist eine zu ungeübte Briefstellerin, als daß sie es wagen möchte, ihre Gesinnungen und Gefühle eigenhändig auszudrücken; aber Sie kennen auch ihr Herz zu gut, als daß Sie eines solchen Dokuments bedürften, und ihr die Erfüllung dieser Pflicht (die ihr ohnehin durch alle die Hausmütterlichen Obliegenheiten, in welche sie wieder eintritt, fast unmöglich gemacht wird) nicht gerne nachlassen sollten.

„Empfehlen Sie uns allen Ihren schätzbaren und liebenswürdigen Verwandten und Freunden sammt und sonders, und sagen Sie Ihnen, daß wir ihr Angedenken und die dankbarste Erinnerung an alle Beweise ihres gütigen Wohlwollens ewig in unsern Herzen bewahren werden. Und nun, mein theurer Freund, leben Sie wohl! Und gebe Ihnen der Himmel an Allem, was Sie lieben, und an Allem, was Sie unternehmen, die Freude zehnfach wieder, die Sie uns gemacht haben!! Ewig mit herzlicher Ergebenheit der Ihrige! Wieland.“

7.

Zehn Jahre hatte Wieland mit der Vollendung der neuen Ausgabe seiner Werke zugebracht, und wer es erwägt, was er Alles an derselben gethan, der wird von selbst ermessen, daß er auch während dieser zehn Jahre seines beginnenden Greisenalters die meiste Zeit an seinen Arbeitstisch gebannt war. Von da sehnte er sich aber auch wenig hinweg, und jede Mühe wurde ihm leichter durch den Gedanken, daß seine Arbeit das Glück einer geliebten Familie besser begründe. „Ich lebe glücklich wie ein Patriarch (wiewohl ohne Rinder, Schafe und Esel) mitten unter einer um mich her aufwachsender, grünenden und blühenden Plantage gutartiger menschlicher Geschöpfe, deren geringstes, wie ich hoffe, der Welt durch seine Existenz mehr Gutes als Böses thun wird.“ So schrieb er an seinen Gleim, im Jahre 1787, und so dachte und fühlte er stets. Mit voller Wahrheit hatte er daher seinem ehemaligen Gegner Voß schreiben können: „Als Sie vor wenigen Jahren das häßliche Epigramm auf mich machten, und Ihren Namen darunter setzten, entschuldigte ich Sie mir selbst und meinen Freunden mit Ihrer Jugend, und daß Sie mich nicht kannten. Nachgerade fangen Sie selbst an, zu sehen, daß man sich wol hie und da, sonderlich in Ihrem Niedersachsen, im Urtheilen über mich versündigt

haben könnte. Indessen werden Sie mich doch schwerlich eher recht kennen lernen, bis wir uns von Angesicht zu Angesicht gesehen; und wenigstens einige Tage zusammen gelebt haben. Ein einziger Blick in mein Herz, in mein häusliches Leben und den Zusammenhang meines ganzen Lebenslaufs, würde mir, das bin ich gewiß, alle guten und edlen Menschen auf dem Erdboden zu Freunden machen, wiewohl ich von Irrungen und Uebereilungen so wenig, und nach Beschaffenheit der Umstände vielleicht weniger als manche andre gute Menschen, frei gewesen bin."

Mag uns nun zuvörderst Wieland selbst den Blick in sein häusliches Leben, der zugleich einen tieferen Blick auch in sein Herz gestattet, eröffnen. — Von seiner Gattin schrieb er

An die Fürstin Pauline von Neuwied: „Meine Gattin habe ich ohne eigentliche Leidenschaft mit einer Anhänglichkeit geliebt, wovon wenige Menschen einen Begriff haben, und sie lebte ebenfalls ohne Leidenschaft mit einer noch viel reineren Liebe nur für mich."

An Sophie Laroche. „Was das Glück meines hausväterlichen Lebens ganz und völlig macht, ist die sich immer mehr befestigende Gesundheit der Mutter aller dieser holden Geschöpfe. Die Freude, die ihr Gott an ihren Kindern gibt und, wie ich hoffe, noch ferner geben wird, ist die Belohnung für den reinen Sinn und die Herzenstreue, womit

ſie ganz nur für mich und ihre Kinder lebt, und für das Glück, das ſie mir dadurch verſchafft.“

An Gleim. „Gott hat mich aus einer Gefahr erlöſt, an die ich ohne Schaudern nicht denken kann. Ich war nahe dabei, oder wenigſtens machte mich Liebe und Angſt denken, das beſte, für mich allein geſchaffene Weibchen zu verlieren. Alle lieben Engel Gottes haben Mitleid mit mir und meinen vier armen kleinen Mädchen gehabt; wir haben unſer beſtes Mütterchen wieder, und durch die Wirkung des bewundernswerthen Gleichgewichts, worin ihre ſchöne Seele mit ihrem Maſchinchen ſteht, befindet ſie ſich außer aller Gefahr.“

An Leonhard Meiſter. „Meine Frau iſt ein Muſter jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geſchlechts, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moraliſchen Charakter, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die Jahre, die ich mit ihr lebe, ſind vorbeigekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünſcht hätte, nicht verheirathet zu ſeyn; im Gegentheil iſt ſie und ihre Exiſtenz ſo mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt ſeyn kann, ohne etwas dem Schweizer-Heimweh ähnliches zu empfinden.“

„In allen meinen Liebesaventuren war viel Illuſion, und reine Glückſeligkeit kenne ich erſt ſeit dem 24. Oktober 1765, als der Epoche meiner Verheirathung.“

Solch einen Ehrenkranz flocht Wieland um das Haupt seiner Gattin, die ihn stets mit einer Art von Ehrerbietung betrachtete, wie sie es denn lebenslänglich nicht vermochte, ihn anders als durch Sie anzureden, während er sich stets gegen sie des vertraulichen Du bediente. Seine Liebe zu ihr wuchs von Jahr zu Jahr mit der Achtung für ihr unscheinbares, aber desto wesentlicheres Verdienst; und je weniger sie durch Aeußeres glänzte oder durch Talente schimmern konnte, desto gewisser war der, der, wie Göschen, ihren verborgneren Werth erkannte, den Weg zu seinem Herzen zu finden.

In dieser glücklichen Ehe waren ihm 14 Kinder geboren worden, die seine größte Herzensfreude von ihrer Geburt an waren. Mit großem Entzücken berichtet er jederzeit den neuen Zuwachs von häuslicher Glückseligkeit, den ihm die Geburt eines Kindes brachte, und dieses Entzücken wurde noch erhöht, als die Herzogin Mutter, der Herzog, dessen Gemahlin, Prinz Konstantin, Göthe, Gleim bei der Taufe Pathenstellen übernahmen, oder als ihm ein Sohn gerade am Agathonstage geboren wurde. „Meine süßesten Augenblicke, schrieb er seiner Freundin Sophie, sind, wenn ich das ganze Häufchen der kleinen krabblichten Mitteldinge von Aeffchen und Engelchen um mich herum habe.“ Mit dem innigsten Entzücken einer zärtlichen Vaterseele betrachtete er die Entwickelung der geliebten Kleinen, freute sich, daß die Natur sie mit Liebe gebildet

habe, und daß alle so schön gediehen. Mehrmals lud er seinen Gleim auf diesen herzerfreuenden Anblick ein. „Sehen Sie, schrieb er ihm das eine Mal, was für ein holdes Geschöpf der Liebe Ihre Pathe Lotte-Miene worden ist, und wie die andern Mädchen heranwachsen, und alle, sammt Vater, Mutter und Kindern eine Familie der Liebe ausmachen, und in und mit und durch einander leben, weben und sind.“ Wol durfte er dies rühmen; denn da er, aus Neigung und Grundsatz kein strenger Hausdespot, sondern ein liebreicher Vater war, so waltete in seiner Familie, ohne daß es geboten zu werden brauchte, das schöne Gesetz der Liebe um Liebe. Wie viel er selbst dadurch gewann, erzählt er seiner Freundin. „Ich habe nun eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, alle so gesund und munter, gutartig und hoffnungsvoll, jedes in seiner Art, daß ich meine Lust und Freude daran habe, und mich gerade wegen dessen, was die Meisten für eine große Last halten würden, für einen der glücklichsten Sterblichen auf Gottes Erdboden halte. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt! Ich erfahre je länger je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch, und in eben der Proporzion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder

arbeite, und auch davon bin ich im Innersten überzeugt, daß mein ruhiges Vertrauen auf die Hand, welche das Gewebe unserer Schickungen webt, weder mich noch die Meinigen betrügen wird."

Dieses häusliche Glück wurde mehrmals nur durch den Tod gestört. Hören wir den Vater auch hierüber in seinen Aeußerungen gegen seinen Freund.

„Ich möchte Ihnen, mein liebster Göschen, so gern nur von dem, was mir Angenehmes begegnet, Ihren Antheil geben — aber, da Sie es doch erfahren würden, warum soll ich Ihnen länger verschweigen, daß ich, wider alles Vermuthen, meinen dritten Sohn, Philipp, den sogenannten Dikken, schon vor 3 Wochen nach einer nur 11tägigen, aber leider alle medicinische Kunst zu Schanden machenden, Krankheit verloren habe. Der gute Junge hatte sich wenige Tage, ehe er sich legen mußte, entschlossen, ein — Buchhändler zu werden, und ich war schon im Begriff, Ihnen vorläufig darüber zu schreiben. Wie wenig Ahndung hatten wir davon, daß er wenig Tage vor seinem 14ten Geburtstag eine Leiche seyn würde! Es war ein guter Junge, voller Fähigkeiten, und von allen meinen Söhnen derjenige, der sich bei den Leuten am beliebtesten zu machen wußte. Auch an Gesundheit schien er dem ersten Anblick nach vor seinen Brüdern etwas voraus zu haben; und doch war es sein und mein Schicksal, daß das süße Licht der Sonne so frühzeitig auf immer für ihn untergehen

sollte! — Die Zeit heilt wol Wunden dieser Art, aber die Narbe, die sie zurücklassen, bleibt so lange wir leben."

Einige Jahre später schrieb er Demselben: „Liebster Freund, ich überlasse es unserm Böttiger Ihnen eine Nachricht zu geben, die Ihrem an uns Theil nehmenden Herzen nicht gleichgiltig seyn wird, wenn Sie sich anders meiner zweiten noch ledigen Tochter Wilhelmine erinnern, welche Sie im vorigen Jahre bei Ihrem kurzen Besuch gesehen haben, da sie sich durch die heilsamen Einflüsse der schönen Jahreszeit, der Landluft und der täglichen Bewegung im Garten von einer schleichenden Krankheit, durch welche ihr zarter Körperbau schon sehr weit herunter gekommen war, wieder zu erhohlen schien. Sie war eines der reinsten und liebenswürdigsten Geschöpfe; mein Herz hing vorzüglich an ihr, und ich versprach mir von ihrer ungemeinen Anhänglichkeit an mich viel Trost und Freude für meine künftigen Jahre. — Sie ist nun in einer besseren Welt, und ich werde ihr folgen. In diesem Gedanken allein ist heilender Balsam für eine solche Wunde. Indessen werden Sie nicht zweifeln, mein theurer Freund, daß ich alle meine Kräfte zusammen nehme, um zu ertragen, was nicht zu ändern ist, und mich, so viel an mir liegt, für meine, auch nach einem fünffachen Verlust dieser Art, immer noch zahlreiche Familie noch länger zu erhalten. Beschäftigung des Geistes und stiller

Genuß der Natur ist das, was mir itzt am zuträglichsten ist.“

Von seinen 14 Kindern blieben ihm 6 Töchter und 3 Söhne am Leben, und gewährten ihm die schönsten Vaterfreuden. Ueber die eine derselben schrieb er:

An Gleim den 15. Mai 1785. „Morgen den 16ten Mai mache ich ein Paar mir sehr liebe anime inamorate glücklich, indem ich meine Sophie, die Ihnen vor zehn Jahren als ein Mädchen von sechs bis sieben Jahren so lieb war, mit einem der besten Menschen, die jemals von einem Weibe geboren worden, verheirathe. Die Geschichte, wie und auf was Art dieser junge Mann aus den Wolken, oder vielmehr aus den Armen irgend eines Gottes, in meinen Schoos gefallen und mir und meiner Frau (für deren Werth ich keinen Namen weiß) so lieb geworden, daß wir ihn mit einstimmigem Beifall unsers Kopfes und Herzens zu unserm Sohne angenommen haben, — es ist eine wunderbare Geschichte — aber sie muß mündlich erzählt werden. Kommen Sie, bester Bruder Gleim, und hören Sie und sehen Sie. Sie werden eine durch Liebe, Harmonie und Einfalt des Herzens glückliche Familie finden, wie vielleicht keine andere in der Welt ist. Unsre Herderin kann Ihnen sagen, wie sehr meine Wahl ihren, ihres Mannes und Göthens Beifall hat.“

Allerdings hatte Wieland Grund, diese Verhei-

rathung seiner ältesten Tochter eine wunderbare Geschichte zu nennen. Der Bräutigam war ein geborner Wiener, in einem Jesuiten-Kollegium erzogen, seit seinem 15ten Jahre in das Barnabiten-Kollegium aufgenommen, seit seinem 22sten Jahre als Novizienmeister und Lehrer der Philosophie in demselben angestellt, aber den Fesseln seines Standes entflohen, um in einem protestantischen Lande den Genuß der natürlichen Freiheit und eine seiner Denkart angemessene Lage sich zu verschaffen. Der Leipziger Professor Petzold, damals in Wien anwesend, war ihm zu Ausführung dieses Vorhabens behilflich gewesen. Als aber Jesuiten seinen Aufenthalt in Leipzig nach Wien gemeldet hatten, riethen ihm seine Wiener Freunde, sich nach Weimar zu begeben, wo sie ihm Wielands Schutz und Umgang zu verschaffen versprachen, in dessen Genuß er so lange leben sollte, bis er gefahrlos nach Wien zurückkehren könne. Gemmingen und Blumauer hatten ihn Wielanden empfohlen, bei welchem er im Anfange des Mai 1784 eintraf. Daß er dessen ganze Liebe sogleich gewinnen mußte, bezeugt der bloße Name des jungen Mannes, — Karl Leonhard Reinhold, welchen Jacobi mit Recht als den Reinen und Holden begrüßte. Der würdige Sohn dieses Vaters, Hr. Prof. Ernst Reinhold in Jena, berichtet in der trefflichen Biographie seines Vaters (Jena 1825) das Weitere. „Die Aufnahme, sagt er, welche Reinhold

bei Wieland fand, rechtfertigte nicht nur, sondern übertraf die Erwartungen seiner Freunde. Wieland ward gleich bei dem ersten Besuche seines Schutzempfohlenen in hohem Grade für ihn eingenommen, zeigte sich ihm in dem Glanze seiner liebenswürdigsten Laune und entließ ihn mit so herzlichen Aeußerungen seines Wohlwollens, daß Reinhold überaus beglückt und mit der heitersten Aussicht auf seinen ferneren Aufenthalt in Weimar nach seiner Wohnung zurückkehrte. Wieland hatte damals sein ein und funfzigstes Jahr erreicht, ein Alter, welches bei ihm, dem es bestimmt war, bis zum Ende des achten Decenniums mit einer unverwelklichen Frische der geistigen wie der körperlichen Kräfte auszudauern, die eigentliche Mittagshöhe seines Lebens genannt werden kann. In einer sorgenfreien und bequemen äußern Lage, an der Seite einer vortrefflichen Gattin, umgeben von zahlreichen und hoffnungsvoll aufblühenden Kindern, genoß er das häusliche Glück ungetrübt, für welches er die volle Empfänglichkeit und ganz die erfoderlichen Eigenschaften besaß, die an einem so genialischen Dichter und produktiven Schriftsteller doppelt bemerkenswerth und achtungswürdig sind. Die Fortsetzung seines Umgangs mit Reinhold entsprach dem Beginne, und nur einige Monate waren verflossen, als dieser schon Haus- und Tischgenosse seines väterlichen Freundes ward. Hiedurch ward die Ausführung eines Vorsatzes sehr erschwert, den Reinhold seiner damaligen äußern

Lage schuldig zu seyn glaubte, seine bei der ersten Bekanntschaft empfundene Neigung für Wielands älteste Tochter, die sechszehnjährige Sophie, zu bekämpfen. Er befand sich nun in dem unruhvollsten, und doch an Freuden reichen, romantischen Zeitpunkte seines Lebens, da die Ungewißheit über sein künftiges Schicksal, die treue und thätige Theilnahme der Wiener Verbündeten an seinem Wohle, und sein Verhältniß zu der Wielandschen Familie sein Gemüth auf mannigfache und lebhafte Weise bewegten." — Nach einiger Zeit gab Wieland Reinholden Antheil an der Redaktion des Merkur. — „Nun erfolgte sogar auf die Abschließung dieser litterarischen Verbindung, von Seiten Wielands und seiner Gattin, denen Reinholds Gefühle für ihre Tochter, und daß sie erwiedert wurden, nicht unbemerkt geblieben, die Erklärung ihrer innigen Zufriedenheit mit einer Verbindung, welche mehr der Gegenstand des höchsten Wunsches, als der Hoffnung Reinholds gewesen war." — „Das Vermählungsfest wurde durch mannichfaltige Beweise der Theilnahme von Seiten der Wiener Freunde, durch herzliche und innige Hochzeitgedichte eines Blumauer, Alxinger und der übrigen Poeten unter jenen, und durch die Gegenwart der Weimarischen nächsten Freunde und Geistesverwandten Wielands verherrlicht, so daß wol nicht leicht unter freundschaftlicheren Vorbedeutungen, unter geist- und gemüthvolleren Wünschen und Verheißungen des Glückes ein

eheliches Bündniß geschlossen worden ist, welches ihnen entsprechend in einer langen Dauer sich erwies, musterhaft durch treue gegenseitige Liebe und Achtung."

„Unverändert — so berichtet Wielands Enkel weiterhin — bestand meines Vaters schönes Verhältniß zu Wieland, den er unter allen Menschen am innigsten zugleich verehrt und geliebt hat, so wie auch er dem Herzen meines Großvaters der erwählte Lieblingssohn war. Bei der geringen Entfernung Weimars von Jena sahen sie sich oft, und eine große Menge noch vorhandener Briefe, in diesen Jahren von Wieland an Reinhold geschrieben, beweiset, wie lebhaft und herzlich auch in den Zeiten der Trennung ihr gegenseitiger Verkehr gewesen."

Auch als Reinhold im Jahre 1794 einem Rufe nach Kiel gefolgt war, dauerte dieser Verkehr fort, und einige Stellen aus dem ersten Briefe, den Wieland an Reinhold nach Kiel schrieb, mögen von diesem Verhältniß Zeugniß geben.

„Mein theurer, innigst geliebter Sohn! Ich kann diesen ersten Tag des ersten Festes der Christenheit nicht besser anwenden, als indem ich mich nach einem so langen, auf beiden Seiten durch die Umstände verursachten, Stillstand unsers Briefwechsels, einmal wieder schriftlich mit meinem Reinhold unterhalte.

„Vor allen Dingen empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für das ungemeine Vergnügen, so mir

Ihre Zuschrift vom 7. December (die ich heute vor 6 Tagen durch die Post erhielt) in gar mancherlei Rücksichten gemacht hat. Sie werden ein wahrer Wohlthäter an mir, indem Sie mich durch eine genaue Abschilderung Ihrer ganzen Lage in Kiel und Ihrer dermaligen Beschäftigungen immer lebendiger davon überzeugen, daß Ihre Versetzung ins Holsteinische nicht nur für Sie und Ihre Familie, sondern selbst für das Ganze glücklich ausgefallen und von sehr wichtigen Vortheilen ist, — eine Ueberzeugung, die der einzige (aber für mich ein höchst wichtiger) Ersatz des Verlustes ist, den ich für meine Person durch die Trennung von dem Sohne meines Herzens und von einer zärtlichst geliebten Tochter in einer Epoche meines Lebens erleide, wo ihre Nähe und öftere Gegenwart mir mit jedem Jahre weniger entbehrlich wird. Doch die Gewißheit, daß Sie ohne alle Vergleichung glücklicher sind, als Sie es in Jena jemals hätten werden können, und daß es auch für Ihre Sophie und Ihre Kinder in jeder Rücksicht besser ist, in Ihre gegenwärtige Lage und Verhältnisse gekommen zu seyn, ist für meine Gemüthsruhe so wesentlich, und verbreitet, so oft mein Herz mich an Sie erinnert oder Ihr Name von Andern vor mir ausgesprochen wird, einen so warmen Strahl von Freude über meine Seele, daß ich allen andern mich allein betreffenden Verlust gern ertrage; zumal wenn Sie, so wie Sie Veranlassung und Muße dazu haben,

fortfahren werden, mich von Zeit zu Zeit durch eine umständliche Mittheilung aller für Sie selbst vorzügliches Interesse habender Begebenheiten Ihres Lebens, so zu sagen, unmittelbar zu sich zu versetzen, und (so wie es in Ihrem letzten, mir unendlich schätzbaren, Briefe durch die ausführliche Beschreibung Ihrer Exkursion nach Lübeck und Hamburg geschehen ist) mich zu einem geistigen Augenzeugen und Mitgenossen derselben machen.

— — — —

„Alles, was Sie mir von Ihren Freunden in Hamburg schreiben, vermehrt und belebt mein Verlangen, so vortreffliche Menschen persönlich zu kennen und meine Seele unmittelbar an dem schönen Lichte und Feuer der ihrigen zu erheitern und zu wärmen. Natürlicher Weise muß dies, wenn es je geschehen soll, je bälder je lieber geschehen; denn ich bin nun in meinem 62sten Jahre, und also eigentlich zu reden, schon zu alt, große Reisen zu thun und neue Bekanntschaften zu machen, oder denen, die sich aus den Werken meines Geistes oder meiner Laune eine gewisse Idee von mir gemacht haben, nur die Ueberbleibsel dessen, was ich etwa war, zu zeigen. Ich habe also noch einen oder zwei Beweggründe mehr, Ihren und Sophiens Wunsch zu erfüllen, und meinen Besuch bei Ihnen nicht weiter als in den Sommer des bevorstehenden Jahres hinaus zu schieben. Nur sind, wenn mir

die Ausführung möglich seyn soll, noch verschiedene Schwierigkeiten und Hindernisse auf die Seite zu schaffen; und das soll denn auch meine angelegenste Sorge seyn.

— — — —

„Mich freuet, mein liebster Sohn, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß doch wenigstens die erste Lieferung der kleinen Ausgabe meiner Omnium bei Ihnen angekommen ist. Mich verlangt zu wissen, wie Sie mit meinen im Agathon vorgenommenen Ausmerzungen und neuen Zusätzen zufrieden sind, und wie Ihnen Amadis in seiner jetzigen Gestalt gefällt. — Ich bin in diesem Jahre selbst fleißig gewesen. Den goldenen Spiegel habe ich durch einige neue Kapitel vollendet, und die Geschichte des Filosofen Danischmend fast um die Hälfte vermehrt. Auch hab' ich zum Pervonte, einem meiner besten Mährchen, das aber mit dem 2ten Theil noch nicht vollendet war, den dritten Theil hinzugefügt, wodurch es nun ein Ganzes, und (wenn ich selbst eine Stimme dabei hätte) eines meiner besten Machwerke geworden ist. Ich habe bei dieser Gelegenheit die Entdeckung gemacht, daß ich noch Verse machen kann, und ich stehe nicht dafür, daß mich dieser, wenigstens eingebildete, Succeß nicht noch zu einigen Thorheiten in diesem Genre verleiten könnte.

— — —

„Nun sollte ich Ihnen billig auch etwas von meinen sämmtlichen Hausgenossen, und von dem, was unsern äußerlichen Menschen angeht, melden. Ich will mich aber so kurz fassen, als möglich. Ich und die Mama befinden uns, Kleinigkeiten abgerechnet, im Ganzen ziemlich wohl, und könnten wohl zufrieden seyn, wenn es noch ein Decennium so fort ginge. Alle übrigen, Kinder und Kindeskinder, gedeihen wohl. Unser Karl hat sich endlich für Erlernung der Landwirthschaft entschieden und befindet sich seit 4 Monaten zu diesem Ende bei dem Amtsverwalter Focke zu Heindorf unweit Allstädt, wo man ihn gern hat, und wo er gern zu seyn und sich gut anzustellen scheint. Er ist wirklich bei uns zum Besuch und empfiehlt sich Ihnen und seiner Frau Schwester de meliori. Er ist sehr groß und stark worden, und ein Beweis des letztern ist, daß er an dem kältesten Tage, den wir unter einigen sehr kalten seither gehabt haben, binnen 8 Stunden von Heindorf hieher geritten ist, ohne (außer einem halberfrorenen Ohr) irgend eine Ungemächlichkeit davon zu verspüren. Dieses und seine gute Anlage zu einem gesetzten, verständigen und rechtschaffenen Charakter gibt mir die beste Hoffnung, daß ein braver Mann aus ihm werden, und daß es ihm noch dereinst wohl gehen werde.

„Wenn meine Reise zu Ihnen im Jahr 1795 noch zu Stande kommt, so bringe ich Ihnen meinen ältesten Sohn Ludwig mit und gebe ihn unter

Ihre Leitung und Ihren Schutz. Auch er verspricht in seiner Art und auf eine andre Manier, als Karl, viel Gutes. Nur was aus dem leichtsinnigen, gutherzigen, aber omnimodo unbestimmten Wilhelm werden soll, setzt mich noch in Verlegenheit, da sich bis jetzt noch kein Fach, worein er paßt, zeigen will. Er ist freilich noch sehr jung, und wir leben also der Hoffnung, es werde sich auch für ihn noch ein Plätzchen in der Welt finden, wo er sich und Andern zu etwas Nutz wird seyn können.

„Meine äußere Lage wissen Sie. Sie ist erträglich, weil ich Sie ertragen kann, und ich kann sie ertragen a) weil ich eines von den Wesen bin, die beinahe in allen Klimaten fortkommen, und b) weil ich in Meinem Hause glücklich bin. Das ist alles, was sich von der Sache sagen läßt.

„Unserer lieben Sophie bin ich nun zwei Briefe schuldig, einen für mich selbst und einen für die Mama, welcher der letzthin erhaltene Brief großes Vergnügen gemacht hat. Ich muß aber um Geduld bitten. Ich bin der ganzen Welt Briefe schuldig. — — —

„Nun ist's Zeit zu schließen. Empfangen Sie nochmals, lieber Reinhold, meinen innigsten Dank für Ihren kostbaren, herrlichen Brief — über den ich noch so viel mit Ihnen schwatzen möchte — aber von dem ich jede Zeile in meinem Herzen bewahre.

„Die Mama umarmt und segnet Sie, unsre liebste Sophie und unsre lieben Enkel aus der Fülle

ihres mütterlichen Herzens. Besonders nehmen wir innigsten Antheil an Ihrer Freude über den guten Fortgang, welchen Karolinchen unter den Augen ihrer vortrefflichen Pflegemutter in Hamburg macht. Was müßte unser Luischen unter der Leitung einer Rudolphi werden! Aber es ist mir in meinem Alter nicht zuzumuthen, daß ich mich der täglichen Freude beraube, die mir dieses gutartige Kind, das völlige Nachbild ihrer Mutter, macht. — Und nun, liebster Sohn, liebste Tochter, lebet wohl! Mein und Eurer Mutter bester Segen begleitet Euch in das Jahr 95. Immer Ihr zärtlichst ergebener Vater

Wieland."

Auch seine übrigen erwachsenen Töchter hatte er die Freude an würdige Männer glücklich verheirathet zu sehen; seine Karoline an den Prediger Schorcht; seine Amalie an den Prediger Liebeskind, den Verfasser der Palmblätter und Mitarbeiter an dem von Wieland herausgegebenen Dschinnistan; seine Julie an den Kammerrath Stichling in Weimar.

Seine Tochter Charlotte war im Jahre 1794 mit Baggesen und dessen Gattin in die Schweiz gereiset. Mit welchem Entzücken empfing er die Nachricht von ihrer Rückkehr! Wie voller Zärtlichkeit ist seine Antwort darauf! „Die Freude und den Jubel — so schrieb er — hättest Du sehen

sollen, welche Dein heute Morgen um acht Uhr angekommener Brief vom 29. Oktober verursacht hat. Kaum hatte ich, indem ich den Brief der Mama vorlas, worin Du mir Deine noch in diesem Jahre erfolgende Zurückkunft meldest, ausgesprochen, so flog Julchen vor Freude zur Stube hinaus, und rannte in das Hinterhaus, um ihren ältern Schwestern die so unverhoffte und eben darum doppelt erfreuliche Nachricht zu verkündigen. Die gute Mama, die sonst nicht so leicht außer Fassung zu bringen ist, zitterte vor Freude, und ich selbst bin so bewegt, daß ich noch keinen ruhigen Buchstaben aufs Papier setzen kann. Heil und Dank dem guten Prinzen von Augustenburg, der uns durch die Zurückberufung unsers lieben Baggesen diese Wonne bereitet hat. — Ich kann Dir, mein trautes liebes Töchterchen jetzt nichts weiter schreiben, als daß wir von diesem 7. November an die Tage, die Dich noch von uns trennen, einen nach dem andern zählen, und uns jede Nacht desto vergnügter schlafen legen werden, weil wir um einen Tag weniger zu zählen haben. Alles, warum ich Dich jetzt inständig bitte, ist, mir, wenn die Reise wirklich angetreten seyn wird, von Nürnberg aus zu schreiben, welchen Tag ihr ungefähr bei uns eintreffen werdet, damit wir uns gegen die Folgen einer Ueberraschung präkaviren können, die weder die Mama noch meine schwachen Nerven ertragen könnten. O! gewiß, liebstes Lottchen, wirst Du glücklich bei uns

seyn, wenn die Liebe Deiner Eltern und Geschwister hinlänglich ist, Dir die Trennung von so äußerst liebenswürdigen und gütigen Freunden und das Scheiden aus einem so schönen Lande erträglich zu machen. Gewiß werden wir es an nichts fehlen lassen, Deine guten Vorsätze, die Du in Deinem schönen Brief an die Mama so herzlich und so rührend ausgedrückt hast, aufzumuntern und zu unterstützen! Auch wirst Du doch in Weimar das Eine und Andere wieder finden, das Du in Bern nicht hattest, und womit Du als mit einem etwelchen Ersatz für das, was Du verlierst, vorlieb nehmen wirst. Ich habe keine Worte, Dir zu sagen, wie gerührt ich und Deine liebe Mutter über die Stärke der Ausdrücke sind, womit Du uns Deine Freude über unser baldiges Wiedersehen zu erkennen gibst, und wie innig wir diese Freude mit Dir theilen."

Die Zeit dieses Wiedersehens aber verzögerte sich durch Baggesens Anordnungen, und dies wurde die Veranlassung zu einer neuen großen Vaterfreude für Wieland. Man höre, wie er selbst seinem Freunde Göschen diese Ueberraschung des Schicksals berichtete.

Den 17. April 1795. „Mein Glaube an die Vorsehung ist durch die höchst unerwartete Begebenheit, welche dem Auffenthalt meiner guten Tochter Charlotte in der Schweiz gleichsam die Krone aufgesetzt hat, außerordentlich gestärkt worden. Wer hätte sich vorstellen sollen, daß sich so zu sagen in

dem Augenblick, da sie aus der ihr lieb gewordenen Schweiz auf ewig zu scheiden glaubte, ein Band knüpfen würde, welches das liebe Kind in kurzer Zeit wieder nach diesem Zürich, wo es ihm so wohl gefiel, zneückziehen und lebenslänglich daselbst festhalten würde? Lieber Freund Göschen, liebe Freundin Henriette! Freuen Sie Sich mit mir, Sie, die so vielen warmen liebevollen Antheil an uns nehmen! Meine gute Charlotte, die ich oft mit stillem verhaltenen Kummer ansah, wenn ich dachte, was aus ihr unter den kalten Menschen, unter denen wir leben, dereinst werden sollte; — sie, die nur durch ihr Herz glücklich werden kann — wird nach ihrem Herzen glücklich seyn, denn sie wird in einen kleinen Kreis höchst guter Menschen, in die biederste, Liebe und Eintracht volleste Familie versetzt. Wenn je eine Ehe im Himmel geschlossen war, so ist es gewiß diese, die sich auf eine beinahe wunderbare Art, und doch wieder so natürlich, durch die entschiedenste Sympathie der Herzen, Gemüthsart, Neigungen, Sitten — — zwischen dem Sohne Salomon Geßners, meines liebsten und einzigen Jugendfreundes, und einer Tochter seines Freundes Wieland geschlossen hat, — eine Verbindung, die in jedem Betracht so ganz nach den innersten Wünschen meines Herzens ist, daß ich mich nicht erwehren kann, dem schönen Wahn der vortrefflichen Salomon Geßnerschen Wittwe Raum zu geben, und mit ihr zu glauben, daß der

Geist meines verewigten Freundes selbst sie geknüpft habe. — Mehr und umständlicher mit Ihnen von diesem mir so angenehmen Ereigniß zu reden, gestattet mir diesmal die Zeit nicht, aber künftig, und wenn Heinrich Geßner (wie wir erwarten) gegen Anfang des Junius zu uns kommt, vielleicht mündlich ein Mehreres. Für itzt erlauben Sie mir nur noch, daß ich mir für meinen künftigen Schwiegersohn, dem Sie (wie ich weiß) ohnehin schon gewogen sind, auch um meinetwillen einen Platz in Ihrem freundschaftlichen Herzen erbitte, dessen er durch das seinige gewiß würdig ist, und welchen er immer mehr und mehr zu verdienen sich gewiß bestreben wird. — Ich umarme Sie von ganzem Herzen!"

Den 10. Jul. 1795. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich das reine Verhältniß freut, das ich zwischen Ihnen und meinem lieben Geßner befestigt sehe. Sie sind beide edle und gute Menschen. Es konnte also auch nicht wohl fehlen, daß Sie sich als solche wechselsweise erkennen mußten, und dies bürgt mir für ihre immer fortdauernde Freundschaft. Der Schluß Ihres letzten Briefs hat mich nicht wenig gerührt. Ich rechne Ihre Liebe zu mir unter das Beste, das mir der Himmel hat zu Theil werden lassen, und erwiedere sie gewiß von ganzem Herzen."

Bei allen Vaterfreuden fehlte es jedoch Wielanden auch nicht an Vatersorgen, ja nicht an Schmerz und Kummer. Nur wenige Stellen aus seinen Briefen mögen hierüber angeführt werden.

An Göschen. Den 21. Jan. 1793. „Meine Tochter Amalie ist nun, Gott Lob! gerettet, und befindet sich diesen Augenblick, um sich wieder zu erholen, im Schooße meiner Familie, die eine Familie der Liebe ist. Unser D. Huschke hat ein Wunder seiner Kunst an ihr gethan; doch kommt ein großer Theil des Verdienstes, sie mir erhalten zu haben, auf die Rechnung ihrer guten Schwester Karoline Schorcht, die mit der freiwilligsten Aufopferung sich entschloß, drei Wochen lang ihre Krankenwärterin zu seyn, und durch die äußerst sorgfältige, herzhafte und liebevolle Art, wie sie sich der Pflichten dieses beschwerlichen Amtes entledigte, nach dem Zeugniß des Arztes, sehr viel zu ihrer Genesung beigetragen hat. Der Himmel erhalte Ihnen, mein Freund, und mir alle, die wir so sehr lieben, daß mit ihrem Tod ein Theil von uns Selbst ins Grab gelegt wird."

An Denselben. Den 31. Dec. 1793. — Auch trübe Tage kommen. — Einige Monate nach Schorchts Tode erkrankte auch mein dritter Schwiegersohn, der Pastor Liebeskind. — Seine Wiederherstellung ist kaum zu hoffen, — und nun liegt auch seine Frau, meine gute liebe

Amalie tödtlich krank. Für einen Mann von 60 ist dies fast zu viel!“

Dies war die einzige Klage, die hierüber aus seinem Munde ging. Die verwittweten Töchter wurden nebst den Enkeln im Vaterhause mit offenen Armen empfangen, und der zärtliche Großvater rechnete den Zuwachs von Liebe sich als Gewinn an.

Wer einige idyllische Scenen aus Wielands häuslichem Leben lesen möchte, der wird Genüge finden in den Schilderungen, die Lütkemüller von einigen Spaziergängen der Wielandischen Familie geliefert hat*). Hier mögen nur die herzlichen Zeilen noch eine Stelle finden, die Wieland an Herders schrieb am Tage nach der Konfirmazion seines ältesten Sohnes. „Nur was das Herz unmittelbar zum Herzen reden kann, — schrieb er — kann Ihnen, theure verehrteste Freunde, die liebevollen, mir unschätzbaren Zeilen beantworten, die ich da, wo meine beste Habe ist, aufbewahren werde, so wie ihr Inhalt ewig in meinem Herzen bewahrt bleiben soll. Möge der Eindruck, den Ihr Wort und Geist, bester Herder, gestern auf meinen Ludwig gemacht, unauslöschlich seyn, und der Segen, den Sie auf ihn gelegt haben, ihn wie sein guter Engel immer umschweben! Seine gute Mutter

*) Im Gesellschafter von Gubitz, worin vom Stück 175 an bis zum 186sten des Jahres 1826 eine treffliche Schilderung von Wielands Privatleben gegeben ist.

wird Ihnen selbst für den seligen Genuß und die innigste Befriedigung danken, so Sie bei der gestrigen feierlichen Handlung ihrem Herzen gemacht haben. Ihre unverfälschte Seele hat jedes Wort so rein und lebendig aufgefaßt, und auch mir so viel als sie konnte davon mitgetheilt. Mein Herz ist zu voll zum Schreiben; nehmen Sie von neuem auf ewig den Schwur der heiligen unverbrüchlich treuen Freundschaft an von Ihrem Wieland."

8.

Dem Haupte einer solchen Familie konnte es nirgend anders so wohl seyn, als im Schooße derselben. Wenn er aber hier ganz glücklich war, so verdiente das Glück auch keiner mehr, als er, der so fest an dem hielt, was er auch in dieser Hinsicht als wahr erkannt hatte. Bereits im Jahre 1777 hatte er seinem Freunde geschrieben: „Es würde gar bald keine Ehen mehr geben, wenn wir in diesen unsern heillosen Tagen so weit hinaus denken wollten. Nur muß Herr George, wenn er häusliches Glück kosten will, auf die kleinen Freudchen der Eitelkeit und aufs ewige Reisen und Herumstreichen Verzicht thun, und statt dessen den Hausvatersinn anziehen. Weltsinn und Hausvatersinn können nicht beisammen stehen." Dieser Ueberzeugung gemäß war sein ganzes Hauswesen, sein ganzes Leben eingerichtet.

Von jeher waren seine Anforderungen an das Glück nur mäßig gewesen; aber weil er von den Gaben desselben einen weisen Gebrauch machte, so reichten sie hin zu seiner Befriedigung. In keiner Hinsicht war bei ihm etwas auf den Schein angelegt. Das Scheinenwollen erklärte er für die Thorheit der Thorheiten und für die reichste Quelle der Unzufriedenheit und des Mißmuthes von der einen, so wie des Neides und vieler Ränke von der andern Seite; diesem sey es hauptsächlich zuzuschreiben, daß so wenige Menschen

— — wohl gelebt zu haben
Versichern, und vergnügt mit ihrem Antheil,
Vom Leben, wie ein Gast von einem Mahle,
Gesättigt aufstehen.

Nach Natur zu leben, war ihm Weisheit. Um diese zu beweisen, müsse man im Leben den Schein vom Wahren wohl zu unterscheiden wissen; wer dies gelernt habe, dem bewähre sich der Aristippische Grundsatz: das, was wir suchen, ist immer in unsrer Gewalt, es ist hier oder nirgend!

Diesem Grundsatze gemäß war Wielands Lebensweise eingerichtet, angemessen seiner Lage und seinen Umständen. Nie fand man bei ihm in Wohnung und Kleidung kostbaren Prunk, und nichts von allem, was den Schein von Reichthum oder Vornehmheit geben sollte; alles war bei ihm einfach und schlicht, aber auf mäßige Bequemlichkeit berech-

net, und in allem die höchste Sauberkeit und Ordnung beobachtet. Eben so wenig war seine Tafel mit ausgesuchten Leckereien oder auch nur sehr reichlich besetzt, denn Ueppigkeit war ihm auch in dieser Hinsicht durchaus fremd, und die Genüglichkeit des mäßigen Genießers erstreckte sich auf die kleinen sokratischen thauenden Becher, die er so oft anprieß. Luxusartikel fand man bei ihm wenige, und selbst diese wenigen waren großentheils Geschenke; sogar in Büchern und Kunstwerken liebte er keinen Luxus; kurz, er erlaubte sich keine Verschwendung in irgend einer Art, weil sein Hausstand und seine eigne und der Seinigen Ruhe darunter hätte leiden müssen.

Seine Beschränkung artete aber nie in Kargheit aus, die ihn zu Lieblosigkeit hätte verführen können, wie man vielleicht zu Folge einer Anekdote argwöhnen möchte, die Herr Fischer dem Publikum aufgetischt hat, womit wir aber hier uns nicht unterbrechen wollen. Hätte er irgend eine Anlage zum Geize gehabt, so hätte eine besondere Liebhaberei ihn dazu verleiten können. Er hatte nämlich ein eignes Wohlgefallen an sehr reinen, blanken Münzen, und vorzüglich Goldstücken, und seine Freunde, die dieß wußten, machten sich das Vergnügen, ihm solche zuzustellen, die er denn gern ihnen umtauschte. Sein Wohlgefallen daran erstreckte sich aber nur darauf, daß er die schönen Stücke in seine Schatulle verschloß und bei Gelegen-

heit besah. Behalten konnte er sie doch nicht, und — er besah sie nur noch einmal mit Wohlgefallen, ehe er sie ausgab; etwas schwerer als andre Münze, aber doch ausgab. Wie hätte er sonst die 50 Dukaten an Gräf so leichten Muthes zurückgeschickt! — Er konnte sehr verdrüßlich werden, wenn man ihm eine Zahlung in Golde zugesagt hatte, und sie ihm in Silber leistete; aber nicht, weil er Gold gesammelt hätte, sondern weil ihm eine gehoffte Freude verloren ging.

Wie auch nicht die mindeste Spur von Habsucht oder Eigennutz in seiner Seele war, davon werden folgende Züge sprechen, die gewiß keines Zusatzes bedürfen, weil sie keinen Zweifel gestatten.

Mehrere Jahre waren bereits verstrichen, während deren er an der Neuen Ausgabe seiner Werke gearbeitet hatte, ohne mit Göschen, von welchem er inzwischen manche Summe bezogen, einen Kontrakt abgeschlossen zu haben. Erst am 17. April 1794 schrieb er diesem:

„Nun, liebster Freund, noch eine Bitte an Sie. Wollten Sie wol die Gefälligkeit für mich haben, und mir einen mit Bemerkung des Datums in forma probante gestellten Auszug der auf Abschlag des Honorars für die Sämmtlichen Werke seit einigen Jahren bereits an mich gezahlten Summen überschicken, damit ich gewiß sey, daß wir in unsrer Rechnung hierüber vollkommen zusammen stimmen. Ich muß gestehen, daß ich sonst, wie fast alle Mei-

nesgleichen, im Buchhalten über Einnahme und Ausgabe nicht so exakt gewesen bin, als ich es seyn sollte. Nun aber, da ich 60 Jahre auf meinem Rücken habe und dem Zeitpunkt entgegen gehe, wo ein ehrlicher Mann sein Haus gerne bestellt haben mag und soll, habe ich beim Styx und bei der Wage der großen Nemesis geschworen, mich hierin gründlich zu bessern und alle meine Sachen in möglichster Ordnung zu führen: und bitte Sie also nochmals, in dieser Rücksicht meine obige Bitte statt finden zu lassen. — — Aus dieser Ursache wäre es nun wol auch Zeit, daß unser vor etwa 2 Jahren schriftlich entworfener Akkord über meine S. W. vollends ins Reine und in die gehörige Form gebracht würde. Die Schuld, daß es nicht geschehen, liegt freilich bloß an mir; aber nicht an meinem Willen, sondern an dem Mangel an Muse und, aufrichtig gegen mich selbst zu seyn, auch an dem Umstand, daß ich nichts unwiderruflich zwischen uns festgestellt wissen wollte, bis ich erst hinlänglich gewiß wäre, daß Sie bei dieser großen Unternehmung vor Schaden gesichert seyen."

D. 8. Jan. 1795. „Sie sind zu gut, l. Göschen, da Sie Sich erbieten, mir, wofern ich es wünsche, noch ein Exemplar von der kostbaren Ausgabe zu geben. Das kann ich nicht annehmen, mein Bester! Aber wenn Sie meinem Reinhold ein Exemplar von der groß 8. Ausgabe in meinem

und Ihrem Namen zukommen lassen wollten, dadurch würden Sie mich sehr verbinden*)."

Als ihm, seiner Gesundheit wegen, der Genuß von Portwein war angerathen worden, erhielt er eine Sendung von Bremen, von welcher er erst späterhin erfuhr, daß sie von Göschen gekommen sey. Da schrieb er diesem: „Ich hatte einige Zeit vorher, ehe die Kiste mit Wein von Bremen aus an mich spedirt wurde, meiner Freundin, der Frau Hofräthin Schopenhauer, auf ihr Anerbieten, aufgetragen, mir von einem Bremischen Weinhändler, den sie mir anrühmte, Proben von Portwein und Madera zu verschreiben. Wie nun die Kiste anlangte, wunderte ich mich zwar nicht wenig, daß sie weder mit einem Avisbriefe versehen, noch auf dem Frachtzettel der Name des Einsenders bemerkt war, zweifelte aber nicht, daß eine vielleicht zufällig aufgehaltene oder verspätete Benachrichtigung mir in Kurzem Licht über die Sache geben würde. Da aber in mehreren Posttagen kein Avis ankam, und Mad. Schopenhauer den ganzen Sommer über abwesend war: ließ ich endlich die Kiste aufmachen, und fand darin 20 Flaschen Portwein und 4 kleinere, mit einem Nektar angefüllt, dessen unbeschreiblich angenehmer und alle Nerven belebender Wohlgeruch mich, nach kurzen Zweifeln, noch vor dem

*) Göschen sendete Reinholden die Quartausgabe, deren Annahme Wieland verweigert hatte.

Kosten überzeugte, daß es kein anderer als ein höchst vortrefflicher, uralter, und nirgends als in dem berühmten Rathskeller der Stadt Bremen existirender Rheinwein seyn könne. Inzwischen war mir meine erste vorbesagte Vermuthung, je mehr ich sie überlegte, immer unwahrscheinlicher geworden. Natürlich entstand also die Frage, wer denn der anonyme Bonifacius seyn könne, der mir durch eine so verbindliche Ueberraschung habe Freude machen wollen? Nun fiel, eben so natürlich, meine erste Vermuthung auf meinen Freund Göschen, mit welchem ich mich erinnerte, davon gesprochen zu haben, wie wohlthätig ein guter ächter Portwein meiner Gesundheit sey. — — Es ist doch wirklich eine sonderbare Eigenheit in meiner Lebensgeschichte, daß alle Ueberraschungen, womit meine Freunde mir Vergnügen zu machen gedachten, immer diesen Zweck verfehlten. Dies kann und soll indessen nicht so ausgelegt werden, als ob ich die Freundschaft, so Sie mir dadurch bewiesen, nicht mit dem wärmsten Dank erkenne: nur werden Sie mir erlauben, daß ich den übersandten sehr guten Portwein nicht als ein Geschenk — was mit unsern Verhältnissen nicht vereinbar ist — sondern bloß als eine mir erwiesene Gefälligkeit annehme, und in dieser Hinsicht für die zwei bewußten Werkchen zusammengenommen nicht mehr als 200 Thaler Honorar begehre, noch annehmen werde: und was die Zahlung derselben betrifft, so ist nicht mehr als

billig, daß die Bewerkstelligung derselben in einer so fatalen Zeit wie die gegenwärtige vielmehr von Ihrer Konvenienz als von der meinigen abhängen müsse."

Noch mancher Zug dieser Art könnte angeführt werden, wenn nicht diese schon hinlänglich bewiesen, wie von Eigennutz, Habsucht oder Geiz auch nicht die kleinste Spur bei ihm zu finden war. Dieß ließ sich ohnehin schon von dem erwarten, der, wie gesagt, auf den Erwerb sich nur wie ein Dichter, d. i. schlecht verstand. Dagegen hatte er aber nicht jene poetische Sorglosigkeit, welche, der Zukunft gänzlich uneingedenk, den Genuß des Lebens nur auf die Gegenwart beschränkt. So schlecht wie auf das Erwerben, verstand er sich nicht auf das Erhalten des Erworbenen; er war sparsam, um seine hausväterlichen Pflichten desto gewissev zu erfüllen, und zu rechter Zeit theils wohlthätig seyn, theils auf die liberalste Weise Gastfreundschaft üben zu können. Was man ein Haus machen zu nennen pflegt, das machte er nie — aus Häuslichkeit; aber stets wurden seine Freunde mit offenen Armen und der freudigsten Gastlichkeit in demselben empfangen; und wie in seiner Jugend Bodmer Wohnung und Tisch mit ihm getheilt hatte, so theilte er sie gern wieder mit mehr als Einem jungen Manne. Da, wo Geist und Herz dazu aufforderten, nicht helfen zu können, theils weil seine Umstände es ihm nicht gestatteten, theils weil auch

manchem, wie achtungswerth er immer seyn mochte, doch nicht zu helfen war, weil seine eigne Individualität entgegenstand, war ihm allezeit peinlich.

Von diesem Letzteren mag folgender Brief zeugen, den er an Amand Berghofer, diesem an Gesinnung und Schicksal Rousseau so ähnlichen Mann, schrieb*).

„Die einzige Stunde, die ich in meinem Leben mit Ihnen zugebracht habe, mein bester Berghofer! hat mir eine Erinnerung von Ihnen zurückgelassen, die nur mit meinem Leben erlöschen wird. Sie haben meine ganze Hochachtung. Sie würdigen mich Ihres Vertrauens. Ihr Schicksal ist noch immer, wie es war — und ich kann nichts für Sie, als was ich schon gethan habe, und was allem Ansehen nach zu nichts geholfen hat, — der Welt sagen, was ich von dem Manne denke, den sie verkennt, der aber freilich auch, zu seinem Unglück, so wenig für sie paßt, als sie für ihn. Mein Herz ist so zusammengedrückt, so oft ich an Sie

*) S. Hoffscheu und ländliches Heimweh. Eine Biographie. Hamb. 1818. In der Vorrede S. X. wird von Berghofer gesagt: „Wielands Briefe wurden nebst mehreren ihm gerichtlich weggenommenen Schriften — mit Absicht vielleicht — im Kanzleiwust begraben.“ Zur näheren Kenntniß Berghofers dient: Amand Berghofers litterarisches Vermächtniß an seinen Sohn Ludwig. In drei (kleinen) Bänden. Hamb. 1818. — Wielands Erklärung über ihn kann ich nicht nachweisen.

denke. — Können Sie sich an gemaltem Feuer wärmen? Was hilft Ihnen meine Liebe, die nur schreiben, nur reden kann? — Ich soll Sie von der großen Welt, von der unseligen Glückmacherei wieder wegziehen, verlangen Sie? Wie kann ich das, lieber Berghofer? — Hätte ich nur den 150sten Theil der Einkünfte des Fürsten von Lichtenstein, dann könnte ich es, und wahrlich! dann hätte ich nicht bis jetzt gewartet, Ihnen mit meiner Bitte zuvorzukommen. Und doch — wer weiß es, ob Sie diese Art von Unabhängigkeit selbst von einem Freunde annehmen würden.

„In meinen Umständen ist das einzige Sort, das ich Ihnen anbieten könnte — Ihres Herzens vielleicht nicht unwürdig, aber gleichwohl in jeder anderen Betrachtung eben so wenig für Sie schicklich, als ich mich entschließen kann, es Ihnen anzubieten. — Oder sollte ich es wagen dürfen, einem Manne wie Sie, mit dieser Ihnen zur Natur gewordenen Stimmung, mit dieser tiefen Abneigung vor jedem Zwange, diesem melancholischen Ernst der Seele, dieser Ungeschmeidigkeit, dieser mit einem Worte so ganz Rousseauischen Art von Individualität, sollt' ich es wagen können, einem solchen Manne anzubieten, ein Mitglied einer zahlreichen Familie zu werden, und in einem Hause, wo schon erwachsene Töchter dem Herzen eines Mannes von Gefühl bei täglichem Umgange nicht gleichgültig bleiben könnten, die Aufsicht über vier Knaben,

wovon der älteste kaum 6 Jahre hat, und einen Theil ihrer Erziehung auf sich zu nehmen? — So glücklich ich meine Kinder halten würde, von Ihnen geleitet und entwickelt zu werden, so sehr fühle und erkenne ich, daß ein Engagement dieser Art (zumal da es doch nicht in meiner Gewalt stände, Ihnen ein festes und glückliches Sort für Ihr ganzes Leben zu versichern), keine Sache für Sie ist.

„Also, liebster Berghofer! nehmen Sie, ich beschwöre Sie, die Welt, wie sie ist, und entschließen Sie Sich ein für allemal zu so viel Geschmeidigkeit, als vonnöthen ist, nicht um Ihr Glück zu machen, (denn ich denke nicht, daß Sie die Anlage dazu haben), sondern nur um gegen Wind und Wetter irgend unter ein kleines, sichres Dach zu kommen. Wenn Sie das in Wien nicht finden können, so weiß ich kein Land in der Welt, wo Sie es suchen könnten, es müßte nur in Nordamerika seyn. — Kann ich indessen irgend etwas zu Ihrer Ruhe oder Ihren Absichten beitragen, so sagen Sie mirs unverholen. Immer werde ich mirs zur Ehre schätzen, Sie vor der ganzen Welt als meinen Freund, und als einen der besten Menschen, die ich kenne, anzuerkennen, und als der Ihrige von Ihnen anerkannt zu werden.

Weimar d. 29. Sept. 1783. Wieland.

N. S. Ihren Brief, der vom 13. Juni datirt ist, hab' ich, nebst den Büchern, erst zu Anfang dieses Monats erhalten. Ich danke Ihnen

sehr für Ihr freundschaftliches Geschenk. Aber, aber — was für eine Captatio benevolentiae ist der Ton Ihrer meisten Aufsätze für die große Wienerwelt! Wie soll diese einen Diogen-Epiktet-Rousseau verstehen; und wenn sie ihn nicht verstehen kann, ertragen können?"

Für Berghofer war es freilich nicht möglich, Wielands wohlgemeinten Rath zu befolgen; er fand aber auch nie, was er suchte; und der Verfasser eines Aufsatzes im Wiener Mode-Journal: der österreichische Rousseau überschrieben, mußte noch im Jahre 1805 von ihm erklären: „Solche Menschen finden selten eine ruhige Stätte, wenn sie sichs gleich manchmal träumen." —

Eben so willig als sein Haus öffnete Wieland auch seine Kasse, um zu helfen, wozu ihm nicht selten der Merkur Gelegenheit gab, der auch aus diesem Grunde für ihn keine solche Goldgrube werden konnte, wie er es für einen engherzigen Filz hätte werden können. Wieland gab vielmehr öfters, um ein aufkeimendes Talent zu unterstützen, ein größeres Honorar für manche Beiträge, als er selbst erhielt, ja er bezahlte sogar manches Manuskript, welches er nie abdrucken ließ. Ein Beispiel hievon liefert folgender Brief.

D. 15. März 1796. „Werden Sie nicht ungehalten, liebster Göschen, daß ich Ihnen schon wieder mit Aufträgen und Bitten lästig falle. Ich habe gestern von einem sonderbaren und sich mir

nie recht zu erkennen gebenden Menschen, der das Talent hat ziemlich schöne Verse zu machen und sich Uffo von Wildingen nennt, einen etwas klägslichen Brief, vom 5. März datirt, erhalten, worin er sehr dringend ansucht, daß ich ihm das Honorar, so ich ihm für 2 bis 3 Bogen Verse, (die ich schon ziemlich lange von ihm für den Merkur erhalten habe) zugedacht hätte, so bald als möglich zukommen lassen möchte. Ich sehe aus seinem Briefchen, daß ihm dieser Schritt mächtig sauer ankam; ich gestehe aber, daß ich ihm diese Demüthigung mit allem Fleiß nicht ersparen wollte, weil die albernstolze Art, womit er sich meiner schon vor mehreren Monaten an ihn ergangenen Bitte, sich mir offenherzig zu entdecken, entzogen hatte, eine kleine Züchtigung verdiente. Aber nun ist er hinlänglich gestraft, und ich kann ihn nicht länger schmachten lassen. Ich bitte Sie also die Güte zu haben, und ihm gegen eine Anweisung, die er Ihnen präsentiren wird, 25 Rthlr. auszuzahlen, und mir solche von den 800 Rthlr., die ich auf nächstkünftige Pfingsten von Ihnen zu gewarten habe, abzuziehen. Da die Summe unerheblich ist, so glaubte ich Ihre Gefälligkeit durch diese Art den Hrn. von Wildingen zu befriedigen, wodurch ich mir oder ihm das Porto erspare, nicht zu sehr zu mißbrauchen. Sie sollen aber gleichwohl von nun an mit keiner solchen Vorauszahlung vor dem bestimmten Termin heimgesucht werden."

Unmittelbar darauf schrieb Wieland: „Vor allem danke ich Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, meine Bitte wegen des sogenannten Uffo von Wildingen Statt finden zu lassen. Mich ahnete, daß es mit diesem Menschen nicht richtig sey*), — aber wozu brauchte er sich vor mir zu verbergen? Ich nehme mir vor, er soll der Letzte seiner Gattung gewesen seyn, von dem ich mich anführen ließ: ob ich diesen Vorsatz werde halten können, ist eine andere Frage."

Die Sparsamkeit, welche sich Wieland aus Hausvatersinn zum Gesetz gemacht hatte, war auch ein Hauptgrund ihn von Reisen abzuhalten, wiewohl hierauf eine gewisse hausväterliche Gemächlichkeit auch einigen Einfluß haben konnte. Mit Recht sagte er von sich, daß für einen Menschen, der so selten aus seinem Schneckenhäuschen herauskrieche, eine Reise von 20 Meilen eine Epoche sey. Indeß machte er doch während seines Lebens in Weimar einige Reisen, die wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen, weil auch sie uns manchen Zug zu seinem Gemälde liefern.

---

*) Der unter dem Namen Uffo v. Wildingen bei Wieland sich einführende Dichter war der älteste Sohn eines Leipziger Advokaten Z. — Garve's Briefe an eine Freundin waren an die Mutter des jungen Z. geschrieben.

9.

Von Weimar aus war die erste Reise, welche Wieland machte, im Frühjahr 1775 zu seinem Gleim nach Halberstadt, die er vier Jahre lang sich vorgesetzt, aber nie zu Stande gebracht hatte. Als es endlich zur Ausführung kam, schrieb er seinem Freunde: „Der bloße Gedanke an diese Reise macht mich und meine Frau wie neugeboren. Unser Herz, unser Kopf, unser Blut und unsre Nerven haben aller der mannichfaltigen Arten von Erschütterung vonnöthen, die uns diese Reise geben wird. Andre Luft, tausend neue Gegenstände, das Schauspiel der neuauflebenden Natur um uns her, und — was für uns wahres Elysium seyn wird, die offenen Arme unsers Gleims, unsrer lieben, seelen- und anmuthvollen Gleminde, — sein Haus, sein Musentempel, sein kleines Sanssouci, und die inertes horae im Schooße der Freundschaft und der Musen, — wie wohl, wie wohl wird uns dies alles zu Leib und Seele bekommen!“ Gegen Ende des Mai war er zurückgekehrt, und schrieb: „Da sind wir nun wieder zu Weimar, haben unser gutes Mütterchen, haben unsre Kinder wieder gefunden und das ganze Haus mit Besen gekehrt, und alles zu unserm Empfang bereitet, und große Freude auf beiden Seiten, — und nun sitzen wir da, und erzählen einander unsern langen zwölftägigen

Wonnetraum von Gleim und Gleminde, von Freundschaft und Seligkeit, von Halladat und Sapphischen Liedern, von Spiegelbergen und Nonnenparadiesen, und von dem kleinen Sanssouci, wo es unserm Gleim so selten so gut wird, sich aller soucis, die ihn plagen, zu entschütten, — und wundern uns, wie aus diesen zwölf seligen Tagen ein einziger Augenblick worden ist."

Einige sehr kleine Ausflüge, zum Theil mit Göthe, abgerechnet, machte er seine nächste Reise erst im Jahre 1777 nach Mannheim, um daselbst der Aufführung seiner Rosamunde beizuwohnen, die man mit fürstlicher Pracht vorbereitet hatte. Er hatte die Versicherung erhalten, seine Freundin Sophie Laroche und seinen Freund Fritz Jacobi dort zu finden, und war über alles dies in großer Freude. „Ich glaube, schrieb er seiner Freundin, Rosamunde wird Ihnen großes Vergnügen machen, — nicht als ob ich glaubte, was ich dabei gethan habe, sey ein großes Werk; sondern weil ich glaube, Sie werden in Ihrem Leben nie in solchem Grad erfahren haben, was die Magie der Musik ist, als in dieser Oper. Mein ganzes Verdienst bei dieser Sache ist, daß ich einige schöne Arien gemacht und Schweizern Gelegenheit gegeben habe, sein ganzes Genie zu deployiren. Sie werden alle ihre Nerven vonnöthen haben, um die Scene, wo die Königin mit Gift und Dolch zu Rosamunden kommt, auszuhalten, — und in zwei oder drei andern Scenen

werden Sie im Elysium zu seyn glauben. — Kurz, ich freue mich selbst auf meine Reise nach Mannheim, wie meine Kinder auf den heiligen Christ, — der Himmel gebe nur, daß nichts Fatales dazwischen komme! Es ist mir nun wieder so lange wohl und nach Herzenswunsch gegangen, daß ich mich ein Bischen vor der Waage fürchte, worin uns Freuden und Leiden zugewogen werden." — — „Unsre Zusammenkunft in Mannheim, aus Gelegenheit einer teutschen Oper, von meiner und Schweizers Façon, auf dem Kurfürstlichen Operntheater, unter der Direktion eines Italieners (Savioli) aufgeführt, ist mir noch immer wie ein Feenmährchen. Indessen soll sie doch eine von den Wirklichkeiten seyn, die kein Dichter zu dichten wagen dürfte."

So reisete er, der schönsten Erwartungen voll, am 13. December von Weimar ab, und gelangte, nach einem viertägigen Aufenthalt im Hause von Göthe's Eltern zu Frankfurt, am 21. December in Mannheim an. „Ich bin, schrieb er, um so lieber da, weil das Ganze mit allen seinen Theilen eine Art von Neuheit für mich hat, und gleichwohl 3 bis 4 Wochen hinlänglich scheinen, damit fertig zu werden. Die Bekanntschaft mit Madame Wendling, die meine Rosamunde seyn wird, und die Stunde, worin sie mir ihre Rolle zum erstenmal vorsang und voragirte, gehört unter das Angenehmste meines Lebens. Ihre Art zu singen über-

trifft alles, was ich jemals, selbst von der berühmten Mara, gehört habe. Dies allein ist wahrer Gesang — Sprache der Seele und des Herzens, jeder Ton lebendiger Ausdruck des reinsten innigsten Gefühls; der ganze Gesang eine fortwallende Schönheitslinie."

Den 26. Dec. „Mein hiesiger Aufenthalt wird immer interessanter. Der Kurfürst hat mich mit seiner ihm eigenen Leutseligkeit empfangen. Man empressirt sich mich zu haben, und jeder Tag ist mit etwas bezeichnet, das mir die Wiedererinnerung desselben angenehm macht. — Mit Rosamunde wird's allem Anschein nach sehr gut gehen, wenn uns nur die Krankheit des Kurfürsten von Baiern die Freude nicht zernichtet. Diese Ungewißheit ist itzt das Einzige, was einen Schatten auf meine Zufriedenheit wirft."

Seine früher geäußerte Besorgniß, daß dem bisher zu Glücklichen nun bald etwas Fatales begegnen möchte, sollte nicht grundlos gewesen seyn, denn am 30. December starb der Kurfürst von Baiern Maximilian Joseph, dessen Nachfolger der Kurfürst von der Pfalz Karl Theodor wurde. Dieses veränderte zu Mannheim die ganze Gestalt der Dinge, und Wieland schrieb darüber am 5. Januar 1778: „Dem hiesigen Publiko und mir selbst hat der Tod Maximilian Josephs einen großen Spaß verdorben. Meine Rosamunde sollte den 11ten dieses zum ersienmal gegeben, und das Karnaval durch achtmal

wiederholt werden. Alle Anscheinungen versprachen mir einen so großen Succeß, als vielleicht jemals ein Singspiel gehabt hat, als der Tod des Kurfürsten von Baiern auf einmal eine Veränderung des Schauplatzes hervorbrachte, deren lugubre Dekorazionen die meinigen verdrängen mußten. Ich reise nun, übrigens mit meinem hiesigen Aufenthalt höchst vergnügt, den 8ten dieses wieder nach meinem lieben Weimar. Ich habe hier viel Merkwürdiges gesehen und gehört, und besonders unter den Tonkünstlern und Malern verschiedene Subjecte kennen gelernt, die ich für einzig in ihrer Art halte, und um derentwillen Mannheim mir immer interessant bleiben wird."

Unter die fehlgeschlagenen Hoffnungen gehörten auch die auf die Ankunft seiner Freundin und seines Freundes. Dagegen erhielt er einen reichen Ersatz durch seinen Aufenthalt im Götheschen Hause zu Frankfurt. „In Göthe's Hause, schrieb er, war ich vier Tage lang glücklicher, als ich Ihnen sagen kann." Er befand sich daselbst umgeben von Göthe's ganzer ehemaliger Gesellschaft, Merk nicht ausgenommen, und Frauen und Mädchen versammelten sich hier um seinetwillen. Bei weitem am interessantesten war ihm Göthe's Mutter selbst, die ihm das Haus so heimisch gemacht hatte, daß er seiner Freundin Laroche schrieb: „Sagen Sie mir nur, wenn Sie einmal wieder nach Frankfurt gehen, und wofern ich's nur irgend möglich machen

kann, so komm' ich auch hin. Denn zwischen der Mutter Göthe und mir hat sich eine solche Freundschaft angesetzt, daß ich mir einbilden kann ich habe ein Haus in Frankfurt. Auch habe ich den Freund Bölling gar herzlich lieb gewonnen." Ziemlich ein Jahr nach seinem Aufenthalte in Frankfurt war Merk wieder dort gewesen, und hatte einen Brief an Wieland mit den Erinnerungen an das vorige Jahr unvollendet zurück gelassen. Diesen sendete Mutter Göthe an ihn ab, und hatte selbst folgende Zeilen hinzugefügt: „Lieber Sohn! Merk war 3 Tage bey uns, da Er fort ist suche ich im Zimmer nach, räume auf, wie das bey Poeten ein sehr nöthiges Werk ist, wie Ihr aus vorhergehenden Briefe zu gnüge ersehen könnt. Denn der arme Brief hätte gewiß gelegen und wäre nie an Ort und Stelle gekommen hätte Frau Aja weniger Einsicht in das Poeten Wesen. Aber die ist Gott sey Dank noch nicht aus der Uebung obgleich Herr Wolfgang Göthe schon 3 Jahre Ihr Haus nicht mehr erfreut, sondern seyn Licht in Weimar leuchten läßt. Lieber Sohn! Habt die Güte und bestellt inliegende Briefe aufs beste — bey dem Anti-Pope ist auch alles besorgt, jeder hat so seine Art und Kunst. Bald wünsche ich gute neue Mähr von Eurem lieben Weib und Euch zu hören. Ich bin wiewohl in großer Eil Eure wahre Freundinn

Göthe."

Von nun an sah sich aber Wieland mehr und mehr an sein Haus gefesselt, und schrieb im Jahre 1782 an Gleim: „Wie gern möchte ich die so freundliche Einladung meines Gleims mit beiden Händen annehmen, zu Ihm fliegen, und an seiner Seite mich in die bessern Zeiten meiner Jugend, in die schöne Aurora unserer Litteratur versetzen können. Aber tausend seidene Bande fesseln mich an Weimar; ich bin in den Boden eingewurzelt, und, um nur Eins zu sagen, wie kann ich, oder wie könnte meine Frau mit mir, sich von neun Kindern trennen, wovon sechse zusammengenommen kaum 20 Jahre zählen? Unser Haus ist eine kleine Welt für uns geworden, wo unsre Gegenwart unentbehrlich ist. Aber Sie, bester Gleim, Sie haben keine solchen Hindernisse. Kommen Sie zu uns und versuchen einmal, wie sich's in meinem Hause lebt, wo alle Augenblicke aus irgend einem Winkel ein ander Bübchen oder Mädchen, auf das man nicht gerechnet hatte, hervorgekrochen kommt."

Im Jahre 1790 hatte Sophie Laroche ihn nach Frankfurt zur Kaiserkrönung eingeladen. Dieser schrieb er: „Da Sie, liebste Freundin, meine ganze Art zu seyn, zu denken und zu leben, (die sich in der Hauptsache immer gleich geblieben ist), kennen müssen, so wäre es wol sehr überflüssig, wenn ich Sie mit Anführung aller der Ursachen, die mich gehindert haben, von Ihrer freundlichen Einladung Gebrauch zu machen, ennuyren wollte.

Ueberhaupt bin ich, auf eine, vielen Personen unbegreifliche Art, in den Weimarischen Boden eingewachsen, und eine häusliche Beschränktheit, die mit der Freiheit meines Geistes vielleicht einen seltsamen Kontrast macht, ist mir von vielen Jahren her so habituell geworden, daß beinahe nichts als unwiderstehliche physische Nothwendigkeit mich dahin bringen kann, mich nur auf vier Meilen vom Hause zu entfernen. Eine Reise nach Frankfurt ist für mich eine Reise nach Mexiko. Und dennoch ließe sich vielleicht noch eine Möglichkeit erdenken, wie ich noch zu Unternehmung eines solchen Abenteuers bewogen werden könnte; aber für diesesmal würde es für mich eine Reise ohne Zweck gewesen seyn; denn der einzige Beweggrund für mein Herz, Sie, liebste Sophie, und meine übrigen wenigen Freunde in der dortigen Gegend, besonders den Herrn Baron v. Dieden und Herrn Baron Großschlag und ihre Gemahlinnen so zu sehen, wie ich sie zu sehen wünsche, würde unter dem unendlichen Getümmel und Gewimmel einer Kaiserwahl und Krönung nicht Statt gefunden haben: und alles übrige, was so viele Neugierige zum Anschauen solcher ungewöhnlichen Scenen anlockt, hat für mich so gar keinen Reiz, daß ich, um es zu sehen, nicht von hier nach Erfurt reisen würde."

Die Herausgabe des Merkur nöthigte ihn ebenfalls von dem Unternehmen einer Reise abzustehen; denn, sollte die pünktliche Beobachtung im Erschei-

nen der Monatsstücke nicht unterbrochen werden, so erfoderte jede Reise, bevor sie angetreten wurde, große Anstrengungen, und mußte, wenn sie vollendet war, mit nicht geringeren Anstrengungen gleichsam gebüßt werden. So verflossen denn viele Jahre, ohne daß er den Entschluß zu einer Reise wieder fassen konnte. Erst im Julius des Jahres 1794 kam ein solcher Entschluß bei ihm zur Reife, und er schrieb darüber an Göschen:

„Meine Entschließung in diesem Sommer nach Dresden zu gehen, steht fest, und das Verlangen Sie, mein liebster Göschen, bei dieser Gelegenheit zu besuchen, ist bei mir kein schwächerer Beweggrund, als das Bedürfniß meiner Gesundheit und der Hunger und Durst meiner Kunstliebe nach den Schätzen der Dresdner Galerie. Mit herzlichem Dank nehme ich also Ihre gütige Einladung an, und es ist ganz in meinem Plan, einige Tage mit Ihnen NB. im möglichsten Incognito zu Leipzig zuzubringen. Nur muß meine gute Frau, leider! wegen allerlei häuslichen Verhältnissen und Umständen, diesmal wenigstens auf ihren unmittelbaren Antheil an den bevorstehenden Vergnügen Verzicht thun, und Sie werden also mit mir allein vorlieb nehmen müssen. Ich weiß nicht warum Frau Fama so grillenhaft ist, sich schon im Voraus mit einer so unbedeutenden Sache, als meine Excursion nach Dresden ist, so viel zu thun zu machen. Indessen ist meine Meinung gar nicht, mich in

Dresden aller, die etwa Beschlag auf mich nehmen sollten, Preis zu geben. Weder meine Gesundheit und die Diät, die ich bei meinen Jahren bei einer äußerst zarten und reitzbaren Konstituzion zu beobachten habe, noch meine Absicht, die Anwesenheit unsers Meyers in Dresden zu verständiger Besehung der dortigen herrlichen Gemählde-Sammlung möglichst zu benutzen, könnte sich mit vielen Aufwartungen, Besuchen, Diners und Soupees vertragen, und ich wollte die Reise dorthin lieber ganz aufgeben, als die Freiheit, auch in Dresden (wo freilich keine Freiheitsbäume so leicht Wurzel fassen können), nach meinem eignen Sinn und Willen zu leben.

Von den gelehrten Herrn, mit denen ich vielleicht zu reisen voraus meldete, machen Sie Sich eine gar zu große Idee. Weder G. noch H. sind darunter gemeint, so sehr ich mich auch glücklich schätzen würde, in Gesellschaft dieser beiden in ihrer Art einzigen Männer nicht nur eine Reise nach Dresden, sondern wo möglich, durch die ganze Welt zu machen. Meine Meinung war ehemals, noch 3 Gefährten zusammenzubringen, um selbst desto bequemer und angenehmer zu reisen. Aber es will sich, sobald es Ernst werden will, nirgends fügen, und so werde ich wohl am Ende mich entweder mit meinem Geisel ganz allein auf den Weg machen müssen, oder (was auch noch nicht gewiß ist) nur den Hrn. Major v. Knebel zum Ge-

fährten haben. Auf allen Fall lasse ich mich durch Nichts von dem Vorhaben abhalten, etliche Tage bei und mit Ihnen zu leben, und wenn ich in Ihrer Gesellschaft nach Dresden fahren kann, so wird mirs desto angenehmer seyn.

Inzwischen kann ich Ihnen von der eigentlichen Zeit meiner Ankunft bei Ihnen noch nichts bestimmtes melden, und wenn ich es auch könnte, so würde mich gerade der Beweggrund „weil, wie Sie mir sagen, alle Welt nach mir fragt, davon abhalten. Denn, wie gesagt, ich will blos für Sie und Ihre Freunde vom engern Ausschuß leben. Ihnen aber, mein Bester, kann ich gleichwohl sub rosa ins Ohr flüstern, daß ich in der letzten Woche dieses Monats (wenn keine physische Unmöglichkeit eintritt) bei Ihnen zu seyn gedenke. Den eigentlichen Tag sollen Sie noch zur rechten Zeit von mir erfahren, wiewohl ich mir als eine sehr ernstlich gemeinte Bedingung und bei unsrer Freundschaft! von Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Gattin ausbitte, doch ja keine Umstände zu machen mit mir, sondern mich als einen alten, zu Ihrem Hause gehörigen Freund zu behandeln, dem das Vergnügen bei Ihnen und von Ihnen geliebt zu seyn über alle Tractamente und Lustbarkeiten ist. Ich werde abgerufen, und muß also auf einmal abbrechen. — Leben Sie wohl, lieber Göschen. Ewig der Ihrige

Wieland.“

Wieland machte diese Reise in Begleitung seiner Gattin bis Leipzig, wo diese zurückblieb, während er in Begleitung Göschens seine Reise nach Dresden fortsetzte, wo er sehr genußreiche Tage verlebte. Selbst daß er nicht so ganz zurückgezogen und auf bloßen Kunst- und Naturgenuß beschränkt dort leben konnte, wie es sein Wunsch gewesen, fand er nicht Ursache zu bereuen, weil er manche ihm sehr interessante Bekanntschaft machte. Auch daß er es nicht hatte vermeiden können, in Pillnitz dem damaligen Kurfürsten vorgestellt zu werden, war ihm nachher sehr lieb, weil er nicht ohne sehr erhöhte Achtung von diesem Fürsten schied. Nach ihrer Rückkehr nach Leipzig veranstaltete Göschen ihm jene Feier, von welcher wir früher gelesen haben.

Wäre es Wielanden darum zu thun gewesen, sich gefeiert zu sehen, so würde er durch Reisen seinen Zweck am sichersten erreicht haben; allein er war in der That kein Freund davon, und ging jeder Gelegenheit dazu geflissentlich aus dem Wege. Gleichwohl konnte er nicht vermeiden, daß nicht die letzte Reise, die er unternahm, einer Art von Triumphzug geglichen hätte. Die Verheirathung seiner Tochter nach der Schweiz hatte ihn mit dem Gedanken vertraut gemacht, das geliebte Land seiner Jugend noch einmal als Greis zu besuchen und schon im Jahre 1795, in welchem — wie er an Geßners Mutter schrieb — zu Belvedere „Herder an das schöne Band, das unsre geliebten Kinder zusam-

menschlingt, den heiligen Knoten, den nur der Tod auflösen kann, knüpfte," wurde der Plan zu dieser Reise entworfen und das Versprechen dazu gegeben, und im Januar 1796 schrieb er derselben: „Das Jahr ist nun eingetreten, meine theure Schwester und Freundin, welches uns zusammenbringen und dadurch einen der angelegensten Wünsche meines Herzens, einen der lieblichsten Träume meiner Phantasie erfüllen soll."

Alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegen stellten, besonders daß er auf sechs Monate hinaus nicht nur den Merkur, sondern auch die ununterbrochene Fortsetzung des Druckes seiner Werke besorgt haben mußte, — überwand er mit dem beharrlichsten Eifer. Sechs Monate hatte er zu dieser Reise bestimmt, „von welcher ich — so schrieb er — für meinen innern und äußern Menschen mir viel Gutes verspreche. Gearbeitet wird freilich diesen Sommer nicht viel werden, aber desto mehr eingesammelt." Wie nothwendig ihm damals Erholung gewesen, mag man aus folgenden Zeilen beurtheilen, die er in der Mitte des März an Göschen schrieb. „Mit meiner Reise nach der Schweiz ists eben noch nicht ganz richtig, wiewohl ich von meinen guten Kindern unfehlbar erwartet werde. Es würde mich sehr schmerzen ihre Erwartung zu betrügen: aber man spricht und schreibt so viel von der Unsicherheit der Landstraßen in Franken und Schwaben, wo

zahlreiche Räuberbanden sich eingenistet haben sollen, daß ich in der That nicht weiß, ob ich recht daran thun werde, eine so gefährliche Reise mit Weib und Kindern zu wagen. Ueberhaupt kommt mir ganz Teutschland itzt nicht viel besser vor als es in den Zeiten des 30jährigen Krieges war, und ich gestehe, daß ich alles Zutrauen zu den Menschen, unter die ich dem Sieb des Schicksals entfallen, verloren habe, und in jedem mir unbekannten Menschen einen Räuber und Mörder zu sehen glaube. Dies ist Hypochondrie, werden Sie sagen, und das ist es auch gewissermaßen, aber das Uebel wird dadurch nicht besser, daß wir seinen Namen wissen, oder ihm einen schöpfen." Auf Göschens Ermuthigung erwiederte er: „Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, so werden die guten Erwartungen, die Sie von meiner bevorstehenden Reise in Rücksicht auf mein körperliches und geistiges Wohlbefinden haben, in vollständige Erfüllung gehen. Ich bedarf einer solchen Aufziehung meines innerlichen Uhrwerks, und die Freuden des Herzens, die mich in der Geßnerschen Familie erwarten, werden ein Trunk aus der Fontaine de juvence für mich seyn." An Heinrich Geßner schrieb er wegen der gefürchteten Räuber: „Hoffentlich ist die Sache nicht so schlimm, als man sagt; indessen da ihr näher an Schwaben seyd als wir, so seyd auch so gut und zieht über diesen Punkt so genaue Erkundigung ein, als ihr könnt. Ich sollte freilich, wenn ich auch

nur so viel Glauben hätte als der zehnte Theil eines Senfkornes, mehr Vertrauen in die lieben Engelein, die uns geleiten werden, setzen. Aber das ist eben das Elend, daß ich noch weniger Glauben habe als der heilige Sanct Thomas, und auch nicht viel mehr Herz als Glauben. Da lobe ich mir meine eheliche Hausfrau, euere Mutter! Die ist so zart, als ob sie aus Postpapierschnitzeln gemacht wäre, und hat Herz und Unerschrockenheit und Heldenmuth trotz den tapfersten aller Marfisen und Bradamanten im Orlando. Im übrigen sind bereits allerlei praeliable Zurüstungen gemacht, und der Reisewagen, den wir von der Herzogin Mutter bekommen, ist schon so fix und fertig, daß wir nur die Räder schmieren lassen dürfen. Wenn Ihr uns also der Sicherheit des Reisens halber einigen wahrscheinlichen Trost geben könnt, und (wie wir zu Gott hoffen) binnen den nächsten acht Wochen sich etwas Anschein zu Gras und Laub zeigen sollte, so bleibt es bei unserm guten Vorsatz; wo nicht — doch daran mag ich gar nicht denken!" — Am 23sten Mai wurde diese Reise angetreten, auf welcher er sich vornahm, in Anspach „den alten Dichter Utz, einen der vorzüglichsten Männer in Teutschland zu besuchen." Von Nürnberg aus schrieb er an Geßner: „Den 25. sind wir, Mama, Karoline, Wilhelm und Louise, sammt und sonders, Abends um 5 Uhr, glücklich und wohlbehalten in Nürnberg angelangt. Meine Meinung war, den

folgenden Tag wieder abzugehen, aber eines Theils der Vorsatz, einige Merkwürdigkeiten von Nürnberg zu sehen, und andern Theils das Empressement einer Anzahl der gutmüthigsten Einwohner dieser Stadt, die uns mit enthusiastischer Liebe und Beweisen der größten Achtung überschütten, hat uns bis heute (d. 28. Mai) zurückgehalten." Sein Plan war gewesen, über Ulm nach Biberach zu gehen, und sich dort, um auch den Grafen von Warthausen zu besuchen, zwei oder drei Tage aufzuhalten; jetzt aber schrieb er: „ob wir nach Biberach gehen, oder von Ulm aus den geradesten und sichersten Weg nach Zürich erwählen werden, soll von den Nachrichten, die wir zu Ulm einziehen, abhangen." Sein und der Seinigen Wunsch, das liebe Biberach noch einmal wieder zu sehen, wurde nicht erfüllt; er sollte desto früher gelangen „zu dem Augenblick des süßesten Genusses, dessen das menschliche Herz fähig ist."

Wohin Wieland in der Schweiz kam, da begegneten ihm Liebe und Verehrung. Wo der geliebte, ersehnte Gast eintrat, da war Fest, und mit den alten Freunden wetteiferten die jüngeren. Was mit so voller Herzlichkeit geboten und veranstaltet wurde, konnte den Weg zu seinem Herzen nicht verfehlen, und er fühlte sich hier oft innig erfreut und tief gerührt. Noch einmal fühlte er sich heimathlich in dem Lande seiner Jugend, dem Paradiese seiner Unschuld. Die Vergangenheit zog noch

einmal wie ein schöner Traum an seiner Seele vorüber, und er durfte sie mit heiterem Lächeln als eine traute Freundin begrüßen, denn er brauchte nicht vor ihr zu erröthen.

Am 8ten August schrieb er an Göschen: „Sie erhalten dieses Blättchen nicht — wie Sie billig vermuthen könnten — von den Ufern des Lethe, dessen Anwohner ein süßes Vergessen aller Dinge über der Erde eingesogen haben, sondern von dem rechten Ufer des Zürchersees, in dessen Nachbarschaft ich ein artiges, zu dem Gute der verwittweten Fr. Frey gehöriges, kleines Häuschen schon seit ungefähr 8 Wochen bewohne, und mich so wohl befinde, als ob ich in meinem nun bald zurückgelegten 63sten Jahre auf neue Rechnung zu leben anfangen sollte. In einer solchen Lage vergißt man nur gar zu leicht — nicht seine abwesenden Freunde selbst, — im Gegentheil, man findet beinahe alle Tage Gelegenheiten, da man wünscht, daß sie auch bei uns seyn und unsre Freuden mit uns theilen möchten, — — aber nur zu leicht vergißt man das einzige uns übrige Mittel, wodurch abwesende Freunde sich einander berühren und mittheilen können; und wenn man sich dessen auch von Zeit zu Zeit erinnert, so sind doch (zumal bei unser einem, der, wo er auch seyn mag, sich gern oder ungern in anderer Leute Gewalt befindet) der zufälligen Abhaltungen so viele, daß man unvermerkt auch um die wenigen einzelnen Zeitfragmente kommt,

die man für einen kleinen Zuspruch bei einem entfernten Freunde bestimmt hatte. Sie, liebster Göschen, kennen das Land und den Ort, wo ich lebe, und die liebenswürdigen Menschen, mit denen ich lebe; Sie haben Sich selbst (wo ich nicht irre) mehrere Tage in dem Geßnerschen Hause aufgehalten; und wenn Sie Sich nun das Verhältniß denken, in welches ich durch eines meiner liebsten Kinder mit demselben gekommen bin, so wird es Ihnen leicht seyn, Sich vorzustellen, daß Tage und Wochen mit einer mir selbst kaum begreiflichen Geschwindigkeit über meinem Haupte wegfliegen, und wie lange mein hiesiger Aufenthalt auch währen könnte, er mir am überraschenden Tage des Scheidens doch immer nur ein kurzer Morgentraum scheinen wird. — Alles dies, mein Freund, haben Sie Sich ohne Zweifel selbst gesagt, wenn es Ihnen einfiel, daß ich unrecht hätte, Ihnen so lange kein Lebenszeichen aus Zürich zu geben: und dafür ist es denn auch nicht mehr als billig, daß ich Ihnen Gleiches mit Gleichem vergelte, und mir selbst alles sage, was auch Ihr mehr als dreimonatliches Stillschweigen gegen mich rechtfertigen und entschuldigen kann. — — — Agathodämon und die Ausarbeitung und Vollendung der Beiträge zur Geschichte meines Lebens und meiner Schriften werden mich nach meiner Zurückkunft ernsthaft und ununterbrochen beschäftigen. Diese Arbeit und die Besorgung von 4 Bänden der S. W. sind es denn auch, was mich nöthigt

und dringt, der fatalen Kriegsunruhen und aller daher entstehenden Bedenklichkeiten ungeachtet, meine Abreise von hier, so bald als nur immer möglich seyn will, zu beschleunigen. Der Krieg hat sich nun von den Ufern des Rheins und Neckars bis ins Herz von Teutschland gezogen; alles weicht dem unaufhaltbaren Strom, und es fehlt hier nicht an Gerüchten, die uns auch für die Reiche von Thüringen und Sachsen bekümmert machen könnten, wofern es den Westfranken wirklich Ernst seyn sollte, allen freiwilligen sowohl als gezwungenen Theilnehmern an dem Göttern und Menschen verhaßten Kriege ihre schwere Hand fühlen zu lassen. Um so mehr sehne ich mich nach einigen Zeilen von Ihnen, l. Freund, die mich über Ihr Wohlbefinden und über das Schicksal Ihres Landes beruhigen möchten. Aber wenn Sie diesen Brief, der erst den 10ten dieses abgehen kann, auch noch vor dem 24sten erhalten könnten, so würde mich doch Ihre Antwort schwerlich mehr in Zürich antreffen; denn wenn nicht (was ich nicht absehen kann) Umstände, die mich schlechterdings zum längern Verweilen zwingen, eintreten sollten, so reise ich, spätestens, in den ersten Tagen des Septembers von hier ab. Inzwischen sind es nun über 14 Tage, daß ich von Weimar keinen Brief habe, und ich muß beinahe besorgen, daß man sich auf den richtigen Gang und die Sicherheit der Briefposten nicht mehr verlassen kann. Gewiß ist, daß die letzte ordinäre Post aus

Teutschland ausgeblieben. — Daß diese und alle bisherigen Zeitumstände überhaupt mich die Wonnetage, die ich mir mit so vielem Grunde von meinem hiesigen Aufenthalt versprach, nicht so rein genießen lassen, als zu wünschen wäre, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Indessen ist doch einer von den Hauptzwecken meiner Reise erreicht: denn ich befinde mich ungemein wohl, und wenn eben der gute Genius, der meine Reise von Weimar nach Zürich begünstigte, mich auch von Zürich nach Weimar zurückgeleitet, so darf ich hoffen, die guten Folgen derselben für meine Gesundheit und die Munterkeit meines Geistes noch mehrere Jahre zu verspüren. Möchte ich doch bald vernehmen, daß auch Sie, bester Göschen, und die Ihrigen so wohl und vergnügt sind, als es zur Ruhe meines eigenen Herzens nöthig ist. Sie und alle Guten und Edeln in L. haben, während meiner Abwesenheit, durch den allzufrühen Tod unsers wackern und vortrefflichen Blankenburgs einen Verlust erlitten, der mir äußerst nahe gegangen, und den Alles, was in ganz Teutschland sich für unsre Litteratur interessirt, mit mir beklagt hat. Möge dieses Opfer uns das Leben aller unsrer übrigen Freunde auf lange Zeit erkaufen! Heinrich Geßner mit seiner Frau und Mutter — der würdigen Wittwe Sal. Geßners und meiner ächten Geistes- und Herzensschwester — meine Frau, welcher die Reise und die Schweizerluft sehr wohl bekommt, und was sonst zu uns

gehört, empfehlen sich sämmtlich Ihrem Andenken, und ich umarme Sie mit unwandelbarer Liebe und Freundschaft."

Den 15. Sept. „Liebster Freund! Endlich bin ich nach einer viermonatlichen Abwesenheit letztverwichenen Sonntag um 2 Uhr Nachmittags mit meiner lieben Reisegesellschaft glücklich, gesund und wohlbehalten bei den Meinigen in Weimar angelangt. Mein Aufenthalt zu Zürich — wo ich auf einer nahe an der Stadt gelegenen Villa der reinsten Luft und der herrlichsten Ansichten, Aussichten, Spaziergänge u. s. w. genoß, war so angenehm und interessant, daß mir die 13 Wochen, die ich da verlebte, wie eben so viele einzelne Tage verflossen, und meine Rückreise wurde von einem so guten Genius geleitet, daß ich auf meiner ganzen Route über Stuttgard, Heilbronn, Schwäbisch Hall, Anspach, Nürnberg, Bamberg, Coburg und Saalfeld, keinen Franzosen zu sehen bekam, auch nirgends Kaiserliche Truppen antraf, auf keiner Post länger als eine Stunde aufgehalten wurde, meine zur Vorsicht mitgenommenen teutschen und französischen Pässe nicht ein einziges Mal nöthig hatte, mit Einem Worte, so ruhig und bequem reisete, als ob überall stolzer Friede wäre.

— — — —

„Gerne wünschte ich Sie, in Rücksicht der jetzigen fatalen Stockung des Buchhandels der Zahlungen überheben zu können, wozu Sie Sich, vermöge

unsers Kontrakts über meine S. W. anheischig gemacht haben. Aber es ist mir in meiner jetzigen Lage unmöglich. — — — Lassen Sie uns in dieser Zeit der Prüfung den Muth nicht verlieren. Ich begreife die Schwierigkeiten nur zu wohl, mit denen Sie jetzt zu kämpfen haben, und es ist ein wahres Leiden für mich, wenn ich denke, daß auch ich — der Ihnen die Last lieber erleichtern möchte — in der Nothwendigkeit bin, sie Ihnen noch erschweren zu müssen. Hätte ich voraussehen können, was diesen Sommer gegen aller Menschen Erwartung begegnet ist; so würde ich meine Reise nach Zürich nicht unternommen haben. — Doch basta! was nicht zu ändern ist, muß auch nicht bereut werden. Leben Sie wohl, bester Göschen, und beruhigen Sie mich, wenn Sie können, bald mit einem etwas tröstlichern Briefe, als der letztere war, den ich in Zürich von Ihnen erhielt."

10.

Anstatt zu schreiben, reisete Göschen kurz darauf selbst nach Weimar, um Wielanden, der nun mit frischer Kraft wieder in vollester Thätigkeit war, die nöthige Beruhigung zu gewähren. Nach seiner Rückreise schrieb ihm Wieland:

„Man muß die Anlage zum Genuß der stillen und unscheinbaren Freuden des Herzens und der

Freundschaft in einem so hohen Grade mitgebracht haben, wie Sie, um so zufrieden mit dem wenigen Vergnügen zu seyn, das Ihre Freunde Ihnen in der kurzen Zeit Ihres Besuchs in Weimar machen konnten. Ihre Güte nimmt den Willen für die That, und Ihre Theilnehmung an uns, die es Ihnen so leicht machte, sich als ein Mitglied unsers häuslichen Kreises zu betrachten, machte Sie auch geneigt, auf das, was uns unter einander glücklich macht, eben denselben Werth zu legen, wie wir, einen Werth, den es nur durch die Sympathie der Liebe erhält, die ein so innig vereintes Ganzes aus uns macht, daß wir alle, so viele zu meiner Familie gehören, nur Eine Seele unter einander gemein zu haben scheinen. Sie, mein Freund, passen so gut zu uns, daß ich etwas sehr Süßes in der Vorstellung finde, dereinst noch Ihr guter Landnachbar zu werden, wozu Sie mir in Ihrem letztern eine so angenehme Hoffnung machen. Wir wollen sehen, ob uns der Himmel so günstig seyn wird, einen so lieblichen Traum zu realisiren."

Diese letzte Aeußerung Wielands war nicht ein blos flüchtiger Einfall, sondern ein ernster Gedanke: und wenn, wie er sagte, jede Reise in seinem Leben Epoche mache, so sollte die nach der Schweiz die Hauptepoche machen. Je reizender ihm in seiner Villa am Zürcher See das Landleben erschienen war, und je glücklicher er sich in der dort genossenen Muße gefühlt hatte, desto misbehaglicher fühlte

er jetzt alles, was ihm je am Stadtleben drückend und lästig erschienen war, und desto mehr sehnte er sich, den Abend seines Lebens, wie sein Xenophon und sein Horaz, in ländlicher Entzogenheit, der Natur, sich selbst und den Seinigen zu leben. Zwar trat alles vor seine Seele, was diesen Entschluß hätte wankend machen können; die Achtung und Neigung, womit seine fürstlichen Gönner ihn zugleich beehrten und beglückten; die Freundschaft so manches vorzüglichen Mannes, mit welchem Geist und Herz, gleiche Liebe zu gleichem Streben und lange Gewohnheit ihn enge verbunden, und an deren Kreis sich nun auch Schiller, Bode, Böttiger, Falk u. A. angeschlossen hatten; die allgemeine Liebe, die er am Hof und in der Stadt um so ungestörter genoß, weil er, aus den glücklichen Schranken des Privatstandes nie heraustretend, in Staats- und Hof-Angelegenheiten nie verwickelt, zu einem verhaßten Dienste nie genöthigt, den Vortheil einer größeren Popularität voraus hatte; den Genuß der schönen Anlagen um Weimar und des neu errichteten, unter Göthe's Leitung immer schöner aufblühenden Theaters: allein seine Phantasie war auch nicht weniger geschäftig, die Schattenseite seines Stadtlebens hervorzuheben. Schon früher hatte er nicht selten geklagt, daß er bei all seiner Muße doch ein sehr zerstückeltes Leben lebe. So hatte er dem Hrn. v. Retzer in Wien geschrieben: „Für einen Menschen, der so gerne

wie Horaz durchs Leben weggeschlichen wäre, dem nichts verhaßter ist, als Stadt- Hof- und Weltgetümmel, und der nichts glücklicheres kennt, als daß

— — er schleiche still
Und einsam im gesunden Wald umher,
Und such' in seinem eignen Herzen — was
Des Weisen und des Guten würdig ist;

oder:

— — bald aus Schriften
Der Alten, bald in stillem Müßiggang
Und ungestörtem Schlaf, ein liebliches Vergessen
Der Stadt und ihres Lebens einzuschlürfen;

für einen so organisirten und gestimmten Menschen bin ich, bei aller meiner anscheinenden Muße, um welche mich so manche teutsche Gelehrte und Dichterschwäne beneiden, so gut als irgend ein anderer Sterblicher, zu der strenua inertia, die das Widerspiel von Horazens inertibus horis ist, verurtheilt; und wenn meine Tage 48 Stunden, und wenn meine Stunden 120 Minuten hätten, so würde doch mehr als die Hälfte meines Lebens mit Beschäftigungen und Zerstreuungen hingehen, die ich so ungerne trage als ein iniquae mentis asellus. Darüber wird nur allzuoft versäumt, was ich gerne thun möchte; und indem ich so sehr als jemand in der Welt wünschte, einem Jeden genug zu thun, geschieht es nur zu oft, daß ich lauter

Misvergnügte mache, ohne etwas für mein eigen Vergnügen dadurch gewonnen zu haben." — „Wie war — so klagte er einem jüngeren Freunde — mein Leben auch in der glücklichsten Periode beschaffen! Es war und blieb ein vielfältig zerrissenes Ding. Studien und Lesereien, eigne Arbeiten, Abschreibung derselben, Korrekturen, Geschäftsbriefe, Besuche, Gesellschaftspflichten, Natur- und Kunstgenüsse, Mißbefinden und Mißlaune, haben mein Leben so vielfach zertheilt!"

Zu dem, was ihm am lästigsten fiel, gehörten besonders die Unterbrechungen, die ihm fast täglich oft stündlich, durch willkommene und unwillkommene Besuche von Einheimischen und Fremden aus allerlei Volk gemacht wurden. Seit es dahin gekommen war, daß man Weimar das teutsche Athen nannte, und jeder, der, wie Jean Paul sagte, in seinem Leben nur acht Zeilen geschrieben hatte, einen Flug nach Weimar machte, kam den dortigen großen Geistern ihre Berühmtheit theuer zu stehen, weil jeder dieser Zugvögel, wie sie Wieland nannte, wenigstens einen Anspruch auf ihre Zeit zu haben glaubte. Wie manches Misbehagen dieses aber auch Wielanden verursachte, so waren ihm doch gewisse Ueberraschungen noch weit ärgerlicher. Aus der Quelle seines feinen Gefühls für das Schickliche war seine Eigenheit entsprungen, sich vor jedem, der nicht als ein Glied seiner Familie angesehen wurde oder sehr vertraut mit ihm war, nur höchst ungern im

Schlafrock und Nachtmütze oder einem um den Kopf gewundenen Tuche sehen zu lassen, denn schon dies dünkte ihm eine Art von Cynismus, der ihm ein Greuel war. Traf es sich nun, daß er des Vormittags, während seiner besten Arbeitstunden, nicht vermeiden konnte, in dieser häuslichen Bequemlichkeit überrascht zu werden, so gab ihm das eine Misstimmung, deren er nicht so bald Herr werden konnte, und er schalt dann recht ernstlich auf die heillose vornehme Indiskrezion, die ihm solchen Verdruß bringe, und daß man doch glauben müsse, ein Mann, der sich einige Celebrität verschafft habe, sey eine Art von wildem Thier, vor dessen Käfich man sich, wenn man es zu besehen Lust habe, ohne alle Umstände und Rücksicht hinstellen könne. Dachte er vollends daran, wie oft ein und der andere der besagten litterarischen Zugvögel in die Welt hinein geschrieben, was der offene Mann arglos, nach einer vielleicht nur augenblicklichen Stimmung, geäußert hatte, oder daß er sich einer schiefen Kritik aussetzen mußte, wenn mancher nur das von ihm hörte, was ihn eben angelegentlich beschäftigte und nicht was dem Besuchenden angenehm gewesen wäre, oder wenn mancher Besuchende zur ungelegenen Stunde gekommen war; so glaubte er für seine Ruhe am besten zu sorgen, wenn er allem diesem Ungemach aus dem Wege ginge, und ein Plätzchen suchte, wo er ungestört seine ganze Kraft sammeln könnte, um auch noch manchen Lieblingsplan zu sei-

ner eigenen Zufriedenheit auszuführen. Seine dichterische Einbildungskraft trug ohne Zweifel nicht wenig bei, das Ferne mit einem reizenden Zauberlicht zu umgeben.

Göschen ging damals mit dem Gedanken um, nach Grimma zu ziehen, und in der anmuthigen Gegend des benachbarten Hohenstädt ein freundliches Landhaus anzulegen, und Wieland beschäftigte sich in der That eine Zeit lang mit dem Gedanken, der Nachbar seines Freundes zu werden. Warum dies nun aber nicht geschah, sondern anderes erfolgte, das werden am besten die folgenden Briefe Wielands an Göschen berichten, die zugleich zur Berichtigung mancher falschen Nachrichten dienen, die über Wielands Gutskauf sich verbreitet hatten.

Den 6. Febr. 1797. „Lieber Freund! Ich befinde mich in einem Falle, wo Sie ohne Ihren mindesten Nachtheil mir einen sehr wesentlichen Freundschaftsdienst erweisen können; wenigstens hoffe und glaube ich, daß Sie es können, und daß Sie wollen sobald Sie können, daran läßt mich Ihr Herz und Ihre Gesinnung für mich und die Meinigen keinen Augenblick zweifeln.

„Sie erinnern Sich, liebster Göschen, daß bei Ihrem letzten Hierseyn die Rede unter uns davon war, daß ein längerer Aufenthalt zu Weimar meiner Gesundheit nachtheilig seyn würde, und daß ich aus diesem Grunde sowohl, als aus andern wesentlichen Rücksichten entschlossen sey, irgend ein

kleines Landgut zu acquiriren und dann den Rest meines Lebens mit dem größern Theile meiner Familie auf dem Lande zuzubringen. Sie billigten diese Entschließung, und da ich Ihnen sagte, daß mir im Weimarischen kein solches Gütchen bekannt wäre, das sich in jeder Beziehung für mich schickte und zu kaufen stünde, so thaten Sie mir einen Vorschlag, der sogleich, sowohl wegen seiner anscheinenden Ausführbarkeit, als vornehmlich, weil ich dadurch zu Ihrem Nachbar geworden wäre meinen ganzen Beifall hatte. Eine Hauptschwierigkeit stand aber diesem Projekt im Wege, die ich, bei fortgesetztem Nachdenken über das Ganze meiner Verhältnisse und Lage, immer unübersteiglicher fand; der Umstand nämlich, daß ich niemals hoffen könnte, mich mit gutem Willen des Herzogs und beider Herzoginnen aus dem Weimarischen wegzuziehen und in einem andern Lande anzukaufen. Um meiner Sache gewisser zu seyn, klopfte ich schon mehr als einmal auf den Busch, aber es zeigte sich jedesmal, daß man einen solchen Schritt von mir für moralisch unmöglich hält, und ganz was anders um mich verdient zu haben glaubt als eine Entfernung, die in ganz Teutschland Aufsehen machen und einer Unzufriedenheit auf meiner Seite würde zugeschrieben werden, deren Präsumzion dem Herzog nicht anders als sehr empfindlich fallen müßte. Während nun dieser Widerspruch meiner Verhältnisse mit dem einzigen Wunsche, den ich noch habe, und von

dessen Erfüllung die Ruhe und das Glück meines herannahenden Alters schlechterdings abhängt, mich nicht wenig mißmüthig zu machen anfing, hatte mein für mich besorgter guter Genius eine vor 3 Monaten nicht vorauszusehende Kombinazion von Umständen und Evenemens arrangirt, die ich für meinen besagten Wunsch mir nicht günstiger hätte träumen lassen können. Unser Herzog nämlich verkaufte vor Kurzem eines seiner ansehnlichsten Schatullgüter, das nicht viel über 3 Stunden von Weimar gelegen ist, mit der Bedingung, dasselbe nach Belieben in kleinere Partikel zerschlagen und wieder an Andere verkaufen zu dürfen, an eine adeliche Familie (v. Egloffstein), mit welcher ich seit mehreren Jahren in sehr freundschaftlichem Verhältniß stehe. Ich erfahre es zufälliger Weise, spreche mit dem Herrn Kammerherrn v. Egloffstein davon, daß er nun, wenn er wollte, einen Wunsch, den ich schon dreißig Jahre mit mir herumtrüge, realisiren könnte, wenn er mir eines von den 4 Gütern, woraus eigentlich das große vom Herzog an ihn verkaufte Tannrodische Rittergut besteht, käuflich überlassen wollte. Er willigte mit Vergnügen ein, und das um so mehr, da Er und sein Bruder, außer ihren Gütern in Franken, bereits ein anderes ansehnliches Rittergut im Weimarischen besitzen, und bei Erkaufung des Tannrodischen ihre Intenzion gleich anfangs war, einen Theil desselben wieder wegzugeben. Unser Handel wurde also

vorläufig gar bald richtig. Das Gut, das ich bekomme, ist, nach streng ökonomischen Grundsätzen, zwar in so weit keines der einträglichsten, weil es in einer bergichten und waldichten Gegend liegt; allein das letztere ist bei mir conditio sine qua non; denn ich möchte ein niedrig liegendes nicht geschenkt, wenn die absolute Bedingung wäre, daß ich es bewohnen müßte. Dasjenige, dessen Eigenthümer zu werden ich im Begriff bin, ist ein ächtes Horazisches Sabinum; vortreffliche Aussichten, reine Luft, große Mannigfaltigkeit des Terrains, viel Grün, viel Bäume, kurz alles, was eine für mich reizende Situazion ausmacht, und mir die Illusion, als ob ich wieder auf den mir so lieben Muckenbühl eine Stunde von Zürich versetzt sey, verschaffen kann. Die Aecker sind wenigstens mittelmäßig, und können durch gute Kultur um vieles verbessert werden. Das Ganze ist für mich gerade nicht zu groß und nicht zu klein, gerade so groß, daß es einen Verwalter ertragen mag, und daß mein Sohn Karl — der vor der Hand für diese kleine Wirthschaft wie ausdrücklich gemacht scheint — es zu übersehen und zu verwalten im Stande ist. Ich werde 4 Pferde, 6 bis 8 Stück Kühe, und eine kleine Schäferei von 3 bis 400 Schafen haben — kurz, lieber Göschen, Sie können Sich die Freude und den Jubel meiner Familie, besonders meiner Frau und Töchter über alle diese Herrlichkeiten, und über diese Versetzung aus dem

einförmigen und etwas langweiligen häuslichen Leben in der Stadt in das thätige Leben einer wohleingerichteten Landwirthschaft (worin meine Tochter Amalie, die verwittibte Pfarrerin Liebeskind, bereits ziemlich erfahren ist) nicht genug vorstellen. Da jedes so voll guten Willens ist, das Seinige zur Förderung des Ganzen beizutragen, und wir alle ohne Ausnahme Ein Herz und Eine Seele und unsrer ganzen Sinnes- und Denkungsart nach für die Einfalt und Unschuld des Landlebens und seiner Geschäfte und Freuden so rein gestimmt sind, so darf ich mit Grund hoffen, durch diese Veränderung der glückliche Patriarch einer der zufriedensten, einträchtigsten und musterheftesten Familien in dieser unsrer ausgearteten Welt zu seyn. Wir sind bei allem dem nicht so sanguinisch, daß wir uns gar zu arkadische und poetische Vorstellungen von der Sache machen sollten; wir haben uns alle ihre Seiten vorgestellt, und verlangen nicht nur nicht mehr Glückseligkeit, als uns in dieser Lage wahrscheinlicher Weise zu Theil werden kann, sondern auch diese auf keine andern Bedingungen, als insofern sie die Frucht unsrer Thätigkeit, Klugheit, Mäßigung und Genügsamkeit seyn wird. So, liebster Freund, stehen nun dermalen unsre Aussichten. Ich weiß, Sie haben ein Herz, das sich mit den unsrigen identifiziren und an unserm Wohlergehen Theil nehmen kann; auch sehen Sie von selbst, ohne daß ich darüber ins Detail zu gehen brauche, wie

wichtig und angemessen dieses ganze Arrangement für meine zahlreiche Familie in mancherlei Rücksichten ist.

„Ich habe meiner Frau und meinen Kindern feierlich versprechen müssen, alle Arbeiten und Sorgen der Landwirthschaft ihnen zu überlassen, und nur die Freuden und die Ruhe des Landlebens für mich zu behalten. Da ich diesem Versprechen getreulich nachzuleben gedenke, so schmeichle ich mir, wenn ich erst in meinem alten Schlößchen zu Tannrode etablirt seyn werde, in der herrlichen Luft und der schönen Natur, die mich dort umgeben wird, neue Munterkeit und Kraft zu den Geistesarbeiten, die mir noch obliegen, zu erhalten: und so wird diese Veränderung in der Folge auch für Sie nicht ohne Vortheil seyn. Doch wozu sag' ich Ihnen das? Da ich Sie zu gut kenne, um nicht versichert zu seyn, daß Sie keiner Rücksicht auf Sich selbst bedürfen, um sich mit Vergnügen und Eifer für etwas zu verwenden, was so viel Bezug auf das Glück meines Lebens hat."

Am Tage darauf. — „Für das überschickte ökonomische Handbuch danke ich Ihnen ergebenst. Wir wollen es fleißig studiren. Sie werden mich übrigens verpflichten, wenn Sie nur noch einige ökonomische NB. auf Teutschland vorzüglich eingerichtete Werke, welche den Feldbau und das Ganze der Landwirthschaft ausführlich abhandeln, und in diesem Fache für die brauchbarsten

gehalten werden, auf meine Rechnung prokuriren, oder mir gelegentlich nur die Titel derselben anzeigen wollten. Ich bin leider in diesem Fache der Bücherkenntniß sehr weit zurück."

Den 14. Febr. „Die Wahrheit Ihres Urtheils über unser Landwirthschaftliches Bücherwesen hat mir zum Theil schon selbst von langem her eingeleuchtet. Aufmerksamkeit auf die Winke der Natur, Verstand und Erfahrung sind ganz gewiß in diesem Fache die besten Wegweiser: aber die erste geht einen sehr langsamen Schritt, der andere verrechnet sich leicht, und die dritte kostet gewöhnlich viel Lehrgeld. Ich werde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich durch Ihr Beispiel und die unmittelbare Anschauung Ihrer Einrichtungen zu Hohenstädt so viel Licht in der Sache bekomme als mir unentbehrlich ist, um weder mein eigener noch anderer Leute Dupe zu seyn. — — Mehr kann ich itzt, da ich unvermuthet im Schreiben unterbrochen worden bin, nicht hinzuthun, als daß ich, wenn diese ganze Sache glücklich zu Stande kommt, wieder von neuem zu leben anfangen werde, so sehr liegt sie mir am Herzen."

Den 28. Febr. „Ich bin über die Wärme, womit Sie mir wegen des bewußten Gutskaufs schreiben, sehr gerührt und erfreut; denn sie ist mir ein neuer und unzweideutiger Beweis Ihrer Liebe zu mir und den Meinigen: indessen gestehe ich Ihnen doch, daß aus dem Ganzen eine Unruhe und Be-

sorgniß für mich durchblickt, die, wie mich däucht, eine besondere Veranlassung haben muß. Es giebt hier viele dienstfertige und waschhafte Gevatterinnen und Basen, beiderlei Geschlechts, und beinahe muß ich glauben, daß eine derselben Gelegenheit gehabt haben muß, Sie durch voreilige Nachrichten meinetwegen in Sorgen zu setzen. Beruhigen Sie Sich also, mein theurer Freund! Schon seit 10 oder 12 Tagen ist es eine ausgemachte Sache, daß ich das Tannrodische Gut, zu welchem ich, der romantischen Lage des Hauses wegen, so große Lust hatte, nicht kaufe. Es sind aber verschiedene andere im Vorschlag, worunter ich wahrscheinlich zuletzt Eines wählen werde. Sobald ich selbst etwas näheres weiß, und mich selbst für das eine oder andere zu determiniren anfange, sollen Sie, lieber Freund, bevor die Sache zu Stande kommt, von allem genau informirt werden, und Ihr Rath wird immer ein sehr großes Gewicht bei mir haben. Inzwischen bitte ich Sie, ein für allemal versichert zu seyn, daß ich — trotz meiner angebornen Raschheit und Lebhaftigkeit — in dieser Sache mit aller Behutsamkeit und Ueberlegung zu Werke gehe, die ihre Wichtigkeit erfodert. Ich habe mich so ziemlich um alle Punkte, wonach man bei Erkaufung eines Gutes zu fragen hat, erkundiget; ich höre das Gutachten aller meiner Freunde; ich kehre das Objekt so lange herum, bis ich es von allen Seiten gesehen habe, und — mit Einem

Worte, ich bin fest entschlossen, alle Präkauzionen zu nehmen, daß ich, menschlicher Weise zu reden, ohnmöglich in den Fall kommen könne, mich den endlich genommenen Entschluß reuen zu lassen.

„Dermalen sind 4 Güter im Vorschlag — Ehringdorf, ¾ Stunden von Weimar, Oßmannstädt, zwei Stunden, Thalborn und Mark Vippach, beide ungefähr 4 kleine Stunden von Weimar; die beiden ersten ein Objekt von 22—24,000 Thaler, das dritte von 20,000, das vierte von höchstens 13,000 Thaler hiesiger Währung. Wäre das letztere nur eine oder zwei Stunden von Weimar entfernt, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, mich dafür zu determiniren, denn es soll (nach der Versicherung unsers geheimen Rath und Kammer-Präsidenten Schmidt*), der ein viel beträchtlicheres Gut, welches mit jenem kleineren zusammengränzt, zu Mark-Vippach besitzt) beinahe alle Vortheile und Agremens in sich vereinigen, die man sich bei einem Gute wünschen kann. Es ist dermalen um 400 Thaler verpachtet, und liegt in einer Gegend, welche trefflichen Boden hat; ich sollte also billig hoffen können, es müßte unter Karls Verwaltung sich sehr gut verinteressiren. Es hätte, dünkt mich, gerade die rechte Größe, um von ihm übersehen

*) Der Verwandte und Jugendfreund Klopstocks, Fanny's Bruder.

werden zu können. Karl ist freilich noch nicht volle 19 Jahr alt, aber ein verständiger, bedächtlicher und fleißiger junger Mensch; und da er schon 2½ Jahr beim Metier ist, und doch einmal anfangen muß ohne Führer zu gehen, so glaube ich, es ist besser für ihn, seinen Lehrplatz (wie es die Schweizer nennen) auf einem kleinen Gut und auf meine Kosten zu machen. — Ueber alle diese Dinge schreibe ich Ihnen ausführlich, sobald ich selbst im Klaren bin; denn zur Zeit bin ich noch weit davon entfernt, auch nur zum Deliberiren hinlänglich vorbereitet zu seyn. Es kann und wird sich aber binnen 14 Tagen Vieles aufklären."

Den 20. März. „Der Gutskauf, wovon ich Ihnen zeither geschrieben habe, ist nun zu Stande gekommen; die Gemeinde von Oßmannstädt überläßt mir die von dem ehemaligen Stadthalter der hiesigen Fürstenthümer, dem weiland berühmten Grafen Heinrich von Bünau, mit Aufwand von mehr als 30,000 Thaler erbauten Schloßgebäude und die übrigen, auf beigelegter Note spezifizirten Grundstücke und Freiheiten um die runde Summe von 22,000 Thaler. Im Grunde zweifle ich sehr, ob man, wenigstens dermalen, da die Güter in sehr hohem Preise sind und dennoch stark gesucht werden, wohlfeiler zu kaufen verlangen könnte. Der einzige Artikel, der in Rücksicht des Ertrags etwas hoch angesetzt ist, sind die 84 Aecker Holz; und gleichwohl werde ich hier von jedermann

deßwegen glücklich geprießen, weil der Werth des Holzes bei uns alljährlich steigt, und wahrscheinlich schon in 10 Jahren so hoch stehen wird, daß dieses Grundstück für mich und die Meinigen um so wichtiger seyn wird, weil voraus zu sehen ist, daß das gute Brennholz hier zu Lande nicht nur immer theurer, sondern auch so rar werden muß, daß es um keinen Preis zu bekommen seyn wird.

„Meinen Calculs zufolge halte ich mich für ziemlich gewiß, die Kaufsumme binnen 6, längstens 8 Jahren völlig abtragen zu können. Allein die guten Bauern brauchen baar Geld, und zwar vor allen Dingen bis auf künftigen Michaelis 14,000 Thaler in Conventionsspecies, um damit den Hrn. Grafen v. Marschall, dem sie solche noch schuldig sind, befriedigen zu können. Nun wäre ich zwar vermöge des Kaufkontrakts, so wie er am 15. huj. zwischen der Gemeinde und mir geschlossen worden, nichts mehreres als 7000 Thaler in Laubthalern (als den akkordirten Preis für Schloß und Garten, in dessen unmittelbaren Besitz ich auf Ostern komme) bis auf nächste Pfingsten zu erlegen schuldig: da aber die Gemeinde die besagte Summe von 14,000 Thaler in Conventionsspecies nicht ohne enormes Agio und nicht anders als durch Vermittlung eines Hebräischen oder Christlichen Juden (dem sie noch obendrein ein douceur geben müßten) aufzubringen im Stande wäre, und mir daran gelegen ist, die Achtung und Zuneigung

dieser Leute, unter denen ich künftig leben werde, so viel möglich zu gewinnen: so habe ich mich bewegen lassen, diese Zahlung auf mich zu nehmen, wogegen die Gemeinde sich zu Bonificirung des Agio der Conventionsspecies gegen Laubthaler zu 1 Thaler 14 Groschen und zu Verinteressirung der überschüssigen 7000 Thaler bis auf Jacobi 1799 (wo ich den Rest der ganzen Kaufsumme zu erlegen habe) gegen mich anheischig gemacht hat. Ich brauche Ihnen nun nicht erst zu sagen, liebster Göschen, daß ich diesem Engagement ohne Kredit nicht genug thun kann; und wiewohl ich hier in so gutem Kredit stehe, daß ich, wenn es seyn müßte, die ganze Summe geborgt bekommen könnte, so begreifen Sie doch leicht, daß ich nicht anders als im äußersten Nothfall zu diesem Expediens schreiten möchte. Ob wir nun einen andern Ausweg finden können, das ist es, worüber ich mir gegenwärtig Ihren freundschaftlichen Rath und, so weit es ohne Ihren Nachtheil möglich ist, Ihre Vermittelung erbitte.

„Der Verkauf meines Hauses in Weimar kann mir höchstens 1000 Louis d'or verschaffen. Dazu aber wird schlechterdings erfodert, daß es nicht das Ansehen habe, als ob ich pressirt sey. Kann ich die Miene der Gleichgiltigkeit annehmen, so ist kein Zweifel, daß ich binnen itzt und Michaelis die besagten 5000 Thaler dafür bekommen werde, denn 5000 Thaler in Carolin zu 6½ sind mir schon

geboten. Gesetzt nun, die Sache geht nach meinem Willen von Statten, so bin ich noch 9000 Thaler benöthigt; und da entsteht also die erste Frage: Können Sie, lieber Göschen, mir entweder die ganze Summe, oder wenigstens einen beträchtlichen Theil derselben, bis zu besagtem Termin als ein etliche Jahre lang verzinsliches und nach und nach abzutragendes Kapital um 3, höchstens $3\frac{1}{2}$ pr. Cent. verschaffen, ohne daß ich eine gerichtliche Obligazion dafür auszustellen hätte? — Sie sehen leicht, warum ich diese letztere Bedingung mache. Sobald 14000 Thaler an meinem Gute wirklich bezahlt sind, kann ich, wenn absolut darauf bestanden würde, eine solche gerichtliche Obligazion (wozu nämlich der Herzog seinen Konsens in forma geben muß) ohne sonderlichen Nachtheil ausstellen; doch würde es immer ein sehr saurer Apfel seyn, in den ich beißen müßte, und ich wünsche, natürlicher Weise, so viel Kredit bei Ihnen, und durch Ihre allenfalsige Bürgschaft bei einem Ihrer goldnen Freunde zu haben, daß ich das verlangte Kapital auf eine bloße handschriftliche Obligazion erhalten könnte.

„So sehr ich dies wünsche, lieber Freund, so ist doch der Himmel mein Zeuge, daß ich nicht ruhig dabei seyn könnte, wenn Sie mir eine solche Unterstützung nicht anders als zum Nachtheil Ihres eignen Kredits verschaffen könnten. Ich stehe lieber von allem ab, als daß ich Ihnen etwas zumuthen

wollte, wofern sich nicht alles de bonne grace und ohne Schaden eines Freundes machen läßt, dem ich mich bloß darum so zutraulich entdecke, weil er unter allen Sterblichen derjenige ist, dem ich am liebsten die Zufriedenheit meines Lebens zu danken haben möchte.

„Gesetzt also, was ich wünsche, lasse sich nicht auf die gute Art, wie ich es zu erhalten wünsche, bewerkstelligen, und es verbliebe also bloß bei dem schon vorläufig zwischen uns verabredeten Vorschuß der bewußten 3000 Thaler (welche ich aber NB. nicht eher als gegen Michaelis nöthig haben werde) so fragt sich Zweitens: ob nicht durch Ihre Vermittlung die erstbesagten 14,000 Thaler in Konventionsgeld in Zeit von 6 Monaten wenigstens auf die Bedingung, solche sogleich in Louis d'or oder andern Sorten zu vergüten, erhalten könne? Auch in diesem Falle, und wenn Sie mir nur Speciesthaler gegen andere Sorten nach dortigem Wechselcours verschaffen können, werde ich Ihnen noch immer sehr verbunden seyn, und müßte dann, falls ein mehreres nicht Statt fände, sehen, wie ich mich mit Hilfe meines oftbelobten guten Genius, der mir noch immer durchs Leben geholfen hat, mit Ehren aus der Sache ziehen könnte. — Ich habe Ihnen nun meine dermalige Lage mit der Offenheit des unbegrenztesten Vertrauens entdeckt. Ueberlegen Sie solche in einer heitern Stunde, rathen mir was Sie für das Beste halten, und

machen Sich, ich beschwöre Sie bei unserer Freundschaft! kein Bedenken, mir alles abzuschlagen, was Sie nicht mit Freuden und ohne Aufopferungen thun können. Ich kenne Ihr Herz und Ihre Liebe zu mir, und möchte um alles in der Welt weder von einem noch dem andern den geringsten Mißbrauch machen.

„Ich sehe bei diesem ganzen Geschäft einen Einwurf voraus, der Ihnen ganz natürlich beifallen muß, wiewohl Sie mir ihn aus Zartgefühl nicht machen werden. Sie denken leicht, daß ich mir ihn selbst zuerst gemacht habe. Aber, da ich einmal auf dem Lande leben und zugleich, um meine Familie nützlich zu beschäftigen, eine ländliche Wirthschaft führen, und also ein nicht allzugroßes, aber auch nicht zu kleines Landgut kaufen wollte; so war ich nicht mehr Meister, wie weit ich praecis gehen könnte, sondern mußte mich (was das gemeine Loos der Sterblichen ist) von den Umständen dominiren lassen. Im ganzen Lande habe ich kein Gut finden können, das in allen Stücken wesentlich so ganz für mich getaugt hätte wie Oßmannstädt. Wohlfeiler konnte ich es nicht haben. Denn hätte ich nicht über 15 oder 16,000 Thaler hinausgehen wollen, so wäre mir das, was ich dafür bekommen hätte, mehr zum Schaden als zum Nutzen gewesen. Ich hätte z. B. nur die 84

Aecker Holz und die 1 Hufe Ritterland weglassen dürfen, so kam mich das übrige nicht über 16,000 Thaler zu stehen: aber Sie werden gewiß selbst der Meinung seyn, daß ich daran nicht wohl gethan hätte. Im Gegentheil, mir ist leid, daß ich, aus Beherzigung meiner 63 Jahre, nicht Muth genug hatte, noch um einige Tausend weiter zu gehen. Denn 6 3/5 Hufen Arthland ist im Grunde doch fast zu wenig; auch würde ich meine dießfalsigen Bedenklichkeiten wahrscheinlich überwunden haben, wenn der Gedanke nicht gewesen wäre, daß sich über kurz oder lang immer Gelegenheit finden würde, noch mehr Aecker, die mir etwa, des Anstoßes an die meinigen wegen, bequem liegen, nach und nach an mich zu bringen.

„Noch ein Umstand, auf den ich (unter den Auspicien des vorbesagten Genius) ein wenig rechne, ist, daß entweder Karl oder Wilhelm in einigen Jahren wol das Glück haben könnte, irgend ein wackeres, wirthschaftliches und tugendliches, d. i. in meine Familie passendes Mädchen aus der Ehelotterie zu ziehen, die zu allen diesen guten persönlichen Eigenschaften noch etliche tausend Thaler Baares mitbrächte, und uns dadurch in den Stand setzte, das Gut theils vollends frei zu machen, theils noch zu erweitern. Genug, Dominus providebit! Wir wollen uns, so viel möglich, der Zukunft wegen keine grauern Haare wachsen lassen, als wir ohnehin mit Ehren tragen.“

Man glaube indeß nicht, daß Wieland auf nichts als günstige Zufälle gerechnet hätte: denn abgesehen von dem, was im schlimmsten Falle durch sein eigenes Besitzthum gedeckt werden konnte, so daß seine Familie wenigstens keinen Verlust erlitt, rechnete er vorzüglich auf sich selbst. „Allerdings — so schrieb er seinem Freunde, — sind bei diesem Handel Umstände, die ich selbst gar zu gern anders haben möchte. Aber wo findet man in dieser Welt alles unsern Wünschen so gemäß, daß nichts zu desideriren übrig bleibt? Die Hauptsache ist, daß ich und meine Familie in der uns bevorstehenden Lebensweise, aller Wahrscheinlichkeit nach, so glücklich leben werden, als gute und genügsame Menschen diesseits des Mondes zu seyn verlangen können. Die große Bedingung, unter welcher dies allein möglich ist, hängt freilich an dem einzigen Umstand, wie ich dieses Gut binnen 6 bis 8 Jahren zu meinem völligen Eigenthum machen könne. Meinen Rechnungen nach ist dies sehr möglich; denn, wiewohl ich dabei auch auf mein Leben (eine bei allen Menschen und zumal bei einem Vier und Sechziger, was ich in 5 Monaten seyn werde, sehr ungewisse Sache), gerechnet habe: so kann ich doch mit Grunde hoffen, daß ich Lebenskraft genug habe, zumal auf dem Lande und in einer meinem ganzen innern und äußern Menschen so ganz angemessenen Lage, noch mehrere Jahre nicht nur auszudauern, sondern auch meine Geisteskräfte lange

genug zu behalten, um Alles, oder doch das Meiste, was ich mir zu thun vorgesetzt, zu Stande zu bringen. Daß ich aber auch ein wenig auf den oder die Verleger meiner Sämmtlichen Schriften gezählt habe, werden Sie, liebster Freund, natürlich und billig finden.“ Die von ihm angestellte Berechnung war in der That von der Art, daß er, unter Voraussetzung seiner Gesundheit und nicht eintretender außerordentlicher Unfälle, seinen Zweck glücklich zu erreichen wohl hoffen durfte.

Seine Verlegenheit bei seinem Gutskauf entstand zunächst daraus, daß er nur auf eine Anzahlung von höchstens 8000 Thaler gerechnet hatte. Da sich aber nach Abschließung des Kaufes fand, daß die Gemeinde als Verkäufer mit dem vormaligen Besitzer, Grafen v. Marschall, in Verwicklung war, so konnte Wieland nicht umhin, sich ins Mittel zu schlagen, und an der Stelle der Gemeinde den auf dem Gute hypothecirten Kapitalrest von 14,000 Thaler an den Grafen Marschall zahlbar zu übernehmen. Er fragte bei diesem an, ob er die ganze Summe haben wolle, oder vielleicht lieber sähe, wenn einige Tausend noch verzinslich stehen blieben? Der Graf, der ihn nicht verstehen wollte, gab zur Antwort, daß er die ganze Summe erwarte und in Leipzig ausgezahlt wünsche. Wieland hatte zugesagt, und so war nun nichts zu thun als Wort zu halten. Hiezu kam der vorzunehmende Bau einer Scheune, das Inventarium

mit vielem andern was anzuschaffen war, nebst allen Kosten des Umzugs, wofür er eine Summe bereit halten mußte. „Ich halte mich für ziemlich gewiß, schrieb er, daß, wenn alle andre Stränge reißen sollten, der Herzog mich nicht in der Noth stecken lassen würde: aber ich habe mehr als Eine Ursache, zu diesem heroischen Mittel nur im äußersten Nothfall zu rekurriren.“ Auch in Weimar wollte er seinen sehr festen Kredit nicht benutzen, und wünschte daher, alles mit Hilfe seines Freundes Göschen abthun zu können, dem er schrieb: „Sie sind die einzige Person in der Welt, der ich mich jemals so offenherzig entdeckt habe.“ Göschen aber, der damals durch seine Verpflanzung aus Leipzig nach Grimma und seine eigne Einrichtung in Hohenstädt für sich selbst Last genug zu tragen hatte, konnte ihm nicht mehr als 3000 Thaler ohne hypothekarische Versicherung, wie Wieland wünschte, verschaffen. Auf den in dieser Angelegenheit von Göschen erhaltenen Brief antwortete Wieland:

Den 5. Mai 1797: „Beruhigen Sie Sich, liebster Freund, und verzeihen Sie mir die Mühe und Sorgen, die Ihnen Ihre lebhafte warme Theilnehmung an mir und meinen Angelegenheiten verursacht hat. Sie sind in Ihren Bemühungen für mich nicht glücklich gewesen: aber für mich liegt schon ein sehr reicher Gewinn in dem Gedanken, einen so treuen und bewährten Freund in einem der edelsten und besten Menschen, die ich je gekannt

habe, zu besitzen. Ich bedarf keines stärkern Beweises davon, als den unfreiwilligen Ton der Betrübniß und Unmuth, der in Ihrem ganzen Briefe herrscht. Sogar das Anerbieten, alle Ihre Rechte auf alle meine folgenden Werke aufzugeben, wenn ich jemanden fände, der mir 9000 Thaler baar dafür zahlen wollte, kann und mag ich nicht anders deuten, als für einen vom Drang des Gefühls erzeugten Gedanken, an welchem Ihre Freundschaft für mich eben so viel Antheil hat, als der Verdruß, in Ihrer Verwendung für meine Sache nicht glücklicher gewesen zu seyn. Aber dahin soll und darf es nicht kommen, liebster Göschen; auch hoffe ich, es werden sich alle Mittel und Wege zeigen, die 14,200 Thaler, die ich auf Michaelis an den Grafen Marschall auszahlen muß, zusammen zu bringen, ohne zu verzweifelten Mitteln schreiten zu müssen. Das verzweifelteste und odiöseste von allen, nach meiner Vorstellungsart, wäre, ein Kapital gegen Hypothek auf mein Gut aufnehmen zu müssen. Es mag immer eine Wunderlichkeit und Schwachheit von mir seyn, aber ich bekenne Ihnen, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, durch Hypothecirung des Guts dem Hofe, dem Adel und dem Tiers-Etat der fürstlichen Residenzstadt Weimar 14 Tage lang Stoff zum Raisonniren und Spotten zu fourniren. Ich sehe nur zu wohl, daß ich vielleicht in jedem, der mich und meine ganze Lage nicht kennt, durch diesen Abscheu vor gerichtlichen

Obligazionen den Verdacht erwecke, daß ich den mächtigen Kredit, worin ich notorischer Dingen bisher in Weimar gestanden bin, heimlichen Schulden zu danken haben könne, und durch eine gar bald von der öffentlichen Fama auszuposaunende Hypothecirung meines nur eben erstandenen Guts geheime Creditores unruhig und laut zu machen besorgen müsse. Aber Ihnen, liebster Göschen, traue ich zu, daß Sie unfähig sind, mir mißzutrauen, und daß Sie mir glauben, wenn ich Sie auf meine Ehre versichere, daß ich keine Schulden habe, und in so gutem Kredit stehe, daß es mir nicht schwer fallen sollte, 6 oder 8000 Thaler um 4 pr. C. hier zusammen zu bringen, wenn ich sie gegen bloße handschriftliche Obligazion in kleineren Summen von 3 oder 4 verschiedenen Personen aufnehmen wollte. Sie begreifen aber auch leicht, da es Ihnen nicht schwer seyn kann, Sich an meine Stelle und gleichsam in meine Seele zu denken, warum ich diesen Kredit, den ich nun bereits 25 Jahre lang in Weimar ohne alle Kunstgriffe und Kniffe zu erhalten gewußt habe, bei der jetzigen Gelegenheit, da mir dieser Gutskauf eine Menge heimlicher Neider erregt hat, nicht gern zu sehr und auf eine auffallende Art strapaziren möchte. Hören Sie nun, lieber Freund, wie ich glaube, daß meine Angelegenheit, ohne daß Ihnen oder mir zu wehe dabei geschehe, arrangirt werden könnte. Denn ganz kann ich Sie freilich nicht aus

dem Spiele lassen, so sehr ich es auch zu können wünschte. Sie sind nun einmal, weil Sie es selbst so gewollt haben, mein Verleger, und müssen es nun seyn und bleiben, dafür ist kein Rath."

Wieland fragt nun wegen des Honorars für alle Supplemente und 4 noch ungedruckte Bände Fortsetzung der sämmtlichen Werke an, wofür er mit Einschluß von 3000 Thaler, als bereits akkordirtem Honorar für die 2te Auflage von 30 Bänden der sämmtlichen Werke, 7000 Thaler foderte, jedoch mit dem Zusatz: „Sollten Sie indessen, lieber Freund, da Sie solche Dinge besser berechnen können als ich, herausbringen, daß Sie dabei zu kurz kämen — welches nie meine Meinung seyn kann — so lassen Sie uns 1000 Thaler von obiger Summe wegschneiden, und als feststehend annehmen, daß ich für alles Besagte 6000 Thaler bei Ihnen gut hätte." — „Warum ich Sie nur bitte, ist, daß ich auf künftigen Michaelistag 4000 Thaler von Ihnen zu empfangen, sicher rechnen könne. So haben Sie mich aus aller Verlegenheit gezogen, und ich will selbst dafür sorgen, wie und woher ich das übrige, was mir noch fehlt, herbei schaffe."

Hienach kann man nun die verbreitete Sage berichtigen, daß Wieland durch die neue Ausgabe seiner Werke sich ein Rittergut verdient gehabt habe; eine Sage, die nur durch alle von ihm genommenen Vorsichtsmaasregeln zur Sicherung seines stets bewährten Kredits Wahrscheinlichkeit erhielt.

II.

Viele würden durch so große Schwierigkeiten von der Erfüllung eines Lieblingswunsches sich haben abschrecken lassen, Wieland aber scheute alle Hindernisse nicht, um seinen Zweck zu erreichen, den er denn auch gegen Ende Aprils 1797 glücklich erreichte. Da schrieb er am 1. Mai seinen ersten Brief aus Oßmannstädt an Göschen.

„Die verwichenen vierzehn Tage waren die unruhigsten meines ganzen Lebens, denn sie wurden damit zugebracht, mein Haus in der Stadt an Hrn. geheime Rath Voigt zu verkaufen, mit meiner ganzen Familie und aller meiner fahrenden Habe nach und nach hieher zu emigriren, mich hier wieder ein wenig einzurichten, und inzwischen noch eine Menge nöthige Reparaturen im Hause, und Veranstaltungen und Arbeiten im Garten machen zu lassen ꝛc.

„Am verwichenen Dienstag (den 25. April) eben wie wir in den Wagen steigen wollten, stürzte unser in diesem Moment von Kiel zurückgekommene älteste Sohn Ludwig in unsere Arme, und machte unsre Freude vollkommen; denn wir fanden ihn über unsre Erwartung vorgerückt und ganz so, wie das Herz eines Vaters und einer Mutter sich einen aus fremdem Lande zurückkommenden Sohn nur immer wünschen kann. Er hat an Größe, Stärke und Gesundheit von außen und innen zugenommen,

und was er bereits ist, garantirt mir was er noch werden kann und wird, mit so vieler Sicherheit, daß ich das undankbarste aller Geschöpfe Gottes seyn müßte, wenn ich mich nicht für das glücklichste hielte. O, mein Freund, Sie müssen selbst kommen, und einige Tage bei uns leben, um alle unsre kleinen ländlichen Freuden, und diese höchste und süßeste aller Menschenfreuden, die mir ein solcher Sohn an der Spitze aller meiner übrigen so gutartigen, liebenswürdigen Kinder und Enkel gewährt, mit dem Manne zu theilen, für dessen Ruhe, Zufriedenheit und Glück Sie selbst so thätig sind. Schonen Sie indessen Ihre Gesundheit so viel in diesen mühseligen Meßwochen nur immer möglich ist, und sobald sie vorüber sind, eilen Sie auf Flügeln der Morgenröthe zu Ihrem

Wieland.

Mit solchem Entzücken war er in sein Osmantinum — wie er, des Horazischen Sabinum gedenkend, Oßmannstädt zu nennen liebte — eingezogen; die stillere, sanftere Freude folgte, und er prieß sich hier gleich glücklich in den trüben Tagen des Winters wie in den heitern des Sommers.

Den 25. Jul. 1797. An Göschen. „Ihre Transmigrazion von Leipzig nach Grimma begleite ich mit meinen besten und herzlichsten Wünschen. Es kann Ihnen nie besser ergehen, als es zu meiner eigenen Zufriedenheit nöthig ist. Möchten Sie in der neuen Lage, in welche Sie Sich gesetzt haben,

nach Lieb und Gemüth ſich ſo wohl befinden, als ich mich in meiner Oßmannſtädtiſchen Retraite. Mir iſt, als ob gar keine andere Art zu exiſtiren für mich möglich ſey, und die Weimariſchen Propheten, die als etwas ganz unfehlbares vorausſahen, daß ich mich gar jämmerlich auf dem Lande und vis à vis de moi-même belangweiligen würde, beſtehen mit Schande. Auch ſperren ſie die Augen mächtig darüber auf, daß ich (wie ſie geſtehen, oder vielmehr ungefragt verſichern) ſo heiter und vergnügt ausſähe, und können ſich dieſes Phänomen gar nicht erklären. Ich hingegen begreife das Wunder ſehr gut, und in der That ungleich beſſer, als wie ich die 24 Jahre, die ich in Weimar gelebt habe, noch ſo leidlich habe ausfallen können. Landluft, unverkünſtelte Natur, viel Gras und ſchöne Bäume, äußere Ruhe und freie Dispoſizion über mich ſelbſt und meine Zeit, das alles zuſammen iſt, ſo zu ſagen, mein Element, ſo gut wie die Luft des Vogels und das Waſſer des Fiſches Element iſt, und es geht alſo ganz natürlich zu, daß ich darin gedeihe. — Daß Sie nicht auf ein Paar Tage wenigſtens zu uns kommen konnten, um Sich hievon mit Ihren eigenen Augen zu verſichern, iſt mir um ſo mehr leid, da wir ſo manches, was wir noch zu überlegen und abzureden haben, mündlich bequemer als ſchriftlich hätten verhandeln können. — — Ich gebe indeſſen doch die Hoffnung noch nicht auf, und in der That gehört es ſchlechterdings zu meiner

Zufriedenheit, daß Sie, deſſen Thätigkeit und Freundſchaft für mich ſo viel dazu beiträgt, mir dieſe angenehme Lage in meinem Alter zu verſchaffen, ein Augenzeuge derſelben ſeyen, und dadurch eine Belohnung für Ihr Herz erhalten, an welche Sie ſo große Anſprüche haben." (Im Herbſt war Göſchen, zu Wielands großer Freude, ein Augenzeuge davon).

An Denſelben. Den 19. Dec. — — Das Angenehmſte iſt, daß ich in dieſem veränderlichen dumpfen und ſchlackrichten Winter eine, meine Entſchließung, für immer auf dem Lande zu leben, über aller Menſchen Erwartung rechtfertigende Probe über meine Leibeskonſtituzion mache. In der Stadt würde ich mich in dieſen verwichenen 8 Wochen höchſt wahrſcheinlich ziemlich ſchlecht befunden haben; hier in meinem Hauſe zu Osmannſtädt befinde ich mich ununterbrochen wohl und munter, arbeite an meinem Schreibtiſche mit Succeß, habe, ungeachtet ich wenig vor die Thür komme, guten Appetit, und ſchlafe weit beſſer als ehemals. Alles dies entſcheidet, wenigſtens was mich betrifft, den Vorzug des Landlebens vor dem Stadtleben; nichts von den negativen und paſſiven Vorzügen des erſtern zu gedenken, welche die Landmaus beim Horaz gegen ihre Freundin, die Stadtmaus, geltend macht. Nebenher thut mir auch das Bewußtſeyn wohl, daß ich meinen großen Garten (der, wie Sie wiſſen, für ſich allein ſchon ein kleines Landgut iſt), in den 8 bis

9 Monaten, seit er mein ist, bereits in einen merklich bessern Stand gesetzt habe. Ich habe über 300 fruchtbare Bäume gepflanzt, von deren größerem Theile, sofern sie gut durch diesen Winter kommen, ich wenigstens die ersten Früchte zu erleben hoffen kann; und das, was ich auf Kultur und Verbesserung verschiedener, nach und nach, durch Verwahrlosung, in Abnahme gekommener Partien bereits gewandt habe und noch verwenden werde, wird schon in künftigem Jahre so auffallend seyn, daß Sie, wenn Sie mich im Herbst 98 wieder besuchen, Sich in ein kleines Paradies versetzt zu sehen glauben, und das, was es im Jahr 97 war, kaum wieder erkennen sollen."

So schien sich Wieland an der Grenze des Greisenalters am Ziel aller seiner irdischen Wünsche zu stehen, und es ließen sich auf ihn seine eigenen Worte anwenden:

Vollkommnes Glück ist nicht der Menschheit Loos.
Du gäbst es uns, Natur, wenn wir's zu tragen wüßten!
Zufrieden liegt in deinem Mutterschoos
Der gute Mensch, vergnügt mit seinem Loos;
Stets glücklicher durch mitgeheilte Freude,
Getroster stets bei mitgefühltem Leide.

Achtes Buch.

1.

Daß Wielands Zurückziehung auf das Land eine Zurückziehung von seinen lebenslänglich gewohnten litterarischen Beschäftigungen und Arbeiten auch dann nicht zur Folge gehabt haben würde, wenn er nicht auf den Ertrag dieser Arbeiten hätte rechnen müssen, bedarf wol keiner Versicherung; denn wie Göthe's Tasso, so konnte er von sich sagen:

Wenn ich nicht denken und nicht dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.

Was er aber wünschte und hoffte, das war eine Veränderung in seinen litterarischen Beschäftigungen und Arbeiten, um des Ueberdrusses und des Verdrusses, den ihm manche seiner bisherigen je länger je mehr verursacht hatten, sich zu entledigen. Vor allen Dingen dachte er daher daran, den Merkur aufzugeben.

Viererlei war es immer gewesen, was ihn dabei besonders geärgert hatte; der Ocean von Briefen aus allen Gegenden Teutschlands, worin er bisweilen zu versinken fürchtete; — schlechte Verse, die man ihm zusendete; — schlechte Handschriften und

Korrekturen; — und die Zerstückelung seiner Zeit. Bisher hatte er aber noch immer ganz leidliche Mittel dagegen gefunden.

Was den ersten Punkt betrifft, so brauchte er wenigstens nicht alle eingegangenen Briefe zu beantworten. Manche hätte er gern beantwortet; unvermerkt aber war ihm die Zeit verstrichen, in welcher zu antworten noch schicklich heißen konnte. Je öfter ihm dies begegnet war und — man muß hier um so billiger seyn, da er nöthige Briefe nie unbeantwortet ließ, — begegnen mußte, desto mehr gewöhnte er sich an den Gedanken, der größte Briefschuldner in Teutschland zu seyn, und ertrug die ihm deshalb gemachten Vorwürfe mit Geduld, machte sich wol selbst noch größere Vorwürfe, tröstete sich aber damit, daß das Unmögliche zu leisten ihm doch nicht möglich sey.

Das zweite Uebel konnte ihn zwar bisweilen sehr in Harnisch jagen, gab ihm aber auch eben so oft glückliche Anwandlungen von guter Laune, von welcher sich hier ein General- und ein Special-Beweis geben läßt. Jener besteht in einer Art von Manifest, welches er einst zu seiner Rettung erließ, und welches so lautete: „Verschiedene, welche mich mit allerlei theils versifizirten, theils prosaisch-poetischen Aufsätzen, Idyllen und dergleichen für den Merkur zu beschenken die Gewogenheit hatten, setzen mich in eine Art von Verlegenheit, deren ich gern auf immer überhoben zu seyn wünsche. Ihr

geneigter Wille verdient Dank, — aber — — es entsteht hier eine leidige Kollision von Pflichten, deren Effekte weder Ihnen noch mir angenehm seyn können. Einige scheinen von der Güte ihrer Produkte so überzeugt zu seyn, daß man Ihnen, ohne Beleidigung, weder sagen noch zu verstehen geben kann, man sei anderer Meinung. Andere sind zwar bescheidener, geben sich blos für Anfänger, bitten um Nachsicht, oder daß man Ihnen ihre Lektion korrigiren, oder Ihnen wenigstens sagen möchte, ob sie zur Dichterei berufen seyen oder nicht, — aber sie bringen das mit einer so sichtbaren Erwartung eines höflichen d. i. Ihrer Eigenliebe schmeichelnden Bescheides vor, daß man es kaum übers Herz bringen kann, Ihnen durch eine ehrliche Antwort weh zu thun. Hiezu kommt noch, daß unser einer — der von einem solchen jungen Kandidaten des Musenpriesterthums gefragt wird: Meister, was soll ich thun? — und ihm, nach seinem Gewissen, die Antwort werden läßt: Alles, lieber Freund, nur keine Verse machen! — sich darauf verlassen kann, daß der junge Aspirent diese Antwort geradezu für einen Beruf, sich nun erst recht aufs Versemachen zu legen, annehmen wird. „Denn — sagt er sich selbst — meine Verse müssen doch wol gut seyn, weil Wieland fürchtet, daß ich ihn ausstechen werde, und mich also, gleich an der Schwelle des Musentempels, gerne zurückschrecken möchte. Ja, wer so einfältig wäre, und den

Kniff nicht merkte!“ — Wenn nun vollends das Werk, das im Merkur paradiren soll, ein Gedicht über die Historia von Peter von Provinzia und von der schönen Magelone ist, und sich so anfängt:

Laß, Vater, laß mich ziehn, sprach Peter,
In ritterlicher Fehd die Welt zu sehn
Wie alle Ritter thun. — Bestehn
Zu können trau ich mir, und weder
Fürcht' ich vor Riesen mich noch Drachen;
Ich muß mir einen Namen machen,
Denn, liebster Vater, glaubt es mir,
Am liebsten seh' ich mich in ritterlicher Zier.
Zieh hin, mein Sohn, in Gottes Namen
Und aller Heiligen, nimm Dir ein gutes Roß,
Kein Abenteuer sey zu groß:
Vor dich, — aus ritterlichen Saamen
Bist du gezeugt; es ist dir angeboren:
Der Stamm, woraus ich stamm
Ist ädel, auserkohren;
So alt ich bin, merk ich noch immer flamm
Der ritterliche Muth, wenn ich Thurniere seh;
Wär ich nicht itzt so schwach,
So wär das Rennen meine liebste Sach.

und z. B. so fortfährt:

— sag ihm, ich wäre
Ein armer Adelmann aus Frankreich;
Suchte in der Welt Lob und Ehre
Von Frauen und Jungfrauen zugleich.
Der König vernahm die Antwort und sagte:
Züchtiglich ist er, will unerkannt

Seyn — doch wohl von großem Standt,
Kein Schlechter solch ein Nennen wagte.
Unter der Zeit rennt Peter
Mit allen Rittern, und jeder
Bekannte: in vielen Jahren
Hätten sie so etwas nicht erfahren;

und wenn nun der Dichter eines solchen Werks mir Zween Gesänge in diesem Gusto zuschickt, mit der Versicherung, daß die übrigen, sobald der erste Gesang im Merkur stehe, sogleich folgen sollten, — fidem vestram, Quirites! — wie könnte sich der arme Verfasser des Winter- und Sommer-Märchens (die doch auch, zumal das letzte, in sehr kleinen Verslein gemacht sind), unterstehen, einem solchen Rivalen etwas Unangenehmes zu sagen? Der junge Mann würde natürlicher Weise denken müssen, es verdrieße Wieland nur, sich in Leichtigkeit der Verse und guter Art zu erzählen übertroffen zu sehen! Und dies ist es denn auch, was ich diesem jungen Dichter, wenn es ihm Gut thun kann, hiemit ohne Widerrede eingestanden haben will. Nur der Merkur ist kein würdiger Schauplatz für solche Originalwerke. Mein unmaßgeblicher Rath ist also: das Werk besonders, und (um des Effekts willen) alle Gesänge auf Einmal, auf prächtiges Holländisches Papier, mit Kupfern von Chodowiecky, abdrucken zu lassen. Der Herr Verfasser wird an der Wirkung, die es thun wird, sein Wunder sehen! Itzt ist just der rechte Zeitpunkt, wo die Nazion einen Sinn für solche Werke hat; denn Er

sieht ja, wie gut sie sogar den Oberon aufgenommen, der doch nur auf schlechtem Papier, und ohne Kupfer von irgend Jemand, sein Fortkommen in der Welt suchen mußte.

„Einem andern noch sehr jungen und bescheidnen Musensohne — hab' ich vor der Hand nichts zu sagen, als: daß es ganz gut ist, allerlei Exercitia stili zu versuchen, aber daß man solche Uebungen nicht drucken läßt. Uebrigens ist bei ihm itzt die Zeit, wo Horazens Rath eintritt:

Vos Exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna!

Die jungen Herren stellen sich die Sache zu leicht vor; aber darum reussiren sie auch so gut! — — Also: Scribite, Pueri, Scribite!"

Mancher ließ sich durch dieses Manifest doch nicht abhalten, seine schlechtgeleckten Bären — wie sie Wieland nannte — ihm zuzuschicken. Die meisten konnten ohne Umstände in das Merkur-Archiv eingesperrt werden, und da würden sie ganz vergessen worden seyn, wenn nicht Bürger einmal über den Schofel in seinem Almanachs-Archiv laut geklagt hätte. Bei dieser Gelegenheit that Wieland Bürgern einen Vorschlag zur Güte im Betreff ihrer Archive.

„Wie, wenn wir unsere Schofel zusammenwürfen, und ließens als eine neue periodisch: Sammlung, etwa (weil man uns den Titel Olla Po-

trida schon weggeschnappt hat) unter dem Namen Kapuziner-Suppe*) zum Besten der Armen, monatlich drei bis vier Bogen, drucken, so lange Vorrath da wäre? Das wäre wenigstens ein Ausweg, wie die Verfasser (es wäre denn, daß sie als Armeanen Geist den Nutzen beziehen wollten) durch diesen Abgang ihres Gehirns noch zu Wohlthätern werden könnten. Denn daß unsere Kapuzinersuppe nicht Liebhaber finden sollte, daran dürfen wir nicht zweifeln. Wo ist etwas in der weiten Gotteswelt, daran sich nicht irgend eine Art von Geschöpfen weide und labe?" — Indeß ward es ihm freilich nicht mit allen so gut, sie ohne Weiteres zur ewigen Ruhe zu bringen, und besonders mit denen nicht, von denen ihre respektiven Väter versicherten, sie recht con amore erzeugt zu haben. So oft er diese Versicherung las, wandelte ihn ein Grauen an, denn nach vielfältiger Erfahrung rechnete er da allezeit auf eine Misgeburt, für welche die väterliche Liebe verblendet war. Diese ließ es daher nicht dabei bewenden, daß von den Kindlein keine Notiz genommen worden, sondern fragte fleißig nach, und bat sich am Ende nicht nur die Kindlein zurück, sondern auch um ein Gutachten über dieselben. Begreiflicher Weise blieb dieses in den

*) Eine Art von Olla Potrida, die vor den Kapuzinerklöstern an gewissen Tagen den Bettelleuten ausgetheilt wird.

meisten Fällen aus; bisweilen aber erfolgte doch eins, je nach Beschaffenheit ein ernstes, oder ein verdrießliches, oder ein launiges. Nur von der letzteren Art soll hier eins — den angekündigten Spezialbeweis enthaltend — mitgetheilt werden. Ihm, der so sehr darauf sah, daß der Dichter, auch bei allen Reimfesseln an Händen und Füßen, in seinem Sylbentanze sich mit Leichtigkeit bewege, und der Reime nur dann für eine Art von Verdienst hielt, wenn sie den Dichter nicht genirt zu haben schienen, wenn sie sich unvermerkt wie von selbst an ihren Ort stellten, keine Flickwörter, keine schleppenden, harten oder gewaltsamen Wendungen und Wortfügungen veranlaßten; ihm mußte ein Gedicht, welches gegen alles dies gewaltig sündigte, ein Greuel seyn. Einst erhielt er ein solches von einem ihm befreundeten Manne, der — durchaus sein Gedicht zurück, revidirt und begutachtet haben wollte. Da schrieb ihm Wieland:

Hier, werther Herr, Freund und Patron,
Auch neuer Bruder im Apollon,
Ist das verlangte Manuskript.
Ein Schelm, ders besser, als ers hat, gibt!

Zwanzig Jahre lang hatte er alle Korrekturen des Merkur allein besorgt, und war, theils durch unzeitige Unterbrechung, theils durch schlechte Setzerarbeit allerdings oft sehr übellaunig dabei geworden. Dies erfuhr Lütkemüller, der ihm seit 1793 hierin beistand, sehr bald. Eines Vormit-

tags, wo dieser in Wielands Bibliothek sich befand, trat Wieland, einen Korrekturbogen in der Hand, zu ihm mit den Worten: „Sagen Sie mir doch, was für eine Race von Setzer ist denn da beim Merkur angestellt worden? Der Herr Hofbuchdrucker meint ohne Zweifel, er dürfe mir den Stall des Augias auszumisten geben?“ Er ließ nun seinem Zorne freien Lauf. Bei der ersten kleinen Pause erwiederte Lütkemüller: „Es ist freilich ein unerträgliches Stück Arbeit, und der Setzer hat auch das Ansehen eines Onokephalos; die letzte Handschrift jedoch —“ — „Kann ihn nicht entschuldigen — fiel Wieland ein. — Sagen sie dem Hofbuchdrucker, daß er sofort sich einen bessern Setzer anschaffe, sonst ließe ich den Merkur in Jena drucken!“ — Als Lütkemüller bald nachher aus der Bibliothek trat, empfing ihn Wieland mit einem Blatte in der Hand, und sprach: „Es ist wahr, die letzte Handschrift ist abscheulich, so daß sie dem Setzer wol zu einiger Entschuldigung dienen kann. Aber was soll ich machen? Solche unleserliche Handschrift abschreiben lassen? Das wäre Sache des Verfassers. Jeder Gelehrte und Schriftsteller sollte eine leserliche Hand schreiben, das ließe mit Fug und Recht sich fodern; sonst müßte er seine Druckschriften von einem seiner Hand kundigen Schreiber gut leserlich kopiren lassen.“ — — Auf diese Weise theilte, aber eben dadurch legte sich auch sein Zorn.

Die Zerstückelung der Zeit, bei Herausgabe einer Monatsschrift allerdings nicht ganz vermeidlich, hätte doch großen Theils durch Verbindung mit einem befreundeten Gelehrten vermindert werden können. Wieland hatte wegen Herausgabe des Merkur stets mit einem andern Gelehrten in Verbindung gestanden, vom Anfang an mit Bertuch, seit 1784 mit Reinhold, seit 1788 mit Schiller, und seit 1793 mit Lüttkemüller, der auch in Oßmannstädt noch sein treuer Gehilfe war; und bei einem etwa zu besorgenden Abgange von diesem durfte Wieland jetzt auf die thätigste Mitwirkung seines Freundes Böttiger rechnen, wie denn dieser die Herausgabe des Merkur nachmals auch übernahm. Auf keine Weise konnte also Wielanden eine Verlegenheit hieraus erwachsen, und allem Verdrießlichen von Zeitzerstückelung hätte er jetzt weit mehr vorbeugen können als jemals.

Alle vier bei dem Merkur ihm besonders verdrießlichen Dinge zusammengenommen aber waren nicht von der Art, daß sie ihn jetzt mehr als ehedem hätten bestimmen können, ein Unternehmen aufzugeben, dessen Fluch ihm mit der Zeit erträglicher geworden, und dessen Segen ihm nicht entbehrlich war. Der Merkur war für ihn bisher eine Erwerbsquelle gewesen, und er hatte ihn nicht eher aufgeben wollen, als bis der Absatz unter 700 Exemplare gesunken seyn würde. Da nun dieses noch keineswegs der Fall war, und er gleichwohl, zu

einer Zeit, wo ihm das Versiegen einer Erwerbsquelle nicht gleichgiltig seyn konnte, zu einem solchen Entschluß kam, so scheint es, daß andere, und nicht unwichtige Gründe ihn dazu bestimmt haben müssen.

Am 26. November 1798 schrieb er Göschen hierüber: „Eine unerwartete Neuigkeit habe ich Ihnen zu berichten, lieber Göschen. Der Teutsche Merkur muß mit dem Decemberstück dieses Jahres aufhören. Die Ursachen, die mich, wider Willen, dazu nöthigen, sind zum Theil nur zu einer mündlichen Confidenz qualifizirt. Die Hauptursache indessen ist und bleibt doch (um Ihnen nichts von meiner Lage zu verhehlen) keine andere, als daß ich die 1000 Rthlr. Kapital, die der Verlag und die Honorirung jährlich erfordern, im künftigen Jahre schlechterdings nöthig habe, um die Ausgabe zu bestreiten, welche die Vollendung meines Baues, das auf Jacobi anzuschaffende Inventarium und die ganze Wirthschaftseinrichtung erfordern. Diese Ausgaben werden meine ganze Kasse verschlingen, so daß mir für den Merkur 99 und 1800 nicht ein Heller übrig bleibt. Ich kann und mag meinen Kredit nicht noch mehr anstrengen, als bereits geschehen ist; es bleibt also kein andres Mittel übrig, als den Merkur auf immer schlafen zu legen, wiewohl es ein wenig albern ist, daß er nicht wenigstens noch bis an den Schluß des Jahrhunderts leben konnte. Der Absatz war bisher in toto noch

ungefähr 800 Exemplare jährlich; der Verdruß und die Plackerei aber, die ich vom Merkur habe, seitdem ich von Weimar weggezogen bin, wird durch die 200 bis 300 Thaler, die mir deductis deducendis als Profit übrig bleiben, nicht vergütet. Gemüthsruhe ist das unentbehrlichste für mich in meinen jetzigen Jahren."

Am 13. December schrieb er: „Herr O. C. R. Böttiger, der Ihnen, wie ich höre, auf den Fall, daß ich den Merkur aufgebe, Propositionen zu dessen Fortsetzung gemacht, wird vermuthlich auch bereits geeilt haben, Ihnen zu berichten, daß ich (auf anhaltende Vorstellungen einiger Freunde) entschlossen bin, diese Zeitschrift noch bis 1800 incl. fortzusetzen, und sie dann zugleich mit dem 18ten Jahrhundert sanft schlafen zu legen. Ich bin sehr hart an diesen Entschluß gegangen; aber die Gründe für die Fortsetzung waren doch die stärkern, und ich werde sehen müssen, wie ich mir helfe."

Wäre wirklich der Aufwand, welchen die Herausgabe des Merkurs erforderte, der Hauptgrund gewesen, warum er sie aufgeben wollte; welche Gründe hätten dann wol stark genug seyn können, um ihn zum Entschluß der Fortsetzung, die ihm so schwer wurde, zu bewegen? Und wie konnte ihm dieser Entschluß so schwer werden, da er früher erklärt hatte, daß er wider seinen Willen zu der Nicht-Fortsetzung sich genöthigt sehe? — Wieland scheint hier mit sich selbst im Widerspruch, ist es

aber nicht; nur ist die von ihm angeführte Hauptursache nicht die wahre, sondern diese lag in seiner Besorgniß, seine Gemüthsruhe zu gefährden, und diese war bei ihm aus jenen Ursachen entsprungen, die er nur mündlich dem Freunde anvertrauen wollte. Der eigentliche Grund, der ihn, wider seinen Willen, zu dem Entschluß brachte, den Merkur aufzugeben, war derselbe, der ihm den Entschluß zur Fortsetzung so schwer machte, und durch den er sich doch zu dieser Fortsetzung von seinen Freunden bestimmen ließ. Dieser Grund aber lag in dem damaligen Zustande unserer Litteratur.

2.

In der Philosophie hatte die durch Kant angeregte Revoluzion bereits höchst bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kantische Philosophie selbst, durch den Skeptizismus Hume's veranlaßt, und vom Geiste der Skepsis selbst durchdrungen, war von der, welche Wieland sich gebildet hatte, so entfernt nicht, daß Wieland sich mit ihr nicht hätte befreunden können; vielmehr hätte sie ihm willkommen seyn müssen; da sie in ihrem theoretischen Theile — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — das zu beweisen strebte, was die bisherige engländisch-französische Philosophie nur unter die zweifelhaften Dinge gestellt hatte, daß nämlich eine

Metaphysik — wenigstens in dem Sinne, wie man es bisher gemeint und gewollt hatte — für die Menschen unmöglich sey. Eine Philosophie, welche die unbegründeten Ansprüche eines übermüthigen Dogmatismus in ihrer Nichtigkeit darstellte, durch ihr kritisches Verfahren die Grenzlinie zu ziehen suchte, über welche hinaus der menschliche Geist sich nicht wagen dürfe, wenn er nicht auf das stürmische Meer bloßer Meinungen verschlagen werden wolle, und die dagegen echt sokratisch die Forschung vorzüglich auf das Gebiet des Moralischen hinlenkte, eine solche Philosophie mußte, wenigstens ihrer Tendenz nach, Wielanden, sobald er sie nur kennen lernte, als ein glückliches Zeichen der Zeit erscheinen. An Gelegenheit aber diese, durch ihre theils neue, theils aus der veralteten Scholastik entlehnte Kunstsprache und manche Schwerfälligkeit im Vortrag ihres Urhebers vielleicht auch ihn abstoßende, wenn nicht anstößige, Philosophie näher kennen zu lernen, ja sich selbst mit ihr zu befreunden, fehlte es Wielanden nicht, da in seinem eignen Hause sein geliebter Schwiegersohn Reinhold das Studium derselben aufs eifrigste betrieb, und durch seine, im Merkur zuerst mitgetheilten, Briefe über die Kantische Philosophie zur allgemeinen Verbreitung der Ideen derselben so ausgezeichnet wirkte, daß Kant selbst sich ihm zum Dank dafür verpflichtet fühlte. Fremd konnte daher Wielanden dieses neue geistige Streben nicht bleiben; er nahm viel-

mehr fortwährend den innigsten Antheil daran, auch als Reinhold, i. J. 1787 als Professor nach Jena berufen, in seinem neuen Wirkungskreise der berühmteste Verkündiger der neuen Lehre geworden war. Nach Lesung von Reinholds Abhandlung über die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie, die i. J. 1789 im Merkur zuerst erschien, schrieb er diesem:

„So eben habe ich mir endlich die nöthige Zeit mit Gewalt genommen, Ihren Aufsatz über die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie zu durchlesen. Ich kann Ihnen die Größe meines Vergnügens darüber und die Vollständigkeit meines Beifalls nicht mit Worten ausdrücken. Außerdem, daß Sie der guten Sache dadurch einen wesentlichen Dienst gethan, genieße ich schon im Voraus den neuen Triumph, den Ihnen diese in jeder Betrachtung vortreffliche Schrift verschaffen wird, mit unsäglicher Freude. Sie erscheinen darin in einem Lichte, das Sie in den Augen eines jeden Lesers, der nicht ein tribus Anticyris insanabile caput ist, zum vollgiltigsten Ausleger der Kantischen Mysterien weihet, und Kant wird unter denen, die noch nicht selbst sehen können, eine Menge Proselyten, wenigstens proselytos portae, bekommen, die durch den Glauben an Sie zum Glauben an ihn werden geführt werden. Nichts könnte in Rücksicht auf die Wirkung, die Sie dadurch auf das Publikum thun, glücklicher seyn als der Gedanke, die Frage

noch unentschieden zu lassen, ob Kant allgemein giltige Prinzipien gefunden, aber auf die einleuchtendste Art zu beweisen, wofern dies wäre, so hätte seine Philosophie per naturam rerum nothwendig alle die Schicksale erfahren müssen, welche sie bisher gehabt hat. Sie werden in kurzem selbst sehen, wie diese Art zu argumentiren auf den größten Theil aller nur leidlich hellen Köpfe wirkt, mit wie vieler Bewunderung und Freude dieser Aufsatz aufgenommen werden, und wie ungeduldig man dadurch nach der Belehrung werden wird, die das Publikum von Ihnen über die Kantische Philosophie selbst erwartet. Ganz besonders wird auch der gute Ton gefallen, der Ihnen eigen ist, und der Sie so sehr zu Ihrem Vortheil von unsern übrigen Philosophen, selbst denen, die für die elegantiores gelten, auszeichnet. Kurz, mein liebster Reinhold, mit diesem hellen Kopfe, diesem Scharfsinne, diesem richtigen Ueberblick über das ganze Gebiet der Philosophie, dieser Mäßigung und Bescheidenheit bei einer so wohlbegründeten Zuversicht zu sich selbst und Ihrer Sache, dieser Kunst des Vortrages und ungezwungenen Eleganz des Stiles — worunter Sie unter allen Philosophen von Profession der einzige sind, — werden Sie bald die ganze Lesewelt auf Ihrer Seite haben, die allgemeine Achtung unverlierbar gewinnen und mit Kants Namen und Ruhm den Ihrigen unauflöslich und auf ewig verbinden."

Mit Vergnügen folgte Wieland seinem geliebten Reinhold auf dessen weiterer Bahn, vorzüglich aber als er sah, wie dieser sich dem Praktischen zuwendete: und gegen die Kantische Philosophie erklärte er sich erst dann mit einer Art von Unwillen, als Reinholds Nachfolger in Jena, Fichte, nicht mehr mit der umsichtigen Behutsamkeit des Verfassers der Kritik der Offenbarung, sondern als der stürmische Begründer der Wissenschaftslehre aufgetreten war. Er schrieb darüber 1794 an Reinhold nach Kiel:

„Ihr Brief, liebster Reinhold, enthält so viel Interessantes für mich, als er Zeilen und Worte enthält: aber das aller Interessanteste ist für mich, was Sie mir von Ihren Vorlesungen über Moral und Naturrecht schreiben. O wie glücklich haben Sie mich auf den Rest meines Lebens gemacht, da Sie mir schreiben — „die Wichtigkeit des Sujets macht es mir zur Gewissensangelegenheit, durchgehends popular zu seyn, alle Philosopheme auf bloße Aussprüche des gemeinen gesunden Verstandes zurückzuführen und schlechterdings kein spekulatives System dabei vorauszusetzen: ich begreife nicht, wie ich bisher irgend ein anderes Kollegium eher lesen konnte als dieses, das sich am Ende allein gelesen und studirt zu werden der Mühe verlohnt.“ — Dank sey dem Himmel, daß ich einen meiner sehnlichsten Wünsche nun mit einer Art von Gewißheit erfüllt zu sehen hoffen kann, oder vielmehr, dem

Anfang nach, wirklich schon erfüllt sehe! Denn ganz gewiß sind Sie dazu auserwählt, der Welt das, was sie am meisten bedarf, eine Philosophie für Verstand und Herz zu geben, die auf Prinzipien ruhe, die allen verständigen und fühlenden Menschen von jeher einleuchtend und zur praktischen Ueberzeugung hinlänglich gewesen sind, — eine hinlänglich vollständige Theorie alles dessen, was kein Mensch ohne Schaden ignoriren kann, und was allem Handeln in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens zum Grunde liegen soll, und zu deren Verständniß man nichts weiter als ein nicht ganz ungebildeter, wiewohl vollständiger, unverstümmelter und wenigstens in den wesentlichen oder edlen Theilen der menschlichen Natur leiblich gesunder Mensch zu seyn nöthig hat. Ueberlassen Sie es dem spitzfindigen Sophisten F. eine aus Ich und Nicht-Ich herausgesponnene Wissenschaftslehre und Philosophie zusammen zu weben; lassen Sie ihn sich mit dem ewig vergeblichen Versuch, aufklären zu wollen was nicht klar zu machen, beweisen zu wollen was nicht zu beweisen ist, seinen Geist abschächern und seine Zeit verderben; — lassen Sie ihn immerhin zeigen, ob er (wie neulich einer seiner Lobredner weissagte) der einzige Mann sey, dem es gegeben sey, der Philosophie das zu werden, was Euklides der Mathematik u. s. w. Begnügen Sie Sich an dem, was Sie in der höheren spekulativen Philosophie mit so gro-

ßem allgemeinem Ruhm bereits geleistet haben, und ergeben Sich nun ganz der schönen Bestimmung, die wahre Philosophie aus einer den meisten Erdbewohnern unzulänglichen Region zu uns auf die Erde herabzuführen und, mit einem Wort, ein Sokrates für unsere Zeit, für die Bedürfnisse dieser Zeit zu werden; zwar mehr, als Er zu seiner Zeit seyn konnte, aber in einem andern Sinn eben das für uns seyn, (die wir um so viel weiter als die Griechen seine Zeitgenossen in der Ausbildung vorgerückt sind), was Er für die Fähigkeit und das Bedürfniß seiner Zeit war. In dieser Hoffnung lasse ich michs denn auch keineswegs verdrießen, daß Ihr Versuch über den Sokrates noch auf die Seite gesetzt werden mußte; denn dieses Werk wird durch Ihre dermalige Bearbeitung Ihrer selbst und der Materialien zu demselben, durch diesen Aufschub nur desto vollkommener das werden, wozu Sie es machen wollen.

„Da ich F. erwähnt habe, muß ich Ihnen nur noch im Vorbeigehen sagen, daß er (wie ich zuverlässig berichtet worden) nach jeder möglichen Gelegenheit hascht, Sie in seinen Vorlesungen anzugreifen und nach seiner Art zu widerlegen; und daß er denjenigen, die ihm ihr Mißfallen hierüber zu verstehen gaben, zur Antwort gegeben haben soll, dies seyen blos Repressalien, wozu er von Ihnen genöthigt würde, indem Sie ihn in Ihren Vorlesungen beständig zum Ziel Ihrer Angriffe machten.

Ganz neuerlich beklagte er sich gegen einen Freund, von dem er vermuthen konnte, daß er mirs wieder sagen würde, darüber, daß Sie ihn (wie er vorgab) mit Heftigkeit und Bitterkeit angriffen, und setzte hinzu, er sähe sich also wider seinen Willen genöthigt, auch Ihnen einen Fehdebrief zu schicken u. s. w. Ich habe diesem Freund aufgetragen, Herrn F. zu sagen: Ich kenne Sie zu lange und zu gut, um nicht mit Gewißheit behaupten zu können, daß derjenige, der ihm dergleichen Dinge von Ihnen berichtet habe, ein Verläumder sey; es sey ganz wider Ihren allgemein bekannten Charakter, irgend Jemanden bitter oder heftig anzugreifen, oder auch mit solcher Leidenschaftlichkeit sich zu vertheidigen; und ich wüßte nicht, warum Sie, um Herrn F. willen, auf einmal Ihre ganze Natur verändern und das Gegentheil dessen werden sollten, wofür alle Ihre Freunde und Bekannte Sie seit so vielen Jahren kennten. Er mag nun thun was er will, so bin ich gewiß, daß Sie diesem ruhmdürstigen und eiteln egoistischen Sophisten das Vergnügen, sich in eine öffentliche Fehde mit ihm einzulassen, auch dazu herausgefordert, nicht machen, sondern leicht Mittel finden werden, seiner auf eine ehrenvolle Art los zu werden, um Ihren eignen Weg, durch solche Neckereien ungehindert, fortzuwandeln. Es wäre um jede Stunde Schade, die Sie damit verderben würden, sich mit den Waffen, womit er ficht, herum zu turniren. Abeat in malam rem!“

Wol mag sich in dieses, zwar harte, aber nicht ganz ungegründete, Urtheil einige Menschlichkeit eingeschlichen haben, wie denn diese auch bei Wielands erster Zusammenkunft mit Fichte sich nicht verleugnete. Da schmälte Wieland auf die Kantische Philosophie, auf Demokratismus, auf abgeschnittenes Haar, auf Bänderschuhe, kurz auf alles, was Fichte's geistige und körperliche Prädikate ausmachte, mit eben so viel Naivetät als Genialität, so daß seine Worte auf Fichte selbst einen ganz guten Eindruck machten, und er herzlich mitlachen mußte, worauf Wieland aber, entweder weil sein Aerger vorüber war, oder, wie Fichte meinte, weil er sich zu besinnen geschienen, daß dies doch alles seine Prädikate wären, in solche Herzlichkeit überging, daß für Fichte sehr angenehme Augenblicke daraus entstanden. Dies aber konnte bei Wieland doch nur vorübergehend seyn, denn der geistreiche, beredte und gewandte Fichte konnte ihn zwar interessiren, um ihn aber lieb zu gewinnen, dazu waren Beider Naturen sich zu entgegengesetzt, und Wieland fand je länger je mehr Veranlassung, Fichten aus dem Gesichtspunkt eines Sophisten zu betrachten, deren glänzende Eigenschaften, die guten wie die schlimmen, er allerdings in sich vereinigt besaß. Da nun Fichte damals noch durch keinen Sonnenklaren Bericht den Versuch gemacht hatte, zum Verständniß seiner Philosophie zu zwingen, so kann es wol seyn, daß Wieland von dieser Philo-

sophie nicht viel wußte; daß er sie aber mit der Kantischen vermengte, und nun auch dieser abhold wurde, hatte doch, wie wir sehen werden, noch einen andern Grund.

Die durch die Kantische Philosophie bewirkte Revoluzion in der teutschen Geisteswelt erstreckte sich mittelbarer oder unmittelbar, auf jedes Gebiet der menschlichen Forschung. Höchst einflußreich war sie auf die Aesthetik und auf die ästhetischen Ansichten. Mit Kant selbst, der nicht blos den Namen der Aesthetik verwarf, sondern ihr auch ihre seit Baumgarten öfters zugestandenen Ansprüche auf philosophische Wissenschaftlichkeit absprach, und an die Stelle einer solchen Aesthetik eine Geschmackskritik stellen wollte, würde Wieland im Wesentlichen sehr wohl einverstanden gewesen seyn, aber auch hier war es die neue aus der Kantischen hervorgegangene Schule, die ihn — abstieß. Fichte selbst that hiezu nichts, und sein System würde vielleicht ganz ohne Einfluß auf die Aesthetik geblieben seyn, wenn nicht Schiller die Grundidee der Wissenschaftslehre auf dieselbe angewendet hätte. In dieser Beziehung besonders bezeichnen die seit dem Jahre 1795 von Schiller herausgegebenen Horen eine neue Epoche, mit welcher unverkennbar eine gänzliche Umgestaltung der Aesthetik begann. Still und allmählig nur würde diese herbeigeführt worden seyn, wenn man nur so ruhige Untersuchungen angestellt hätte wie die Schillerschen

und die von Wilhelm v. Humboldt in den Aesthetischen Versuchen (1799): allein bald fand sich ein gewaltsames revolutionäres Treiben ein, eine neue Sturm- und Drangperiode, während deren ein Terrorismus im Gebiete des Aesthetischen eben so herrschend werden sollte, als er es in der politischen Welt und unter den — Philosophen war. Das Panier desselben wurde in dem Schillerschen Musenalmanach für 1797 aufgepflanzt durch die Verfasser der Xenien — Göthe und Schiller.

Wie die Xenien, diese, vielleicht in jeder Hinsicht, als preiswürdig und als verwerflich, einzige Sammlung von Epigrammen die Leidenschaftlichkeit aller Parteien gegen einander auf das heftigste aufregte, mag, wer Lust dazu hat, aus der Menge von Gegengeschenken, welche den Gastgebern von Weimar und Jena gemacht wurden, aus der Menge von Nachahmungen, und aus den Sottisen, die man sich gegenseitig fast in allen Blätteen mit steigender Derbheit sagte, ersehen; uns ist es hier nur um den Eindruck zu thun, den sie auf Wieland machten, und um die Folgen, die sie für ihn hatten.

Beide Verfasser der Xenien waren Wielands Freunde. Sein Verhältniß zu Göthe kennen wir; nur von dem zu Schiller ist also nöthig, vorher ein Wort zu sagen.

3.

Wieland konnte in Schiller, da dieser, gleichsam als Universalerbe der früheren Sturm- und Drangperiode, mit den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe, auftrat, und seiner Zeit sich bemächtigte, weil er mit Kühnheit ohne Gleichen gegen die Schranken ankämpfte, die zu durchbrechen man immer allgemeiner und sehnlicher wünschte, Wieland konnte in ihm nicht den außerordentlichen Genius verkennen, war aber doch weit entfernt, ihm gleich anfangs so zu huldigen, wie er Göthe gehuldigt hatte. Selbst als in der Rheinischen Thalia die erste Bearbeitung des Don Karlos erschien, änderte sich Wielands Urtheil nicht, wie die folgende, Wielanden abgeforderte, und in der Handschrift aufgefundene Kritik über dieselbe bezeugt.

Weimar den 8. Mai 1785. Sie haben durch den Wunsch, Ihnen von dem Probestücke des Schillerschen Don Karlos im 1. Hefte der Rheinischen Thalia meine Gedanken schriftlich vorzulegen, ein größeres Vertrauen in meine kunstrichterliche Geschicklichkeit zu setzen geruht als ich verdienen zu können befürchte. Das dramatische Fach ist niemals weder mein innerer Beruf noch mein besonderes Studium gewesen; ich besitze wenig von alle dem, was man unter dem vielsagenden Worte

Theaterkenntniß begreift; und endlich scheint auch die wenige Rücksicht, welche von unsern neuesten Schauspielmachern auf meine vielmals öffentlich geäußerten Grundsätze über diesen wichtigen Zweig der Musenkunst genommen worden, ein billiges Vorurtheil gegen meinen Geschmack in dramatischen Dingen zu erwecken.

Wie dem aber auch seyn mag, ich unterziehe mich der kleinen Arbeit, so Sie von mir verlangen. Und ich werde in Eröffnung meiner Meinung von diesem neuesten Versuche des Hrn. Raths Schiller um so freimüthiger seyn, da ich solche einem Richter vorlege, dessen letztem und entscheidendem Urtheil ich sie mit gänzlicher Ergebung unterwerfe.

Es würde verwegen seyn, über das Ganze eines so großen Werkes als eine Tragödie ist, nach dem ersten Act schon urtheilen zu wollen. Indessen findet doch hier das bekannte ex ungue leonem statt; und Hr. Schiller hat in diesen acht Scenen schon so viel von der Anlage seines Stückes, von den Grundzügen seiner handelnden Personen, von seiner Darstellungsart, Sprache, Versifikation u. s. w. sehen lassen, daß man wenigstens über diese Theile einigermaßen zu urtheilen im Stande ist.

Ueberhaupt scheint mir die Wahl des Sujets seinem poetischen Muthe Ehre zu machen. Gewiß würde es, in der gehörigen Vollkommenheit ausgeführt, eines der besten Stücke werden, die jemals auf die Schaubühne gebracht worden. Aber die

Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hat, sind, meines Erachtens, groß genug, um den ersten Meister der Kunst abzuschrecken.

Diese Schwierigkeiten würden ungleich geringer seyn, wenn die Geschichte, woraus er den Stoff seines Stückes genommen, etliche tausend Jahre älter wäre: aber, so nahe wie sie uns liegt, machen Zeit und Ort die Bearbeitung desselben fürs Theater, und insonderheit die tragische Behandlung einer incestuosen Liebe um so schwerer, weil der Dichter, durch viel bestimmtere Formen, durch weit strengere Gesetze des Wahrscheinlichen, Schicklichen und Anständigen gebunden, sich immer zwischen der Gefahr zu viel oder zu wenig zu thun, wie zwischen Scylla und Charybdis forttreiben muß.

Wie groß aber auch immer die Schwierigkeiten seyn mögen, aus dem Don Carlos oder vielmehr aus des Abbé de St. Real kleinem Roman dieses Namens, eine gute Tragödie zu machen: so bleibt doch gewiß, daß dem Genie alles möglich ist. Aber freilich machen selbst die größten Geisteskräfte für sich allein so wenig einen vortrefflichen Tragödienschreiber als irgend einen andern Künstler, und die reichste, lebendigste und feurigste Einbildungskraft kann den Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, und an richtiger Beurtheilung des Wahren und Schicklichen, welche den Dichter selbst in den Stunden der höchsten Begeisterung nie verlassen darf, nicht ersetzen.

Ich hege keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hrn. S. und ich habe auch in diesen ersten Scenen seines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin bestärkt haben. Soll ich aber aufrichtig gestehen, was das Resultat einer aufmerksamen Prüfung seiner Arbeit bei mir gewesen ist, so glaube ich, daß er seine noch immer zu feurige und zum Ausschweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Vorübungen, z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Sujets aus den alten heroischen Zeiten, noch mehr zu bändigen suchen, die Kunst der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechischen und Französischen Meister studieren, sich um eine nicht bloß dichterische, sondern exakte philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben, und mit einem Worte, die Zeit der Reife seines Geistes erwarten sollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen. Nichts als das Wahre ist schön; nichts als das Wahre thut Wirkung auf Leser oder Zuhörer, denen ein Mann von Geschmack zu gefallen wünschen kann. Ein Dichter kann seinen Personen die schimmerndsten Gedanken, die gewaltigsten Ausdrücke einer heroischen Sinnesart, die schönsten Bilder, u. s. w. in den Mund legen — wenn es nicht am rechten Orte geschieht, wenn er sie eine Sprache reden läßt, die

sich für ihren Stand nicht schickt und die kein Mensch ihrer Klasse jemals gesprochen hat; wenn sie alle Augenblicke wie Poeten, und sogar wie lyrische und dithyrambische Poeten reden*); wenn sie, um sich recht stark und neu auszudrükken, bald ins Schwülstige und Affectirte fallen, u. s. w., so ist es unmöglich, daß er die Täuschung hervorbringe, in welcher die Magie der Dichtkunst besteht, und wovon ihre ganze Wirkung abhängt.

Ich möchte daher angehenden Tragödienschreibern einen Genius wünschen, der ihnen das Horazische Vos exemplaria graeca etc. Tag und Nacht in die Ohren flüsterte. Wer mit dem Geiste eines Sophokles vertraut worden ist, wer den hohen Werth seiner Simplicität, und den großen Verstand, der ihn nie etwas unrichtiges, spielendes, übertriebenes, unschickliches noch unzeitiges sagen läßt, recht zu schätzen gelernt hat, wird gewiß darin das beste Verwahrungsmittel vor diesen Fehlern finden, wovon oft ein einziger hinreichend ist, die schönste Scene zu verunzieren.

Es würde eine eben so weitläuftige als undankbare Arbeit seyn, wenn ich den vorliegenden 1. Act des Don Carlos nach meinen Begriffen von

*) S. die Nattern seines Sohnes, welche König Philipp zu Gaste ruft, in der ersten Scene zwischen Don Carlos und dem P. Domingo.

dem, was eine Tragödie seyn soll, oder nach irgend einem anerkannten Meisterwerk der Griechen und Franzosen, im Detail beurtheilen sollte. Ich empfehle diese Arbeit dem Hrn. S. selbst, und müßte mich sehr an ihm irren, wenn er den Unterschied nicht fühlen, oder ihn zu seinem Vortheile auslegen sollte. Ich kann mich irren; aber wenigstens spreche ich nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn ich sage, daß ich weder die Charaktere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt finde; daß ich, auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienschreiber, der seine Personen aus dem sechszehnten Jahrhunderte und dem Hofe Königs Philipp II. nimmt, erlaubt sey, sie in idealische Phantasiegeschöpfe zu verwandeln, doch die psychologische Wahrheit nicht selten an ihnen vermisse, ohne welche sie allenfalls, wenn man will, schöne Karikaturen seyn mögen, aber doch immer nur Karikaturen sind; daß ich ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen bin, die, meinem Gefühl nach, bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich und der redenden Person nicht anständig sind; und daß überhaupt die Sprache in diesem Stücke sehr weit von dem entfernt ist, was nach meinem von Sophokles und Racine abgezogenen Ideal die schöne Sprache der Tragödie seyn soll.

Herr S. verlangt mit Strenge beurtheilt zu werden. Dies ist, was ich mir nicht anmaßen

kann noch will. Ich rede bloß nach meinem Gefühl. Es würde, wie gesagt, viel zu weitläufig seyn, die Gründe desselben mit einer gewissen Genauigkeit anzugeben, und vom ersten Verse bis zum letzten zu zeigen, was mir gefällt oder nicht gefällt, und warum ich so vieles nicht gut heißen kann. Aber einige Andeutungen, einige Beispiele bin ich doch zu geben schuldig.

Der Abbé Raynal scheint mir in einer Stelle seiner Histoire du Stadhouderat den Charakter des Prinzen Don Carlos mit wenig Zügen sehr gut gezeichnet zu haben. Le jeune prince (sagt er) étoit né avec cette grandeur d'ame, cette passion pour la gloire, cette élévation de courage, cette compassion pour les malheureux qui font les Héros: mais il avoit un gout décidé pour les choses extraordinaires et singulières, qui font souvent les aventuriers. Ganz gewiß ist dies gerade ein Charakter für die Tragödie, aber die Kunst ist, ihn nun mit Wahrheit darzustellen. Ich sehe, was Hr. S. thun wollte — ich sehe auch, daß es ihm hie und da gelungen ist: aber im Ganzen sehe ich doch in der Art, wie er die Gesinnungen und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrückt, mehr einen Giganten als einen Helden; mehr einen Wilden, der nie ein anderes Gesetz kannte als die rohe Natur, als einen Prinzen, der von einem Carl V. seine erste Bildung erhalten hatte. Ich halte es, z. B. für unmög-

lich, daß ein Prinz wie Don Carlos in so unerträgliche Rodomontaden ausbreche, wie auf S. 146. Wer zum König geboren, und nur halbweg von Natur großherzig ist, prahlt nicht so im Ton der Könige unsrer alten Haupt- und Staats-Actionen mit den Vorzügen seiner Geburt — und wer kurz zuvor gesagt hat, er habe eine viehische Erziehung gehabt, (S. 130) er habe knechtische Begegnung erdulden müssen, sey im Angesicht des ganzen Hofes gegeißelt worden, daß er sich wie ein Wurm gewunden habe, habe drei Stunden auf einem Scheit Holz knieen müssen u. s. w., dem steht es wahrlich übel an, eine Viertelstunde darauf zu sagen:

was müssen sey, erfuhr der Knabe nie —

Ich halte es für unmöglich, daß ein Spanischer Kronprinz einem General-Inquisitor und Beichtvater des Königs, in Zeiten, wo auch der König vor einem General-Inquisitor zittern mußte, so begegne, wie Don Carlos S. 114 thut; auch scheint es mir, es habe diesem Prinzen, zu einer Zeit, da die Ewigkeit der Höllenstrafe bei allen christlichen Religionsparteien für die ausgemachteste Wahrheit galt, gar nicht einfallen können, dem besagten General-Inquisitor zu sagen:

— die Ketten der Verdammniß zerbrechen endlich —

Meinem Gefühl nach kann Don Carlos, so unsinnig ihn auch seine Leidenschaft in diesem Au-

genblicke machen mag, nicht zur Königin sagen: (S. 151.)

Von der Bettlerhütte
Bis zu dem Thron ist für den Glücklichen,
Der Sie gesehen hat, der Sprung nicht schwer.

Er kann, soll und darf solchen Non-Sens eben so wenig sagen, als er zum Rodrigo sagen darf:

o Rodrigo, schenke mir nur wenige Augenblicke allein mit ihr
und nimm dafür die ganze Unsterblichkeit des Carlos zur Verschreibung.

oder, als er sagen kann: S. 147.

daß Carlos nicht gesonnen ist,
der Unglücklichste in seinem Reich zu bleiben, wenn es ihn nichts als den Umsturz der Gesetze kostet, der Glücklichste zu seyn.

Aber freilich kann auch eine Königin von Spanien, und Henri IV. Tochter nicht wie eine Pariſiſche Griſette sagen:

So schnell vergessen Pariser Mädchen ihre Heimath nicht.

Auch nennt sich diese Königin nicht Philipps Frau — sagt nicht:

weil ich ein kindisches Verlangen trug
mich mit der kleinen Clara zu vergnügen.

Dergleichen Ausdrücke, die nur in der bürgerlichsten Art von Lustspielen passend seyn können, kommen nicht selten vor, und stechen von der schwülstigen Sprache, die im Ganzen die Oberhand hat, seltsam ab.

Ueber den Charakter des Rodrigo, und die Schlußscene dieses Acts zwischen ihm und dem Prinzen wäre vieles zu sagen, was Hr. S., wenn er seine Arbeit nur ein einziges Jahr liegen läßt, und sie dann wieder mit kälterm Blute ansieht und durchmustert, sich vermuthlich selbst sagen wird. Ich erinnere hier nur dieß einzige: wenn die Anekdote, an die ihn der Prinz S. 126 wieder erinnert, wahr ist; wenn Rodrigo zugeben, und zusehen konnte, daß Don Carlos um seinetwillen unschuldiger Weise so schimpflich und unmenschlich mißhandelt wurde, so war Rodrigo der elendeste unter allen Nichtswürdigen, die jemals unverdienter Weise Athem geholt haben; und es braucht nichts als diesen einzigen Charakterzug, um ihn den Zuschauern durch das ganze Stück unerträglich zu machen.

Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß der spanische Name Rodrigo die mittlere Sylbe schlechterdings lang haben muß, und daß man eben so wenig

– ⏑ ⏑

(wie Hr. Schiller durchgehends thut) Rodrigo als

– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑

Henricus oder Polonus sagen kann. Eben so sagt man in Spanien nicht Dom Karlos, oder Dom

Philipp, sondern Don. Das Dom ist nur bei den Benediktiner-Mönchen von der Congregation de St. Maur üblich, wo es eine Abkürzung des bei andern Katholischen Geistlichen und Religiosen gewöhnlichen Domnus statt Dominus ist. Auch in Kleinigkeiten muß man beim Kostüm bleiben.

Ich fange zu spät an zu merken, daß ich die Geduld zu ermüden Gefahr laufe, und lasse es also um so lieber bei dem bisher gesagten bewenden, da mir selbst nichts unangenehmeres ist als zu tadeln, was ich vielleicht nicht besser oder wohl gar schlechter machen würde. Hrn. Schillers größter Fehler ist — ein Fehler, um den ihn mancher teutscher Scheiftsteller zu beneiden Ursache hat, — ist wirklich nur, daß er noch zu reich ist, zu viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist, und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat. Sein allzugroßer Ueberfluß zeigt sich auch in der Länge der Scenen; ich erschrecke, wenn ich überrechne, wie groß sein ganzes Stück werden, und wie lang es spielen muß, da der erste Akt schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wann es genug ist, und aufhören können, auch das ist schon eine große Kunst. Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse als Hrn. Schillers erster Akt.

Voltaire sagt von gewissen Tragödienmachern seiner Nation: enivrés d'un succés passager ils se croyent au dessus des plus grands maîtres et des

anciens qu'ils ne connoissent pas. Da dies hoffentlich nicht der Fall des Hrn. Raths Schiller seyn wird, so überlasse ich mich mit Vergnügen der Hoffnung, daß er durch gehörige Ausbildung seiner glücklichen Anlagen sich der Aufmunterungen des Publikums immer würdiger erweisen werde.

Wieland.

Hierauf kam Schiller i. J. 1787 nach Weimar. Göthe war damals in Italien. Wieland kam Schillern mit väterlicher Zuneigung entgegen, und Schiller schrieb von ihm: „Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er liebt.“ Späterhin: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Ursache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt.“ Die Einwendungen, welche Wieland ihm zuweilen machte, konnten Schillern, der eben damals mit großem Eifer die Griechen studirte, um, wie er sagte, „seinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing,“ ihm nicht entfremden, und so verband sich Schiller mit Wieland zu einer fortgesetzten Theilnahme an dem Merkur. Diese verkündigte Wieland am Schlusse des Jahres 1787 mit den Worten, „daß Schiller mit dem bevorstehenden Jahrgange vielleicht jedes Monatsstück mit einem Aufsatz von seiner Hand

zieren werde, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrieth, und nun, da sein Geist den Punkt der Reife erreicht hat, die Erwartung rechtfertigt, die sich das Publikum von dem Verfasser des Fiesko von Genua und des Don Karlos zu machen Ursache hatte. Da ich selbst vom Mittagspunkt des Lebens schon einige Jahre herabsteige, und täglich mehr Gelegenheit habe, an mir selbst zu erfahren, wie wahr das Virgilische Facilis descensus Averni in mehr als einem Sinne ist: so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu sehen; und mit solcher Unterstützung darf ich sicher hoffen, den Teutschen Merkur seinem ersten gemeinnützigen Zwecke in kurzem auf eine sehr merkliche Art näher bringen zu können." Die nächsten Jahrgänge des Merkur zeichneten sich auch durch Schillers Beiträge vorzüglich aus, die aber bereits im Jahr 1789 seltener werden mußten, weil Schiller da seine Professur in Jena angetreten, und, neben manchen andern Arbeiten, für seinen Freund Göschen die Bearbeitung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges übernommen hatte. Wie nun auch in dieser Zeit Wieland gegen Schiller gesinnt blieb, mögen einige Stellen aus Wielands Briefen beweisen.

An Göschen. Den 26. Febr. 1790. „Wiewohl ich an dem zweiten Jahrgange des historischen Damenkalenders pro 1791 keinen Antheil nehmen

werde, so interessire ich mich darum nicht weniger für dessen glücklichen Fortgang. Sie werden mich daher verbinden, liebster Freund, wenn Sie mir bei Gelegenheit melden, ob unser Schiller Ihnen wegen der Geschichte des 30jährigen Krieges Wort gehalten hat, — woran mich die Umstände zweifeln machen: oder ob Sie Sich auf alle Fälle so prospicirt haben, daß Sie nicht zu Schaden kommen können, falls er Ihnen auch nicht Wort halten könnte. Er ist nun seit ein Paar Tagen (wie Sie vermuthlich wissen) mit einer sehr liebenswürdigen Fräulein von Lengefeld verheirathet, und gebe der Himmel, daß dieser neue Stand recht viel dazu beitrage, ihn von der Ueberspannung zu heilen, die ihm bisher in manchem Betracht nachtheilig, wiewohl der Grund seines großen Rufs und der seltsamen faveur populaire seiner dramatischen Werke gewesen ist. Sobald er nur erst eine feste Richtung hat, und in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen seyn wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer unserer Zeit seyn, so wie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne."

An Denselben. Den 5. April. „Ich brauche einem Manne wie Sie, und der mich kennt und mein Freund ist, nicht viele Betheurungen darüber zu machen, daß mir nichts angenehmer seyn wird, als wenn Schiller (den ich gewiß herzlich liebe und schätze, wiewohl ich mich mit seinen Schauspielen schwerlich jemals werde aussöhnen

können) im Stande ist, Ihre Erwartung zu erfüllen. Ich würde Ihnen gar nichts von dieser Sache gesagt haben, wenn ich nicht auf der einen Seite gewußt hätte, wie viel Ihnen daran liegt, daß eine doch immer (in Rücksicht auf die große Konkurrenz) mit ziemlichem Erfolg angefangene Entreprise nicht ins Stocken gerathe, und auf der andern, wie sehr der gute Schiller mit Arbeit überladen ist, wie sehr er von seinen eignen Lebensgeistern und Launen sowohl als von äußerlichen Umständen abhängt, und wie leicht es ihm begegnen kann, sich zu mehr anheischig zu machen, als er halten kann. Ich, meines Ortes, bin zwar, durch glückliche Zufälle, in den Stand gesetzt worden, ihn von allem Antheil, den er an dem Merkur zu nehmen mir so oft und positiv versprochen hatte, gänzlich frei zu sprechen, indessen kann ich mir doch nicht verbergen, in was für einer übeln Lage ich mich befunden hätte, wenn ich, im Vertrauen auf seine Mitwirkung, versäumt hätte, mir auch auf den Fall, wo er mit allem seinem guten Willen nicht Wort halten könnte, zu prospiciren."

An Denselben. Den 23. Juni 1791. „Es ist zur Erhaltung unsers Schillers schlechterdings nothwendig, daß er wenigstens ein halb Jahr von aller Arbeit und Anstrengung des Geistes sich enthalte. In dieser Ueberzeugung hatte ich mir vorgesetzt, Ihnen mir ehestem über diese Sache zu schreiben, und Ihnen vorzuschlagen, daß Sie den

Kalender pro 1792 von irgend einem oder mehreren allezeit fertigen Beaux-Esprits von Ihrer Bekanntschaft, es sey womit es wolle, ausfüllen lassen, und dem Publikum, welchem gewiß an Schillers Leben unendlich mehr gelegen ist als an der bäldern oder spätern Vollendung des 30jährigen Krieges, die wahre Ursache, warum Schiller diesmal nicht Wort halten konnte, sagen möchten. Aber daß Madame Schiller oder Sie darauf fallen würden, daß ich der Heilige seyn könnte, der Ihnen aus dieser Noth helfen sollte, das fiel mir nicht ein. Bedürfte es indessen nichts dazu als des guten Willens, so sollten Sie demungeachtet keine Fehlbitte thun. Aber, mein lieber Freund, was Sie von mir verlangen, ist mir aus mehreren wichtigen Ursachen ganz unmöglich. Ich kann mich jetzt nicht darüber expliziren; genug, ich würde Ihnen versprechen, was ich nicht halten könnte, wenn ich Ihren Auftrag übernehmen wollte. — — — Mir thut es herzlich leid, daß ich die Meinung, welche Sie und (wie es scheint) auch Schiller von mir gefaßt haben, nicht besser rechtfertigen kann. Aber ich kann nichts dafür, daß meine Kräfte und mein Talent weit engere Schranken haben, als Sie Sich vorstellen. Und nun kein Wort weiter über diese Sache, die mir mehr als einen Tag verbittern wird. Denn gewiß kann es Ihnen selbst nicht unangenehmer seyn, als mir, in einem Freund, von welchem Sie Hilfe erwarten

zu können glaubten, nur einen leidigen Tröster zu finden.“

An Denselben. Den 4. Juli. „Ich begreife nur zu wohl, wie sehr Sie, mein liebenswürdiger Freund, nach so vielen harten und schnell auf einander folgenden Erschütterungen, Bekümmernissen und Beängstigungen des empfindlichsten Theils Ihres Herzens der Erholung und der Wiederherstellung Ihrer Gesundheit bedürfen, die Sie Sich von einer Reise ins Karlsbad versprechen. Möge doch der Himmel seinen besten Segen dazu geben! Sie glauben mir gewiß ohne Betheurungen, daß ich den herzlichsten Antheil an Ihnen und allem, was zu Ihnen gehört, nehme, — es thut mir nur wehe, und mehr als ich Ihnen ausdrücken kann und mag, daß ich es Ihnen nicht auf eine reellere Art als durch Worte zeigen kann, und daß ich mich so sehr unvermögend fühle, Ihnen gerade bei der dringenden Gelegenheit zu dienen, wo Sie auf mich zählen zu können glaubten. Doch sind Sie ja selbst so billig und gütig, mich hierüber nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu rechtfertigen. Sie sagen Sich selbst alles, was ich zum Theil nicht sagen kann, und sind von mir überzeugt, daß meine Entschuldigungen bei diesem Vorfalle keine leeren Ausflüchte und Beschönigungen meiner Trägheit sind. Ich hoffe und wünsche sehnlich, daß Sie Mittel finden mögen, die Lücke, welche durch die leider! mißlichen Gesundheitsumstände unsers

theuern und unersetzlichen Schillers in Ihrem Historischen Damenkalender entstehen muß, auf eine schicklichere Art auszufüllen, als ich es im äußersten Nothfall zu thun im Stande wäre. Denn ehe ich Sie einen so empfindlichen Verlust leiden ließe, würde ich freilich lieber mit Aufopferung meiner schriftstellerischen Reputazion das Mögliche und Unmögliche versuchen. Indessen wünsche ich um Ihrentwillen und um meinetwillen, daß es dazu nicht kommen möge."

An Denselben. Den 25. Juli. „Der Himmel belohne Sie, mein theurer Freund, durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die Freude, so Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsvollen Aussichten zur Wiederherstellung unsers vortrefflichen Schillers gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich der Bestätigung dieses Evangeliums für mich und alle, die, wie ich, den unschätzbaren Werth unsers Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig sind, und mit ihr der Versicherung, daß auch Sie, mein liebster Göschen, mit den so hoch gerühmten Wirkungen des Karlsbader Sprudels zufrieden zu seyn Ursache haben, entgegen. Drei oder vier Zeilen sind alles, was ich mir hierüber von Ihrer Gefälligkeit erbitte. Die Vorrede zum historischen Damenkalender 1792, welche Sie von der meinigen erwarten, ist das Wenigste was ich thun kann,

Ihnen und unserm Schiller die Aufrichtigkeit meines Verlangens Ihnen zu Etwas gut zu seyn, zu beweisen. Einem Nothfalle wie dieser müssen alle andere Rücksichten weichen, und wiewohl ich Ihnen nichts als meinen guten Willen verbürgen kann, so wollen wir doch hoffen, daß mein guter Dämon, auf dessen Eingebungen alle meine Zuversicht beruht, mich in diesem Gedränge nicht verlassen werde. Inzwischen leben Sie wohl, mein Bester! Sagen Sie meinem geliebten Schiller und seiner liebenswürdigen Gemahlin recht viel Freundschaftliches in meinem Namen."

An Denselben. Den 25. Sept. „Seit mehreren Wochen hoffte ich alle Posttage einige Zeilen von Ihnen zu erhalten, worin Sie mir, wäre es auch nur mit einem Paar Worten, von Ihrem Befinden, von dem Fortgang oder Nicht-Fortgang des Damenkalenders und von der Zeit, bis wann das Wenige, was ich, aus damaliger Noth der Umstände, beizutragen versprochen hatte, in Ihren Händen seyn möchte, Nachricht gäben. In der That hätte ich einiger Erinnerung und Anspannung um so nöthiger gehabt, da ich diesen Sommer selbst nie recht wohl und im vorigen Monate 8 Tage lang wirklich krank gewesen bin und meinen Kopf nur selten und wenig habe gebrauchen können; daher es denn auch mit meinem, schon vor geraumer Zeit angefangenen, aber immer unterbrochenem, Aufsatz um so weniger von statten gehen wollte. End-

lich setzte mich die Nachricht an das Publikum, die ich vor einigen Tagen in öffentlichen Blättern las, und worin Sie auf die positivste Art versichern, daß die körperlichen Umstände des Hrn. Hofrath Schiller die erwartete Fortsetzung der Geschichte des 30jährigen Krieges im Damenkalender pro 1792 nicht verhindern würden, in Etwas aus meiner Verlegenheit, indem mich der ganze Ton dieses Avertissements (kombinirt mit dem Umstand Ihres immer fortdauernden Stillschweigens) auf den vermuthlichen Schluß brachten, daß Sie meines Dienstes bei dieser Gelegenheit entbehren könnten. Sollte ich mich hierin geirrt haben, so erwarte ich, daß Sie mir mit umgehender Post nur mit zwei Worten den präcisen Tag bestimmen, an welchem mein kleiner Aufsatz in Ihren Händen seyn muß. Haben Sie dessen aber nicht vonnöthen, so wird es mir um so lieber seyn, indem ich das, was ich bereits geschrieben habe, sehr gut bei einer Anzeige des neuen Damenkalenders im Merkur würde gebrauchen können."

Wielands Aufsatz aber war nicht unnöthig geworden, denn Schiller hatte nur einen kleinen Theil jener Geschichte als Fortsetzung liefern können. Wieland gab daher eine Vorrede hinzu, aus welcher der Theil, der eine Abhandlung für sich ausmacht, im 42sten Bande seiner Werke (S. 442 — 462 der Ausgabe in 8.) wieder abgedruckt worden ist. Von Schiller schrieb er darin: „Die Geschichte

des dreißigjährigen Krieges hat so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unserer Sprache Personen gibt, die auf einigen Grad von Kultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkt seiner Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt; einen Versuch, der bereits alles, was unsere Litteratur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückließ, und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nazion nicht gleichgiltig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon emporzuarbeiten, gezeigt hatte, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaterlandes widmen möchte."

Diese Anerkennung der Hochschätzung Schillers war so durchaus ernstlich gemeint, daß Wieland bei seiner früheren Weigerung, in dem Historischen Damenkalender eine Art von Ersatz zu liefern, vorzüglich den Grund hatte, nicht neben Schillern im historischen Fache aufzutreten. Er

war eigentlich ersucht worden, eine Schilderung des Charakters und Lebens des Kardinals Richelieu zu geben. „Dieser Gedanke, schrieb er, gefällt mir sehr wohl, — nur ich tauge nicht zu solchen Schilderungen.“ Er schlug einen Lieblingsschriftsteller jener Tage dazu vor, und fügte hinzu: „Schon allein seine Eitelkeit (wenn sie gehörig geschmeichelt würde) sollte, dächte ich, hinlänglich seyn, ihn zu bewegen, neben Schillern oder anstatt seiner, diese Rennbahn zu betreten.“

Die Horen erschienen, beinahe gleichzeitig mit der ersten Lieferung von Wielands Werken, und der Umstand, daß in öffentlichen Blättern von jenen viel, von diesen noch gar nicht die Rede war, fiel Wielanden wol ein wenig auf. Er wünschte daher eine Anzeige, und schrieb dabei — „wäre es auch nur, damit man uns nicht gar über den neu erschienenen — Horen aus dem Gesicht verliert, welche jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen, und in der Allgemeinen Litteraturzeitung so pompös angekündigt und so hyper-pompös recensirt worden sind. — — à propos der Horen; was sagen Sie zu dem Preise von 16 Gr. für 6 Bogen, ziemlich geschmacklos gedruckt? Wenn man diese Horen zum Maaßstab nimmt, so ist Ihre Quart-Ausgabe meiner Schriften ein sehr wohlfeiles Buch.“ Mit Schillers Aufsätzen darin erging es ihm wie einem großen Theile des Publikums, er konnte sich nicht recht hinein finden, ob-

gleich er in der That mit dem, was in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen die Hauptsache ist, im Grunde mit Schiller ganz einstimmig war. — Uebrigens veränderte dies alles nichts in Wielands Gesinnungen gegen Schiller, der auch wieder von seiner Seite, und in den Horen selbst, stets bewieß, daß er, bei aller Veränderung seiner Ansichten, Wielanden unverändert hochachtete und liebte.

4.

So hätte denn in Schillers Seele nie der Gedanke aufkommen können, etwas zu thun oder zu sagen, wodurch Wieland sich hätte beleidigt oder gekränkt fühlen müssen; und in der That war er auch in den Augenblicken des größten Xenien-Uebermuths weit davon entfernt. Folgende waren die Xenien, die sich auf Wieland bezogen.

10.

Hättest du Phantasie, und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu seyn.

38.

Wieland, wie reich ist Dein Geist! Das kann nun erst empfinden,

Sieht man, wie fad und wie leer Dein Caput mortuum ist *).

73.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Schmollt sie auch oft, — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

243.

Merkur.

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

266.

Möge Dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lacheſis schläft.

270.

Göschen an die teutschen Dichter.

Ist nur erst Wieland heraus, so kommts an euch übrigen alle,
Und nach der Lokation! Habt nur einstweilen Geduld!

*) Auf Manso, als Wielands Nachahmer, bezüglich.

346.

Peregrinus Proteus.

Siehest Du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Wieland konnte sich hiedurch nicht von der Freundschaft verletzt fühlen: und wenn gleich in diesen letzten Xenien etwas von Tadel lag, so war doch selbst dieser von der Art, daß Wieland sehr übler Laune hätte gewesen seyn müssen, um nicht selbst darüber zu lächeln, oder ihn wenigstens um der ihm übrigens bewiesenen Achtung willen gutmüthig hinzunehmen*). Er hatte mithin für seine Person keine Beschwerde zu führen, denn so gut wie Ihm war es in diesen Xenien nur Wenigen geworden; sie waren ihm aber ärgerlich um des Ganzen und um der davon besorgten Folgen willen, und er konnte nicht unterlassen, seinem Herzen darüber

*) Nur an der letzten dieser Xenien tadelte er den Ausdruck. „Peregrin, sagte er, war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an sein Ende; aber in seinem ganzen Leben ist auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Lump qualifizirte; ein Wort, das ohnehin in der Sprache der Musen, so wie das burschikose Wort Philister keine gute Wirkung thut."

Luft zu machen. Er that dies mit genialer Laune, indem er sich durch den Dialog in den Vortheil setzte, den strengsten Tadel aussprechen und doch die Freunde — vertheidigen zu können. Wie er beides unvereinbar Scheinende vermochte, mag sein Dialog zwischen Er und Ich selbst zeigen.

Ich. Hier ist Schillers Musenalmanach! Da werden Sie Stoff und Formen genug finden, um Ihren Gedanken eine angenehmere Richtung zu geben.

Er. Wahrlich, mehr als Eine große, schöne, herzerfreuende Götter- und Menschen-Gestalt! Aber des Stoffs so viel, daß auch ein gutes Theil Plunder und Auskehricht den Raum mit ausfüllen hilft.

Ich. Das möchte ich nicht sagen, und vermuthlich haben Sie selbst zu dem, was Sie sagen wollten, nur nicht gleich das rechte Bild gefunden. Ich finde hier eher des Lebens als des Stoffs zu viel, und das erste, was ich auszusetzen habe, ist, daß ein Theil des Stoffs in eine zu große Menge lebendiger Geschöpfe von der kleinsten und zum Theil von der beschwerlichsten Art ausgebildet ist. Die hie und da einzeln stehenden großen und lieblichen Götter- und Menschengestalten werden von einem so großen Gewimmel von Schmetterlingen, Bie-

nen, Hummeln, Wespen, Hornissen, Schrötern und Laubkäfern umschwirrt und umsumset, daß man sich kaum Platz vor Ihnen machen kann, um des Anschauens jener herrlichen Gebilde recht froh werden zu können.

Er. Sie treffen sogleich auf den rechten Flecken. Ohne Gleichniß zu reden, es ist mir ärgerlich, ein so liebliches Götterkind des Genius und der Kunst wie Göthe's Idylle Alexis und Dora, von der ich Horazens decies repetita placebit bereits an mir selbst erfahren habe, — und so auserlesen schöne Stücke wie Schillers Klage der Ceres, das vollendetste Muster von Harmonie, das ich kenne, oder wie das novem Musis caelatum opus, sein Pompeji und Herkulanum, mit einer solchen rhyparographischen Rhapsodie wie die Xenien in Einem und Demselben Bande zu sehen.

Ich. Und ich gestehe Ihnen offenherzig, so wenig ich mich auch darüber beklagen kann, daß mir diese Xenien, die so viel Lärms und Skandals — um Nichts erregt haben, Langeweile gemacht; ich wünschte sie lieber gar nicht gesehen zu haben.

Er. Wer ein Freund der Verfasser ist, kann sich dieses Wunsches schwerlich enthalten.

Ich. Sie sagen das ja mit einem Tone, als ob Sie gewiß wären, die Verfasser zu kennen?

Er. Wie sollte ich nicht? Ganz Teutschland nennt sie laut und öffentlich. Es ist beinahe unmög-

lich sie nicht zu kennen, so gut haben Sie selbst dafür gesorgt, daß sie, ihrer Anonymität ungeachtet, beim ersten Anblick entdeckt werden müssen, wiewohl das digito monstrari et dicier, hic est, hier leider! weder mehr noch weniger sagen will als

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Schon allein die vornehme, aristokratische, oder vielmehr Duumviralische Miene, die sie sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Beispiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch herfallen, läßt sich nur von einem Paar Poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein, sich in Augenblicken einer wilden Bakchischen Geistestrunkenheit Alles erlauben, weil sie nichts respektiren noch scheuen, und überdieß, falls etwa das gewöhnlich so geduldige und alles zum Besten kehrende teutsche Publikum wider Vermuthen runckisch würde, sich damit trösten, daß es nur auf Sie ankomme, uns, wenn sie es einmal gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierliche goldne Schaale voll Nepenthe, die sie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderstehlichen Zauber ihres Genius zu setzen, eines Alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie sie zum Theil aus Erfahrung wissen) dahin bringen kann, nicht nur seine naevos für lumina,

sondern sogar seine Unarten für Grazien anzusehen, und Ungebühren, die wir keinem Andern verzeihen würden, als genialische Ergießungen einer fröhlichen Laune zu entschuldigen, ja wol gar unsere Freude daran zu haben.

Ich. Ei, ei, mein Freund, Sie werden ja vor lauter Eifer so poetisch, daß der schönen Tirade, in welche Sie Sich da ergossen haben, nichts als der Hexametrisch-Pentametrische Rhythmus fehlt, um als ein würdiger Epilog auf dem letzten Blatt der Xenien figuriren zu können.

Er. Was ich Ihnen sehr positiv versichern kann, ist, daß ich meinen Aerger noch viel stärker ausdrücken könnte, und Sie doch nur den Widerhall der vereinigten Stimmen des ganzen teutschen Publikums hören ließe. Der Unwille, den das widerliche Gemisch von Witz, Laune, Galle, Gift und Unrath, womit die Verfasser dieser Distichen so manche im Besitz der öffentlichen Achtung stehende, oder doch wenigstens eine öffentliche Züchtigung keineswegs verdienende Männer übergießen, bei allen Arten von Lesern erregt hat, ist allgemein und spricht nur gar zu laut. Wer kann es ertragen, so manchen Gelehrten, der an seinem Platze und in seinem Fache schon lange anerkannte Verdienste aufzuweisen hat, so manche Zeitschrift, an welcher wenigstens eben so viel zu loben als zu tadeln ist, auf die gröbste Art mißhandelt, gestäupt, gebrandmarkt, oder mit wegwerfender Verachtung

in den Koth getreten zu sehen, bloß weil jene Männer in diesen Zeitschriften sich die Freiheit genommen haben, ihren Mund gegen die Horen aufzuthun? Wer muß nicht über den losen Muthwillen ungehalten werden, womit man hier ganze Städte und Provinzen Teutschlands, um eines einzigen Vorwurfs willen, der etwa dem großen Haufen ihrer Einwohner gemacht werden kann, dem öffentlichen Spotte Preis gegeben sieht? Wer kann gleichgiltig dabei bleiben, wenn zwei edle Brüder, die selbst da, wo sie Tadel verdienen, oder auch nur zu verdienen scheinen, mit Achtung und Schonung getadelt zu werden fordern können, bloß deswegen, weil sie Christen sind, lächerlich gemacht werden? Und wem muß nicht vollends alle Geduld ausgehen, wenn die Distichenmacher, nachdem sie sich auf mehr als sechs Bogen allen diesen Unfug erlaubt haben, am Ende noch einen bloßen Spaß aus der Sache machen, und quasi re bene gesta uns mit dem witzigen Einfall gar stattlich abgefertigt zu haben glauben,

Alles war nur ein Spiel! ihr Freier lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen und hier ist zu dem Ringen der Platz.

Was mich und alle ehrlichen Leute, denen die Ehre der Nazion und die Achtung, die dem gelehrten Stande vor den übrigen gebührt, nicht ganz gleich-

giltig ist, am meisten schmerzt, ist der Eindruck, den diese Xenien auf den größten Theil der Leser aus den obersten Klassen gemacht haben, und machen mußten. Sagen Sie mir, mit welcher Stirne können die Gelehrten noch einige Achtung von andern Leuten fordern, wenn sie sich selbst unter einander so schmählich mißhandeln? Was können wir von den Großen anders als die tiefste Verachtung gegen den ganzen Orden der Schriftsteller, Dichter und sogenannten schönen Geister erwarten, wenn Männer aus unserm Mittel, die in der öffentlichen Meinung bisher auf der höchsten Stufe standen, ihrer eigenen Würde so sehr vergessen, daß sie mit einem Muthwillen, der trunknen Studenten kaum verzeihlich wäre, jeden halbwitzigen Einfall, der ihnen vor den Mund kommt, in einem wohl oder übel klingenden Distichon von sich geben; — Wahres und Schiefes, Sinnreiches und Plattes, Freies und Grobes durch einander ihren Lesern ins Gesicht sprudeln; — diejenigen, die vielleicht einer leichten kleinen Züchtigung bedurften, mit Knitteln zu Boden schlagen; und indem sie sogar Leute, mit denen kein Mensch, der sich selbst achtet, gern handgemein werden möchte, mit Koth und faulen Eiern werfen, sich natürlicher Weise in den Fall setzen, von ihnen eine gleiche, und, wie leicht vorauszusehen war, noch pöbelhaftere Begegnung zu erfahren? Was muß von einem so unverständigen Benehmen derjenigen, die man

bisher auf dem Gipfel unsers Parnasses gesehen hat, der einzigen beinahe, deren Werke in die Hände unsrer Großen kamen, die natürliche Folge seyn? Wahrlich, wenn wir am Ende alle sammt und sonders als ein Pack ungezogener, unruhiger, aufgeblasener, abgeschmackter Witzlinge, Pritschmeister, Pedanten und Sahlbader von ihnen behandelt, und, nachdem man sich allenfalls ein Paar Minuten an dem possirlichen Schauspiel, wie wir uns, gleich den Affen, unter einander herum beißen und einander mit den Exkrementen unsers Witzes besudeln, erlustiget, mit gebührender Verachtung aus jeder guten Gesellschaft mit den Absätzen hinausgestoßen würden, was für Ursache hätten wir, uns über großes Unrecht zu beklagen? — Gewiß keine, wofern wir nicht Alle mit gesammter Hand gegen diejenigen aufstehen, die uns durch einen so ungeheuern Mißbrauch ihres Ansehens, ihres Witzes und ihres Talents Distichen zu drechseln, diese Schmach zugezogen haben. — Verzeihen Sie mir, wenn ich zu warm worden bin. Aber die Sache, wiewohl die Herren nur ein Spiel daraus gemacht wissen möchten, ist zu wichtig und hat zu ernsthafte Folgen, als daß sich darüber scherzen ließe. Ueberdies, sollt' ich denken, wer vor keinem Andern Respekt hat, und sich, sobald ihn die Laune dazu anwandelt, von allen Regeln der Anständigkeit und guten Sitten dispensirt, habe kein Recht zu erwarten, daß ein Biedermann,

aus Schonung und Respekt gegen ihn, Bedenken trage, ihm — die bloße Wahrheit zu sagen.

Ich. Ich habe sie ausreden lassen, lieber Herr, wiewohl ich die Hitze, in welche Sie aus einem übrigens sehr gerechten Eifer gerathen sind, weder liebe noch billige. Auch ich sehe zwar die Sache, wovon wir reden, für wichtiger an, als manche Leser, und vermuthlich auch als die jovialischen Herren selbst, die Ihnen zu diesem heißen Ausfall Gelegenheit gegeben haben. Aber eben darum lassen Sie uns, so viel möglich, gelassen bleiben, damit wir nicht, indem wir über Andere urtheilen, uns selbst irgend eines verdienten Vorwurfs von Uebereilung oder leidenschaftlicher Einseitigkeit schuldig machen. Sie glauben die Verfasser der Xenien zu kennen, und der Eifer, womit Sie Sich über diese Sammlung von kritischen und antikritischen, scherzhaften und satyrischen, gesalznen, ungesalznen und übersalznen Epigrammen erklärt haben, wurde gerade durch diese Voraussetzung, daß der Unfug von Männern vom ersten Rang in der litterarischen Welt ausgeübt worden sey, in Ihnen angezündet. Ich glaube, oder bin vielmehr völlig überzeugt, daß Sie Sich hierin irren, und ich hoffe auch Sie, mein Freund, in der Folge hievon hinlänglich zu überzeugen. Aber vor allen Dingen lassen Sie uns vorher den Xenien selbst, so wie sie hier vor uns liegen, ohne uns jetzt um

das Personale der Verfasser zu bekümmern, etwas schärfer unter die Augen schauen.

— — — „Daß die Epigrammen (in diesem Musenalmanach), welche, theils unter andere Gedichte verstreut, theils unter besondere Titel, als die Eisbahn, Tabulae votivae, Vielen, Einer, gebracht, und von welchen die drei letzten Rubriken mit G und S zugleich unterzeichnet sind, einen Schatz von reichhaltigen Gedanken, scharfsinnigen Bemerkungen, zarten Empfindungen, oder leichten und feinen Scherzen, von Lebensweisheit, Lebensklugheit und Kritik der Kunst enthalten, mit welchem, meines Wissens, keine ähnliche Sammlung von Gnomologen und Epigrammendichtern weder unter den Alten noch den Neuern die Vergleichung aushält, ist nicht mehr als man von ihren Verfassern zu erwarten berechtigt ist; und wer wird es nicht ganz natürlich finden, daß sie, zusammengenommen, alle Schönheiten und Grazien, deren die verschiedenen Gattungen des Sinngedichts fähig sind, in sich vereinigen? Viele sind wahre goldne Sprüche, und so schweren und tiefen Inhalts, daß die Entwickelung ihres ganzen Sinnes zu einem kleinen Buche werden könnte. — — Kurz, diese ganze Lieferung gewährt entweder dem Verstande, oder dem Witz und Geschmack des Lesers eine so angenehme Unterhaltung, daß nicht leicht etwas anderes an ihre Stelle hätte gesetzt werden können, das zu diesem Zwecke tauglicher wäre. Ueberdies

würde sie allein zureichend seyn, denjenigen, der eine Theorie des Epigramms schreiben wollte, mit allen nöthigen Beispielen und Mustern zu versehen; und wenn sich auch unter so viele einige wenige eingeschlichen hätten, die auf einer scharfen Wage zu leicht befunden würden: so glaube ich doch behaupten zu können, daß auch nicht eines darunter ist, dessen sein Verfasser sich zu schämen hätte.

„Dies ist nun freilich der Fall keineswegs bei den Xenien, — zu welchen Niemand, auch nicht einmal mit den ersten Buchstaben seines Namens, sich bekennen mochte. Dieses seltsame Gemengsel von den ungleichartigsten Witzspielwerken verräth, däucht mich, schon beim ersten Anblick auch sehr ungleichartige Urheber.

„Daß viele dieser Xenien ächten Witz, und feines, wiewohl scharfes Salz in sich haben, wird wohl niemand läugnen wollen: aber eben so wenig ist zu läugnen, daß die falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaft groben und boshaften, die große Majorität ausmachen; — und daß auch nur eines von diesen letztern einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Charakter, geschweige denn einen Mann von Ansehen und Namen, dem die öffentliche Meinung nichts weniger als gleichgiltig seyn kann, zum Urheber haben konnte, credat Judaeus Apella! Ein Mann,

der dies alles, und ein Dichter dazu ist, kann wol in einer Stunde, wo Witz und Laune die Oberhand haben, über die menschlichen Thorheiten in Prosa oder Versen scherzen und lachen. Was immer erlaubt gewesen ist — einbildische Gecken, Pedanten, Witzlinge, Schwärmer, Hypokriten und Prätensionsmacher von allen Gattungen und Farben mit attischem Salze zu reiben, — warum sollte das nicht auch *ihm* erlaubt seyn? Aber von welchem andern als von einem *solchen Manne* kann man gewiß erwarten, daß er sich dieser Freiheit mit Mäßigung, Unterscheidung, Anständigkeit und Achtung für Verhältnisse bedienen werde? Freilich wollen Witz und Laune einen etwas freien Spielraum haben; aber auch dem Witz und der Laune setzt — wo nicht Humanität und Güte des Herzens, doch *Urbanität*, *Klugheit* und *Achtung für sich selbst* Grenzen, über die ihnen *nie* auszuschweifen erlaubt wird.

— — — „Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Einfall, die bekanntesten Bewohner unseres Parnasses und seiner Hügel, Thäler und Sümpfe, vor ein scherzhaft kritisches Tribunal zu fordern und sich über uns alle ein wenig lustig zu machen, die beiden Freunde in einer genialischen Stunde angewandelt haben kann, und daß sie sich sogleich an die Ausführung machten, und alles was ihnen ihr Genius eingab, mit einer um so viel zwanglosern Freiheit in die beliebte Distichenform gossen, weil

ihnen damals wol kein Sinn daran kam, daß das Publikum jemals eines dieser eilfertig gezeugten Kinder des Witzes und der Laune, geschweige etwas von den Bocksprüngen des muthwilligen Geistes Capriccio, zu sehen bekommen würde. Kurz, (um von meinem Bekenntniß gar nichts auf dem Herzen zu behalten) ich glaube den beiden Freunden kein Unrecht zu thun, wenn ich alle diejenigen Distichen, so viele ihrer sind, ohne Bedenken auf ihre Rechnung schreibe, die, wie es guten Sinngedichten zukommt, Witz, Grazie und Urbanität mit einem Bienenstachel vereinigen, dessen Stich zwar mehr oder weniger schmerzt, aber wenigstens keine bedeutende Wunde macht. Aber sie auch für diejenigen verantwortlich zu machen, worin Männern, die nichts dergleichen um sie verdienten, übel mitgespielt, oder an den Unglücklichen, die gegen die Horen gesündiget haben, eine unedle und grausame, mit dem Verbrechen in keinem Ebenmaas stehende Rache genommen wird, oder worin Esel, Ochs, Nickel und andere solche elegantiae sermonis die Stelle des Witzes vertreten, — dies halte ich für äußerst unbillig, da ich überzeugt bin, daß sie ihre eigene Würde zu sehr fühlen, um über gegründeten Tadel ungehalten zu werden, oder durch unverständige Kritteleien sich beleidigt zu halten, und bittere Rache auszuüben, wo Stillschweigen und Verzeihen das einzige ist, was einem edeln Manne ziemt."

Hiernach blieb nun aber noch die Frage übrig, wie denn diese Xenien in den Almanach gekommen? — Auf diese bedenkliche Frage antwortet nun Wieland: dies könne er sich nur dadurch erklären, daß Schiller aus Mangel an Zeit das Ordnen dieser Distichen nicht selbst besorgt habe. „Das Geschäfte kam, zur bösen Stunde, in die Hände irgend eines jungen lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für G und S enthusiastisch eingenommenen Kunstjüngers, welcher der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese Gelegenheit zu benutzen, und — vielleicht weniger in der Absicht sich ein Verdienst um seine magnos amicos zu machen, als um sie zu rächen und ein schreckliches Exempel an ihren Widersachern zu statuiren, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eignen Fabrik hinzuthat. — — — — — Das in parvum amicum gesetzte, allzugroße Vertrauen wäre denn also das Einzige, was dem Herausgeber des Almanachs zur Last läge, und wofür er durch den häßlichen Spuk, den die Xenien machen, mehr als zu viel bestraft ist. Denn gerade diese Art von Sorglosigkeit ist eine von den Sünden, wegen deren ein Dichter billig nur von seinen Pairs gerichtet werden sollte. Die Sache hatte freilich die Wichtigkeit nicht in seinen Augen, die sie in den Augen der Meisten hat. Aber das ist mediocribus illis ex vitiis unum, die man Merkurialischen Männern verzeihen muß.

Wer weiß, welches Meisterwerk, das uns allen Freude machen wird, ihn damals beschäftigte, als er dem jungen Brausekopf die Sorge für seinen Musenalmanach überließ, und sich dadurch unwissend manchen bittern Augenblick zubereitete.“

Wer ja geglaubt haben sollte, daß Wieland in dieser schonendst satyrischen Wendung, die ihm sein — Wunsch eingab, seine wahre Meinung ausgesprochen hätte, den werden folgende Zeilen, die er an Göschen schrieb, vom Gegentheil überzeugen.

Den 29. Nov. 1796. „Für die mitgetheilten Leipziger Xenien danke ich Ihnen, — sie sind zum Theil grob und schmutzig genug. — Ich für meine Person habe so wenig Freude daran, wenn Männer wie G und S der Welt eine solche Farce geben und sich durch einen Muthwillen, der in Ihren Jahren kaum verzeihlich ist, sich selbst eine so pöbelhafte Behandlung zuziehen, daß ich darüber eher weinen als lachen möchte. Ich werde mich sehr hüten, dieses von der Pleiße zu uns herüber schallende Echo hier Jemandem mitzutheilen; ich sorge aber, es werde ohne mich bekannt genug werden.“

Den 5. Dec. „Dem, was Sie über das Dyckische Echo sagen, stimme ich pleno ore bei. Aber hätten die Herren Götterbuben (um mit dem Verfaßer des Ardinghello zu reden) nicht vorhersehen

sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumbalgt?“

5.

Eine geraume Zeit lang konnte Wieland seinen beiden Freunden diese Xenien nicht verzeihen; alles aber, was nach ihnen sich ergab, schien sich auch zu vereinigen, um ihm das Vergessen derselben zu erschweren. Kant hatte über einen vornehmen Ton in der Philosophie sich beschwert; nach ihm trat ein grober ein, bei welchem man noch leidlich höflich war, wenn man von seinem Gegner nur sagte, daß ein Hund, wenn man ihn könne reden lernen, gerade so philosophiren würde wie er. Andere schimpften ihre Gegner geradezu todte Hunde, und es gab einen Wetteifer sich in solchen Artigkeiten zu überbieten, der aus den philosophischen Journalen auch in die ästhetischen überging. Vorzüglich waren es die Brüder, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, durch welche die neue Reform im Gebiete des Aesthetischen befördert wurde, von jedem derselben auf eigenthümliche Weise, aber mit vereinigten Kräften. Beide hatten ausgebreitete Kenntniß der alten und neuen Litteratur; beide gingen auf der von Schiller geöffneten Bahn weiter, der ältere Bruder jedoch vornehmlich auf dem Wege historischer Kritik, während der jün-

gere, zwar diesen Weg auch verfolgte, zugleich aber an die Fichtesche Philosophie sich enger anschloß. Man blieb aber bei Theorie und Kritik nicht stehen, sondern eine Umschaffung unserer Poesie war das Ziel des Strebens. Daß sie auf eine andre als Klopstocks Weise vaterländischer werden sollte, konnte wol nicht zunächst die Absicht seyn, indem man vielmehr alle poetischen Formen des Auslandes, nur mit Ausnahme der französischen, hervorzog, und zur Begründung einer neuen Romantik die alte, theils durch Uebersetzungen, theils durch Nachbildungen, mehr und mehr hervorhob; endlich aber auch den Werken altteutscher Poesie und Kunst ihr Recht widerfahren ließ. Niemand wird jetzt das, gewiß nicht unbedeutende, Verdienst der beiden Brüder verkennen, wenn es ihm auch unmöglich ist, alles von ihnen damals Geleistete so hoch anzuschlagen, als sie selbst es damals — und jetzt unstreitig nicht mehr — angeschlagen wissen wollten. Wieland war unter den Mitlebenden vielleicht am weitesten entfernt, ihr wahres Verdienst zu verkennen, denn er hatte ja zum Theil selbst ähnliche Wege betreten, hatte im Merkur keine Gelegenheit versäumt, um mit der romantischen Poesie überhaupt bekannter und auf die altteutsche insbesondre aufmerksamer zu machen, und war durch das Alter nicht so eigensinnig geworden, um die Fortschritte einer jüngeren Generazion nicht anzuerkennen. So hatte er z. B.

im Jahre 1774 eine, auch dem Ausdruck des Originals getreu bleibende, Uebersetzung Arioſto's in achtzeiligen Stanzen wegen der Armuth unſrer Sprache an Reimen und ihrer minderen Geſchmeidigkeit, für unmöglich erklärt; nahm aber i. J. 1798 dieſe Erklärung gern zurück, und ſagte, nachdem er die Ueberſetzung des Taſſo von Gries geleſen, „es ſey der Fortſchritte, welche die Muſenkunſt ſeit 50 Jahren in Teutſchland gemacht, würdig, daß wir Werke unternehmen und gelingen ſehen, deren glückliche Ausführung noch kurz vor der Hälfte dieſes Zeitraums Niemand zu erleben hoffen durfte.“ So hatte gewiß auch Bürger die Vollkommenheit Schlegelſcher Sonette nicht mehr anerkannt, als von Wieland geſchah, wenn er gleich auf das Sonett überhaupt nicht den übermäßig hohen Werth legen konnte, den man damals darauf legte. Genug, er erkannte das wahrhaft Gute und Schöne an, wo er es auch fand, und dachte von den beiden Brüdern beſſer als manche ihrer vermeintlichen Freunde, z. B. Fichte *). Nur dann, als dieſe Brüder, um als die Häupter einer neuen Schule ſich deſto ſchneller geltend zu machen, im Tone der damaligen Polemik, Xenienartig auftraten, welches mit dem Erſcheinen ihrer Zeitſchrift Athenäum (1798)

*) Man ſehe deſſen Urtheil über ſie in der ſchon angeführten Biographie Reinholds S. 220. fgg.

geschah, da erneuerten sie fortwährend seinen Verdruß über die Xenien, deren Verfasser und Nachahmer.

Unglücklicher Weise hatte Wieland in der, ihm fast abgedrungenen Vorrede zu der Neuen Ausgabe seiner Werke sich entfallen lassen, daß seine, beinahe ein halbes Jahrhundert umfassende, Laufbahn begonnen habe, da eben die Morgenröthe unsrer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, und „er beschließe sie — wie es scheine, mit ihrem Untergange.“ Welch ein Wort für die Stifter und Häupter einer neuen Schule, die nun eben erst die Morgenröthe eines neuen poetischen Tages über Teutschland heraufführen wollten! Das, — nachher von Wieland selbst für voreilig erklärte, — Wort war zwar ausgesprochen, ehe die beiden Brüder ihr Streben begonnen hatten, und es konnte sich also nicht auf sie beziehen: allein es zeigte doch, daß man, um sich Bahn zu schaffen, gegen das bis dahin öfters sogenannte goldene Zeitalter unserer Litteratur den Sturm beginnen müsse. Was die Xenien ja noch verschont hatten, das griff das Athenäum schonungslos an, und auch Wieland entging diesem Schicksal nicht. Von ihm hieß es (Bd. 2. S. 331.) „Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte, und völlig verwerfe. Diese Bände

werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird." — S. 340 aber fand sich folgende Citatio edictalis: „Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horazius, Arioste, Cervantes und Shakespeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden, als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen." — Es versteht sich, daß von da an jeder, der zur neuen Schule, wenn auch nur als Schulknabe, gehörte, eine Anerkennung Wielands sich zur Unehre gerechnet haben würde; wie viel mehr denn die Kollaboratoren und gar Konrektoren! Wer ein Sonett zusammen leimen konnte, hielt sich für größer als den Dichter des Oberon, der es sich nun bald mußte gefallen lassen, zu hören, daß zu seinen bedeutendsten Verdiensten um die litterarische Welt insonderheit die Anerkennung des Hans Sachs gehöre. Wer ihm dieses Verdienst zugestand, gehörte sogar noch zu den Billigen; man suchte sich in wegwerfenden Urtheilen über ihn zu überbieten, und trieb den Uebermuth endlich bis zu der Behaup-

tung, ein Paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten schon hingereicht, Wielands Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus vor dem bloßen Schatten von des Neoptolemus Schwerte geflohen sey.

Wer kann es dem verdienstvollen Greise verargen, daß er bei so hartem Tribut, den er seinem Ruhm entrichten mußte, entrüstet ausrief: Hab' ich um meine Zeit und meine Nazion dies verdient? — Und doch war eben dies noch nicht das Allerschmerzlichste für ihn, sondern dies war der Verdacht, dessen er sich um diese Zeit gegen einen Freund nie ganz erwehren konnte. Dieser Verdacht war gewiß ungegründet, ward aber bei Wieland durch Herder, wenn auch unabsichtlich, genährt.

Herder rüstete sich um eben jene Zeit zum Kampfe gegen die Kantische Philosophie, mit großer Leidenschaftlichkeit, weil nicht ohne persönliche Veranlassung. Das philosophische Unwesen, das er in seiner Nähe zu beobachten damals häufige Gelegenheit hatte, schärfte seinen Unwillen mehr und mehr *). Während dessen hatte Göthe, zufolge seiner gewohnten objektiven Ansicht der Dinge, und seiner größeren eben hieraus entspringenden, epischen Ruhe sein besonderes Interesse daran, vor-

*) Man sehe in den Erinnerungen aus Herders Leben von seiner Gattin Bd. 2. S. 224. fgg.

nehmlich in Beziehung auf Naturwissenschaft und Kunst, und erklärte: „Wir sehen diese Philosophie als ein Phänomenon an, dem man auch seine Zeit lassen muß, weil Alles seine Zeit hat.“ Herder, der ihr eben keine Zeit lassen wollte, ward dadurch nur erbitterter, so daß das Band der Harmonie, das ihn und Göthe bis dahin umschlungen hatte, immer lockerer wurde, und endlich gar zerriß. Da schloß sich Göthe enger an Schiller, Herder an Wieland an, der für jenen schon seit langer Zeit eine eben so große Verehrung als Zuneigung gefühlt hatte, die ihm in gleichem Grade nie erwiedert wurde. Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen jetzt auch zwischen Wieland und Göthe eine Spannung entstand, die aber der Letztere bald hob, da er durch einen schönen Zug Wielanden innigst erfreute. Eben um jene Zeit war nämlich dieser mit Ausfeilung seines Oberon beschäftigt. Da nun Göthe urtheilte, daß Wieland bei der neuesten Ausgabe seiner Werke sich der Feile bisweilen ein wenig über die Gebühr bedient habe, so kam er zu ihm, und bat, daß nicht auch dem Oberon also geschehen möchte. Er erbot sich, seine Bemerkungen und Ansichten Wielanden mitzutheilen, und zu diesem Behuf den Oberon gemeinschaftlich mit ihm zu lesen. Endlich kommen beide darin überein, daß Wieland seine Umänderungen jedesmal Göthen mittheilen solle, und daß sie dann darüber sich berathen wollten. So

geschah es dann auch, und Wieland befolgte Göthe's Rath an mehreren Stellen unbedingt; nur an einer wollte er nicht nachgeben. „Nachher, sagte er, habe ich wohl gesehen, daß Göthe auch da Recht hatte, und eigentlich in allen Stükken; allein ich wollte doch auch einmal Recht haben.“

So stand es aber nicht mehr, als zu den Xenien das Athenäum hinzugekommen war, in welchem der Ausspruch stand: „Die Französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre, und Göthe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters.“ Wieland sah, daß eben die, welche Göthen über alles erhoben, ihn in den Staub zu treten suchten. Göthe's volleste und lauteste Anerkennung konnte ihn nicht schmerzen, denn er selbst gehörte zu Göthe's größten, selbst enthusiastischen, Bewunderern, und erklärte stets gern und neidlos ihn sich überlegen. Was ihn schmerzte, war, daß eben die, die ihn nicht tief genug herabsetzen zu können glaubten, unter Göthe's Aegide zu handeln schienen. Zwar löschte Göthe's persönliche Gegenwart, welcher er nie widerstehen konnte, jedesmal alles rein in seinem Herzen aus, was etwa gegen diesen, wie er sagte, holden Unhold darin seyn mochte; allein das hinderte doch nicht, daß er damals sich nicht von ihm abgezogener hätte fühlen sollen.

Da trat nun Herder mit der ganzen Energie

seines Unwillens hervor. Nicht mehr jener Zeit gedenkend, wo er selbst auf eine Weise, der jetzigen nicht ganz unähnlich, aufgetreten; nicht mehr sich erinnernd, wie viel Heilsames in der Folge daraus erwachsen war, ja nicht ahnend einmal, daß er im Begriff sey, zum Theil sein eigenes Werk zu zerstören, drang er eifernd in die Zeit und gegen alle, die ihrem Streben die Richtung gaben. Gegen Kant indeß richtete er hauptsächlich seine Waffen, als gegen den Urheber des transscendentalen Idealismus und alles dessen, was dieser ihm Anstößiges hervorgebracht hatte. In der gegen die Kritik der reinen Vernunft nach einer Idee von Hamann ausgeführten Metakritik goß er die ganze Schale seines Zornes aus über „die Verführung der jugendlichen Phantasie zu unnützen Künsten des Wortkrams, der Disputirsucht, der Rechthaberei, des stolz-blinden Enthusiasmus für fremde Wortlarven, über diese Verödung der Seelen, die ignorante Verleidung alles reellen Wissens und Thuns, die unerträgliche Verachtung aller Guten und Großen, die vor uns gelebt haben.“

Wie wenig Herder frühерhin gemeint gewesen, alle diese Schuld Kanten selbst aufzubürden, und wie richtig er da die Sache ansah, erhellet aus einem seiner Briefe, worin er schrieb: „Und nun denken Sie leicht, daß es Kants Schuld nicht sey, wenn man seine Philosophie mißbrauchte und ihr zum Theil eine andere, ihrem Urheber ganz un-

ähnliche, Gestalt gegeben. Ich weiß, in welchem Geist und zu welchem Zweck er seine ersten kleinern Schriften schrieb; dieser Geist hat ihn bei seinen letztern größern Werken nicht verlassen; davon sind diese Werke selbst Zeugen. Falsch ist es, ganz und gar falsch, daß seine Philosophie von der Erfahrung abziehe, da sie vielmehr auf Erfahrung, wo diese irgend nur statt finden kann, endlich und sträcklich hinweiset. Falsch ist es, daß er eine Philosophie liebe, die ohne Kenntniß anderer Wissenschaften immer und ewig leeres Stroh drischt, die das thun, sind nicht seiner Art und Gattung. Seine Kritik der reinen Vernunft sollte ein Katarktikon, eine Prüfung ihrer Kräfte, eine Bestimmung ihrer Grenzen, eine Reinigung der Metaphysischen Tenne, nicht aber zugleich der Inhalt alles menschlichen Wissens und Denkens seyn, worüber des Verfassers deutlichste Erklärungen dastehn *)." Man kann nicht richtiger urtheilen, als von dem vortrefflichen Manne hier geschah, und er würde die Mißstimmung der letzten Jahre seines Lebens großentheils sich erspart haben, wenn die Leidenschaft sein Urtheil nicht verfälscht, und er in dieser Verblendung nicht sein metakritisches verzogenes Zaubergemälde aufgestellt hätte.

Wieland, von gleichem Unmuth erfüllt und oh-

*) Man lese das Weitere a. a. O. 241 fgg.

nehin auch zu Herder hingezogen, wurde durch dieses Zaubergemälde um so leichter verblendet, und in dieser Verblendung bei der Anzeige jener Metakritik zu einer Philippika hingerissen, die nur zu deutlich zeigte, daß er in Beziehung auf Kant selbst den richtigen Gesichtspunkt, wenn er ihn anders je gehabt, gänzlich verloren hatte, und Kanten alles das büßen ließ, wozu er höchstens als veranlassende Ursache, aber als unschuldige, hätte genannt werden können. „Wäre — sagte er — die Rede bloß von einem jener metaphysischen Hypothesengebäude (Kartenhäuser), deren wir, nur in diesem Jahrhundert, so manches, das auch wol stattlich genug in die Augen fiel, aufführen und nach einer kurzen Dauer in aller Stille wieder in sich selbst zusammenfallen sahen, so würde es eines solchen Arms (wie Herders) nicht bedurft haben. Aber der philosophische Zauberpalast, den der große Magus aus Norden ἐκ μη φαινομενων hervorgehen hieß, ist seiner innern Beschaffenheit und seinem Zwecke nach, von ganz anderer Importanz. Es ist da nicht etwa nur darum zu thun, einer kleinen Zahl von müßigen Liebhabern metaphysischer Taschenspielereien einen am Ende unschuldigen Zeitvertreib zu verschaffen; es gilt Ernst. Das magische Schloß, das der neue mehr als Ariostische Atlante, durch die Allgewalt seines syntheti-schen Zauberstabes aus Pseudoplatonischen Noou-menons in das überempirische Leere hin-

gewebt hat, wird für nichts geringeres als für das einzige, ewig unzerstörbare Pantheon der Wahrheit ausgegeben, außer welchem kein Heil ist, und in welches alle Adamskinder, die nicht in ihrer angebornen Radikalblindheit ewig dahin tappen und verloren gehen wollen, einzugehen genöthigt werden müssen. Die Projekte der Apostel dieses neuen Evangeliums sind zu weitgreifend, der Eifer ihrer Anhänger den Andersglaubenden zu lästig, und die Gefahr der Ansteckung (wenigstens für die nächste Generazion) zu dringend, als daß es nicht der Mühe werth gewesen wäre, das anscheinende wundervolle Riesenwerk mit dem goldnen Speer der wahren Kritik zu berühren, und indem es sofort vor allen, nicht unheilbar fascinirten, Augen Stück vor Stück zerstiebt und verschwindet, eben dadurch den kürzesten und überzeugendsten Beweis zu führen, daß es ein bloßes Luft- und Duftgebilde war."

Trotz des Eifers aber, in welchen Wieland hiebei gerieth, wurde er doch stutzig, als er auf Herders Invektive gegen die Anhänger Kants stieß. „Verbiete dem Raben, der den Imperativ mit Mühe gelernt hat, sein Salve, und er hat nichts mehr zu sagen." Hierauf entgegnete Wieland: „Ich gestehe, dies däucht mich etwas hart. Oder sollte es nicht auch in dieser Schule (wie in allen Schulen, Sekten und Ekklesien) Subjekte geben, denen es ernstlich und redlich um Wahrheit

um reine Wahrheit, um nichts als Wahrheit zu thun ist? — Die, indem sie (vielleicht in einem Alter, wo Witz und Imaginazion einen subtilen dialektischen Kopf im Spekuliren über die Dinge über uns nur zu leicht irre führen können), um die Bedürfnisse ihres nach Gewißheit und völliger Beruhigung sehnlich und wol gar ängstlich verlangenden Geistes zu befriedigen, auf diesen Weg geriethen, und nachdem sie alle seine dunkeln und labyrinthischen Kreuz- und Schlangengänge mühsam durchkrochen, endlich dahin kamen, wo sie — nicht weiter konnten, sollten sie sich, nachdem ihnen ein Ariadnischer Faden zugeworfen worden, nicht eben so gut aus diesem System wieder herausstudiren können, als sie sich hineinstudirt haben? War unter allen, die von der schönen Armida bezaubert wurden, nicht auch ein Rinaldo? Warum wäre es unmöglich, daß auch die so große Wunder versprechende und dem Anschein nach haltende Taschenspielerin Hägia mehr als Einen Liebhaber dieser edlern Art gewonnen haben könnte? — Ich selbst glaube wenigstens Einen zu kennen, der durchaus gegen sich selbst und Andre redlich, und sobald er überzeugt wäre, der Wahrheit ein großes Opfer zu bringen fähig ist. Und hier wär' es nicht einmal um ein solches Opfer, sondern blos darum zu thun, aus den hyperplatonischen Hyperuranischen Räumen zur echten Sokratischen Philosophie herabzusteigen. Und wem

stände das berühmte und so oft temere nachgeplapperte Geständniß der Sokratischen Unwissenheit besser an, wer könnt' es mit größerem Recht und mehr Würde ablegen, als einer, der, nachdem er sich durch alle Höhen und Tiefen der transscendentalen Ideenwelt durchgearbeitet, sich am Ende überzeugt hätte, daß Hirngespenster — Hirngespenster sind?"

Niemand wird zweifeln, daß der Rinaldo, dessen Wieland hier gedachte, kein anderer als sein geliebter Reinhold war, der sich unstreitig diesmal um Wieland dasselbe Verdienst, wie Falk um Herder, erwarb. Falk war es, der Herdern bestimmte, nach Erscheinung der, gegen die Kritik der Urtheilskraft gerichteten, vorzüglicheren Kalligone, keinen weiteren metakritischen Feldzug zu unternehmen; Reinhold aber, geübt in Berichtigung philosophischer Mißverständnisse, mochte wol dem verehrten Schwiegervater gezeigt haben, daß er diesmal in einem argen Mißverständniß befangen gewesen sey, und so wurde der zweite Theil dieser Philippika, welcher bereits angekündigt war, unterdrückt. Was nun aber geschrieben war, war geschrieben, und Wieland gerieth mit Herder in gleiche Verdammniß.

So befand sich Wieland am Ende des Jahrhunderts in einer vielleicht einzigen Lage. Fast mit allen den Dichtern, welche zur Zeit seines aufblühenden Ruhmes feindselig oder doch muthwillig nek-

kend gegen ihn aufgetreten, war er nicht nur ausgesöhnt, sondern befreundet, selbst mit Voß; aber die neue Generazion brach über sie und ihn — mit Ausnahme des einzigen Göthe — den Stab. In der Philosophie hatte er alle Anhänger der Vor-Kantischen Metaphysik und die Kantische und Nach-Kantische Schule gegen sich, während selbst sein Freund Jacobi, um dessen Gunst die Häupter aller neuen philosophischen Schulen zu buhlen schienen, seiner nur noch bei Gelegenheit erwähnte, und vermuthlich über den Agathon jetzt urtheilte wie Fichte, welcher an Reinhold schrieb: „Daß der Agathon ein Zeitalter fand, für welches er zu früh kam, und Leßing sich bewogen fand, dies dem Zeitalter derb aufzurücken, beweist nicht, daß der Verfasser desselben ein klassischer Schriftsteller für alle Zeiten und Völker sey.“ — Nur der blieb ihm, der früher am entferntesten von ihm geschienen — Herder.

Man bot alles auf, um der Welt glauben zu machen, Wieland habe sich überlebt. Zwar blieb er nicht ohne Vertheidiger, denn die Partei, welche gegen die neue Schule auftrat, namentlich Kotzebue und Merkel, ließen keine Gelegenheit vorüber, sowohl in dem Freimüthigen als in den Briefen über die wichtigsten Produkte der schönen Litteratur Wieland an seinen Gegnern zu rächen: da aber dieses meist geschah, um Göthe tadeln zu können, so diente

es wenigstens nicht, sein Verhältniß zu diesem erfreulicher zu gestalten. Daß auch Göthe bei den damals so oft wiederholten Angriffen der Gegenpartei auf ihn nicht ganz gleichgiltig geblieben, bezeugen seine Anmerkungen zu Rameau's Neffen, die nicht ohne Beziehung auf die damaligen litterarischen Verhältnisse geschrieben sind.

Ueber Wielands Urtheil in Hinsicht auf diese Verhältnisse werden folgende Mittheilungen keinen Zweifel lassen.

An einen Freund, der ihm im J. 1799 ein Bruchstück einer Satire auf die Brüder Schlegel mitgetheilt hatte, schrieb er: „Daß Sie mit der kleinen Stachelschrift gegen die beiden übermüthigen Gebrüder zurückhalten, billige ich gar sehr; denn es ist zu hoffen, daß mit Gott und der Zeit noch treffliche Männer aus diesen noch mit dem ersten Spieß laufenden Göthe- und Schillerschen Schildknappen werden können."

Einige Monate darauf schrieb er Demselben: „Noch Eins, warum ich Sie sehr bitten möchte, wäre, sich mit den Herrn Gebrüder Schlegel und Comp. nicht abzugeben; es sind grobe, aber witz- und sinnreiche Patrone, die sich alles erlauben, nichts zu verlieren haben, nicht wissen was erröthen ist, und mit denen man sich beschmutzen würde, wenn man auch den Sieg über sie erhielte, welches doch beinahe unmöglich ist, da sie, auch geschlagen und niedergeworfen, gleich wieder aufstehen und

es nur desto ärger machen würden. Können Sie es aber ja nicht lassen, den Muthwilligen (die durch ein in Teutschland noch neues genre, nämlich französische persifflage, ihr Glück zu machen hoffen, aber bei einer Nazion wie die unsrige nur sich selbst dadurch ruiniren werden) etwas abzugeben, so beschwöre ich Sie bei allen Göttern, lassen Sie wenigstens Göthe und Schiller aus dem Spiel — wär' es auch nur mir zu lieb, und um allem Argwohn auszuweichen, als ob ich irgend einen direkten Antheil an der Sache hätte. Ich stehe mit diesen beiden Matadoren in einem guten, mit Göthe sogar in einem beinahe freundschaftlichen Verhältniß — wie ich mir einbilde — wenigstens vor der Welt (denn de occultis non judicat praetor); aber die Herren sind empfindlich und ein wenig argwöhnisch, ich kann mich also nicht nur selbst, sondern auch meine Freunde können sich, mir zu lieb, nicht genug in Acht nehmen, daß ich mit Ihnen nicht kompromittirt werde."

An Göschen. Den 31. Okt. 1799. „Ist es wahr, lieber Göschen, daß Kotzebue's Hyperboreischer Esel so große Sensazion in Leipzig gemacht hat, wie man sagt? Das Possenspielchen hat gleichwohl einen Hauptfehler; und der ist, daß man in dieser Manier, und durch Herausheben auffallender Sätze aus ihrem Zusammenhang, jeden andern Schriftsteller eben so gut lächerlich machen könnte.

Die Herren Schlegel haben eine tüchtige Aristophanische Lauge verdient: aber Hr. v. Kotzebue nimmt sich zu wenig Zeit zur Arbeit, und sein Salz, unter uns gesagt, ist ein wenig dumm."

An Denselben. Den 15. Febr. 1801. „Der seit den unvergeßlichen Xenien unter unsre jungen Genies, Studenten, Versemänner und litterarische Prätendenten aller Art gefahrene Jakobinische Sansculottismus beklecksi die Geschichte unsrer Litteratur und Kultur mit einem schmählichen Flekken, den die Zeit zwar bald genug wegbeizen wird, der aber doch für den Moment einen dreifachen beträchtlichen Schaden thut: 1) Den Charakter unsrer Nazion einer an Stupidität grenzenden Gleichgiltigkeit gegen das Wahre, Schöne und Gute verdächtig zu machen; 2) die ganze Klasse der Gelehrten und Schriftsteller, die so ehrwürdig und vielvermögend seyn könnte, in der öffentlichen Meinung tief herabzusetzen, ihres wichtigsten Einflusses zu berauben, und dadurch ihren Verächtern und Verfolgern unter den Großen und den Aristokraten gewonnen Spiel zu geben; 3) vielen jungen Leuten, theils für eine kleinere Zeit, theils für ihr ganzes Leben, Kopf, Geschmack und Herz zu verwirren. Aber, wie gesagt, Alles will seine Zeit haben; auch diese Periode der schändlichsten Anarchie in der Gelehrten-Republik wird vorbei gehen, und das unfehlbarste Mittel ihr Ende zu beschleu-

nigen, wäre, es wie ich zu machen, und zu thun, als ob gar keine Schlegel, Tieks, Bernhardis, Clemens Brentano's und wie die Gesellen alle heißen, in der Welt wären. Indessen kommt doch unter der Menge jämmerlicher Ausgeburten angebrannter Köpfe, Lotterbuben und Tollhäusler mitunter ein wirklich witziger Spaß zum Vorschein, wie z. B. der Thurm zu Babel, der, meines Bedünkens keinen gemeinen Kopf zum Baumeister haben kann, und eine wahrhaft Gilrysche Kunst Karikaturen zu machen, die gleichwohl sehr viel, mehr oder weniger, Aehnlichkeit haben, zu Tag legt. Melden Sie mir doch, was man in Leipzig davon hält, und was für einen Verfasser man räth. Offenbar gehört er zu keiner Clique noch Partei, denn er persifflirt alle, schont Niemanden, und mißhandelt im Grunde doch Göthe, Schiller, die Schlegels und Tieck am meisten. Clemens Brentano kann es aus mehreren Ursachen nicht wohl seyn. Hier hat man auf den braven Falk rathen wollen; aber ich wollte mich für ihn verbürgen, daß er's nicht ist. Wer kann es also seyn? — Wenn es am Ende gar Kotzebue wäre?

Den 11. März. „Den Verfasser des Thurms zu Babel bitte sehr, nicht aus den Augen zu lassen. Wir müssen auf die Spur kommen, es koste was es wolle. Am Ende ist dessen Baumeister

doch in Berlin oder in Jena zu suchen *). Ein Mensch von Kopf auf alle Fälle. Das Sonderbarste ist nur, daß er von den kleinsten und neuesten Partikularitäten von Weimar so wohl unterrichtet ist. Wenn zu Leipzig Exemplare davon zu haben sind, so haben Sie doch die Güte, mir eines zu schicken. Hier getrauen sich, wie es scheint weder Hofmanns noch Gädike solche Blasfemien gegen die Majestäten des Parnasses auf den Laden zu legen."

6.

Eine Vorahnung von allem Unwesen jener Jahre war es, welche Wielanden zu dem Entschluß bestimmt hatte, den Merkur aufzugeben, und er würde allerdings für seine Ruhe besser gesorgt haben, wenn er den Einreden seiner Freunde, die den Merkur gern als Antagonisten der damaligen Kampfschulen gesehen hätten, nicht nachgegeben hätte. Es blieb ihm bei den Unbillen, die er jetzt erfahren mußte, nur das zum Trost, was schon in früherer Zeit bei einer groben Beleidigung, die ihm der jüngere Cramer durch Anmerkungen zu der früher erwähnten Ode von Voß zugefügt, getröstet hatte. Damals schrieb er an Voß: „Ich

*) So viel ich weiß, — damals in Jena.

fange an gegen Bübereien dieser Art gleichgiltiger zu werden als jemals, und hülle mich sehr ruhig in das Bewußtseyn ein, daß ich ein Besseres um die Zeit, in der ich lebe, verdient habe. Was mir seit dem Moment, da ich etwas Gutes habe drucken lassen, d. i. ungefähr vom Agathon an widerfahren ist, und noch täglich widerfährt, wäre hinlänglich, jeden Jüngling, der sich mit einiger Fähigkeit dem Dienste der Musen widmen wollte, abzuschrecken. Indessen hat die fast unbegreifliche Ungerechtigkeit meiner Zeitgenossen wenig Einfluß auf meine Glückseligkeit, und es war kein Kompliment, sondern wahres herzliches Gefühl, als ich zu meiner Muse sagte:

Du machst — das Glück von meinem Leben,
Und hört Dir niemand zu, so singst Du mir allein.

Uebrigens habe ich doch immer das Glück gehabt, dessen Horaz sich rühmte, von einer kleinen Anzahl solcher Leute geliebt zu werden, deren jeder ein Publikum werth ist; und dies war auch immer für mein Herz genug. Ich habe immer die Kunst der Musen um ihrer selbst willen geliebt, und sie mit Liebe und aus Liebe getrieben. Das lauteste Zujauchzen aller Leser in der Welt würde mich für den kleinsten Fehler, den ich vermeiden konnte, und nicht vermieden hätte, nicht schadlos halten, wenn ihn gleich Niemand gesehen hätte, als ich."

Es gab indeß jetzt etwas, das ihm schmerzlicher

war, als die Angriffe auf seine Poesie: „Die Schlegel — sagte er im Gespräch mit seinem Biographen — haben einen Begriff von einem Dichter aufgestellt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekannt hat. Hätten sie recht, so muß ich freilich selbst gestehen, daß ich nur drei Dichter kenne, — Homer, Shakespeare, Göthe, — und so habe ich wenigstens den Trost, noch in sehr großer und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen zu seyn. — Aber Parnaß hin, Parnaß her! Das übrige Treiben ist unausstehlich, und man springt mit dem Verstand um, als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte! — Was dabei herauskommt, werden Sie vielleicht noch erleben; nichts Kluges und nichts Gutes!“ Daß die neue Schule, absichtlich oder unabsichtlich, aber gewiß, auf Vernichtung der Früchte seines philosophischen Strebens hinstrebte, dieses war ihm schmerzlich. Hiermit stürzte, was er durch ein funfzigjähriges Wirken aufzubauen beflissen war; das liebste und schönste Werk seines Lebens. Den gesunden Verstand, den zu Ehren zu bringen er stets bemüht gewesen, hörte er jetzt verlästern, als sey er der leidige Satan, der uns blind und verstockt gegen den Glauben an das Höhere mache, der nichts wisse als elende logische Demonstrazionen, und darum nie aufgehen könne in dem Lichte göttlicher Anschauung. Statt eines vernünftigen Gebrauchs des Verstandes, den er im

Leben und zum Leben für unentbehrlich hielt, sollte eine schwärmende Phantasie die Herrschaft behaupten, unter welcher der ganze Schwarm von Nachtgespenstern wieder heraufstieg, die er mit seinem Lichte längst verscheucht zu haben glauben durfte. Dafür hieß sein Licht ein Irrlicht, und die nun verrufene Aufklärung ein gefährlicher Versuch, uns im Irdischen befangen zu halten. Nur aus der heiligen Nacht geheimnißvoller Mystik hervor, so lehrte man, leuchte der Stern, der zum wahren Leben führe. Der Aberglaube hieß ein wesentliches Element der Poesie; Poesie aber und Philosophie erklärte man für Eins. Den Begriff habe man sorgfältig zu vermeiden, und sich kindlich-fromm dem gerne gläubigen Gefühl hinzugeben; dies führe ästhetisch-religiös zur allein selig machenden Kirche.

Nicht ohne eine Art von Grauen hörte Wieland dies, denn ihm war, als schwirrten ihm auf einmal die Nachtgeister aller Mönche, Pfaffen, Bonzen und Jesuiten wieder um das Haupt. Er schaute umher, ob die Philosophie und die Ironie seines Sokrates nicht irgendwo bereit stehe, gegen die andächtige Kunstverrücktheit Heilmittel zu bieten, aber er sah in den neuen Philosophen-Schulen nur ein Gespenst umgehen, das sich Platons Geist nannte. Alle Schulen hatten mit der hohen Jagd nach Paradoxen so viel zu thun, daß sie nach der Sokratischen Kalokagathie sich nicht mehr umsehen konnten.

Nur von Zermalmen und Vernichten war die Rede; von tölpelhaftem Enthusiasmus und göttlicher Grobheit. — Sah nun Wieland gleich nicht alles so schwarz, wie Voß in seiner Aufzeichnung der Stolbergischen Umtriebe und in der Antisymbolik, so war er doch allerdings der Meinung, daß die Barbarei wieder an unsre Pforten klopfe, daß man durch Sykophantentrug zurückführen wolle in die Nacht des Aberglaubens und die Greuel des Geistesdespotismus, und daß man also die Zeichen der Zeit genau beachten möge, die ihm gar nicht sonderlich gefielen. „Gott allein weiß, — schrieb er damals einem Freunde — wie der fatale Krieg seine Endschaft erreichen wird, und was nach erfolgtem Frieden die — — und die Jesuiten, die unter einem neuen Namen wieder aufzustehen im Begriff sind, über Kultur und Aufklärung und Litteratur beschließen werden, und ob man nicht vielleicht zur Grundlage der künftigen Verfassung Europas machen wird, alles Lesen und Schreiben, als heillose Künste, die am Ende nur zu Revoluzionen führen, gänzlich abzuschaffen.“

Er selbst suchte daher noch zu wirken, dieweil es noch Tag war; that es aber auch jetzt auf die ihm eigne Weise. Gewiß hätte er jedoch die Welt nicht schöner davon überzeugen können, daß er sich — nicht überlebt hatte. In seinem Osmantinum hatte er sich ein kleines, blos zum Arbeiten und Ausruhen bestimmtes, Gartenhäuschen bauen

lassen. „Darin, schrieb er, hoffe ich im Sommer manche selige Stunde zuzubringen, und meiner Jahre ungeachtet vielleicht auch noch manchen geheimen Besuch von meiner (wie ich hoffe) mir nie ungetreu werdenden Muse zu erhalten.“ Diese Hoffnung täuschte ihn nicht, und er wurde in seiner ländlichen Zurückgezogenheit um so heiterer, da seine unternommenen Geistesarbeiten selbst ihn in die Tage seiner Jugend zurück versetzten; denn er führte noch manchen Plan aus, den er im angehenden Mannesalter entworfen.

7.

Schon mehrere Jahre hatte er sich mit dem Projekt eines, hauptsächlich aus Uebersetzungen von Werken alter Griechischer Redner und Dichter bestehenden, Attischen Museums herum getragen, als endlich die Verheirathung seiner Tochter mit Geßner ihn bestimmte, dasselbe wirklich zu beginnen und Geßnern in Verlag zu geben. An diesem arbeitete er jetzt in Oßmannstädt fort, und verband sich zu diesem Behuf nach einigen Jahren mit dem „vortrefflichen Jacobs“ und Hottinger, den er bei seinem letzten Aufenthalt in der Schweiz persönlich kennen gelernt hatte, und von welchem er Geßnern schrieb: „Ich habe hier einige sehr liebe Freunde, und doch fühle ich, daß

ich mich von ihnen trennen könnte, um mit diesem vortrefflichen Manne zu leben, der an Geist und Herz mehr Berührungspunkte für mich hat, als irgend einer, den ich kenne, Herdern selbst nicht ausgenommen, welches gewiß viel von mir gesagt ist. Ich kenne keinen so ganz und rein nach dem Sokratischen Modell gebildeten Geist als Hottingers." Schon die Verbindung mit diesen Männern machte ihm das Attische Museum immer erfreulicher; aber auch seine eigne Arbeit daran gewährte ihm vielen Genuß. Die Uebersetzung mehrerer Aristophanischer Komödien hätte für ihn in keine gelegnere Zeit fallen können, als in die, worin die politische und die gelehrte Welt ähnliche Farcen gleichsam unter seinen Augen aufführte. So wenig als er bei der Wahl der übersetzten Aristophanischen Stücke ohne Rücksicht auf die Zeit und die Zeitgenossen zu Werke ging, eben so wenig war er ohne diese Rücksicht bei seinen Uebersetzungen des Euripides und Xenophon. Gerade weil es damals auch zum vornehmen Ton gehörte, von diesen seinen beiden Lieblingen herabwürdigend zu sprechen, zog er sie geflissentlich hervor, und suchte, auch durch besondere Abhandlungen, ihre Verdienste und ihren Werth in ihr wahres Licht zu stellen. Ganz besonders war dies der Fall mit dem Jon, an welchem er von jeher ein großes Interesse genommen, und er bekannte es selbst, daß er von des Euripides Jon „eine echte und getreue, aber

lesbare teutsche Uebersetzung" in der Absicht gegeben habe, damit man den, auf die Weimarische Bühne gebrachten, und „damals viel besprochenen Schlegelschen Jon mit dem Jon des griechischen Meisters vergleichen und mit eigenen Augen sehen könne, wie beide denselben Stoff bearbeitende Künstler und ihre Werke sich gegen einander verhalten; eine Vergleichung, welche, mit reinem Sinn für das Wahre, Schöne und Geziemende angestellt, für Freunde und Jünger der Kunst nicht anders als unterhaltend und lehrreich seyn könne." Besondere Veranlassungen zu dieser Vergleichung gab er aber sowohl in seinen Anmerkungen als in seinem Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon von Euripides; jedoch ohne jemals Schlegel zu nennen.

Auch zwei eigene Werke hatte er gleich anfangs für das Attische Museum bestimmt. Er schrieb darüber an Göschen: „Ich habe zwei bedeutende Werke, Agathodämon und Solon, die zum Theil noch als Embryonen in meinem Kopfe liegen, dazu bestimmt, stückweise im Attischen Museum zu erscheinen; den Solon, weil er ganz eigentlich dahin gehört, und den Agathodämon, weil er anfangs für ein altes Manuskript (qui est supposé d'être traduit du Grec) ausgegeben wird. Dieser letztere ist für die erstere Hälfte des Attischen Museums wesentlich, weil ich darauf rechne, daß er dasselbige in Reputazion setzen

werde. Die bereits fertigen drei ersten Bücher kommen in den ersten Band. Das Uebrige, was vielleicht noch 5 Bücher gibt, erscheint nach und nach im Jahre 1797, und alsdann sehe ich nicht, was Sie hindern könnte, im J. 98 einen Band der Sämmtlichen Werke aus demselben zu machen, wofern es Ihnen sonst gelegen ist.

Solon unterblieb, und in Hinsicht auf Agathodämon blieb es vor der Hand bei den drei ersten Büchern, die allein im Attischen Museum mitgetheilt wurden, denn die Veränderung seines Wohnortes hinderte ihn in der ersten Zeit an der Fortsetzung. Dagegen reifte in Oßmannstädt mehr und mehr sein Plan zu einem noch umfassenderen Werke, welches ebenfalls an die Stelle eines in früherer Zeit von ihm projektirten trat. Ein Augenzeuge von Wielands Unternehmungen aus jener Zeit, Herr Lütkemüller, berichtet hierüber Folgendes: „Nie sah ich Wieland lebhafter, als da er die Briefe Aristipps und seiner Zeitgenossen zu schreiben anfing. Seine Seele war ganz voll von dem, was dieses Werk aufnehmen, schildern und beleuchten sollte, als ich eines Tages in sein Museum zu Oßmannstädt trat. „Es war endlich einmal Zeit, — sprach er, — daß ich ein solches Werk begann. Eigentlich habe ich die Personen und Sachen, die darin vorkommen, schon von meiner Jugend an in der Seele getragen, und zum Theil auch, mehr oder minder historisch, zum Be-

sten gegeben. Aber was ich früherhin auch that, und späterhin bald so, bald anders zu thun gedachte, ich wollte einmal auch die Geschichte der Sokratischen Philosophie schreiben, — nun erst ist es für mich die rechte Zeit, das klassische Griechenthum in einer seiner anziehendsten und inhaltreichsten Perioden zu überschauen und zu behandeln. Hoffentlich wird es mir in meinem schon begonnenen Greisesalter nicht an Jugendfrische fehlen; denn nichts von der Göttergunst zu sagen, die mir als einem Musensohne noch immer zu Theil wird, so ist auch das schöne und reiche Menschenleben in jener Griechenzeit, die ich mit meinem Aristipp durchleben und durchschmecken will, an und für sich wie die Quelle der Jugend, welche unsre romantischen Ritterhelden suchten und nicht fanden. Eine Menge mannichfachen Stoffs liegt voll mannichfacher Anforderungen und Reize vor mir, und wiewohl ich das Ganze ziemlich klar und bestimmt übersehe, so weiß ich doch, daß mir auch das Eine und das Andre, woran ich jetzt noch nicht denke, in der Folge von selbst in den Weg kommen wird. Dadurch erhält mein reichhaltiger Gegenstand noch eine besondre geheime Anziehungskraft. Er zeigt mir eine Perspektive, die noch mehr ahnen als sehen läßt. — — — Aber, fuhr er nach einigen Aeußerungen fort, was werden Sie dazu sagen, daß die Hetäre Lais eine vorzügliche Rolle in meinem Aristipp spielen wird?“ — Sie hat, erwie-

derte Lütkemüller, als eine der merkwürdigsten Personen jener Griechenzeit Anspruch darauf zu machen. — „Und was machte sie zu einer der merkwürdigsten Personen? Nicht sowohl Schönheit und Liebreiz! wie groß diese auch seyn mochten, sondern vielmehr eine Bildung und Liebenswürdigkeit, die noch außerordentlicher waren als jene. In ihr blühte für die gebildetsten Griechen jener Zeit das Höchste und Vollkommenste schöner und holder Weiblichkeit. Ich weiß zwar, mit welchen Komplimenten ehrbare Matronen und gestrenge Sittenrichter über den Gebrauch, den ich von ihr mache, mich beehren werden. Sie werden pflichtschuldigermaßen zu bemerken belieben, daß mein Geist sich noch immer, wie sonst, im Umgange mit Hetären gefalle, und daß ich vermuthlich bis zu meinem letzten Lebenshauche nicht müde werden würde, sie mit ihrem hetärischen Leben und Weben zu konterfeien. Aber es ist nicht meine Schuld, daß das klassische Griechenland auch seine Aspasia, Danae, Lais, Musarion nnd wenige ihres Gleichen hatte, und daß diese für die Geschichte der Menschheit ein größeres Interesse haben und behalten werden, als alle, die sich von Gott und der Tugend berufen glauben, das Verdammungs-Urtheil über sie zu sprechen. Es wird auch von selbst erhellen, daß ich bei dem, was mein Aristipp seyn und werden soll, der Lais gar nicht entbehren kann. Uebrigens wird sich in der Griechenwelt, welche vor mir liegt, auch

Gelegenheit finden, dem Eheſtande, wie ich ſeines Orts immer gethan habe, alle gebührende Hochachtung zu erweiſen, und häusliches Familienwohl, ſo wie es ſeyn kann und ſeyn ſoll, als das reinſte und vollhaltigſte Glück dieſes Lebens darzuſtellen."

Dieſe hier genannten Werke, die allein ihm bei jeder Nazion einen ausgezeichneten Rang unter ihren berühmten, nur mit großer Achtung zu nennenden, Schriftſtellern geſichert haben würden, und die Vollendung ſeiner ſchon früher begonnenen Geſpräche unter vier Augen, beſchäftigten ihn in Oßmannſtädt mehrere Jahre lang. Hören wir nun hierüber die eigenen Mittheilungen des teutſchen Schriftſtellers, deſſen Namen ſeit vielen Jahren ſchon auch das Ausland mit Achtung genannt hatte, in ſeinen Briefen an Göſchen:

Den 19. Dec. 1797. „Es iſt hohe Zeit, liebſter Freund, daß ich Ihnen auch einmal wieder ein kleines Lebenszeichen gebe. In der That lebe ich, was das geiſtige oder (vielleicht richtiger geſagt) das litterariſche Leben betrifft, ſeitdem die unfreundliche Jahreszeit eingetreten iſt, vollauf; ich komme nur ſelten aus meinem Muſeo, aus dem Hauſe gar nicht, arbeite von Morgen bis in die Nacht, finde Tage und Wochen unbegreiflich kurz und ſchnell, und habe dem ungeachtet ſeit dem 23ſten November eines der ſchwerſten litterariſchen Abenteuer, eine metriſche Ueberſetzung der Wolken des Ariſtofanes glücklich, wie ich wenig-

stens hoffe, zu Stande gebracht. Ich bin also, wie Sie sehen, stark beschäftigt; nur freilich nicht wie ich sollte — denn an Agathodämon und meine eignen Denkwürdigkeiten wird itzt gar nicht gedacht; — aber das kann nun bei mir und meines gleichen, die so ganz von ihrem Genius und seinen Inspirazionen abhängen, einmal nicht anders seyn.

Den 19. Febr. 1798. „Ich habe seit Kurzem für den Merkur einige Gespräche, politischen Inhalts, unter dem Titel Gespräche unter vier Augen, auszuarbeiten angefangen. Drei derselben sind bereits fertig, und das erste ist schon im Februarstück des Merkurs abgedruckt. Wenn Sie so viel Zeit erübrigen können, so lesen Sie es in einer ruhigen halben Stunde con gusto. — Es kann Ihnen zur Probe dienen, was für eine Art von Fischen diese Gespräche sind, von denen meine, freilich ein wenig parteiische, Freunde viel Aufhebens machen. Ich werde den bereits aufgesetzten noch mehrere folgen lassen, und damit so lange fortfahren, bis ich alles vom Herzen habe, was ich den dermaligen konterbunten Zeitläuften für Worte zu rechter Zeit halte. — — Sie sehen, daß ich nicht müßig bin, wiewohl ich von einem etwas capricieusen Genius abhänge, und nicht immer thun mag oder kann, was ich soll."

Den 7. Mai. „Der Beifall, den Sie meinem ersten Gespräch unter vier Augen geben, schmeichelt

mir, sowohl weil er von Ihnen kommt, als wegen des Urtheils selbst, welches so gedacht und ausgedrückt ist, daß es einem jeden Manne von Geist und Geschmack und Menschenkenntniß, wie gelehrt er auch seyn möchte, Ehre machen würde. Ihre Bemerkung ist sehr richtig, und Gerons hauptsächliches Geschäft wird seyn, sie im Folgenden auszuführen. Es kommen aber, weil diese Materie nicht pressirt, vorher einige andre Gespräche, die sich noch näher auf den jetzigen Moment beziehen." *)

Den 7. November. „Ich wünsche sehr, daß noch Raum für ein 12tes Gespräch da sey, (denn das Fragment eines Gesprächs zwischen Geron und dem Unbekannten bekommt keine Nummer, es ist nur ein Appendix), wovon ich gestern Abend entbunden worden bin, und das ich Ihnen gern sogleich übersendet hätte, wenn es nicht zuvor ins Reine geschrieben, und einige Dutzend Mal revidirt, emendirt und auspolirt werden müßte. Dieses zwölfte Gespräch unter vier Augen ist nöthig, um das Ganze vollständig zu machen und zu runden. Sie werden also so gut seyn und dafür sorgen, daß ihm auf alle Fälle Platz verschafft werde; denn es ist weder ein Ueberbein noch ein Appendix, wiewohl auch das Fragment, obgleich nur ein Appendix, nicht wohl wegfallen darf; denn es ist

*) S. hierüber Theil 3. S. 432 fg.

eine kleine Herzenserleichterung zwischen meiner eigenen Wenigkeit (Geron genannt) und einer ungenannten Königlichen Majestät: — und da man nicht alle Tage Gelegenheit hat, den Königen ihre Wahrheiten zu sagen, so ist immer gut, wenn man vom Moment profitirt. — — — — Ich habe (wiewohl in diesen Gesprächen die Sache der Menschheit freimüthig geführt wird, und Wahrheiten gesagt werden, die man weder zu Paris, noch zu Wien oder Petersburg von den Dächern predigen hört,) meiner Denkart und der Klugheit gemäß, mich vor allem, was einem auch nur halbweg vernünftigen Leser anstößig, oder dem Respekt, den man den Machthabern schuldig ist, zuwiderlaufend scheinen könnte, sorgfältigst gehütet, und hoffe also, mit der dortigen Censur in keine Kollision zu kommen; wiewohl ich nicht dafür stehe, daß das Buch nicht in Wien verboten werden wird, wie beinahe alles Gute, was außerhalb Wien ans Licht tritt."

Den 28. Februar 1799. „Hier, mein geliebter Freund, überreiche ich Ihnen das 7te und letzte Buch des Agathodämon, des, in mehr als einer Rücksicht, wichtigsten und besten meiner Werke. So wird — dies sagt mir mein Genius — die Nachwelt mit mir davon urtheilen, wie gleichgiltig es auch in dem Moment, worin wir leben, aufgenommen werden mag. Dieses siebente Buch war mir eine sehr schwere Aufgabe, vielleicht die schwerste von allen, die ich mir aufgeben konnte; auch

werden Sie und der arme Setzer es dem Manuskript nur zu sehr ansehen. Die Ausführung wurde mir um so mühsamer, da Jahrszeit und Witterung Geistesarbeiten dieser Art sehr ungünstig waren, und also desto mehr Anstrengung erfordert wurde, um mich selbst zu befriedigen. Ich habe das ganze Buch mehr als sechsmal von neuem durch- und einige Hauptstellen ganz umgearbeitet, und des Feilens und Polirens wollte kein Ende werden. Nun ist es — wie es ist; ich bin mit mir selbst zufrieden, denn ich weiß, daß ich als Mensch, als schriftstellerischer Volkslehrer und als Dichter mein Bestes, und also meine Schuldigkeit gethan habe. Mögen Sie, mein Freund, nun eben so viel Freude daran haben können als ich selbst! — — — Uebrigens wünsche und hoffe ich, daß mein Apollonius, oder Agathodämon (wie sie ihn lieber nennen wollen), Sie mit den Griechen wieder völlig aussöhnen und aufs Reine bringen möge. Denn daß Griechische Simplicität und Griechische Grazie, mit Griechischer Bestimmtheit und Korrektheit verbunden, in diesem Werke ist, weiß ich so gewiß, als ich weiß, daß der, leider! nicht mehr Vatikanische Apollo nicht von einem Steinmetzen gehauen ist, — so gewiß als ich weiß, daß in Schlegels Uebersetzuug der Elegie des Hermesianax zwar häßliches griechenzendes Teutsch und detestable Hexameter, aber kein Fünkchen Griechischen Geistes und Geschmacks ist."

Den 15. Jul. „Sie fragen mich, lieber Freund, ob ich mit 15 Thaler, so Sie mir für jeden Bogen der Gespräche und des Agathodämon berechnen wollen, zufrieden sey? Warum sollte ich nicht, zumal wie meine Actien beim Publico dermalen zu stehen scheinen, sehr wohl damit zufrieden seyn? Sie wissen ja, daß ich gleich anfangs Ihrer, mit mehr Muth und gutem Willen als Vorahnung des Erfolgs (wiewohl von mir mehr als einmal gewarnt) unternommenen, Ausgaben meiner Sämmtlichen Werke die Bestimmung des Ehrensolds Ihnen selbst anheim gestellt habe. Daß die Entrepriſe für Sie selbst, und vielleicht auch für mich, vortheilhafter hätte ausgeführt werden können, werden Sie, wie ich nicht zweifeln kann, itzt selbst einsehen. Ihr lebhafter Geist und ihr Herz ließ Sie zu viel von unserer Nazion hoffen. — Sie trachteten nach dem Höchsten in Ihrer Kunst, und opferten Ihr eigenes Interesse dem Gefühl und Verlangen, etwas für den Ruhm einer Nazion zu thun, die keine Nazion ist und selbst kein Nazionalgefühl hat. Der König von Preußen (einer der verständigsten und würdigsten Könige, die je gewesen sind,) hat mir zwar erst vor wenig Tagen ein recht großes Kompliment zu Ihren Handen darüber gemacht, daß die Prachtausgabe meiner Werke der teutschen Nazion so große Ehre machte: — aber dieser zeitlichen Ehre wegen wird doch unter zwanzig seiner reichen Edel-

leute in Schlesien schwerlich Einer seyn, der ein Exemplar dieser kostbaren Auflage kauft. Was dem Unternehmen nicht weniger geschadet hat, sind die verwünschten lateinischen Lettern, die wir uns von den Liebhabern der geraden und halbrunden Linien haben aufschwatzen lassen. Ich habe seit 3 bis 4 Jahren Gelegenheiten genug gehabt, von Herren und Damen aller Klassen und Stände aus ihrem eignen Munde die Versicherung zu hören, daß sie teutsche Werke lieber mit den sogenannten teutschen, d. i. mit den gewöhnlichen Lettern, gedruckt lesen, als mit lateinischen; auch ist, wenn man die Wahrheit ehrlich gestehen will, unläugbar, daß die Breitkopfischen Formen der teutschen Lettern das Auge weniger angreifen als die lateinischen. Nichts von dem leidigen Glätten zu sagen, das den dreifachen Nachtheil hat, 1) daß es den Augen weh thut, 2) das Schreibpapier (weil man nun nicht darauf schreiben, und nicht einmal einen Druckfehler korrigiren kann), zu einer Art von Druckpapier macht, und 3) dem ungeachtet ein Buch wesentlich vertheuert. Ich hätte Ihnen die Erwähnung dieser odiösen Nachwehen, die nun einmal zu nichts helfen kann, gern erspart, wenn ich nicht die positive Erklärung, die Sie mir vor einiger Zeit gaben, daß aus Ihren Pressen kein mit teutschen Lettern gedrucktes Buch mehr kommen würde, noch unverdaut im Kopfe liegen hätte. Denn daraus sehe ich, daß an eine zweite Ausgabe

meiner Sämmtlichen Werke nie zu denken seyn wird, und daß Sie, ungeachtet Ihnen bekannt seyn muß, daß unter 10 Bücherlesern und Käufern wenigstens 7 (gewiß noch mehr!) für die teutschen Buchstaben sind, den Gewinn von meinen Schriften lieber einem Nachdrucker überlassen, als von einem aus Gründen a priori gefaßten Entschluß abgehen wollen, wiewohl die Erfahrung Sie auf Kosten Ihres Beutels überzeugt hat, daß das Publikum (für welches man doch am Ende druckt) es lieber anders gesehen hätte. Sogar Engländer und Franzosen haben mir gesagt, sie läsen teutsche Bücher lieber mit teutschen Lettern, und wer sich die unendlich größere Mühe nehme, unsre Sprache zu lernen, könne sich wohl auch die kleinere geben, die teutschen Lettern lesen zu lernen.

„Alles dies, lieber Göschen, schreibe ich Ihnen nicht, weil ich mit der edeln Art, wie Sie das Eigenthumsrecht an den Verlag meiner Sämmtlichen Werke (dessen ruhigen und ausschließlichen Besitz ich, als ein von den Gesetzen ungeschützter teutscher Schriftsteller, Ihnen nicht einmal garantiren kann), von mir an sich gebracht haben, nicht vollkommen zufrieden wäre. Gott ist mein Zeuge, daß ich mehr als zu sehr überzeugt bin, daß Sie wahrscheinlich zu Ihrem Schaden großmüthig gegen mich gewesen sind. Aber das kann ich Ihnen nicht verbergen, es thut mir wehe, daß Sie gerade an einem der vorzüglichsten meiner

Werke, dem Agathodämon, so ökonomisch zu werden anfangen, daß Sie Sich zu schaden geglaubt hätten, wenn Sie von der guten Taschen- und von der ordinairen wohlfeilen Ausgabe etliche hundert Exemplare ohne die auf der ersten Kolumne eines jeden Bogens befindlichen Worte Wielands Sämmtliche Werke Bd. — hätten abziehen lassen. Sie sagen, es hätte darum keiner besondern Ausgabe bedurft, weil Ihnen von der bisher gemachten Auflage so viele Exemplare liegen blieben, als sie etwa nöthig haben könnten, diejenigen, die das Buch besonders haben wollten, zu befriedigen. Aber wer wird den 31sten und 32sten Band meiner Sämmtlichen Werke besonders haben wollen? — Ganz natürlich hingegen läßt sich vermuthen, daß, da die Gespräche sowohl als Agathodämon neue und noch wenig bekannte Schriften sind, viele Liebhaber, denen die kostbaren Ausgaben meiner Sämmtlichen Werke zu theuer sind, froh gewesen wären, wenn sie den einen oder den andern, nicht als den 31sten und 32sten Band meiner Sämmtlichen Werke, wovon sie die 30 vorhergehenden nicht besitzen, sondern als ein für sich bestehendes Buch hätten kaufen können. So aber muß ich entweder glauben, mein Kredit sey seit etlichen Jahren unter den Teutschen ganz außerordentlich tief herabgesunken, oder Sie können für gewiß annehmen, daß bald genug ein Nachdruck erscheinen wird, wobei

ich doch wenigstens den Vortheil habe, daß mein Buch von mehrern gelesen wird, Sie hingegen allein den Nachtheil haben, — weil Sie es so wollten. Sie erinnern sich ohne Zweifel, daß ich mir etliche Exemplare vom Agathodämon ausbat, um einige Freunde damit regaliren zu können. Da Sie aber keine andern als mit Wielands Sämmtlichen Werken 31. 32. Band bezeichnete Exemplare haben, und es schwerlich irgendwo gebräuchlich ist, daß man von einzelnen Bänden einer aus 32 Bänden bestehenden Collektion Präsente macht, so thue ich sehr ernstlich Verzicht auf solche Exemplare; kann aber nicht anders als mit tiefem Gefühl beklagen, daß ich mich selbst bereits überlebt habe, und daß es so weit mit mir gekommen ist, daß Sie — einst ein so sehr (nur zu sehr!) enthusiastischer Liebhaber meiner Geistesgeburten — Sie, der so viele Tausende an meine Schriften gewagt hat, — nicht einmal riskiren mochten, etliche hundert Exemplare besonders abziehen zu lassen, da doch dazu nichts weiter als die kleine Mühe erfodert wurde, von jedem Bogen, nachdem die zu den Sämmtlichen Werken erforderliche Zahl abgedruckt war, die oft erwähnte Signatur (oder wie mans nennt) von der ersten Kolumne desselben abnehmen zu lassen. Ich weiß nicht, wie mir der Verfall meines Kredits und meiner Gunst bei dem lesenden teutschen popello lebendiger hätte zu Gemüthe geführt werden können; und bin also auch

vollkommen der Meinung, daß es bei den 32 Bänden wenigstens für das 18te Jahrhundert sein Bewenden haben müsse. Vielleicht geht im Neunzehnten ein günstigerer Stern über uns auf, und ich will mich indessen, wie jener Griechische Flötenspieler, begnügen, den Musen und mir selbst zu spielen.

„Ob ich Sie — ungeachtet der kleinen Herzenserleichterung, womit ich Sie, ohne zu ersticken, nicht verschonen konnte, — noch lieb habe, ist allerdings keine Frage. Ich könnte Sie nicht mehr lieben, wenn Sie mein Bruder oder Sohn wären. Sie sind ein edler und guter Mann, und haben sich als ein solcher gegen mich bewiesen: und wenn Sie mir diesesmal ein wenig Weh gethan haben, so weiß ich wenigstens, daß Sie es nicht wollten, und ich klage nicht Sie, sondern die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und meinen Kakodämon an, der dem Agathodämon, seinem natürlichen Gegner, bei dieser Gelegenheit einen kleinen Streich zu spielen nicht umhin konnte. Uebrigens, lieber Göschen, umarme ich Sie von ganzem Herzen, und werde nur mit dem Daseyn aufhören, Sie zu lieben und zu schätzen.“

Den 14. Dec. 1799. „Wie sich die Zeiten geändert haben! Wer von uns beiden hätte vor 7 oder 8 Jahren gedacht, daß eine Zeit kommen und so bald kommen würde, wo Ihnen, mein Freund, dessen eifrigster Wunsch einst war mein Verleger zu

seyn, bei der Ankündigung einer neuen Frucht meines Geistes eben so zu Muthe seyn würde, und, den Umständen nach, seyn müßte, wie einem von knappen Einkünften lebenden Vater von 13 Kindern, dem seine liebe Ehehälfte die 14te Schwangerschaft ankündigt! Weß das Herz voll ist, deß, sagt man, geht der Mund über. Das Ihrige, lieber Göschen, muß sehr voll gewesen seyn, da Ihnen an einer Stelle Ihres Schauspiels*) der Einfall entwischte: die alten Schriftsteller schreiben ums Geld. Mein erster Gedanke, wie ich diese Stelle las, war: wie sehr muß mein guter Göschen, dem es doch wahrlich sonst nicht an Delikatesse fehlt, zusammengedrückt seyn, daß ihm nicht ahnete, ob der alte nun bald 50 Jahre schriftstellende Wieland diese, in dem Mund eines Buchhändlers und Verlegers keineswegs gleichgiltige, Bemerkung nicht etwa auf sich ziehen, und für einen kleinen avis au lecteur halten werde, den ihm sein, von den ungeheuern Kosten einer dreifachen Auflage von 32 Bänden in 4. gr. 8. und kl. 8. erschöpfter und schachmatt gemachter, Verleger bei dieser Gelegenheit habe geben wollen. Der

*) Welches Göschen, nach einem engländischen bearbeitet, Wielanden in der Handschrift zur Beurtheilung zugesendet hatte. Göschen hatte einen Verdacht, wie Wieland ihn hier äußert, nicht für möglich gehalten; man urtheile nun selbst, wie sehr gereizt Wieland seyn mußte, da er ihn schöpfte.

Himmel verhüte, daß ich Ihnen Unrecht thue! Aber, wenn ich alle Umstände zusammen nehme, kann ich mir die Sache doch nicht wohl anders erklären — und was noch mehr ist, ich kann es Ihnen auch nicht verdenken, daß Ihnen meine Fruchtbarkeit lästig zu werden anfängt; nur werden Sie mir gern gestehen, daß es für mich traurig ist, eine solche Epoche erlebt zu haben. Als wir unsern Kontrakt wegen meiner Sämmtlichen Werke schlossen, sahen wir leider nicht tief genug in die Zukunft; sonst hätten Sie Sich vermuthlich wohl gehütet, sich auch das ausschließliche Verlagsrecht auf meine künftigen Schriften auszubedingen; ein Punkt, der uns jetzt beide nicht wenig drückt, doch in der That mich am meisten, da der Gedanke, Ihnen mit einem solchen Werke, wie mein Aristipp ist, unwillkommen zu seyn, für mich natürlicher Weise gar zu demüthigend ist, um erträglich zu seyn. Lassen Sie uns aufrichtig und mit gänzlicher Offenheit, wie es unsrer Freundschaft würdig ist, mit einander reden. Mein Vorsatz war, Ihnen von meinem Aristipp nicht eher als nach der Ostermesse 1800 Nachricht zu geben. Aber der aus gutem Herzen voreilende Freund B. verwirrte mir meine Zirkel. Er schrieb Ihnen schon vor einiger Zeit, ohne mein Vorwissen, vermuthlich in einem ziemlich enthusiastischen Ton von meinem neuen Werke, und Sie antworteten ihm nichts darauf, wie er mir in der Folge gestan-

den hat. — — — Das Unangenehme, das hieraus erfolgte, ist nun dieses: Sie wissen von meinem Aristipp, und lassen Sich davon weder gegen mich noch B. ein Wort verlauten. Ich weiß, daß Sie es wissen, und wenn ich den ganzen Ton und Inhalt Ihrer letzten Briefe an B. und mich mit jenem Stillschweigen zusammen nehme, so kann ich mit Händen greifen, daß mein Werk Ihnen itzt ganz zur Unzeit käme, und daß ich dessen nicht einmal erwähnen kann, ohne Sie zu ängstigen und in Verlegenheit zu setzen. Dies, lieber Göschen, ist der dermalige Stand der Sache; und da ein längeres Schweigen nichts mehr helfen kann, so ist besser, wir expektoriren uns gegen einander, wie braven Leuten und alten Freunden zusteht. Wenn Sie Muße, Gemüthsruhe und Frohsinn genug haben könnten, um ein so starkes Manuskript mit Vergnüglichkeit und à votre aise durchlesen zu können, so würde ichs Ihnen zum Lesen (nicht zum Druck) zuschicken, und ich halte mich gewiß, auch Sie würden finden, daß ich allen meinen Werken die Krone dadurch aufsetze, und daß 50 Jahre meines vergangenen Lebens dazu nöthig waren, um mich fähig zu machen, dieses zu schreiben. Ein solches Buch schreibt man nicht ums Geld, aber wenn man anderthalb Jahre bloß auf die Hälfte desselben verwendet hat, und es nun einmal geschrieben ist, und man in so engen Schuhen steckt wie ich (denn daraus kann ich

kein Geheimniß machen), so will man freilich Geld dafür haben. So sehr ich dessen aber auch bedarf, so bin ich doch schlechterdings unfähig, Ihnen nur etwas überlästiges, geschweige etwas unmögliches zuzumuthen. Ich kann warten, und muß es wohl können; nur mußte ich Ihnen von der Sache sprechen, theils damit Sie mir Ihre Gedanken ganz offenherzig eröffnen können, theils damit Sie, auf den Fall daß Sie Sich mit dem Verlag befassen wollen, ihre Arrangements in Zeiten zu treffen im Stande sind. Wahrscheinlich wird die Ostermesse erst abgewartet werden müssen (wiewohl sie schwerlich besser als die vergangene ausfällen wird), denn überhaupt scheint es itzt auf das berühmte to be, or not to be anzukommen, und bis dieses entschieden ist, läßt sich nicht viel Zuverlässiges vorherbestimmen. Ich wiederhole was ich gesagt habe, lieber Freund! Ich muthe Ihnen nichts zu; aber was ich, wenn es hätte seyn können, gewünscht hätte, kann ich Ihnen ja wohl wie einen Traum, erzählen.

Den 24. Dec. „So weit hatte ich vor 10 Tagen geschrieben, als mir ein solcher Schwall andrer Dinge zu schicken und zu schaffen, zu lesen und zu schreiben, auf den Hals kam, daß ich keine Zeit übrig behielt, diesen Brief zu vollenden. Nun, da ich wieder Luft habe, fahre ich fort, wo ich stehen geblieben bin. — — Das Werk, woran ich seit mehr als 1½ Jahren gearbeitet habe, und wo-

von ich die Idee schon lange vor Erscheinung des Anacharsis gefaßt hatte (von welchem es auch ganz verschieden ist) hat zum Titel: Aristipp und seine Zeit. Eine Sammlung von Briefen an seine vertrauteren Freunde und dieser an ihn. Böttiger, der vielleicht zu schwärmerisch davon spricht, aber doch über ein Buch dieser Art einer der kompetentesten Richter ist, kann und wird Ihnen mit gutem Gewissen sagen können, daß mich in dem, was ich Ihnen bereits davon gesagt habe, die väterliche Liebe nicht verblendet hat, und daß die Schuld nicht an mir läge, wenn es keine allgemeine Sensazion unter dem gebildeten Publiko machen würde, wiewohl sich seit einiger Zeit eine obskure Kabale gegen mich erhoben hat, die vielleicht unter der Hand von berühmten Männern begünstiget wird. Wie dem auch sey, ich wünschte meinen Aristipp als ein für sich bestehendes Werk gedruckt zu sehen, und weiß kein anderes Mittel, wie es, ohne Hilfe eines Nachdruckers, in recht viele Hände kommen kann. Die Anzahl derer, die meine von Ihnen verlegte Sämmtliche Werke gekauft haben, ist gegen die Besitzer der ältern Ausgaben meiner Schriften, die entweder zu arm oder zu geizig sind, sich eine der neuen Ausgaben anzuschaffen, sehr gering. Es sind mir selbst viele Gelehrte bekannt, die z. B. meinen Agathodämon gekauft hätten, wenn er als ein besonderes Buch ge-

druckt wäre, denen er aber, da er als 32ster Band meiner Sämmtlichen Werke heraus kam, unbekannt blieb, und ich weiß für gewiß, daß eine Menge Leser meiner Schriften entweder seine Existenz gar nicht, oder nur aus dem kannten, was davon ins Attische Museum gekommen ist. Daß Sie (wie Sie mir neulich schrieben) den 31sten und 32sten Band der Sämmtlichen Werke unter einem eignen Titel besonders verkaufen, hilft nicht das Geringste, da auf jedem Bogen ein Custos steht, der dem Leser sagt, daß dieß der 31ste oder 32ste Band von Wielands Sämmtlichen Werken sey. Denn welcher Mensch kann wohl Lust haben, den 31sten oder 32sten Band einer Kollection zu kaufen, von welcher er nicht auch die vorhergehenden 30 Bände besitzt? Dies springt einem Jeden so stark in die Augen, daß niemand begreifen kann, warum Sie, da Sie nun einmal eine besondere Ausgabe der Gespräche und des Agathodämon für unnöthig hielten, nicht wenigstens (was doch so leicht zu veranstalten war), den Custos von jedem Bogen der Exemplare, so Sie zum á parte Verkauf bestimmten, wegnehmen ließen, nachdem die Anzahl, welche Sie à peu près für die Abnehmer der Sämmtlichen Werke noch nöthig haben, abgedruckt war. Auf alle Fälle wird also, wenn Sie Sich des Verlags vom Aristipp nicht aus eigener Bewegung entschlagen wollen, und Sie Sich also über lang oder kurz

zum Druck desselben entschließen, die erste Bedingung, deren Gewährung ich mir ausbitten muß, diese seyn, daß Sie eine besondere feine Ausgabe von diesem neuen Werk machen, und dem Publiko zugleich melden, daß Sie es als 33sten Band ꝛc. der Sämmtlichen Werke nur für diejenigen Besitzer der 3 schönen Ausgaben, die es ausdrücklich verlangten (und vorausbezahlten, würde ich hinzusetzen) abdrucken lassen würden. Niemand wird es übel finden, wenn Sie bei einem schon zu so vielen Bänden angeschwollenen kostbaren Werke eine solche praecaution nehmen, und viele werden es Ihnen noch Dank wissen, wenn Sie den Aristipp in einer eleganten, aber wohlfeilern Ausgabe, als die in 4. und gr. 8., in die Welt schicken.

„Das Werk wovon bisher die Rede war, besteht aus 4 Büchern. Zwei davon sind, nach beinah unzähligen Revisionen und Ueberarbeitungen, in einem solchen Stand von Korrektheit, daß ich nichts mehr daran zu verbessern weiß. Das Manuscript ist von meiner eignen Hand, sehr leserlich und, der vielen Emendazionen ungeachtet, für den Setzer so bequem und deutlich, als er nur verlangen kann, in 4to abgeschrieben. Das Manuskript der 2 ersten Bücher ist leider ziemlich stark, und wird wenigstens 36, vielleicht 38 bis 40 Bogen erfodern. Zu diesen zwei Büchern kommen also, wenn mein Plan vollständig ausgeführt wer-

den kann, noch zwei Bücher, die an Bogenzahl wenigstens eben so stark werden dürften, und woran ich, ohne mich zu einer bestimmten Vollendungszeit anheischig zu machen, so wie Lust und Liebe zum Ding mir Müh und Arbeit gering machen werden, in diesem nächst angehenden Jahre zu arbeiten anfangen werde. Sollte ich das Ende dieser Arbeit, gegen besseres Verhoffen, nicht erleben, so würden dennoch die zwei ersten Bücher als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden können, und wenigstens ungleich weniger Fragment seyn, als Idris und Zenide. Die Hauptbedingung einer glücklichen Vollendung meines Plans ist — mehr Gemüthsruhe und Befreiung von der drückenden Lage, worin ich mich seit einem halben Jahre befunden habe.

„Meine zweite Bedingung wäre denn also: daß im Jahre 1800 wenigstens ein Anfang mit dem Druck gemacht würde, wofern es auch nicht möglich oder rathsam wäre, die 2 ersten Bücher noch im Lauf des Jahres ins Publikum zu bringen; was ich freilich lieber sehen würde. Meine dritte Bedingung ist nicht sowohl eine Bedingung als ein Wunsch, und da er bloß einen Punkt der größten Billigkeit betrifft, und wir über diesen Artikel noch immer leicht einig worden sind, auch die Sache überhaupt noch im weiten Felde ist, so wird es noch Zeit genug seyn davon zu sprechen, wenn ich erst Ihre Meinung und Gesinnung über die

Hauptsache vernommen haben werde. — Ich finde es sehr natürlich, daß auch die herzhaftesten Unternehmer in den zeitherigen Umständen den Muth verlieren mußten. Vielleicht bringt uns die neue Staatsveränderung in Frankreich einen baldigen Frieden; und gewiß würde das Wort Friede, sobald es aus dem Munde des Friedensengels durch Europa erschallen würde, ein elektrischer Schlag seyn, der das stockende allgemeine Leben auf einmal wieder durch alle Adern strömen würde."

Den 19. Januar 1800. „Sie haben, liebster Göschen, meinen letzten etwas mißlaunigen Brief so gut und freundlich genommen, wie ich Ihrer Denkart und Ihrem Herzen mit Recht zutrauen konnte. Die kleinen Mißverständnisse sind gänzlich gehoben, mein Gemüth beruhigt, und ich überlasse mich wieder der gewissen Zuversicht, daß Sie noch eben so von mir denken und für mich gesinnt sind wie ehedem, und daß unsre freundschaftliche Verbindung nur mit unserm Leben aufhören kann. Was nunmehr wegen meines Aristipps noch zwischen uns auszumachen ist, wird (wie Sie sagen) bald abgethan seyn, da Sie durch Ihre vorläufige Erklärung meinen Wünschen auf die edelste und verbindlichste Art entgegen kommen. — — — Ich schicke Ihnen, da Sie Sich dadurch einige Unterhaltung zu verschaffen hoffen, das erste Buch der Aristippischen Briefe. — — Und nun, liebster Freund, empfangen Sie zum Schluß meinen herz-

lichsten Dank für die Beruhigung und die Freude, die Sie mir durch den ganzen Inhalt ihres letzten Schreibens gegeben haben, und für alle darin enthaltenen thätigen Beweise Ihrer unveränderten warmen Liebe und Achtung für Ihren ewig ergebenen und verbundenen Wieland."

Den 14. April. „Aristipp ist glücklich und wohlbehalten wieder angelangt und mit der freundlichen Aufnahme, die er bei Ihnen gefunden und Ihrem günstigen Urtheil von ihm unendlich zufrieden; und dies freilich um so mehr, da er (unter uns gesagt) ein wenig eitel und seiner Liebenswürdigkeit sich stark genug bewußt ist, um sich einzubilden, es bedürfe eben keinen großen Aufwand von Nachsicht, um ihm seine Fehler seiner guten Qualitäten wegen zu gut zu halten. — Was die Kupfer betrifft (weil doch ja Kupfer seyn müssen), so dächte ich unmaßgeblich: Sokrates und Lais unter dem großen Oelbaum vor dem Tempel der Minerva Polias sitzend sollten ein feines Sujet zur Dekorazion des 1sten Buchs (oder Theils) abgeben. Dem Zeichner müßte bestens empfohlen werden vorzüglich auf folgende Punkte Rücksicht zu nehmen: 1) Sokrates wird mit möglichster Genauigkeit, so wie er in den besten Gemmen und Büsten von den Alten abgebildet erscheint, dargestellt. Er ist in seinem 70sten Jahre, aber noch gerade, kräftig und lebhaft. Er ist wie ein rechtlicher Bürger von Athen gekleidet, und hat

eine Art von Schuhen oder Sandalen unter die Füße gebunden. Er sitzt der Lais gegenüber in der Attitude eines mit Enthusiasmus Redenden. 2) Lais, eine Dame von 22 Jahren ungefähr, kann nicht schön, edel und reizend genug dargestellt werden; sie muß eher einer Göttin als einer Sterblichen gleich sehen, und in ihrem ganzen Anzug, Kopfputz und Anstand das Air einer vornehmen Griechischen Dame haben. Nächst ihrem Kopf muß auf ihr Gewand vorzüglicher Fleiß verwendet werden, damit es sich in viele, aber leichte und zierliche Falten lege, um die schönen Formen ihres Körpers zwar anständig zu bedecken, aber nicht zu verbergen. Außer ihrem Gesicht (von welchem der Schleier ganz zurückgeschlagen ist) darf nichts an ihr völlig bloß gesehen werden als die Arme bis nahe an die Schultern. Sie sitzt so, daß sie en profil gesehen wird, in einer ruhigen schönen Attitude, den Kopf ein wenig vorwärts gebückt, die Hände über einander gelegt, dem Sokrates mit Aufmerksamkeit und Interesse zuhörend. 3) Die Scene ist unter einem großen alten Oelbaum, nahe am Tempel der Minerva, von welchem die Façade im Mittelgrunde, von der Seite in die Augen fällt. Im Hintergrunde sieht man die Propyläen, unter welchen ein Paar (oder auch mehre?) junge Athener lustwandeln, — oder mit Betrachtung der Statuen des Perikles, Solons u. A. beschäftigt sind. — — Wenn die

Zeichnung entworfen seyn wird, wünschte ich, daß Sie die Güte hätten, sie mir zur Ansicht mitzutheilen. Der Zeichner kann mit diesem Stück Ehre einlegen — wenn's ihm darum zu thun ist.

„Für den zweiten Theil gefällt mir der von Ihnen vorgeschlagene Tod des Kleombrotus, so wie Kleonidas ihn malen will, dargestellt, am besten. Freilich gäbe das Gemälde des Parrhasius, Demos Athenäoon genannt, ein herrliches Stück, aber es erfoderte einen Zeichner wie Rafael — Mengs wenigstens, und eine gute Ausführung desselben würde für ein Titelkupfer viel zu kostbar ausfallen. Ich wünsche aber, daß ein großer Zeichner und ein trefflicher Kupferstecher (aber kein Punktirer) sich künftig zusammenfinden und die Darstellung dieses Stücks unternehmen möchten. Es wäre etwas, das der Chalkographischen Gesellschaft zu Dessau würdig wäre."

8.

Man sieht, wie heiter und wohlgemuth sich Wieland fühlte, wenn er in seinem Museum sich zurück versetzte in das ihm so befreundete Griechenland, daß er aber doch, um der Mißstimmung zu entgehen, die ihn bei dem Gedanken an das, was kecker Muthwille — ungerügt von den Freunden — sich gegen ihn erlauben durfte, nicht selten über-

schlich, eines Asyls wie sein Osmantinum, und der Erheiterungen, die er daselbst fand, wohl bedurfte. Zum Glück für ihn und für die Werke, die er hier schrieb, vereinigte sich hier Vieles, ihm das Unerfreuliche der Gegenwart vergessen, und ihn — wenigstens für einige Zeit — so glücklich zu machen, als er für die Tage seines Alters ersehnt und durch ein arbeitvolles Leben reichlich verdient hatte.

Am 30. Juli 1798 schrieb er Göschen: „Mein Bau und die Ameliorazionen in meinem weitläufigen und sehr nützlicher Verbesserungen fähigen Garten gehen, aus Mangel an genugsamen Arbeitern, langsam von statten: indessen rückt doch alles vorwärts, und ich habe gute Hoffnung, Freude an meiner Schöpfung zu erleben, und wenn ich nach Vollendung meines sechsten großen Tag- (i. e. Jahr-) Werks alles was ich gemacht habe, ansehen werde, mit Einstimmung aller Verständigen sagen zu können: Siehe, es ist gut! Alles sehr gut, d. i. aufs Beste zu machen, scheint ein Geheimniß zu seyn, das sich unser lieber Herr Gott vorbehalten hat. Wir arme Menschlein müssen und wollen uns an dem Positivus genügen lassen. — Böttiger wird Ihnen sagen, daß ich mich nebst denen, die mir der Himmel bis itzt noch gelassen hat, so wohl befinde, als (wenigstens was mich betrifft) nur in dieser ländlichen Retraite, worin ich lebe, möglich war. Sollte ich an Dauer unsern dermaligen litterarischen Patriarchen, Gleim

und Klopstock, nahe kommen, so werde ich es meinem lieben Osmantino großentheils zu danken haben."

An denselben. Den 24. Dec. „Die gute Meinung, mein theurer Freund, die Sie von meiner Dauerhaftigkeit gefaßt haben, bestätigt sich bis jetzt durch mein Wohlbefinden in diesem ungewöhnlich harten Winter; aber ihre darauf gegründete Hoffnung, daß ich ein ziemlich betagter Patriarch werden dürfte, würde mir noch zehnmal mehr Freude machen, wenn ich Kredit genug bei Ihnen hätte, die hypochondrische Grille vertreiben zu können, die Sie Sich in den Kopf gesetzt haben, daß Sie mein Alter nicht erreichen würden. Vor zwanzig Jahren dachte und glaubte ich über diesen Punkt von meinen Gesundheitsumständen gerade so wie Sie von den Ihrigen; ich hatte gar keinen Begriff davon, wie ich 60 Jahre sollte alt werden können, und hatte zu diesem Mißtrauen in meine Leibesbeschaffenheit eben so viele und vielleicht noch mehr Ursachen als Sie. Nach dem 55sten Jahre wurde meine Gesundheit unvermerkt immer fester, und ich befinde mich nun im 66sten so, daß ich ohne Absurdität mein 10tes Stufenjahr zu überleben hoffen kann. Warum sollte es mit Ihnen nicht eben so gehen? Ich hoffe und glaube es, und ein großer Theil meiner Glückseligkeit beruht auf diesem Glauben; denn Sie sollen und müssen mich überleben, wäre es auch nur um meine Con-

fessions oder Nachrichten von mir selbst und meinen Schriften oder wie Sie meine Selbstrecension betiteln wollen, verlegen zu können, die nicht eher als nach meinem Hingang aus dieser Welt gedruckt werden soll."

An denselben. „Herzlich erfreut es mich, daß Ihnen Ihr Hohenstaettinum wenigstens eben so wohl zuschlägt, als mir mein Osmantinum, — und wiewohl ich Ihnen keinen Augenblick verdenken kann, daß Sie den Zauber des reinen Naturlebens unter ländlichen Beschäftigungen und Genüssen stark genug fühlen, um von Zeit zu Zeit mit Macht an den Fesseln zu schütteln und zu reißen, die Sie an Ihren mühvollen Beruf binden, so freue ich mich doch nicht weniger, daß Sie Sich das selbst sagen, was Sie mich, wofern ich mit Ihnen unter Ihren Vegetabilien und Animalien Hand in Hand herumwandeln könnte, Ihnen so wahr und schön sagen lassen. Wohl Ihnen, lieber Göschen, daß weder der Kaufmannsgeist noch die Künstlerische Ruhmgier diese schönen und rein menschlichen Gefühle in Ihnen geschwächt haben, die Ihnen und mir das Leben erst zum Leben machen. Bedenken Sie aber auch, daß Ihr Freund Wieland 64 Jahre alt wurde, bis er dazu kam, den Lieblingswunsch seines Lebens (wiewohl unter ziemlich lastenden Bedingungen) erfüllt zu sehen. Sie, mein theurer Freund, werden viel früher zum ruhigen Genuß der Früchte

Ihrer Arbeiten kommen. Es ist noch um 10 Jahre höchstens zu thun, so können Ihre Söhne das Lästigste der letztern auf ihre jüngeren Schultern nehmen, und Sie legen Sich dann in den Schatten Ihrer selbst gepflanzten Bäume, und Ihre Seele freut sich einer schönen Natur, die gewissermaßen Ihre eigne Schöpfung ist, und schaut mit heiterm Blicke und frohem Bewußtseyn in ein Segen- und Arbeitvolles, aber mit edelm Streben nach einem schönen Zweck wohlgeführtes Leben zurück. Daß dies, liebster Freund, in den Armen Ihrer guten Henriette, Ihr Loos seyn möge, und dereinst ein ruhiges, glückliches und Nostorisches Alter die Krone darauf setze, ist einer der wärmsten und herzlichsten Wünsche Ihres ewig treu ergebenen und verbundenen Wieland."

Wieland, der auch eines solchen Rückblicks auf sein vergangenes Leben sich erfreuen konnte, fühlte sein Alter höchst beglückt, wenn auch er seine neuen Schöpfungen vor sich sah, wenn er in seiner 300 Schritte langen doppelten Linden-Allee auf und niedergehen, in seinem Hölzchen umherirren, nach seinen Spalierbäumen und sonstigen Pflanzungen sehen, und die Hoffnung des Herbstes an seinen Traubengeländern schon voraus genießen konnte; und er fühlte sich dann wirklich — wie er seinem Gleim schrieb — in einer Art von Elysium, wenn er erwog, „daß ihm zu der Glückseligkeit, ungestört mit den Geistern der Weisen und Dichter

der Vorwelt Umgang zu pflegen, auch das Vergnügen gegönnet war, seinen guten Genius, in Gestalt eines Weibes, an seiner Seite, und einen Kreis von Kindern und Enkeln um sich zu haben, unter welchem ihm seine Tage eben so leicht und schnell entschlüpften, als jenen Bewohnern des dichterischen Elysiums. — Das Einzige, was allenfalls (wenigstens zur vollständigen Aehnlichkeit mit dem Elysium, das uns Lucian so genialisch geschildert hat,) abgeht, sind die Buttersemmeln und Bratwürstchen, die auf den Bäumen wachsen, die gebratenen Rebhühner, die von selbst auf den Tisch geflogen kommen, und die schönen krystallenen Kelchgläser, die man von den Hecken abbricht, um sie aus Quellen und Bächen mit köstlichem Wein zu füllen, die eben so freiwillig als unerschöpflich aus allen Felsen hervorsprudeln u. s. w. So bequem und wohlfeil hab' ich es nun freilich nicht, lieber Bruder; aber, die reine Wahrheit zu sagen, ich möcht' es nicht einmal so bequem und wohlfeil haben; denn ich halte das Gesetz, daß uns die Götter nichts Gutes ohne Arbeit geben, für ein sehr weises Gesetz, und betrachte eine gewisse Porzion Mühe und Sorge, quantum satis, als die unentbehrlichste Würze zum wahren Lebensgenusse." — „Wiewohl — schrieb er Geßnern — nun die Tage, wo man die Stube hüten muß, gekommen sind, so freue ich mich doch auf die in fünf Monaten wiederkehrende schöne Jahrszeit schon so lebhaft

im voraus, daß ich sie wirklich im Geist schon genieße, und den dazwischen liegenden Winter um so weniger lang finden werde, da die litterarischen Arbeiten, womit ich ihn auszufüllen gedenke, mehr als hinlänglich wären, eine doppelt so lange Zeit zu beschäftigen. Ich werde aber fleißig seyn; denn es ist nicht mehr als billig, daß ich das Recht, den Sommer bloß mit Genießen zuzubringen, im Winter durch Arbeiten erkaufe."

Was ihm den harmlosen Genuß dieser stillen Glückseligkeit um vieles erhöhte, war der Umstand, daß die Gemeine, deren Mitglied er jetzt war, ihn als eine Art von Agathodämon betrachtete, und Grund dazu hatte, da durch seinen Kauf und die übernommene Zahlung diese Gemeine Befreiung von den Frohndiensten und die freie Trift als reinen Gewinn erhielt.

Besuche, die ihm in der Stadt so oft lästig gewesen, erhielten jetzt, bei ihrer größeren Seltenheit, etwas Erfreuliches für ihn, vorzüglich jedoch von denen seiner Weimarischen Freunde, mit denen er seine Ideen austauschen, sein Herz eröffnend sich in die vergangenen Tage zurück versetzen konnte, und von denen er überzeugt war, daß sie wirklich seiner Gegenwart in Weimar ungern sich beraubt sahen. Zu den Weimarischen Freunden gehörte damals auch Jean Paul, der ihn zwar eben so oft abstieß als anzog, dessen interessante Originalität ihn jedoch allezeit kräftig anregte. „Ich war,

sagte er einst zu Lütkemüller, nahe daran, mich über Jean Paul zu ärgern, besann mich jedoch noch zu rechter Zeit, daß er das Recht hatte Er selbst zu seyn, und daß das, was ich an ihm vermisse und was mich zuweilen toll machen möchte, von viel Hohem und Vortrefflichem mehr als ersetzt wird. Er hat in der That eine göttliche Beglaubigung, zu seyn, was er ist." Ein Fest für sein Herz war es, wenn er auch seinen Fürsten, seine Fürstin, die Herzogin Mutter, unter denen sah, die ihn nicht entbehren mochten, und ihn freundlich unter dem Schatten seiner Bäume begrüßten. Hatte er früher in Weimar in seinem engeren Hause seine Freunde, Georg Jacobi, Gleim, Voß, Baggesen u. A. mit freudigem Herzen empfangen, so würden sie ihn jetzt gar in Entzücken versetzt haben. Diese älteren entfernteren Freunde noch unter sein wirthliches Dach aufzunehmen, war ihm freilich versagt, aber mancher der jüngeren, an die er sich inniger anschließen konnte, weilte auf längere Zeit beglückend und beglückt bei ihm. Einen schönen Nachgenuß gewährte ihm auf lange Zeit der Besuch seines lieben Landsmannes Gräter, dem er nach seiner Abreise schrieb: „Ihre Freunde zu Oßmannstädt können mit allem guten Willen, Ihnen, lieber Gräter, recht dankbar zu seyn, sich doch des Gedankens nicht erwehren, Ihren sogenannten Besuch für eine bloße Erscheinung im Traum zu halten, die dadurch, daß diese Erschei-

nung eine Wirkung Ihres Willens war, zwar eine Art von unreifer und unvollständiger Realität erhalten hat, dem Effekt aber nach doch kaum um den neun Hundert neun und neunzigsten Theil eines Million-Theilchens besser ist, als jeder andere etwas lebhafte und zusammenhängende Morgentraum. Und was könnte nun das Resultat dieses Resultats anders seyn als dieses: daß wir Arkadier, Selbsthalter und Eremiten von Oßmannstädt, den von dem Hrn. Prof. Gräter von Schwäbisch-Hall bei uns abgelegten Spät-Herbst-Besuch für keinen wahren, ächten, wohlkonditionirten Besuch, den ein Freund seinen Freunden auf ihrer Villa abstattet, oder vielmehr schenkt und zu Gute kommen läßt, ansehen und gelten lassen können; und uns daher, nicht nur überhaupt, nach Reichsstädtischer Art und Weise, quaevis competentia pro futuro ausdrücklich vorbehalten haben wollen, sondern auch, alles gebührenden Ernstes darauf bestehen, daß sothaner angeblicher Besuch ganz und gar nicht in Anschlag gebracht werden könne, sondern die wichtige und vollständige Realisirung desselben auf eines der nächsten Jahre, und spätestens auf das letzte des achtzehnten, oder das erste des neunzehnten Jahrhunderts uns cum omni causa et effectu vorbehalten bleibe, und das von Rechtswegen."

Unter mehreren andern lebte auch einige Zeit lang Heinrich v. Kleist bei ihm, den er in

Weimar kennen gelernt hatte. „Ich lernte, schrieb Wieland an Göschen, ihn näher kennen, fand an ihm einen jungen Mann von seltnem Genie, von Kenntnissen und von schätzbarem Charakter, gewann ihn lieb, und ließ mich daher leicht bewegen, ihm, da er mir einige Zeit näher zu seyn wünschte, ein Zimmer in meinem Hause zu Oßmannstädt einzuräumen. So ist er denn sechs Wochen lang mein Hausgenosse und Commensal gewesen, und ich habe mich nicht anders als ungern und mit Schmerz wieder von ihm getrennt."

Im Jahre 1799 aber ward er von dem seltensten aller Besuche erfreut. Er schrieb Göschen darüber zu Anfange des August: „Sie haben vielleicht bereits aus einem der tausend Mundstücke der Fama vernommen, daß meine 68jährige Freundin und erste Liebe, Mad. la Roche, sich mit einer ihrer liebenswürdigen Enkelinnen, Sophie Brentano *), seit 3 Wochen bei mir in Osmannstädt befindet. Sie, mein theurer Freund, werden dies gern als eine vollgiltige Entschuldigung des Verzugs meiner Antwort auf Ihre beiden letzten Briefe gelten lassen."

Die Stelle aus dem Tagebuche der verehrungswürdigen Frau, welche die Zeit, die sie in Oß-

*) Nicht die Gattin von Clemens Brentano (ehemalige Sophie Mereau), sondern dessen Schwester.

mannstädt verlebte, schildert, wird zugleich am besten Wieland in Oßmannstädt schildern.

„Den 15. Juli, schreibt sie, nach beinahe 30 Jahre gedauerter Trennung, sah ich ihn wieder, den guten würdigen Freund meiner Jugend. Ich umarmte ihn, seine unschätzbare Gattin, und vier seiner sechs Töchter, und Er lernte Eine meiner sechs Enkelinnen kennen; — ich war in seinem Hause! O wer wollte diese Gefühle und die Bilder der Erinnerung beschreiben, welche da meine Seele überwältigten! Was war seit 1750, da wir uns zum erstenmal sahen, in uns, in unserm Schicksal, und auch bei unsern Freunden vorgegangen: Wie weit waren wir von unserm ersten Wollen und Denken in einem großen Kreis umhergeführt, bis wir als gute Freunde und Verwandte uns 1799 wieder fanden! Schöne Stunde, in welcher ich nach so langer Trennung zwischen Wieland und seiner mir so werthen Frau saß, und von jedem eine Hand hielt! — Möge alles Süße dieser wahren edlen Freude meines Herzens sich als Wiederschein in ihnen erneuen, so oft sie an einem stillen Abend auf diesem Sopha ausruhen, und bei den letzten Strahlen der Sonne ihr verdienstvolles Tagewerk überdenken! — Ich schlief spät ein, denn meine Seele war zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wielands ungekünsteltes, aber seelenvolles Klavierspiel,

mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle, unter dem Einfluß seines sympathetischen Freundes Horaz, in sanften Einklang bringt. Vor 49 Jahren belauschte ich ihn das Erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach, — heute tönte jede Saite aus Sabinums Gegenden zu meinem stillen Zimmer; denn Wielands Piano steht mitten unter diesen reizenden Bildern, und es entzückte mich, den schönen Wunsch des Horaz bei ihm erfüllt zu sehen: Ein Landgut, welches ihn ernährt, ein gesundes Alter, Stärke der Seele, und jeden Tag die Musik, die er liebt! — Mein Erwachen war heitere Freude bei dem Gedanken, daß die Tage in Wielands Hause mich für Jahre voll Kummer schadlos halten würden. Die Aussicht aus dem Fenster war mir feierlich. Zwei große symmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher schlanker Bäume verbunden sind, auf der andern an die Mauer des Vorhofes sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schutz einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält; die tiefe Ruhe und auch die einsame Lage dieses Wohnsitzes rührte mich, als ich dachte: Dieses Ganze ist ein Sinnbild von Wielands Geist, alles groß, und seine Thätigkeit, wie diese Quelle, von dem frühen Morgen seines Lebens bis an den Abend seiner Tage, unerschöpflich fortströmend! — Mit

wie vielem Vergnügen und Theilnahme lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher sich an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen schließt, unter dessen Lauben die edelsten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauscht und ungestört besuchen können. Ich speiste täglich mit 7 Kindern von Wieland, sah 4 seiner Enkel, und sein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter seiner Landwirthschaft vorgestellt. Dieses patriarchalische Leben hatte für mich unendlichen Werth. Wie schön wurde mir eine Morgenstunde, in welcher ich neben Wieland, aus dem Fenster seiner Bibliothek, den Theil des Gartens übersehen wollte, welcher auf dieser Seite des Hauptgebäudes liegt, und da seinen zweiten Sohn erblickte, welcher, als junger rüstiger Landmann, mit aller Gewandtheit einen mit Rosenhecken umfaßten Grasplatz abmähte. Ein Blick auf die Büchersammlung sagte mir: Nun bist du mitten in Wielands Besitzungen, siehst in dem Zimmer alles, was die Seele zu reicher Kenntniß wünschen, in dem Garten dies, was die Erde an Ertrag für Nahrung und Vergnügen geben kann! Wie einzig mußte die Betrachtung werden, als ich Wieland von dem Plan des höchst nutzbaren Anpflanzens seiner Felder, Wiesen und Gärten sprechen hörte, die Rückerinnerung aber mir zuflüsterte: Vor 49 Jahren legte er den Entwurf für den Anbau in dem Gebiet der Wissenschaften

eben so lebhaft und deutlich vor mein Auge! Innig wünschte ich, daß er in seinem Oßmannstädt ausführen und darstellen möge, was er in der Welt der Genien, der Philosophie, der Grazien und Götter bewirkte; aber Wieland neben mir stehend, war doch weit entfernt, in meinen Blicken auf seinen Garten, die Bitte zu lesen: Boden, den er betritt und liebt, mögest du für ihn tausendfältig tragen, wie die Anlage seiner Geisteskräfte für unser Teutschland trug!

„Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein ältester Sohn legten bald dieses bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläsern voll köstlicher Buttermilch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirschen, die gute Julie mit einem Korb voll Rosen. Dann sah ich sie auch unter der Leitung der besten Mutter, mit Sorge für die Wäsche, für die Küche und den Keller, mit Bereitung des Flachses, mit der Milchkammer und Leinwandbleiche beschäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirthschaftshof führte, mir Scheunen und Stallungen zeigte, und wir mit ihm seinen Schafen entgegen gingen; ich aber bei jedem Schritte seine Liebe zum Feldbau und seine Einsichten darin bewunderte.

„Bald folgte ein Tag mit Wieland und Gö-

the auf dem Landhause der verwittweten Frau Herzogin in Tiefurt. — — Wenige Tage nachher kam Göthe, freundlich die Mittagsuppe mit uns zu theilen. Mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eignen, gewiß nie wieder kommenden Anblick, beide auf dem schönen heitern Gange vor Wielands Wohnzimmer zu treffen, als Göthe mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruhesitzes sprach, und gerade vor dem großen charakteristischen Bilde des alten Grafen v. Stadion stille stand, welcher sie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten schien, und sich gewiß, als edler Teutscher, über diese zwei große Teutsche und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf seinem Landhause kennen lernte, ihm sagte: Alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt in dem Schooße der Natur gesucht. — — — Bald nachher hatte ich in der Lindenallee eine sehr angenehme Erscheinung, da ich Herders blühende Tochter, von Wielands Kindern und Enkeln umgeben, wie im Triumph eingeholt, meiner Freundin Wieland und mir zuführen sah. — —

„Neu verherrlicht wurde ein Tag, als die Her-

zogin Amalia mit aller ihrer Leutseligkeit den ganzen Garten an Wielands Seite durchwandelte, wie bei seinen geliebten Griechen eine Göttin der Gegend mit ihren Blicken und ihrem Wohlwollen den Schatten des Hains, den Pflanzen, den Obstbäumen und Blumen, welche Wielands Lieblingsspaziergänge umgeben, neue Schönheit und Nutzbarkeit ausgetheilt haben würde. Herder und seine Frau vermehrten in meinem Herzen den Werth der großen Lindenallee auf Wielands Gut, welche ich mit diesen höchst schätzbaren Menschen durchging. Den nämlichen Tag lernte ich den von Teutschland für ein außerordentliches Wesen anerkannten Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch sehr lebhaften von Wieland sehr geliebten Mann kennen.

„Nach dieser Art reicher Gastmale folgten Tage eines süßen ruhigen Genusses, während welcher uns Wieland manche Stunde seiner Beschäftigungen aufopferte, mit uns sprach, spaziren ging, oder etwas vorlas, seine sanfte liebe Frau dann, über ihre Arbeit hin, mit aufmerksamen Vergnügen uns anblickte, wenn sie mein und meiner Enkelin dankbares Entzücken bemerkte. — Hohe ländliche Freude wurde mein Theil an dem Tage, da Wieland als Landmann in der Gemeine aufgenommen wurde, seine Unterschrift und sein Name in Oßmannstädts Lagerbuch eingetragen werden mußte. Es war schön, Wieland und seine drei Söhne den guten

Vorgesetzten des Dorfs als ihren Mitbürgern die Hände reichen zu sehen, welche dann auch ihm und seinen Kindern Segen zu seinen Feldgütern wünschten. Wielands wohlwollendes Herz zeigte sich da eben so vorzüglich, als sein Geist in einer Akademie der schönen Wissenschaften geglänzt haben würde.

„Die Erscheinung der regierenden Frau Herzogin war für uns alle ein Tag der hohen Feier ihrer Verdienste und ihrer so edlen Güte.

„Ein junger Mann aus Bremen, welcher in Jena Medizin studirt, gab den Anlaß, Wieland in einem neuen sanften Lichte zu betrachten. Herr Meyer hatte einige seiner kleinen Gedichte in das Reine geschrieben, und wünschte so furchtsam ehrerbietig, daß der große Meister nur einen Blick darauf werfen möchte. Wieland gewährte diese Bitte mit vieler Gefälligkeit: lobte das Gute mit so edler Miene, tadelte das Fehlerhafte so liebreich, daß wir ihn doppelt verehrten, und der bescheidene junge Mann sah so glücklich aus, als ob ein Genius ihm die Hand gedrückt und seine Feder eingeweiht hätte. Abends genoß ich eins der schönsten und reinsten Vergnügen. Ich wollte allein in dem Garten noch eine einfache Aussicht, welche ich sehr lieb gewonnen hatte, aufsuchen, meine Freundin folgte mir und sagte: wir wollen sehen, wo Wieland und unsere Töchter sind. Nach einem langen Spaziergang erblickten wir Mütter auf einmal das äußerst angenehme Bild, Wielands Töchter und meine

Enkelin auf dem Absatz einer Terasse beisammen arbeiten zu sehen, und dabei dem guten Familienvater, der ihnen gegenüber saß, andächtig zuzuhören. Wir gingen langsam, um den Anblick der uns so lieben Gruppe desto länger zu genießen. Meine Freundin sagte dann: Ich lasse Sie da, weil ich noch etwas zu besorgen habe. Ich konnte also nicht mit ihr, konnte nicht vermuthen, daß man mich allein weiter gehen lasse, setzte mich verlegen neben Wieland, und fühle noch mit Trauer, daß ich einen Faden der Unterredung abgebrochen hatte. Die guten Kinder alle sahen aus, wie die von einer Schaale Waitzenkörner verscheuchten Vögelchen, und nur ein Wettlauf, um Vater Wielands Hut aus dem Saal zu holen, gab dem Ganzen eine heitere Wendung, und der Anblick der Schaafheerde bei dem Salz stimmte alles zu der schönen ländlichen Ruhe des Leibes und der Seele."

Die Jugendfreunde hatten zum letzten Male zusammen gelebt, die Erinnerung an diese Tage aber sollte für Wieland eine reiche Quelle von Freude und von Schmerzen werden. Sophie Brentano, voll Feinheit des Geistes und Tiefe des Gefühls bei der Blüthe jugendlicher Schönheit; sehnte sich zurück nach dem friedlichen Oßmannitum, und kehrte auch im Jahre 1800 dahin zurück, um es nie wieder zu verlassen. „Sophie

— so erzählt Lütkemüller — kam im Mai, und wurde mit einer Liebe und Freude aufgenommen, die dem Herzen Wieland's und der Seinigen eben so natürlich, als ihrer Vortrefflichkeit angemessen war. Der Gesang der Nachtigallen ertönte ihr wie mit Wetteifer in und bei Wielands Lieblingsgehölz am Ufer der plätschernden Ilm. Es war ein schöner Frühling; und was hätte für Wielands Geist und Sinn ihn, so wie den nachfolgenden Sommer, mehr verschönern können, als Sophiens Gegenwart, und die Anmuth, die sie um sich verbreitete?" — „Wieland liebte Sophie Brentano zugleich als seine Tochter und Freundin, und sie wirkte auf seinen Aristipp als eine Muse und Grazie." — An einem schönen Sommerabend hatte sie sich zurückgezogen an ein melancholisches Plätzchen, wo in das Gesäusel hoher pirramydenförmiger Fichten das Geplätscher der Ilm sich mischte, die jenseit der Mauer hinfloß. Wieland suchte sie hier auf, und sagte: „Es wäre unverantwortlich, eines so schönen Abends nicht zu genießen. Ich lasse Sie nicht länger allein, weil ich mich seiner mit Ihnen erfreuen möchte." — Ach, erwiederte Sophie, wissen Sie, was ich wol möchte? Bis an meinen Tod bei Ihnen bleiben!" — „Bis an Ihren Tod? entgegnete Wieland etwas entrüstet. Das ist weit mehr, als ich verlange. Oder glauben Sie etwa, daß ich Methusalems Alter erreichen werde? Da würden Sie bei mir am Ende

freilich vor Last der Langweile sterben. Sophie faßte sich mit einer Kraft, womit sie sich Gewalt anthat, und sprach wie leichthin: „Man sagt zuweilen leicht, was man nicht sagen wollte; aber es weht auch, man weiß nicht woher, ein Lüftchen in die Aeolsharfe unsrer Seele, und erweckt wunderbare Anklänge. Das kann auch an einem schönen Abend geschehen.“ — „Ei wohl! bemerkte Wieland, und ich erfuhr vorhin etwas Aehnliches. Als ich in die Lindenschatten trat, war mir auf einmal, als wandelte ich in Delphi's heiligen Hainen, mit aller Sehnsucht meine Psyche suchend.“ — Sie scherzen, lieber Vater! sagte Sophie lachend. — „Und warum denn? entgegnete Wieland. Meinen Sie vielleicht, ich wäre der Empfindungen und Einbildungen Agathons gar nicht mehr fähig? Ich versichere Sie, in allen verschiedenen Perioden meines Lebens überfiel mich zuweilen eine Sehnsucht nach den Delphischen Hainen; sie wehte auch, ich weiß nicht woher, wie ein Lüftchen in die Aeolsharfe meiner Seele, und erweckte darin wunderbare Anklänge.“ — Das glaube ich gern, fiel der mit gegenwärtige Lütkemüller ein; was in Agathons Gemüthe lag, und was er selbst als sein Innerstes empfand, das war auch — wie soll ich sagen? etwas so Hohes und Schönes, daß dessen Verlust durch nichts Anderes in der Welt ersetzt werden konnte. Von dem wahrhaft weisen Archytas selbst wurde dieses, dünkt

mich, anerkannt. — „Aber was sagt Aristipp dazu?“ fragte Sophie. — „Ich weiß nicht, antwortete Wieland, ob Aristipp weiser ist als Archytas; ich zweifle daran. Oder meinen Sie, ich müßte in aller Rücksicht so aristippisch seyn, als ich den Aristipp in seinen Briefen darzustellen habe?“ — Aber schwärmen können Sie doch nicht mehr! erwiederte Sophie. — „O! entgegnete Wieland, wenn mich auch nichts als Liebe für die Menschheit beseelte, so könnte ich dabei doch zuweilen schwärmen. Und das habe ich gethan, das thue ich noch, und das werde ich thun bis zum letzten Hauch meines Lebens!“

Ein andermal, da man über geköpfte Linden sich in Sinnbildern überbot, fiel Wieland lebhaft ein: „Aber, wenn wir bei diesen Linden doch mit aller Gewalt sinnbildern wollen, so hätten wir auch wol auf den Stamm zu achten. Und was könnte uns dieser sagen? Was Dir das Schicksal auch nehmen oder versagen mag, behalte in Dir Saft und Kraft der Menschheit, und wirke damit unverdrossen mehr oder weniger, aber immer Gutes, mit immer innerlich kräftigem guten Willen.“

9.

Das Schicksal stellte ihn nur allzubald auf die Probe.

Wenn er zuweilen beklagt hatte, daß Sophie, die so fähig sey guten Menschen das Leben zu verschönern, sich so leicht davon abwende, so scheint er noch nicht gewußt zu haben, daß der Wurm das Herz dieser Rose zernagte. Früher, als irgend jemand geahnet hätte, unterlag der zarte Körper den Eindrücken des zerrütteten Gemüths. Am 29. September 1800 schrieb Wieland an Göschen:

„Ich und meine Familie haben in diesem zu Ende gehenden Monat einen harten Stand gehabt. Sophie Brentano, das liebenswürdigste und interessanteste Mädchen von 24 Jahren, das vielleicht der Erdboden trug, wurde, nachdem sie uns, durch ihren Aufenthalt bei uns, eine Reihe paradiesische Tage geschenkt hatte, am 3. September von einer der sonderbarsten und verwickeltesten Nervenkrankheiten befallen, die sich in wenig Tagen als gefährlich ankündigte, mit jedem Tage trostlosere Symptome zeigte, und ungeachtet aller ersinnlichen angewandten Hilfe der vorzüglich in solchen Fällen leider! wenig vermögenden Heilkunst, in der Mitternachtsstunde des 19. Sept. in Gegenwart ihrer Schwester Gunda und ihres Bruders Georg (nicht Clemens) Brentano mit dem Tode endigte. Was wir in diesen trübseligen 16 Tagen erfahren und gelitten, möge Ihnen Ihre eigene Einbildungskraft und Ihr eigenes Herz sagen. — Die Hülse, die der entfliehende Engel zurückließ, ruht nun in einem stillen

Plätzchen meines durch sie geheiligten Gartens. — Dies, und die traurige Gewißheit, daß Sie, wenn es auch möglich gewesen wäre, Ihr Leben noch einige Zeit zu fristen, doch nie wieder zu der schönen Klarheit ihres Verstandes, die ihr einen so großen Vorzug vor den meisten ihres Geschlechts gab, hätte gelangen können, ist der einzige Trost, womit ich mich nun behelfen muß, bis die wohlthätige Zeit ihre Wirkung gethan haben, und den Gedanken, das holde Geschöpf mir als einen über ihrem so lieben Osmantinum schwebenden Schutzengel vorzustellen, mir zur Gewohnheit gemacht haben wird."

„Ihr Brief — schrieb er am 28. Nov. der Frau v. Laroche — ging mir desto schärfer durch die Seele, weil er noch Hoffnung athmete, und ich ihn erhielt, da schon ein Grabhügel auf der Hülle der schönsten Seele lag, die je in Engelsgestalt unter den Menschen wandelte. Ach! sie war zu schön, zu gut, zu zart, zu sanft für eine Welt, wie diese!! Sie ist nun, was sie in diesem Leben nie, nie wieder hätte werden können, wofern es auch der Arzneikunst möglich gewesen wäre, sie diesmal zu erhalten — Sie ist glücklich! — Auch trauern wir nicht um sie! Wir beklagen uns selbst, und wer, der sie gekannt hat und zu schätzen fähig war, kann uns deswegen tadeln? Was ich an ihr verloren habe, wird mir nie ersetzt werden. Werden wir sie wieder se-

hen? — Das wolle der Himmel! Und warum nicht? Sehe ich sie doch öfters in Träumen. Noch in dieser letztverwichenen Nacht sah ich sie, so schön, so liebenswürdig und holdselig, so gefühlvoll und fröhlich, wie ich sie im Leben nur in ihren glücklichsten Augenblicken sah. Es war eine wahre vision beatifique für mich — und wie sie (als ob sie von einer langen weiten Reise wieder käme) auf mich zuflog, ich sie in meine Arme schloß und nun, indem ich sie zu wiederholten Malen an mein Herz drückte, mit innigster Gewißheit zu mir sagen konnte: Sie lebt, die du todt geglaubt hattest, sie lebt! — in einem Wonnegefühl, wofür kein Bild noch Ausdruck ist. Im Gefühl einer Seligkeit, die ich noch nie empfunden hatte, stürzte ich auf meine Knie und dankte mit freudethränenden Augen und ausgebreiteten Armen zum Himmel empor, dafür, daß sie noch lebe, und erwachte wenige Augenblicke darauf.

An Dieselbe. Den 24. April 1801. „Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit gibt nun auch der geistigen Gemeinschaft, die bisher zwischen unsrer Sophie Brentano und mir ziemlich ununterbrochen fortgedauert hat, neues Leben; denn alle meine Spaziergänge führen zu ihrem Grabe, und meine liebsten Ruheplätze sind nur wenige Schritte davon entfernt, und der Gedanke, daß uns nur noch ein kleiner Sund trennt, wird unvermerkt zu einem still fortdauernden Gefühl, das meinem An-

fenthalt im Garten ein ganz eigenes melancholisch süßes Interesse gibt. — Weil es indessen gut ist, daß ich noch, so lange als möglich, für meine Kinder lebe, so helfen Sie mir, theure Freundin, Gott für die Erhaltung meiner bessern Hälfte bitten, deren zeither abnehmende und noch immer schwankende Gesundheit mich nur zu oft beim Blick auf Sophiens Ruhestätte mit Trübsinn und herzzerdrükkenden Ahnungen erfüllt! Noch hoffen wir, was wir so sehnlich wünschen, daß die immer näher kommende schöne und milde Jahreszeit das beste bei ihr thun, und uns eine Gattin und Mutter, die so wenige ihres gleichen hat, und die uns so unentbehrlich ist, auf lange Zeit wieder schenken werde."

Auch dieser sehnlichste seiner Wünsche, diese süßeste seiner Hoffnungen sollte unerfüllt bleiben. Der Sommer jenes Jahres war einer der rauhesten, über welchen Wieland seinem Freunde schrieb: „Der Junius war so kalt, windig und unfreundlich, daß wir in den Februar zurück geworfen zu seyn glaubten, und 14 Tage lang täglich zweimal die Wohnzimmer heitzen lassen mußten. Aber noch viel schlimmer spielte uns der Julius mit. Stürmische Westwinde bei Tag und Nacht, ein immer dichtbewölkter Himmel, kaum 2 bis 3 Tag, wo die Sonne zuweilen durchzubrechen vermochte, und zwei Regentage gegen Einen trocknen, sind diesen ganzen Monat über unser Loos; seit mehr als 4 Wochen

steht der Barometer meist anderthalb, zwei, drei, höchstens vier Linien über 27 Zoll, und so oft er wenig über 4''' stieg, konnten wir sicher auf einen vollströmenden Landregen rechnen. Wie eine solche Witterung nicht nur den Menschen, sondern auch den Feld- und Gartenfrüchten aller Art bekommt, können Sie sich vorstellen. Die dadurch bisher aufgehaltene Ernte ist vor der Thür, und noch ist kein Anschein zu einer schon so lange und so sehnlich erwarteten Veränderung. — Doch, warum verkümmere ich Ihnen Ihre ländlichen Freuden mit diesen kläglichen, zu nichts helfenden Jeremiaden? — Der Mensch ist nun einmal in der Gewalt der großen Elementarischen Massen, und Geduld! Geduld! Geduld! ist die unwillkommene Lektion, die sie uns einbläuen, und an der wir unser Lebelang zu lernen haben, weil uns nichts schwerer eingeht."

Viel Geduld bei anhaltend übler Witterung gehörte sonst nicht zu Wielands größten Tugenden; er wurde dadurch leicht in üble Laune gesetzt, und nannte sich auch wegen dieser seiner großen Empfindlichkeit gegen die Witterung eine humoristische Natur. Eines Tages trat er mit sehr verdrießlichem Gesicht zu Lütkemüller und sagte: „Ich dachte es wohl! — Ich habe eben den Barometer angesehen; er ist noch um keine Linie gestiegen. Immer noch 27 Zoll! Da kann mir's mit meiner Arbeit nicht gelingen. — — Ja, ja, der Barometerstand hat auf unsern Geist mehr Einfluß, als Sie

zu glauben scheinen. Was mich betrifft, so verliert der meinige bei zu geringem Drucke der Luft seine Spannkraft, oder wie Sie's nennen wollen. Er bedarf wenigstens 27 Zoll 6 Linien. — Geistreiche Getränke als Mittel dagegen, was sie auch wirken möchten, sie würden, selbst in leidlichem Maaße Arzneimitteln gleichen, und ich liebe die natürliche Gesundheit und Geisteskraft mehr, als künstliche Stärke und Begeisterung."

In dieser Zeit aber verwieß sich Wieland um so mehr an die Geduld, weil die Ausübung dieser Tugend um seiner Gattin willen ihm doppelte Pflicht schien. Der Gesundheitszustand derselben erhielt ihn in fortwährender Besorgniß; je tiefer hinein in den Herbst, um so mehr. Am 19. Oktober schrieb er an Göschen:

„Ihre Freundschaft, liebster Göschen, Ihre liebevolle warme Theilnahme und ihre Aufmunterungen, das Beste zu hoffen und dem Schlimmsten die ganze noch übrige Kraft meiner Seele entgegen zu setzen, sind beinahe das Einzige, was mich in meiner gegenwärtigen Lage aufrecht erhält. Zwar bin ich noch nicht in der traurigen Nothwendigkeit, das Aergste erwarten zu müssen, aber ich kann doch nur selten über mich gewinnen es nicht zu fürchten. — Alles, was ich mir noch erlauben will über meinen Gemüthszustand zu sagen, ist, daß ich mich, so wenig beneidenswerth auch meine übrige Lage ist, für den glückseligsten aller Menschen

halten würde, wenn mir der Himmel nur Sie, die nun 36 Jahre lang das ganze stille Glück meines Lebens machte, nur noch einige Jahre erhalten wollte. Sie allein ist mir Ersatz für alles andere; ohne sie — Gott allein weiß, ob und wie ich ohne sie leben könnte. Es gereicht mir keineswegs zum Trost, sondern erhöht vielmehr die Last, die auf meine Seele drückt, daß Sie, mein theurer Freund, sich in einem ähnlichen Falle befinden. Indessen ist es der menschlichen Natur gemäß und eigene Erfahrungen bestätigen mich darin, daß ein großes entschiedenes Uebel von einem nicht ganz schwachen und geistlosen Menschen eher zu ertragen ist, als ein ungewisses, das uns in einem unaufhörlichen Schwanken zwischen Angst und Hoffnung hält."

Diesen Zustand des Schwankens endigte der 8. November. An diesem Tage schrieb er seinem Göschen, an den etwas abgesendet werden mußte, nur folgende wenige — mehrmals verschriebene — Zeilen, in denen aber sein ganzes Herz offen da liegt:

„Wenn Sie dieses erhalten, ist die treue Gefährtin meines Lebens, die 36 Jahre lang nur für mich und unsre Kinder lebte und für deren Werth ich keine Worte habe, wahrscheinlich von allen ihren Leiden entbunden — sie ist sterbend. O Mein Freund ——— wünschen Sie mir Geduld und Stärke." Wieland.

In den Augenblicken, wo ein geliebtes Wesen

nach dem letzten stummen Lebewohl für immer von uns geschieden ist, kann die Leere des Herzens nichts ausfüllen, als ein noch viel innigeres Anschließen an die geliebten Personen, die mit uns noch zurückblieben, und verdoppelte Liebe im Geben und Empfangen. Dies empfand bei seinem tiefsten Schmerz Wieland im Kreise seiner Kinder, als Sie ihn hatte verlassen müssen, die im Jahre zuvor gegen Frau v. Laroche noch erklärt hatte, ihr sey, als könne sie nur zurück denken bis auf die Zeit, wo sie Wieland geheirathet hatte.

Hören wir nun Wieland selbst.

An Göschen. Den 10. Dec. „Der hat noch nicht alles verloren, liebster Göschen, dem ein Freund wie Sie übrig geblieben ist. Ich fühlte dies sehr lebhaft und wohlthätig bei Durchlesung Ihres lieben Briefs. Auch ist noch so viel um mich her, was Ansprüche an meine Liebe und Sorge hat, und in dieser Rücksicht haben sich meine Pflichten verdoppelt; denn wie kann ich Ihr meine Liebe anders beweisen als durch verdoppelte Liebe zu denen, denen Sie das Leben gab, und für die Sie sich selbst aufopferte! Ich helfe mir also so gut ich kann; aber was ich nur zu gewiß weiß, ist, daß ich mich nie werde daran gewöhnen können, sie nicht mehr zu haben.“

An Denselben. Den 31. Dec. „Mit mir geht es — wie es kann; leidlich wenigstens; ich arbeite viel, aber es ist als ob mir die Schwung-

federn gestutzt seyen: sonst arbeitete ich mit Freude, mit Munterkeit; izt mühsam, entgeistert, schwerfällig. Möglich, daß auch die trübselige, immer veränderliche und gar nicht wintermäßige Witterung etwas dazu beiträgt. Gewiß aber ist, daß ein Herkules, der mir meine Alceste, nur mit so viel Gesundheit, als sie noch vor drei Jahren besaß, aus dem Elysium zurückbringen könnte, auf einmal einen ganz andern Menschen aus mir machen würde."

An Denselben. Den 15. Febr. 1802. „Hier, mein bester, bewährtester, innigst geliebter Freund, schicke ich Ihnen meinen guten ehrlichen Karl zu, den Sie aus Liebe zu seinem Vater und seiner Mutter in Affektion genommen, und für den Sie mit so vieler Güte sich verwendet haben. — Er wird Ihnen sagen, daß ich zur Verwunderung aller Menschen, in Betracht der Umstände, ziemlich gut bisher durch den Winter gekommen bin. Daß die Engelsseele, die nun meinen körperlichen Augen unsichtbar geworden, mir geistiger Weise immer gegenwärtig ist, und daß ich mich nach und nach an diese rein geistige Art von Liebe und Freundschaft gewöhne, trägt ohne Zweifel das Meiste dazu bei, daß ich mich noch so wohl, d. h. nicht viel schlimmer befinde. Daß ich bis zu meinem 70sten Jahr nur noch 6 Monate habe, ist für mich auch ein glücklicher Umstand — wollte Gott, er wär' es auch für meine Kinder! — — Nun, mein bester Göschen, lassen Sie und Ihre vortreff-

liche gute Henriette den Sohn Ihrer verewigten Freundin empfohlen seyn! — — Leben Sie wohl, liebster Freund — meine Augen wollen heute nicht länger Dienste thun."

An Denselben. Tiefurt den 1. August 1802. „Ich lebe seit Anfang des Juni bei meiner gütigen Herzogin in ihrem Elysischen Tiefurt, welche mit einer, an Personen ihres Standes vielleicht beispiellosen Zartheit, Schonung, Aufmerksamkeit, Achtung und Freundschaftlichkeit, ihr Möglichstes thut, mich zu erheitern und vergessen zu machen, daß ich, ohne meine Alceste (die mir kein Herkules wiederbringt), wol zuweilen glücklich scheinen, aber nicht glücklich seyn kann. Der besten Fürstin wiederum, so gut ich es vermag, zu Gefallen zu leben, arbeite ich, wiewohl unter mancherlei Unterbrechungen etwas langsam in den Vormittagsstunden an einer Uebersetzung der Helena des Euripides, nach welcher sie mein aus eben diesem Dichter übersetzter Jon gelüstig gemacht, und bevor ich mit dieser Arbeit zu Stande bin, ist an den guten Aristipp nicht zu denken. Denn mit diesem kann und will ich mich nicht anders als mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüth und mit allen mir noch übrigen Kräften beschäftigen."

An Frau v. Laroche. Den 23. Dec. 1803 „Es wird Ihnen wol schon bekannt seyn, daß wir unsern großen und ehrwürdigen Herder nach einem zweimonatlichen äußerst schmerzlichen und

peinvollen Krankenlager, verwichenen Sonntag Abends verloren haben. Es ist ein großer, unersetzlicher Verlust für seine Familie, für die Welt und für seine Freunde. Er war mein bester, und gewissermaßen mein einziger Freund in Weimar — ich habe sehr viel an ihm verloren, und hatte große Ursache, auch um meiner selbst willen zu wünschen, daß er, der so beträchtlich jüngere Mann, mich Alten überleben möchte! — Geduld und Ergebung!! — ist alles, was uns in solchen Fällen übrig ist; und mir wird diese Ergebung freilich insofern leichter, als mein Gefühl für Schmerz, wie für Freude, durch den 8ten November 1801 abgestumpft worden ist. Indessen ist es Pflicht, sich für die Lebenden, so lang als möglich, zu erhalten, und sich an der geistigen Gemeinschaft genügen zu lassen, die wir mit unsern Geliebten, nachdem sie unsern Augen und Armen entschwunden sind, noch immer fort unterhalten können. Das egoistische Gefühl unsers Verlusts ist menschlich; aber immer verliere es sich wieder in dem süßen Gedanken, daß sie ausgelitten haben, daß ihnen nun wohl ist, und unendlich mal besser ist als uns!"

10.

Die Ergebung in das Unvermeidliche des Schicksals konnte bei einem Wieland nie in ein dumpfes

Hinbrüten ausarten; es war die Ergebung eines Weisen, der zwar keine kalte Gleichgiltigkeit beweisen kann, wenn das Schicksal seinem Herzen so tiefe Wunden schlug, der aber auch hiebei seiner Pflichten eingedenk bleibt. Er bedurfte der Erholung, und konnte diese nur in dem finden, wozu seine Pflicht ihn aufforderte, in der Arbeit. Doch war er der angestrengten, in welcher er unterbrochen worden, nicht sogleich fähig. Die edle Herzogin Amalie, dies alles wohl einsehend, kam ihm daher mit dem Zartgefühl einer wahrhaft schönen Seele entgegen durch die Aeußerung eines Wunsches, bei dessen Erfüllung es ihr weit weniger um Sie selbst, als um Wieland zu thun war. Der Zweck wurde glücklich erreicht; der nun 70jährige Greis fühlte wieder neue Spannkraft seines Geistes, um, selbst bei großer Last immer mehr drückender Sorgen, zu seiner früheren Geistesarbeit, seinem Aristipp, zurückkehren zu können. Daß die wohlthätige Fürsorge seiner fürstlichen Freundin hiezu nicht wenig beitrug, ist gewiß; die Theilnahme aber, welche Aristipp bereits gefunden, wurde auch eine neue Ermunterung für ihn, zumal da diese Theilnahme ihm nicht blos in seinem näheren Kreise bewiesen wurde, sondern auch von außen, und zum Theil von Seiten her kam, woher er sie selbst kaum erwartet hätte. Einige Beweise davon, die ihn vorzüglich erfreuten, können wir nicht unerwähnt lassen.

Seinem Freunde Göschen schrieb er: „Was Sie mir über die Entwickelung und Ausführung der beiden Hauptcharaktere des Aristipp und der Lais schreiben, hat mir großes Vergnügen gemacht. Solcher Leser, für welche nicht nur im Detail nichts verloren geht, sondern die auch Sinn für die Komposizion, Ausführung und Haltung des Ganzen haben, d. i. gerade für das, worauf Alles ankommt, solcher Leser wünsche ich mir recht viele; aber unglücklicher Weise gibt es deren unter 100 kaum Einen — weil in der That beinahe eben so viel Genie, Kopf, Bildung und Kunstsinn dazu erfodert wird, ein solcher Leser zu seyn, als ein Autor, der im Stand ist, solche Leser zu befriedigen.“

Die Zeichnungen zum Aristipp waren Füger in Wien übertragen, und dieser schrieb ihm — nach einer Entschuldigung über verspätete Antwort: — „Wie wäre es außerdem möglich gewesen, so lange eine so angenehme Empfindung zurück zu halten, als diejenige ist, an Sie schreiben und Ihnen danken zu dürfen für die Ermunterung, die mir Ihr Beifall gewährt hat. Ihr Eifer für Teutsche Kunst hat Sie meine Versuche zu Klopstocks Messiade in dem vortheilhaften Lichte erblicken lassen, dem ich ein so ausgezeichnetes Zutrauen schuldig bin, als dasjenige ist, was Sie mir geschenkt haben, indem Sie Ihren Sokrates und Ihre Lais von meiner Hand gezeichnet zu sehen wünschen. Seit

vielen Jahren verehre ich in Ihnen einen meiner vorzüglichsten Lehrer, dessen Werke meine Gefühle fürs Schöne vervielfältigt und meine Begriffe davon befestigt haben. Urtheilen Sie also, ob ich nicht mit Vergnügen die Reisfeder ergreifen werde, um Ihren Wunsch zu befriedigen. — — Was mein Genius leisten wird, kann ich nicht sagen; nur so viel muß ich Ihnen voraus melden, daß er nicht so stolz ist als Sie glauben, und daß er sogar ein sehr furchtsamer Genius wird, wenn die beiden ersten Genien Teutschlands ihn auffordern, mit ihnen gleichen Flug und Schritt zu halten. Er weiß zu wohl, daß die Schwingen der malerischen Imagination nicht in die höheren Regionen der Dichtkunst reichen, und daß er wenig oder gar keine Hilfsmittel hat, geistige und moralische Eigenschaften darzustellen, wodurch der große Dichter alle Gegenstände veredelt. Nach meiner Meinung sind große heroische Handlungen noch leichter mit glücklichem Erfolg vorzustellen, als die feinern und zartern sittlichen Gefühle, wodurch Sie Ihren Sokrates und Ihre Lais gewiß liebenswürdiger geschildert haben, als sie wirklich waren. Man wird wol einen Sokrates und eine Lais zeichnen, wie so viele andere menschliche Gestalten, aber — daß sie der Empfindung des Anschauenden das Nämliche sagen, was er bei den Ihrigen fühlt, darüber zweifle ich sehr, ob irgend ein Künstler es leisten kann."

Ein Brief von Archenholz machte ihm durch

Nachrichten von Klopstock ausnehmende Freude. „Ja wohl, schrieb er darauf, ist mirs nicht gleichgiltig, daß Klopstock (zu dessen Namen nichts hinzugesetzt werden kann, weil er schon Alles sagt), meinen Aristipp mit Vergnügen und Interesse gelesen hat! In dem Gedanken, einen Geiste wie der Seinige eine Stunde lang angenehm beschäftigt und befriedigt zu haben, würde etwas unbeschreiblich Süßes für mich liegen, wenn ich mich ihm ganz überlassen dürfte.“ Wieland hatte seit langer Zeit den sehnlichen Wunsch gehabt, von Klopstock wahrhaft gekannt zu seyn, aber, weil Klopstocks Bewunderer immer seine größten Gegner gewesen waren, an Erfüllung dieses Wunsches nie recht geglaubt, und darum auch schon seinem Reinhold i. J. 1794 geschrieben: „Was Sie mir von Klopstocks Gesinnungen für mich schreiben, befremdet mich ein wenig, ohne mich weniger zu freuen. Gewiß ist, daß auch mich nicht wenig danach verlangt, diesen außerordentlichen Mann zu sehen, der eine so große Revoluzion auf dem teutschen Parnaß bewirkt und unserer Litteratur durch alles, was er zuerst gewagt und mit Kräften, die seiner Kühnheit gleich waren, ausgeführt, wahre Vorzüge vor der Litteratur aller andern Nazionen gegeben hat.“ Da er nun aber jetzt immer mehr die Ueberzeugung erhielt, daß man ihm mit Klopstocks Beifall nicht habe schmeicheln wollen, so kehrten dadurch viele der

schönsten Erinnerungen seiner Jugend ihm erfreulich zurück.

Alles dieses vereinigte sich, ihm neuen Muth zur Fortsetzung des unterbrochenen Werkes zu geben. Während des Winters und Sommers nach dem Tode seiner jungen Freundin hatte er, wiewohl mit manchen Unterbrechungen, an seinem Aristipp gearbeitet, und die Hoffnung gehegt, im Sommer 1801 den vierten Band zu beendigen. Während der schlimmsten Monate dieses Sommers aber schrieb er Göschen:

„Wenn alles so ergangen wäre, wie ich es am 1. Jenner dieses Jahrs ausrechnete, so sähe ich mich bereits im Stand, Ihnen das Manuskript vom 4. Bande meines Aristipp zu überreichen. Wahrscheinlich würde dies auch, mancher unvorhergesehenen hinderlichen Zufälle ungeachtet, dennoch der Fall gewesen seyn, wenn mein böser Genius, der meine leidige Neigung zu schweren Aufgaben kennt, mir nicht eine der allerschwersten, mühseligsten und Zeitverderbendsten unter allen möglichen litterarischen Aufgaben in den Kopf gesetzt hätte, deren Auflösung mich bereits 4 Monate lang einzig beschäftigt, ohne daß ich noch mit ihr zu Rande bin. Da Sie doch schwerlich errathen könnten, was für ein halsbrechendes Abenteuer dies seyn mag, so will ich Ihnen lieber gleich sagen, daß es nichts geringeres ist als der Einfall, meinem Aristipp eine ausführliche Darstellung und Beur-

theilung des Vornehmsten aller Werke des göttlichen Plato, seines unermeßlichen Dialogs über die beste Republick auf den Hals zu schieben. Sie können Sich nicht vorstellen, was für ein Stück Arbeit dies ist; wenn ich aber so glücklich seyn sollte, mich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, so wird es das wichtigste und beste morceau meines ganzen Werkes seyn, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie selbst es mit Vergnügen lesen sollen, wiewohl ich all mein Bißchen Hab und Gut wetten wollte, daß es Ihnen nicht möglich wäre, das Platonsche Original selbst auch in der besten Uebersetzung nur bis zur Hälfte Blatt für Blatt durchzulesen — trotz der Menge herrlicher Stellen, wovon es voll ist."

Eben diese Beurtheilung war hauptsächlich Ursache, daß er kurz darauf seinem Freunde erklären mußte: „Es findet sich, daß ich mit dem 4. Band zwar allerdings aufhören kann, aber daß die Ausführung meines Plans, den Aristipp bis nahe an seinen Tod fortzuführen, wenigstens noch einen starken Band erfodern würde. Im vierten kann ich ihn nicht weiter bringen als bis zum Tode seiner Kleone und zu seinem Entschluß, Cyrene wieder zu verlassen und sich zu seinem Freund Filistus nach Syrakus zu begeben. Ich bin aber gleichwohl entschlossen, es vor der Hand bei den vier Bänden zu lassen, und nicht eher an den 5ten zu gehen, als bis unsre — merken, daß dem Werke

noch was fehlt, und bis Sie, mein Freund, Ursache finden, mich nicht als Freund, sondern als Verleger zum 5ten Band aufzumuntern. Dabei muß und wird es einstweilen bleiben. Denn wenn ich auch noch vor Fertigung dieses 5ten Bandes aus der Welt gienge, so blieben die 4 Bände doch ein für sich bestehendes Werk, und Niemand hätte sich zu beklagen, daß es unvollständig sey.

Schon im Oktober desselben Jahres aber hatte er, auf Göschens Anregung, diesen Entschluß geändert. Zu der Zeit, wo er seiner Gattin wegen noch schwankte zwischen Angst und Hoffen, schrieb er diesem: „Ich schäme mich, daß ich Sie noch um 3 bis 4 Wochen Frist zur Vollendung des 4. Theils vom Aristipp bitten muß. Es ist mir leider in diesen vier bis sechs letzten Wochen physisch und moralisch unmöglich gewesen, irgend einer Geistesarbeit mit dem freien muntern Sinn, der eine der unerläßlichsten Bedingungen gut zu arbeiten ist, obzuliegen. Werde ich ihn aber in den nächsten 4 Wochen erhalten? Schwerlich! Aber Noth lehrt beten, und wenn ich alle meine Kraft zusammenraffe, so gedenke ich doch wohl mit den wenigen Briefen, die noch fehlen, in dieser Zeit zu Stande zu kommen. Aber mit dem fünften Theil wird es dann freilich noch Anstand haben müssen, wiewohl mein ernstlicher Wille ist, ihn nicht auf die lange Bank zu schieben. Was ich thun soll und will, muß ich bald thun; das fühl'

ich nur zu wohl. Aber bevor ich an die Vollendung des Aristipp nur denken darf, muß ich unumgänglich Xenofons Symposion für das Attische Museum übersetzen — und dies ist keine leichte Aufgabe für einen Achtundsechziger. Seyn Sie indessen versichert, daß der Gedanke, daß Sie eine nicht weit aufgeschobene Fortsetzung wünschen, mich fleißig erinnern und nicht ruhen lassen wird, bis das Werk vollendet und so vollendet ist, daß ich selbst einiges Wohlgefallen daran haben kann."

Von diesem Vorsatz stand er auch dann noch nicht ab, als er in der Zwischenzeit den, wie er selbst sagte, Herkulischen Plan entworfen hatte, in Verbindung mit Böttiger und Jacobs ein Vollständiges Theater der Griechen in Uebersetzungen, mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet, herauszugeben, ein Werk, „welches einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen und das französische Theâtre des Grecs (wiewohl ein vorzügliches Werk) weit hinter sich zurück lassen sollte." Göschen hatte sich zum Verlag bereit erklärt, und Wielanden, auf seine Anfrage, frei gestellt, was er früher liefern wollte, ob dieses Theater der Griechen oder den Aristipp. Da schrieb ihm Wieland:

„Sie stellen es in meine Willkühr, liebster Freund, ob ich mich zuerst an die Vollendung des Aristipp oder an den Anfang des Griechischen Theaters machen wolle. Ich habe mich zu dem

erstern entschlossen, und werde also die bevorstehenden Wintermonate dem 5ten und letzten Theil des Aristipp widmen. Ihre Bitte, dem Inhalt die möglichste Mannichfaltigkeit und Abwechslung zu geben, soll erfüllt werden. Ich weiß es nur zu wohl, daß die weitläufige Beurtheilung der Republik Platons, welche den größten Theil des 4ten Bands ausfüllt, für die große Majorität der Leser kein Interesse hat. Desto schlimmer, möchte ich sagen: aber da es nun einmal nicht anders ist, so geziemt es einem Schriftsteller, der gelesen seyn will, sich dem Geschmack und Bedürfniß des Publikums zu fügen. Zum Unglück war es eigentlich die schöne Lais, die unsern Lesern den Aristipp so schmackhaft machte, und diese ist nun leider! verschwunden, und befindet sich an einem Ort, von wannen keine Wiederkehr ist. Doch wird auch für diesen Abgang im 5ten Theile nach Möglichkeit gesorgt werden, und an Mannichfaltigkeit und Interesse für gebildete Leser soll es nicht fehlen, und ich hoffe, es soll auch hier heißen: Ende gut, Alles gut."

Er beendigte aber jetzt blos den vierten Band, und bevor nur noch die mindeste Anstalt zum Anfang des fünften gemacht war, hatte er schon wieder einen andern neuen Plan entworfen, worüber er Göschen (den 8. Jan. 1803) schrieb: „Nun bin ich, nach langem Hin- und Hersinnen endlich auf den Einfall gekommen, — aber bevor ich Ih-

nen das sagen kann, müssen Sie wissen, daß sich seit Jahr und Tagen, zu meiner eigenen nicht geringen Verwunderung, ein sehr vielversprechendes Schriftsteller-Talent in meinem ältesten Sohn Ludwig nicht nur entwickelt hat, sondern (was ich, so unglaublich es ist, mit Wahrheit und Ueberzeugung sagen kann), zu einem in seinem Alter, von 25 Jahren, ungewöhnlichen Grad von Reife gekommen ist. Er hat mir daraus immer, und so lange ein Geheimniß gemacht, bis es nicht länger möglich war, und so wurde ich bald nach seiner Zurückkunft aus der Schweiz von ihm mit verschiedenen Aufsätzen überrascht, die mir große Freude machten, und mir völlige Gewißheit gaben, daß er sich unter den Schriftstellern des 19 Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle erringen werde. Unter vielem noch unvollendeten hat er zwei, nach meinem Gefühl sehr gut und anziehend geschriebene Gespräche zwischen einem jungen Mann und etlichen geistvollen und gebildeten Mädchen, — und einen kleinen Roman so viel als fertig, der aus mehreren, durch Verbindung sonderbarer Charaktere und Situazionen mit der lebhaftesten Darstellung ungemein unterhaltenden und in Einen gemeinschaftlichen artigen Rahmen zusammengefaßten, Erzählungen besteht. Diese drei Stücke finde ich so wohl geschrieben, daß ich kein Bedenken trage, sie einem kleinen Werke von mir (dem in den letzten 6 Wochen verfertigten Menander) zu asso-

ciiren, und das Ganze unter dem Titel: Oß; mannstädtische Unterhaltungen herauszugeben."

Der wahre Grund nun aber, warum Wieland in jener Zeit die Fortsetzung des Aristipp immer ins Auge faßte und wieder aus dem Auge ließ, und daneben so viele andre Plane machte, von denen auch kein einziger ausgeführt wurde, war lediglich die sorgenvolle und gedrückte Lage, in welcher der ehrwürdige Greis sich befand, und zwar durch das sich befand, wovon er die ruhigen Freuden seines höheren Alters gehofft hatte, durch sein — Osmantinum. Nach wenigen Jahren von Freuden, die doch auch von tiefem Schmerz unterbrochen wurden, brachte ihm dieses nur quälende Sorgen und Kummer.

Am 21. April 1802 schrieb er Göschen: — — — „Sie werden aus dieser Bitte, mit größtem Recht, den Schluß ziehen, daß ich bei meiner Landwirthschaft keine Seide spinne. Dieser Stoff ist so vielseitig und reichhaltig, daß ich mich Ihnen darüber lieber mündlich als schriftlich möchte expektoriren können. Das Wesentlichste, und das Resultat von allem übrigen, worüber ich Sie gern au fait setzen möchte, ist indessen, daß ich mich in der That, durch den Kauf meines Gutes, durch den geführten kostspieligen Bau, die mannichfaltigen Kosten aller nöthigen Reparaturen und Verbesserungen, Anschaffung alles erforderlichen Geräthes und

Bevölkerung meiner Ställe mit Pferden, Kühen, Schaafen u. s. w., kurz mit dem ganzen Alfabet, das ich nach und nach aufsagen mußte, nachdem ich einmal A gesagt hatte, mich unvermerkt in Schwierigkeiten verwickelt, und eine Last auf mich geladen habe, unter welcher ich erliegen würde, wenn ich nicht mit Ernst darauf bedacht wäre, sie je bälder je lieber von meinen alten Schultern abzuwälzen, insofern es ohne Nachtheil und vielmehr zum wirklichen Vortheil meiner armen Kinder geschehen kann. So lange der holde Engel, der mich vor 6 Monaten verlassen mußte, noch sichtbar um mich war, fühlte ich diese Last zwar auch; aber sie drückte mich weniger, ich hatte Muth und Hoffnung, mehr Lust und Freudigkeit zum Arbeiten, und alles, was mein Geist unternahm, ging munter und leicht von statten. Seitdem ist leider! alles ganz anders — kurz, bester Göschen, ich fühle, daß, wenn ich noch einige Jahre den Meinigen, der Welt und meinen Freunden leben soll, es schlechterdings nothwendig ist, daß ich mich gänzlich Schuldenfrei mache — und dazu ist möglicher Weise nur Ein Mittel. Das ganze Gut zu verkaufen, wenn sich auch ein Käufer dazu fände, der mir dafür geben wollte was es mich kostet, dazu kann ich mich aus mehreren und entschiedenen Ursachen nicht entschließen. Meine Idee ist, das Gut zu zerschlagen, den Pavillon, den ich bewohne, nebst dem Garten und einer einzigen Hufe Acker-

land, für mich zu behalten, und aus allem übrigen ein für sich bestehendes kleines Erblehngut zu machen, und es gegen baare Bezahlung an den, der Lust dazu haben wird, zu verkaufen. Da das Gütchen so klein ist, so ist es natürlicher Weise keine Sache für reiche Leute. Indessen könnte und sollte sich doch wol in ganz Germanien unter 24 Millionen Menschen irgend Jemand finden, dem gerade ein solches kleines Landgut anstünde, und in dessen Augen es dadurch noch einen besondern Werth erhielte, daß er mein so naher Nachbar würde, und (alles vorausgesetzt was hiebei vorauszusetzen ist) mit mir und meiner Familie in einem beiden Theilen angenehmen freundschaftlichen Verhältniß leben könnte. Wenn meine Imaginazion bei guter Laune ist, so poetisirt sie mir verschiedne Arten möglicher Subjecte vor, die hiezu geeigenschaftet seyn könnten. — — Ich gestehe gern, daß diese meine Idee einem utopischen Traum ziemlich ähnlich sieht. Indessen sind doch schon viel unwahrscheinlichere Dinge realisirt worden."

An denselben. (Im August.) „Zu meinem Landgut haben sich bis itzt zwei Kauflustige hervorgethan; die Sache scheint aber noch im weiten Felde zu seyn, und ich wag' es noch nicht, mich der Freude, einer mich sehr danieder drückenden Last bald entledigt zu werden, zu überlassen. Nachdem ich alles, von allen Seiten, allein und besonders auch mit meinem Schwiegersohn, dem Rath Stich-

ling, wohl überlegt, habe ich mich entschlossen, das ganze Gut, mit einzigem Vorbehalt des Hauses, so ich bewohne, und des dazu gehörigen großen Gartens, zu verkaufen; jedoch auch den ganzen usum fructum und jede selbstbeliebige Benutzung des letztern dem Käufer des Gutes gegen einen billigen Pachtzins zu überlassen. Der Garten, welcher über 25 Acker hält und für sich allein ein kleines Landgütchen ausmacht, und von dem künftigen Inhaber des Gutes leicht auf einen Ertrag von 5 bis 600 Thaler, ja mit der Zeit noch höher gebracht werden könnte, der Garten, sage ich, soll, so lang es nur immer möglich seyn wird, bei meiner Familie bleiben, und dies um so mehr, da er das heilige Grab meiner Geliebten, und dereinst auch das meinige, neben ihr, in sich schließt. Finde ich einen annehmlichen Käufer zum Gut, so lebe ich künftig wieder in der Stadt, und bringe nur die schöne Jahreszeit, (so viel mir Tyche davon übrig läßt) in meiner Oßmannstädtischen Villa zu."

Den 17. Dec. 1802. — — — „Ich bin genöthigt, diese Bedingung (eines Vorschusses) zu machen, ohne welche es mir, in der fatalen Lage, in der ich mich befinde, schlechterdings unmöglich wäre, weder am Aristipp noch an Etwas anderem mit gutem Erfolg zu arbeiten. Denn zu solchen Geisteswerken gehört Freiheit des Geistes und Ruhe des Gemüths. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich die unaufhörlichen Sorgen,

wie ich die Meinigen, bei Ehren erhalten, allen Prästazionen Face machen, und das mir so lästige Gut, wenigstens bis zu dessen Verkauf (wozu bis dato noch wenig Anschein ist) behaupten wolle, wie sehr, sage ich, diese Sorgen mich zusammen drücken und welchen nachtheiligen Einfluß sie bei einer so äußerst zarten und reizbaren Konstituzion, wie die meinige, auf Seele und Leib bei mir haben. Um also nur einiger Maßen mir zu der nöthigen Geistesruhe zu verhelfen, bin ich genöthigt, Ihnen, nicht als Buchhändler, sondern als Freund, zu sagen, daß die Gefälligkeit, um welche ich Sie bitte, obiger Umstände wegen, eine nothwendige Bedingung des Engagements ist, welches ich mit Ihnen über die sämmtlichen Arbeiten, wovon die Rede war, einzugehen bereit bin."

Während dieser für ihn so peinlichen Periode, die durch manche Vatersorge noch kummervoller wurde, ließ er seine Zeit zwar nicht unbenutzt, benutzte sie aber nur zu mehreren kleineren Arbeiten, zu denen ihn eben damals die Aufforderungen verschiedener Taschenbuch-Verleger veranlaßten. Auf diese Weise entstand sein Pentameron von Rosenhain, 5 kleine Erzählungen, nebst einer sechsten als Zugabe (daher nachmals Hexameron), die er unter die Verlangenden so vertheilte, daß Vieweg in Braunschweig eine für 1803 und eine für 1804, Willmanns in Bremen zwei, und Cotta ebenfalls zwei für 1804 er-

hielten. Der Aristipp, der einstweilen noch immer in seiner Seele nachklang, führte ihn auch nach Griechenland zurück; er entwarf jedoch nur kleine Seitenstücke zu demselben in Menander und Glycerion und Krates und Hipparchia, worin er neue Charaktere und Situazionen aufstellte, die im Aristipp, dem sie an Geist, Interesse und Zierlichkeit nichts nachgeben, keinen Platz fanden. Da ihm, wie er sagte, Herder, Schiller und Göthe selbst mit ihrem ehrenvollen Beispiel, Beiträge zu den Taschenbüchern zu liefern, vorgeleuchtet hätten, so glaubte er um so mehr diesem Beispiele folgen zu können, als, wie er Göschen schrieb: „die eiserne Noth, die ehmals Horazen, seinem eignen Geständniß nach, zum Dichter gemacht, ihn drückte und drängte, daß er alles, was seine alte Muse noch gebühre, bald möglichst in baares Geld umsetzen müsse, er aber übrigens auch, seiner Natur nach, ein so mittheilendes Wesen sey, daß er, sobald er etwas verfertigt, was ihm selbst gefalle, keine Ruhe habe, bis es in den Händen der Freunde seiner Schriften sey.“ Cotta, der ihn in Erstaunen versetzt, ja — wie er sagte — so erschreckt habe, daß er nicht gewußt, ob er das Geld annehmen solle, — als dieser ihm für die Erzählungen aus dem Pentameron, aus eigner Bewegung 400 Gulden Rhein. als Honorar gesendet, erhielt jetzt beide kleine Werke leicht von ihm zu Taschenbüchern, und Wieland, der dies jetzt als Hilfe in

der Noth ansah, dachte in dieser Noth nicht an seinen Freund Göschen, dem er doch von Menander geschrieben hatte. Wieland aber hatte auch vergessen, daß Göschen ihm für ein Taschenbuch gerade das Doppelte von dem geboten hatte, was er von Cotta erhielt. Göschen, der für die erste Zeit wol empfindlich darüber seyn konnte, sich übergangen zu sehen, und der Wielanden deshalb schrieb, daß das, was das Publikum schon einmal gekauft und gelesen, nur spärlicher abgehe, bewieß sich indeß hierbei wahrhaft als Wielands Freund, da dieser ihn bald beruhigte, als er ihm schrieb: „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Irrungen, die ein doppeltes Paar alter Griechen und Griechinnen unschuldiger Weise zwischen uns veranlaßt haben, das Grab unsrer vieljährigen Freundschaft seyn sollen.“ Aeußerungen wie die folgenden: „Wäre es nicht Thorheit gewesen, wenn ich, in meinen Umständen, solche Gelegenheiten nicht hätte benutzen wollen? — — Ich glaube, Sie können sich mein kleines Verkehr mit den Taschenbuchsjägern um so mehr gefallen lassen, da Sie ja auch nichts dagegen hätten, wenn ich dergleichen Aufsätze im Merkur abdrucken ließe, der noch unter meinem Namen und Böttigers Redaktion fortläuft;“ — solche Aeußerungen zeigten Göschen nur zu deutlich, daß Wieland im Drange des Augenblicks — seinen eignen Vortheil vergessend — gehandelt habe.

Alle solche Hilfe in der Noth war aber für den armen Wieland nur so schnell vorübergehend, als die jetzige — und einzige — Irrung zwischen ihm und Göschen. Mit dem Jahr 1803 kam ihm erst bleibende Hilfe, und Göschen war der Erste, den er davon benachrichtigte, aus Gefühl theils der Freundschaft, theils der Pflicht. Im Februar schrieb er diesem: „Eine unverhoffte Fügung des Schicksals oder meines noch immer zu meinem Besten geschäftigen guten Genius hat mir vor etlichen Tagen einen Liebhaber zu meinem Gut zugeführt, der mir das ganze Wesen (ohne das Inventarium, welches er besonders bezahlen wird) für 30,000 Thaler abgekauft hat. So ungern ich mich auch von dem Boden trenne, worin die heiligen Gebeine meiner ewig geliebten Dorothea ruhen, so kann ich diesen Verkauf doch nicht anders, als für das Glücklichste, was mir in meinem Leben noch begegnen konnte, ansehen. Ich bin dadurch von einer Last, die mich öfters fast zu Boden drückte, befreit; ich werde auf einmal schuldenfrei, und es bleibt mir noch immer so viel übrig, daß ich für meine noch unversorgten Kinder ungleich mehr thun kann, als mir möglich gewesen wäre, wenn ich das Gut noch länger hätte behaupten müssen. Aber mit meinem Osmantino fallen nun freilich auch die Oßmannstädtischen Unterhaltungen weg. Alles was mir dabei leid thut, ist, daß ich Ihnen, liebster Göschen, die

vergebliche Mühe gemacht habe, mir bei dieser todtgebornen Frucht Geburtshelferdienste zu thun. Denn das Projekt war so beschaffen, daß ich es auch aus andern Ursachen als wegen des Verkaufs des Gutes hätte aufgeben müssen. In der That bin ich beschämt über diese neue Probe, daß die Etourderie, mit der ich mein ganzes Leben durch zu kämpfen gehabt habe, mich selbst in meinem 70sten Jahre noch zu einem Projekt dieser Art hinreißen konnte. Zeitschriften, wodurch man sich selbst eine in der Folge lästige Verbindlichkeit auflegt, taugen nicht mehr für meine Jahre. Ich bedarf einer so viel möglich unbeschränkten Freiheit des Geistes; ich muß arbeiten und ruhen können, wann, wo, und wie lange mirs gemüthlich ist, und Anstrengung würde mich gar bald außer Stand setzen, irgend etwas zu produziren. Sobald ich also den Aristipp vollendet habe, werde ich mich blos mit der Uebersetzung des Euripides und Aristophanes, und allenfalls noch mit kleinen Werkchen (mit poetischer Migniatur, wenn ich so sagen kann), beschäftigen und amüsiren, d. i. mit Arbeiten, wo ich anfangen und aufhören kann wann ich will, und mich weder um Monat noch Vierteljahr noch Messen zu bekümmern habe. Wir wollen also die Oßmannstädtischen Unterhaltungen dem Mond zufliegen lassen, wohin, nach Ariost, alle mankirte und unreife Projekte ihren Weg nehmen."

An Denselben. Den 17. April 1803.

„Ich glaubte es unsrer alten Freundschaft schuldig zu seyn, lieber Göschen, daß ich einige Zeit verstreichen ließe, bevor ich Ihren letzten, in einer hypochondrischen Verstimmung, wie es scheint, geschriebenen Brief Punkt vor Punkt beantwortete, um ihn desto gewisser mit heiterer Gleichmüthigkeit beantworten zu können. Nun da ich ihn in dieser Absicht wieder gelesen habe, dünkt mich das Beste, mich des Schreibens und Sie des Lesens einer ausführlichen Antwort zu überheben, und Ihnen dafür mit Offenheit und Zutrauen zu entdecken, wie es dermalen mit mir steht, was ich in meiner dermaligen Lage, als ein schon vor 2 Jahren jubilirter teutscher Schriftsteller, mir selbst noch zumuthen kann, und wessen Sie Sich, als Verleger meiner Sämmtlichen Werke, künftig zu mir zu versehen haben.

„Noch vor weniger als 10 Wochen befand ich mich im Besitz eines Gutes, dessen Acquisizion und zeitherige Behauptung mich nothgedrungener Weise mit einer die Hälfte meines Vermögens übersteigenden Schuldenlast nach und nach beladen hatte. Die Summe, deren ich bedurfte, um auch nur blos meinen unvermeidlichen Ausgaben genug zu thun, stand (zumal in den letzten zwei Jahren) mit dem Ertrag des Gutes und meiner übrigen fixen Einnahme in einem so unproporzionirten Verhältniß, daß ich, um das sehr beträchtliche Deficit zu decken, alle meine Kräfte aufbieten mußte, das vacuum,

das Ceres und Pales in meinem Beutel ließen, durch den Ertrag der Früchte meines Geistes zu ersetzen. Ich fühlte von Zeit zu Zeit, daß ich über Vermögen arbeitete, oder wenigstens, daß ich, wenn es noch länger so fortgehen müßte, Gefahr liefe, auf Einmal in den traurigen Zustand von Erschlaffung und Kraftlosigkeit zu gerathen. Aber Noth hat kein Gesetz. Die Hoffnung, mein Gut ohne beträchtlichen Schaden verkaufen zu können, war sehr gering, die Last, die auf mir lag, immer drückender, und die Gefahr mit jedem Jahr ärmer zu werden, immer größer. Welche Lage für einen 70jährigen, von einer zahlreichen Familie umgebenen Mann von meiner Sinnesart und Konstituzion! Welche Aussichten in die Zukunft! — In dieser Lage, lieber Freund, und vornehmlich in Rücksicht auf die beträchtliche Summe an voraus und auf künftige Abrechnung von Ihnen erhaltenem baarem Gelde, machte ich Ihnen den Antrag eines von mir zu unternehmenden Griechischen Theaters — versprach ich Ihnen noch in diesem Jahr den 5ten Theil des Aristipp zu vollenden — schrieb ich Ihnen von Gott weiß welchen Oßmannstädtischen Unterhaltungen u. dergl. Meine unvermerkt abnehmenden Kräfte und mehrmaligen Unterbrechungen des Grades von Gesundheit, dessen ich bisher gewöhnlich genoß, erinnerten mich zwar, daß ich mit allen diesen Spekulazionen mir selbst und Ihnen mehr

versprach, als ich wahrscheinlich würde halten können: aber, wie gesagt, ich mußte mir helfen wie ich konnte; ich suchte mir selbst Illusion zu machen, und war entschlossen, wenigstens so lange ich konnte, mein Aeußerstes zu thun. So, mein Freund, stand es mit mir, als, bald nach allen den eventuellen Anträgen, die ich Ihnen gemacht, und den Abreden, die ich mit Ihnen darüber genommen hatte, mein guter Genius mir, über alle meine Hoffnung, einen vermögenden und edeldenkenden Liebhaber zu meinem Gute zuführte, der mir so viel dafür baar bezahlt, daß ich wenigstens ohne Schaden davon komme. Dieser, Epoche in meinem Leben machende, Umstand hat nun auf einmal meine ganze Lage verändert. Die Last ist mir abgenommen; in wenigen Wochen bin ich schuldenfrei; was mir übrig bleibt ist mein; die Interessen davon reichen, nebst meiner Pension, zu anständiger Führung meiner Haushaltung zu, und ich brauche nicht mehr über Vermögen zu arbeiten. Bei dieser Bewandniß der Sachen muß ich Sie also bitten, liebster Göschen, alle die Spekulazionen und Anträge, womit ich Sie vor einigen Monaten behelligt habe, als nicht geschehen zu betrachten, mich von allen daher derivirenden Verbindlichkeiten gütig und freundschaftlich loszusprechen, und was ich als Schriftsteller künftig noch thun *kann* und *werde*, gänzlich meiner Freiheit zu überlassen. Ich werde, so lange mir irgend eine Muse noch hold ist und

mein Kopf nicht merklich schwächer wird, nie ganz unthätig seyn; aber ich kann mich zu Nichts mehr anheischig machen. — — Ich bin zwar fest entschlossen, den Aristipp zu vollenden, aber, da der Verkauf des Gutes und alle dadurch verursachten Geschäfte, Zerstreuungen, neue häusliche Einrichtungen u. s. w. mich auf einmal aus der zu einer solchen Arbeit nöthigen Stille und Zurückziehung in mich selbst herauswarf, so kann ich unmöglich sagen, wie bald ich diesen letzten Theil, der die Krone auf das Werk setzen soll, werde zu Stande bringen können.

„Ich hoffe mich nun so weit gegen Sie expektorirt zu haben, daß Sie Sich ohne Mühe an meinen Platz setzen, und das, was Ihnen in meinem Verfahren anstößig gewesen ist, in einem milderen Lichte betrachten können. Ich verspare auf unsere nächste Zusammenkunft eine nähere und umständliche Eröffnung, die mich, selbst in Ihren Augen, wenn auch nicht gänzlich rechtfertigen, doch gewiß mehr als entschuldigen wird. Ich scheue mich nicht, mich Ihnen eben so unverhüllt darzustellen wie ich vor meinem eigenen Gewissen stehe. — So viel, mein theurer und gewiß herzlich geliebter Freund, unter den Zerstreuungen des Aufräumens, Einpakkens und Ausziehens, welche mir die ganze bevorstehende Woche rauben werden. Hoffentlich ist dies meine letzte Emigrazion, bevor ich die immer näher heranrückende Reise antrete, die ich, um mei-

ner Kinder und Freunde willen, gleichwohl so lange als möglich aufzuschieben wünsche. Und hiemit leben Sie wohl und bleiben immer meiner unveränderten herzlichen Liebe und Ergebenheit versichert."

Wie höchst peinlich Wielands damalige Lage gewesen seyn müsse, kann wol nichts deutlicher bezeugen, als die Menge von Projekten, deren eins nach dem andern er zu seiner Rettung entwarf. Aber nicht sowohl die Zumuthungen, welche der Greis an sich selbst machen, als die ungewissen Versicherungen, die der Mann, welcher sich sonst stets so streng an seine Zusagen band, jetzt zu geben sich genöthigt sah, lassen dieses Peinliche seiner Lage in seinem ganzen Umfang erkennen. — Seinen Schriften aus jener Zeit merkt es wol Niemand an, daß der 70jährige Greis auf so harte Proben vom Schicksal gestellt wurde. Klinger konnte daher wol von ihm sagen: „Wer an der Glückseligkeit der Dichter zweifelt, der betrachte nur den Abend ihres Lebens, und vergleiche ihn mit dem Abend eines Welt-Staats-Geschäftsmannes. Wenn das Gerippe der Wirklichkeit ohne alle Täuschung vor den letzten tritt, so kleidet es der Dichter in den Duft der Phantasie, und erweckt zu Asche gewordene Gestalten zu lieblichen frischen Bildungen, wenn sie ihm die gegenwärtige Zeit versagt. So verjüngt sich Wieland in Griechenland, wenn sein Zeitalter, dessen Thaten, oder sein Spiegel ihm zu

laut sagen, er sey Greis geworden. Seine Dichtungen sagen es ihm bis jetzt nicht.“ Hatte nun aber Wieland diese Glückseligkeit als Dichter voraus, so kommt doch unstreitig auch nicht wenig auf die Rechnung des Philosophen. Gewiß, jene Linden, deren Stamm ihm einst gesagt hatte: „Was dir das Schicksal auch nehmen oder versagen mag, behalte in dir Saft und Kraft der Menschheit, und wirke damit unverdrossen mehr oder weniger, aber immer Gutes, mit immer innerlich kräftigem Willen!“ — gewiß standen sie ihm jetzt nicht zum Vorwurf da. Sie hatten wieder Zweige getrieben, er aber alle Kraft seines Geistes zusammengerafft, um von neuem zu wirken; und die jetzigen Früchte seines Geistes zeigten nicht nur keine Spur vom Greisenalter, sondern auch nicht von einer so peinlichen Lage.

Die Erzählungen seines Sohnes Ludwig, welche in die Oßmannstädtischen Unterhaltungen hatten aufgenommen werden sollen, beschloß dieser nun selbst herauszugeben. „Mein Sohn, schrieb der Vater, will aus Bescheidenheit, oder einem in Bescheidenheit eingekleideten Stolz, weder auf noch unter meinen Flügeln in die Welt fliegen.“ Jene Erzählungen erschienen indeß doch bei Göschen nicht ohne des Vaters Namen; und Wieland schrieb diesem: „Ich gestehe es, die Worte auf dem Titelblatt: „von Ludwig Wieland, herausgegeben von C. M. Wieland“ scheinen etwas

Auffallendes zu haben, und mich dem Publiko gegenüber in ein ungeziemendes Licht zu stellen. Wenn indessen der so gestellte Titel etwas dazu beitragen kann, die 750 Exemplare desto eher los zu werden, so lasse ich mir auch diese kleine Unannehmlichkeit, wie so manche andre, die mir die Paternität von einem bel-esprit zugezogen hat und vermuthlich noch ferner zuziehen wird, gefallen."

II.

Im Frühjahr 1803 sollte Wieland sein Osmantinum dem neuen Besitzer, einem wackern Hamburger, Hofrath Kühn, überlassen. Kurze Zeit vorher besuchte ihn hier noch Böttiger, aus dessen Bericht hierüber das hieher Gehörige auszuheben ich nicht umhin kann.

„Den 11. April — schreibt er — Nachmittags fuhr ich zum letzten Mal nach Oßmannstädt. Alles war dort schon zur Abreise gerüstet, Vieles voran geschickt. „Ich hätte dies Gut wol eigentlich nie kaufen sollen, sagte Wieland. — — Die Phantasie oder Fee Mab spielte mir einen ihrer bösen Kobaltstreiche. Ich hatte vor 40 Jahren den poetischen Landjunker belacht. Nun ward ich's selbst." — — Ich wieß auf einige Blumentöpfe am Fenster, worin die Erstlinge des dies mal früheren Frühlings blühten. Er verstand's, und sagte:

„Sie haben Recht; ich habe diesem Oßmannstädt doch auch viele selige Stunden zu verdanken. Die ersten zwei Jahre war ich im Genusse aller Art. Dieser reinen Natur- und Genußfülle entkeimte die schönste Blüthe meines Alters, mein Aristipp, der ohne diesen stillen Selbstgenuß, ohne dies heitere Land- und Gartenleben nie empfangen und geboren worden wäre. Er ist mein Liebling, ja er ist mir mehr als Agathon. Und darum verdrießt es mich oft, daß die leidige Politik und die naturphilosophische Hägsa der jetzigen Leserwelt alle Empfänglichkeit für ein Werk geraubt hat, das, mit griechischer Mischung und Reinheit gedichtet, auch so empfangen werden müßte.“

„Wir durchwandelten mit einander den Garten. Diesmal war nicht mehr, wie sonst immer bei den ersten Besuchen im Frühling, von jungen Anpflanzungen und neuen Anlagen die Rede. Die Bäume waren in diesem voreilenden Frühjahre mit Knospen übersäet. Die jungen Alleen, die den dazu erst geebneten Garten in der Mitte durchschnitten, und erst von Wieland mit bedeutendem Aufwand angelegt worden waren, versprachen eine seltene Fruchtbarkeit. Vor zwei besonders sich hervorhebenden Reine — Claude-Bäumen blieb er mit Rührung — Neid kam nie in seine reine Seele — ja gleichsam mit Andacht stehen, und rief: wie wird sich Kühn freuen! — Er zerschlug im Weitergehen mit seinem Gartenstock einen Maulwurfshügel.

„Stundenlang, sagte er, hab' ich diese Maulwurfshügel geebnet und Steine weggelesen, so daß ich oft ganz durchnäßt von Schweiß die Wäsche wechseln mußte, und von meiner Frau tüchtig ausgescholten wurde. Oft hab' ich den rastlosen Minengräbern aber auch nur zugesehen, und mit Bewunderung ihres Schatzgräbertalents ihnen mit Hamlet zugerufen: Can' st work in the ground so fast! A worthy pioneer! — mir auch wol diese und jene Verkörperung aus dem Kapitel der Metempsychose bei meinem Maulwurf gedacht. Nun, auch dieser Zeitvertreib ist vorbei!

„Wir kamen an das Lustgehölze und Haselstaudengebüsch, wo die Gräber der Sophie Brentano und seiner Gattin mit jungen Rosenstöcken umkleidet, sich zeigten. Diese zu verlassen, sie in fremden Händen zu lassen, kostete dem guten Alten manchen schweren Kampf. Eine seiner verwittweten Töchter, die in Führung der Wirthschaft und Leitung des Hauswesens an die Stelle der Mutter getreten war, stand auch mit nassen Augen davor. „Ich traue es, sagte Wieland, nach einigem Schweigen, dem wackern Käufer meines Gutes zu, daß ihm die Stätte, wo auch ich einst neben meiner Gattin begraben zu seyn wünsche, stets heilig und unantastbar seyn werde!"

„Wir besahen noch manches wohlbekannte und durch mannigfaltige Erinnerungen, die daran geknüpft waren, geheiligte Plätzchen. „Hier hing

Sophie Brentano, diese holde Ophelia, ihrer Schwermuth nach!“ sagte er. — „Hier — wir standen an einer kleinen Terrasse auf der andern Seite des Gartens, von wo man auf eine Gemeine-Trift und auf die Hintergebäude des Dorfes blickte, — kritzelte meine gute alte Sophie (Laroche), die ja stets etwas zu exzerpiren oder aufzuschreiben findet, Manches in ihre Schreibtafel, was wir nun auch wirklich schon mit aller ihrer herzlichen Redseligkeit mit Druckerschwärze auf Weiß gemahlt zu sehen bekommen.“ — „Und hier — indem wir bald am Ende der großen Lindenallee zum Wohnhause zu an eine große Brücke gelangt waren, wo in dem Schattengewölbe in der Sonnenschwüle es stets kühl blieb — hab' ich mit unserm Herder den Plan zu seiner Aurora fürs neue Jahrhundert besprochen, aus welcher nun, dem eisernen Gebot der Zeit gemäß, eine lehrende, strafende Adraſtea geworden ist.“ — So gingen noch mehrere Erinnerungen an uns vorüber. Jedes Baumes Frucht wußte er genau herzuerzählen. Ein großer Amarellen-Kirschbaum stand an der Mauer. Ihm ertheilte Wieland besondre Lobsprüche. Von ihm habe er noch mit eignen Händen seiner alten treuen Freundin Laroche einen Teller voll zum Frühstück gepflückt. Ein großer Korb auf dem kleinen Blumenparterre vor dem Wohnhause hatte ihm allein auf vierzig Thaler gekostet. Auch von ihm schien er sich ungern zu trennen. Doch machte ihm

der Gedanke, daß der neue Besitzer da Blumen und Feldfrüchte pflücken könne, wo Er nur wildes Gestrüpp und wucherndes Unkraut fand, sichtbare Freude."

So endigte Wielands heißersehntes Idyllenleben in Oßmannstädt. Die frommen Wünsche für dessen neuen Besitzer, mit denen er es verließ, verdienten schon darum Erfüllung, weil dieser keine der Hoffnungen, welche der Scheidende von ihm gehegt hatte, unerfüllt ließ. Er ehrte die heilige Stätte, wo die von Wieland geliebten Todten ruhten, und Wielands Wunsch, dereinst auch neben ihnen zu ruhen.

Neuntes Buch.

Mit aufrichtig herzlicher Theilnahme wurde Wieland bei seiner Rückkehr nach Weimar von Hof und Stadt empfangen. Es war, als sey ein lieber Vater in den Kreis der Seinigen zurückgekehrt, und die allgemeine Liebe und Achtung für ihn sprach sich auch unverkennbar darin aus, daß man ihn von nun an nie anders als Vater Wieland nennen hörte.

Zu seiner besondern Zufriedenheit trug seine Wohnung bei, die von dem Schauspielhause nur durch einen Garten getrennt, und kaum hundert Schritte von dem Hause, welches Schiller sich im Jahre zuvor gekauft hatte, entfernt war. Doch war es nicht dies, was ihm diese Wohnung so vorzüglich werth machte, sondern daß er aus den Fenstern derselben in die kleine freundliche Anlage sah, welche sich an dem Palast der Herzogin Mutter hinzog, worin, wie er sagte, die gute Fürstin als die wohlthätigste aller Feen waltete. Von Oßmannstädt aus hatte er Derselben geschrieben:

„Es macht mich sehr glücklich, gnädigste Herzogin, daß der Verkauf meines Gutes, wie ich höre,

Ew. Durchlaucht gnädigsten Beifall hat. Ich konnte in jeder Rücksicht nichts Klügeres thun, und was ich auf einer Seite dadurch verliere, wird mir auf allen andern reichlich ersetzt. Das Erfreulichste für mich ist, daß ich Hoffnung habe, durch Beziehung der ehemaligen P.. Wohnung einem gewissen Zaubergarten so nahe zu kommen, daß es nur die Vergünstigung eines Schlüssels bedürfen wird, um mit aller Bequemlichkeit, die ich nur wünschen kann, ins Himmelreich einzugehen. Denn das wird für mich immer jeder Ort seyn, wo sich die über alles verehrte und geliebte Fürstin aufhält, deren Huld und herablassende Güte so wohlthätige Sonnenblicke auf den späten Abend meines Lebens wirft."

Er erhielt nicht nur diese Vergünstigung, sondern die edelmüthige Fürstin, die sich durchaus als seine Freundin bewieß, zog ihn jetzt in ihren nächsten Kreis, in welchem er seinen vieljährigen Freund v. Einsiedel wieder fand, und an zwei jüngeren Männern, v. Ziegesar (jetzt Präsident des Appellationsgerichts zu Jena) und — bald darauf — Fernow, der nach Jagemanns Tode zum Bibliothekar der Herzogin ernannt war, neue Freunde gewann. Wieland wurde täglicher Gesellschafter der Herzogin Amalia, nahm auch Theil an ihrem Sommeraufenthalt zu Tiefurt, und wurde unvermerkt als ein Glied des Hauses und Hofes

angesehen, als welches er auch im Schauspiel einen Ehrenplatz in der Herzoglichen Loge selbst hatte.

Manches Genusses konnte er sich jetzt erfreuen, den er ungern entbehrt hätte. So hatte er z. B. von Oßmannstädt aus seiner fürstlichen Gönnerin geschrieben: „Ich höre so viel Großes und Außerordentliches von der Braut von Messina, daß ich vor Ungeduld brenne, ihre Bekanntschaft zu machen. Jemand hat es als etwas Sonderbares und Auffallendes bemerkt, daß unser dramatischer Herkules, von den Reizen des schönen Geschlechts bezwungen, gänzlich in die Dienste desselben zu treten scheint, und uns hinter einander mit einer Wittwe Maria von Schottland, einer Jungfrau von Orleans, und einer Braut von Messina beschenkt. Böttiger hat mir versprochen, mich zu benachrichtigen, wenn dieses Stück wieder vorgelesen werde, und ich komme dann in die Stadt, wenn die Luft auch um einen Reaumürschen Grad kälter wäre als der Roman der Frau von Stael“ (Delphine).

Jetzt bedurfte es nun solcher Opfer nicht, um sich ähnliche Genüsse zu verschaffen; und deren bot Weimar damals viele dar, welche Göthe theils in Verbindung mit Meier, unter der Firma der Weimarischen Kunst-Freunde (W. K. F.), theils in Verbindung mit Schiller bereitete.

Es war Wielanden sehr unangenehm gewesen, daß die Propyläen nicht waren fortgesetzt wor-

den, jetzt aber konnte er sich der durch dieselben veranlaßten, gewiß in ihrer Art einzigen, Kunstausstellungen erfreuen. Die neue Kunstschule der Bühne, auf welcher sich Wolfs ausgezeichnetes Talent damals zu entfalten begann, nahm nicht weniger seine Theilnahme in Anspruch, wenn ihm gleich nicht alles zusagte, ja manches ihn sogar ärgerte, womit Göthe und Schiller damals — experimentirten, bisweilen selbst nicht ohne geheime, aber verheimlichte, Bangigkeit über den Erfolg. Herders Adrastea hielt ihn dann wol für solchen Aerger schadlos.

Alle diese Umstände vereinigten sich, ihm vor der Hand seinen Gleichmuth wenigstens wieder zu geben, der in diesem Jahre nur durch den Tod Herders gestört wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er noch nicht wieder, und schrieb vielmehr zu Ende des Jahres seiner Freundin Laroche, die ihm ihre Liebe-Hütten zugesendet hatte: „Ich bewundere die unerschöpfliche Wärme und Lebendigkeit Ihres Geistes und Herzens, und preise Sie darum glücklich; aber dennoch kann ich mich nicht enthalten, zu wünschen, daß es Ihnen und mir selbst endlich vergönnt werden möchte, auf unsern Lorbern und Myrthen auszuruhen.“

Es bedurfte einer besonders aufregenden Veranlassung, ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit wieder zu wecken. Diese Veranlassung erhielt er durch die damals vielbesprochene Schrift eines D. Wö-

tzel: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode; welche Schrift um so größeres Aufsehen erregte, da ihr Verfasser sein Aushängeschild als Philosoph sehr klug benutzt hatte. Da sie dem Herzog von Weimar gewidmet war, so wurde sie auch an dessen Hofe als eine seltene Neuigkeit besprochen, und an einem schönen Sommertage im gesellschaftlichen Kreise vorgelesen. Die mancherlei Bemerkungen, welche dabei von allen Seiten gemacht wurden, die Erwägung des Umstandes, daß von einer solchen Schrift solchen Inhalts in kurzer Zeit drei Auflagen auf einander folgten, und eigne Erinnerungen wirkten bei Wieland zusammen, ihn zu einer Schrift über diesen Gegenstand, der von jeher ein großes Interesse für ihn gehabt hatte, zu bestimmen. Am 30. Oktober 1804 schrieb er Göschen darüber: „Ich arbeite seit etlichen Monaten an einem kleinen Werke, wovon ich aus wesentlichen Ursachen wünsche, und es daher zu einer Bedingung machen muß, daß es besonders, und als ein Buch für sich, im Buchhandel erscheine. Der Titel ist: Euthanasia, oder Gespräche über das Leben nach dem Tode, veranlaßt durch eine Schrift, betitelt: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. — Diese Euthanasia wird aus drei oder vier Dialogen bestehen, wovon der erste und größte vollkommen fertig ist. — Das Ganze wird mich noch bis Ende dieses Jahres beschäftigen.“

„Haben Sie doch ja — schrieb er — die Güte, meinen Vorwitz, den Herrn D. Wezel oder Wözel betreffend, so weit sie können, zu befriedigen. Er ist neuerlich in der Jenaischen Litt. Zeit. etwas scharf und beinahe zu derb behandelt worden. Das erste Gespräch meiner Euthanasia gewinnt dadurch desto mehr Interesse.“

Dieses erste Gespräch, eine Beleuchtung der Wözelischen Schrift enthaltend, untersucht die Glaubwürdigkeit dieses Berichterstatters, den er nothwendig in eine der drei Klassen, die ihm Zeitlebens so viel zu schaffen gemacht hatten, unterbringen mußte, der Schwärmer — der Mistifizirten — oder der Betrüger. In seiner, obwohl genau und streng angestellten, Untersuchung darüber verfuhr er mit dem angeblichen Philosophen so säuberlich als möglich, seine wahre Meinung aber sprach er gegen Göschen bei Zurücksendung der Korrekturbogen aus. „Ich glaube selbst, schrieb er, daß Hr. Doktor oder Magister Wözel durch meine Analyse seines über allen Ausdruck elenden und abgeschmackten Buchs in Reputation kommen wird; aber damit er Ursache habe, sich dafür bei mir zu bedanken, möchte ich ihm rathen, sich in bevorstehender Messe um Geld sehen zu lassen. Wirklich wäre ein Hermafrodit mit drei Köpfen, sechs Armen und vier Beinen kein sehenswürdigerer Irrthum der Natur, als dieser in seiner Art gewiß einzige Mensch, in welchem Dummheit,

Eigendünkel, Pfiffigkeit, Albernheit und Plattheit auf eine Art, die allen Psychologen zu schaffen machen könnte, vereinigt sind. Wer sollte nicht 4 Groschen daran spendiren, ein solches Mißgeschöpf mit Augen zu sehen!" *)

Zu einer andern Zeit würde bei Wieland mit diesem ersten Gespräch der Euthanasia alles abgethan gewesen seyn, in seiner jetzigen Lage aber fühlte er eine innere Aufforderung, hiebei nicht stehen zu bleiben. Er selbst hatte seit dem Jahre 1800 viel mit der Geisterwelt zu thun gehabt, und wollte darüber mit sich abschließen

Wir haben von seinem lebhaften Traume gehört, in welchem ihm sein abgeschiedener Liebling Sophie Brentano erschien. „Das Sonderbare dabei ist — schrieb er — daß ich an dem Abend, in dessen Nacht ich dieses selige Traumgesicht sah, auf Veranlassung eines Blicks auf das Wort Wiedersehen in ziemlich ungläubige Gedanken verfiel, und noch vor dem Einschlafen zu mir selbst

*) Wäre es nicht um der Sache willen, so würde der Verf. dieser Biographie dieses Urtheil Wielands auf sich beruhen lassen, und es verschweigen, daß er Herrn Wötzels — Schulkamerad war. Als solcher kann er die Aehnlichkeit des Portraits bezeugen, und sich auf das Zeugniß aller seiner Schulkamaraden berufen. Das Einzige dürfte noch hinzuzufügen seyn, daß Wötzel, der in frühern Jahren in drückender Armuth lebte, späterhin auf Geld einen um so höheren Werth legte.

sagte: „Wenn Sophie noch lebte, warum sollte es nicht in ihrer Gewalt seyn, mir irgend ein Zeichen, daß sie sich meiner noch erinnere und Antheil an mir nehme, zu geben?“ Wäre es — einem andern wenigstens als mir — nicht zu verzeihen, wenn er in Rücksicht dieses Umstandes ein wenig abergläubig wäre, und den Traum für eine unmittelbare Folge einer Annäherung und Einwirkung der Seele Sophiens in die meinige halten würde?“

In Beziehung auf seine abgeschiedene Gattin schrieb er: „Wenn eine Möglichkeit wäre, daß die Geister der Verstorbenen erscheinen könnten, warum habe ich von meiner Gattin, von dieser treuen Seele, nie eine Erscheinung gehabt? Warum, wenn Geister auf unsre Seelenorgane wirken können, erscheint sie mir nicht alle Wochen wenigstens einmal im Traum und unterhält sich mit mir, da sie doch weiß, wie unaussprechlich glücklich sie mich durch eine solche Herablassung zur menschlichen Schwachheit machen könnte? Sie kann also nicht, oder sie darf nicht; und warum sollte es denn nicht mit allen Andern eben dieselbe Bewandtniß haben? — Da ich nun auf diese Fragen keine Antwort habe, so treten auf einmal die Vernunftschlüsse (die sonst das Herz weder zum Schweigen bringen, noch die Einbildungskraft hemmen können,) wieder mit ihrer vollen Kraft ein, und wirken wieder.“

Den Zustand, in welchem er sich befand, bis

die Vernunftgründe bei ihm selbst wieder wirken konnten, hat er in folgender Stelle geschildert, die zu seiner Charakteristik wesentlich gehört. „Was ich mir, sagt er, von meinem damaligen Gemüthszustand am deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß sie lebe und mir nahe sey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobei die Seele ganz in sich gesammelt seyn muß, um alle ihre Kräfte desto freier und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dieses Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit lebhaft vermissen macht. Dieses letztere Gefühl ist immer schmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, dessen ich damals fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuschung der Einbildung verbunden: ich glaubte nicht Sie zu sehen oder zu hören; aber mir war, Sie sehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß Sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit Ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemals müde zu werden. Sogar unter den litterarischen Ar-

beiten, die mich im ersten halben Jahr den größten Theil des Tages über beschäftigten, wurde Sie so oft apostrofirt, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringsten dadurch gestört wurde. Im Gegentheil, dieses Gefühl ihrer geistigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die Griechischen Dichter dem Anhauch einer Muse zuschrieben; es belebte meine Lebensgeister, und stärkte meinen Kopf, nicht weniger als mein Herz, kräftiger als das beste Kordial; ja, ich bin überzeugt, daß ich ohne dasselbe damals nicht nur nichts Erträgliches hervorbringen, sondern das Daseyn selbst schwerlich hätte ertragen können. — — — Daß meine Phantasie, bei einer solchen Gemüthsstimmung, Sie mir nie in sichtbarer Gestalt vor Augen stellte, da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war, darüber würde ich mich selbst wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft (die überhaupt nie sehr feurig war) gehörte, daß sie nur die individuelle Gesichtsbildung und Gestalt der Personen, die ich am meisten liebte, sogar in meiner Jugend, nie so lebendig und mit so scharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Maler gewesen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Phantasie vorschwebte, ein sehr ähnliches Portrait hätte zu Stande bringen können. Dies war nun auch der Fall bei Ihr, die

ich inniger als je eine andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich Sie so selten in Träumen sah. Denn wiewohl mir ihre geistige Gegenwart sehr wohlthätig war, so gestehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte, so daß ich Sie nicht selten mit dringenden Bitten bestürmte, mir im Traum zu erscheinen, da dies doch die einzige Möglichkeit Sie wiederzusehen sey. — Ich kann aber nicht sagen, daß Sie mir diese Gefälligkeit auch nur ein einziges Mal erwiesen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichstes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Phantasie mit Erinnerungen an die schönsten Scenen unsers Lebens zu erwärmen suchte. Indessen störte mich dies wenig in jenem wohlthätigen Gefühl Ihrer unsichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerlei Gründe anzugeben, warum Sie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn Sie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, seit ihrem Verschwinden aus der sichtbaren Welt, keine andre als eine geistige Gemeinschaft — as soul approches soul, wie ein englischer Dichter sagt — zwischen uns möglich sey. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß Sie, die einst mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen war, nun eben dieses Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarer Weise fortsetze; und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung le-

bendig zu erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeden meiner bessern Gedanken Ihrer Eingebung, und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens Ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Auch jenes selige Gefühl aber, nachdem es über ein volles Jahr in fast gleicher Stärke gedauert hatte, unterlag endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens, verlor unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit, und zog sich endlich in die Masse jener dunkeln Gefühle zurück, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden, und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren."

Man wird gestehen, daß kein Mensch mehr innere Veranlassung haben konnte, über die in Frage stehenden Gegenstände nachzudenken, als Wieland; und man wird es sehr natürlich finden, wenn er, nach den Selbsterfahrungen seines Lebens urtheilend, gegen alle Geistererscheinungen sich erklärt, und die Entstehung der Sagen davon alle zurückführt auf jenes Gefühl oder jenen gefühlähnlichen Wahn, daß eine verstorbene Person noch da sey, der natürlicher Weise allen Erinnerungen an dieselben einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme leihe, welches beides die Einbildungskraft spanne, und bei schwerblütigen oder nervenkranken Personen auch wol überspanne; wozu es dann

nur einiger weniger Fälle bedürfe, wo der individuelle Nervenzustand bei Personen von starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen bis zur Anschaulichkeit außer sich erhöht hatte. An allem diesem, und was sonst von Gründen gegen die Möglichkeit von Geistererscheinungen noch folgt, wird wol Keiner — auch wenn er sich verwundern sollte, daß gerade der Verfasser der Briefe Verstorbener an ihre hinterbliebenen Freunde es ist, der, in seinem hohen Alter, alle diese Gründe aufstellt —, er müßte denn gar zu sehr auf Jung-Stilling geschworen haben, ein Aergerniß nehmen; wol aber haben Manche es an andern Aeußerungen der Euthanasia genommen. Wieland breitete sich nämlich bei dieser Gelegenheit auch über Unsterblichkeit überhaupt und über persönliche Fortdauer der Seele nach dem Tode aus, und brachte da manche Einwürfe vor — gegen die gewöhnlichste und beliebteste Vorstellungsart davon, welches aber am meisten verhindert zu haben scheint, seine Aeußerungen darüber aus dem richtigen Gesichtspunkt zu betrachten.

Die Beurtheilung, wenn sie richtig seyn soll, muß von der Erklärung Wilibalds, d. i. Wielands selbst, ausgehen, wo er sagt: „Ich hoffe du kennst mich zu gut, als daß du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptung in ihrem Glauben irre machen zu wollen. — — Ich bin weit entfernt das ewige

Leben unsers Geistes zu leugnen: aber, da wir uns, unversehens und auf die unschuldigste Weise von der Welt, in so ziemlich starke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Persönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas sehr Menschenfreundliches zu thun, wenn ich euch zu überzeugen suchte, der Verlust, womit wir uns bedroht sehen, dürfte wol vielmehr Gewinn als wahrer Verlust für die Menschheit seyn. Daß unser eigentliches, den Tod überlebendes Ich, dadurch, daß es aufhört der individuelle Mensch zu seyn, den es im vorigen Leben vorstellte, nichts Bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich euch zu überzeugen, wie paradox meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und echtem Lebensgenuß sehr viel gewinnen würden, wenn der Sadduzäische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte."

Dieses könnte ist hiebei nicht zu übersehen; und wer diese Aeußerung bestreiten will, der kann nur von der Frage ausgehen: warum dies nicht kann? Bei Beantwortung dieser Frage würde manches zur Erörterung kommen, was die Gegenredner in der Euthanasia nicht in Anregung gebracht haben. Uebrigens aber ist Wieland ganz

auf dieselbe Weise zu vertheidigen, auf welche Delbrücks Scharfsinn Schillers Worte:

Du hast gehofft! Dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück!

zu vertheidigen gewußt hat. Wieland hielt in der That gewisse Anwendungen von dem moralischen Glaubensgrunde an Unsterblichkeit für schädlich, und mochte es nicht leiden, daß man wegen zu hoffender Vergeltung unsrer Tugend an ein künftiges Leben glaube, weil die reine Tugend sich selbst Lohn sey, und vielleicht kaum die reinste Tugend einen Lohn verdiene. Was ihn aber besonders mistrauisch gegen alle Anweisungen auf die Glückseligkeit eines andern Lebens machte, das war der schändliche Misbrauch, den die Gewaltigen der Erde von ihm gemacht hatten, die es gar bequem und trefflich gefunden, für die geraubten Freuden dieses Lebens mit solchen Anweisungen auf ein künftiges zahlen zu lassen. Aus demselben Grunde konnte er auch nicht leiden, daß man die Vervollkommnung der Menschheit in eine Periode hinausschieben wollte, wo der Mensch alles andere eher ist als ein Mensch; Vervollkommnung der Menschheit betrachtete er durchaus als den letzten Zweck im gegenwärtigen Leben, und auf diesen müsse alles Wirken und Streben aller menschlichen Kräfte gerichtet werden, damit der Mensch endlich zum wirklichen Besitz alles

dessen gelange, was nothwendige Bedingung seiner Bestimmung ist, nämlich zu dem wirklichen vollständigen Besitz aller Rechte eines vernünftigen Wesens. Mit der Glückseligkeit, meinte er, werde es sich dann wol von selbst besser finden, als es sich gefunden, so lange man denen, welche Vernunft predigten, den Mund verstopft habe. — In solcher Ueberzeugung behauptete er nun auch in der Euthanasia, es möge vielleicht besser gewesen seyn, wenn die Menschen nichts anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sey.

Selbst das Gefühl der Liebe aber, welches am meisten gegen eine so trostlose Ueberzeugung sich sträubt, wußte er dafür in Anspruch zu nehmen; denn bei dieser Ueberzeugung, sagt er, „würden wir milder, menschlicher, mitleidiger, nachsichtiger gegen Andre, und vornehmlich weit zarter, aufmerksamer und behutsamer in unserm Benehmen gegen diejenigen seyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundschaft und Liebe zusammenhangen. Einen starken Beweis, daß ich mich in dieser Meinung nicht täusche, scheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die meisten, die einer geliebten Person durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben. Wie lebhaft wir uns auch bewußt seyn mögen, diese Person innigst geliebt und unsrer Absicht und Meinung nach Alles

gethan zu haben, was sie davon überzeugen und unserm eigenen Herzen hierin ein Genüge thun könnte; so erwachen doch, wenn sie auf immer für uns verloren ist, tausend quälende Vorwürfe in unserm Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und sollen, und unsre Einbildungskraft vereinigt sich mit unserm Gewissen, uns an unzählige besondre Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als sie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geschehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen Trennung vorgeschwebt hätte."

Gewiß würde dies alles bei einem Menschen von Zartgefühl der Fall seyn; aber auch nur bei diesem. Eben so gewiß wird der gute Mensch keines von der Unsterblichkeit hergenommenen Motivs zum Guthandeln bedürfen. Wieland, der dieses Zartgefühl hatte, und der ein guter Mensch war, konnte daher, weil er seine Individualität zum Maasstab für das Allgemeine nahm, sich leicht bewogen finden zu dem Wunsche, daß man mehr an die Euthanasia, das ruhige Hinscheiden des Guten, als an die Athanasia, die Unsterblichkeit, denken möge. Seine jetzt ausgesprochene Meinung mag mit anderwärts von ihm geäußerten in Widerspruch stehen, seine Gesinnung aber verleugnet sich auch hier nicht, und bei allem, was er als problematisch dahin gestellt seyn ließ, stand ihm

das Eine, was er nie aus dem Auge verloren, unwandelbar fest. „Ich, sagte er, kenne kein anderes Mittel, um mit Ruhe und fröhlichen Erwartungen an den Tod zu denken, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere Dich der tiefen Ruhe, womit unsere Fannia*) — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals geglommen hatte — dem Tod entgegen sah! Das Bewußtseyn, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen, und schlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. Dies ist, nach meiner Ueberzeugung, im reinsten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanasia nannten, die schönste und beste Art

*) Unter diesem Namen ist in der Euthanasia von Wielands Gattin die Rede.

zu sterben; und da sie von einer Bedingung abhängt, die immer in unsrer Gewalt ist, warum sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe den süßesten Träumen der Fantasie und des Herzens nachzuhängen, oder mit Eduard Young auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen: aber von allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste, bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung, und gleichsam mit geschlossenen Augen, bis zum letzten Athemzug, das Beste hoffen."

Die ganze Euthanasia war übrigens eine wahre Herzenserleichterung für Wieland, insbesondere aber folgende Erklärung in derselben.

„Alles Wünschenswürdige erwarte ich von den Fortschritten der Nachwelt. Des guten Samens ist viel ausgestreut, und ein Theil wenigstens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung seyn mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegenen Stufe zu einer höhern erheben, und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irr-

sals und Misbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst, und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonism, Möncherei, und wie sie alle heißen jene der Menschheit feindselige Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz, und wirkten, längere oder kürzere Zeit, unter ihrem (der Religion) Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr, und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wird. — Möchte diese Zeit näher seyn, als einige Zeichen von böser Vorbedeutung besorgen lassen!“

2.

Zu den Zeichen von böser Vorbedeutung, bei denen Wieland den Kopf gar oft bedenklich zu

schütteln Gelegenheit fand, rechnete er eine neue naturphilosophische Begründung des Aberglaubens, welcher medizinische Charlatanerie auf dem Fuße folgte, und nach welcher baldige neue, auch theologische Wunderkuren voraus zu sehen waren; denn was ließ sich nicht schon alles von der Fernseherei und Fernfühlerei bei der neu erprobten Kraft der Wünschelruthe erwarten! Dem Glauben an dies alles sah er bei kindlichen Gemüthern trefflich vorgearbeitet durch die immer offener katholizirende Aesthetik, eine immer gespenstischer werdende Romantik, und die von einer falschen Theorie geleitete Schicksalstragödie.

Um alles beisammen zu haben, durfte er sich nur an die von A. W. Schlegel — in Berlin — gehaltenen, und in seines Bruders Europa abgedruckten, Vorlesungen erinnern. Da hatte man es gar kein Hehl, daß die Reformazion, von welcher die Aufklärung herstammt, sehr verderblich auf Europa gewirkt habe. Die Reformatoren wurden insbesondre auch darum getadelt, weil sie, „die Nothwendigkeit und Bedeutung einer sinnbildlichen Entfaltung der Religion in Gebräuchen und Mythologie verkannten.“ Die Buchdruckerkunst hätte, — nachdem durch sie die klassischen Autoren verbreitet waren — „nur wieder untergehen mögen.“ — Der Grundfehler der Aufklärung ist, daß sie

„gar keine Ehrerbietung vor dem Dunkel hat.“ — „Den Vorstellungen von Zauberei, sympathetischen Wirkungen u. dergl. liegt die höhere Ansicht der Natur zum Grunde.“ Darum sollen nun auch Magie und Astrologie wieder hergestellt werden. „Die dynamische Einwirkung der Gestirne, daß sie von Intelligenzien beseelt seyen, und gleichsam als Untergottheiten über die ihnen unterworfenen Sphären Schöpferkraft ausüben; dies sind unstreitig weit höhere Vorstellungsarten, als wenn man sie sich wie todte, mechanisch regirte Massen denkt. Gewiß erhebt es den Menschen mehr, dem der Anblick der Gestirne nur darum gegönnt zu seyn scheint, um ihn über das Irdische zu erheben, wenn er überzeugt ist, daß sie sich auch individuell um ihn bekümmere, als wenn er sich für einen bloßen glebae adscriptus, einen Leibeigenen der Erde, hält. Die Beziehung der Planeten auf die Metalle und so manche verworfene Vorstellungsarten der Astrologie werden durch gründlichere Physik wieder emporgebracht.“

Bei solcher dünkelsüchtigen Mittelalterei sah Wieland anstatt der Herderschen Aurora für das neunzehnte Jahrhundert die Jakob Böhmische wieder aufgehen, und er schüttelte den Kopf um so mehr, wenn etwa ein Besuch von dem eifernden Voß, der damals in Jena lebte, ihm den Kopf über alles dieses recht warm gemacht hatte,

und wenn er verächtlich oder mitleidig alle, die mit jenem Wesen sich nicht befassen mochten, gemeine Naturen schelten hörte, in denen das Höhere nicht aufgegangen sey.

Mit Vergnügen sah er daher solche schriftstellerische Anstalten, welche von allem diesem Spuk sich frei erhielten; und weil er dieses von einem Journal für teutsche Frauen, welches zwei von ihm sehr geschätzte Schriftsteller, Rochlitz und Seume, von dem Jahr 1805 an bei Göschen herausgaben, mit größter Zuversicht erwartete, so ließ auch er, so wie Schiller, sich sehr gern als Herausgeber mit nennen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht ganz. Man höre nun aber hierüber ihn selbst.

An Göschen im Januar 1805. „Mein langes Stillschweigen, lieber Göschen, läßt Sie ohne Zweifel leicht voraus sehen, daß es mir schwer ankomme, Ihnen von dem ersten Stück Ihres Journals unverhohlen meine wahre Meinung und die sehr ungünstige Wirkung, die es auf die sämmtlichen Damen und Herrn von meiner hiesigen Bekanntschaft gemacht hat, eröffnen zu müssen — und schon damit allein habe ich alles gesagt. Mir schwante gleich nichts Gutes, als Sie mir von einer Buchhändlerischen ratio status sprachen, welche Sie nöthigte mit dem ersten Stück zu eilen. Eilen thut nun einmal kein Gut. Was mir am meisten Leid thut, ist, daß Sie (um Ihre

Eile gegen die leisen Vorwürfe des bessern Genius zu rechtfertigen) sich selbst über die Beschaffenheit dieses ersten Stücks eine Illusion machen, die mich in Verlegenheit setzt, wie ich Ihnen meine Meinung von der Sache glimpflich genug sagen könne. Aber die Wahrheit muß nun einmal heraus. — Außer dem trotzigen Gustav, der Ballade, dem Liede von Karoline Rudolphi und Ihrer als Zugabe angehängten Idylle ist nichts, was dazu geeigenschaftet ist, von diesem neuen Journal eine vortheilhafte Meinung zu erwecken und Leserinnen von feinem Gefühl und Geschmack anzuziehen und zu befriedigen. Einige Aufsätze würden eins der folgenden Hefte nicht verunziert haben, ob sie gleich für den Debüt des Journals nicht gut genug waren. Aber die Wanderer im Geisterreiche!!! — Und ein in jeder Betrachtung so jämmerliches Machwerk soll nun sogar für die Hauptschüssel des ganzen Traktaments gelten, und füllt nicht weniger als 86 Seiten. Wer ist diese Luise Brachmann, die sich so herzhaft dazu bekennt? Und wenn sie die Verfasserin der Ballade ist, in welcher unglücklichen Stunde ist sie von einem so widerlichen Wechselbalg, wie dieses so ganz verunglückte Mährchen, entbunden worden? — Doch wozu das alles? Was geschehen ist, das ist nun einmal nicht zu ändern. — Der erste Heft, aufgeführt von Wieland und Schiller, Rochlitz und Seume hat nun einmal seine Erschei-

nung im Publikum gemacht, und wer sich am schlimmsten dabei befinden wird, ist, fürchte ich, mein Freund Göschen. Avertant omen Superi! denn das wollen die Götter nicht, daß es allenthalben eine so schlimme Aufnahme finde, wie in Weimar, wo nichts als einiger Respekt vor den beiden Vorreitern die bösen Zungen zurückhält, sich in Spöttereien und Sarkasmen ohne Ende zu ergießen, — welche zwar freilich blos dem (zuerst wie natürlich) gelesenen Mährchen der Luise Brachmann gelten, aber am Ende doch auch alles übrige, was von ihren narkotischen Schatten bedeckt wurde, in das allgemeine Verdammungsurtheil mit hineinzogen. — Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt mit Schillern ausführlich von der Sache zu sprechen. Er expektorirt sich vielleicht nicht so frei darüber gegen Sie als ich — dem es unsre vieljährige Freundschaft zur Pflicht macht, Ihnen, wo es seyn muß, auch unangenehme Wahrheit zu sagen. Aber so viel ich aus etlichen Worten, die er in einer großen Assamblée, wo wir uns bei der Erbprinzessin sahen, gegen mich fallen ließ, schließen kann, sieht er die Sache in eben dem Licht wie ich — und in der That ist es nicht wohl möglich, daß wir beide sie in einem andern Lichte sehen. — — Verzeihung, lieber Göschen, daß ich so lange auf dieser häßlich schnarrenden Saite verweilt habe. Aber ich gestehe, es ist mir zu schmerzlich, daß es so kommen mußte, da ich die Folgen voraus sehe.

Jedermann beurtheilt ein neu herauskommendes Journal (zumal wenn es Vier bekannte Namen als Schildhalter aufstellt) nach dem erſten Stück. Mit welcher Stirne können wir nun ſolche Frauen wie Mad. Harmes (ci-devant Berlepſch), Bruns, Frau v. Wollzogen und ihresgleichen einladen mit der Verfaſſerin der Wanderer im Geiſterreich in Compagnie zu treten? — Gewiß iſt, daß eine Reihe von Heften mit ſehr vortrefflichen und glänzenden Stücken angefüllt dazu gehört, um wieder gut zu machen, was dieſe fatale Luiſe Brachmann verdorben hat. Verlaſſen wir uns ja nicht zu ſehr auf den ſeit einigen Jahren in Teutſchland, dem Anſchein nach, weit und breit herrſchenden Ungeſchmack! Es gibt der Leute von richtigem Urtheil und zartem unverdorbenem Gefühl für das wahre Schöne noch ziemlich Viele, und am Ende behält ihre Stimme doch immer die Oberhand. — — Ich hätte Ihnen noch über Verſchiedenes zu ſchreiben, aber ich beſorge, Sie in eine ſolche Stimmung geſetzt zu haben, daß es klug ſeyn wird, die Feder für dies mal nieder zu legen, und nichts hinzu zu thun als die Verſicherung, daß ich allen Luiſen Brachmann der Welt zu Troz, nie aufhören werde von ganzem Herzen der Ihrige zu ſeyn."

Die folgenden Hefte gaben ihm immer beſſere Stimmung und er ſöhnte ſich endlich auch mit der armen Luiſe Brachmann wieder aus. „Von glei-

cher Güte, schrieb er, kann nicht alles in einer Zeitschrift seyn, und soll es auch nicht seyn; Niemand kann verlangen, daß er an einer großen Tafel alle Schüsseln ausschließlich nach seinem besondern Geschmack und für seinen Gaumen allein zubereitet seyen; es ist genug, wenn nichts, das Nase und Zunge beleidigt, aufgetischt wird, und jeder Gast wenigstens Ein Gericht findet, das ausdrücklich für ihn gekocht zu seyn scheint."

Das erste Heft des zweiten Jahrganges aber setzte ihn von neuem in Wallung durch eine Erzählung mit dem Motto aus Schiller: Der Mensch versuche die Götter nicht! Wielanden, der sich schon im Amadis so lebhaft gegen jeden Romantischen Busiris erklärt hatte, mußte diese Erzählung um so mehr abstoßen, da sie auf etlichen 20 Seiten in der That alles zusammengedrängt hat, was man in einer Schickfalstragödie voll gespenstischer Romantik nur immer Abergläubisches und Schauderhaftes verlangen konnte; noch weit ärgerlicher aber war ihm der Umstand, daß diese Erzählung einen Verfasser hatte, von welchem eine solche Verirrung ihm ganz unerwartet kam, und der auch in der That seiner schönen Natur Zwang angethan haben muß, um dieses, — späterhin gewiß von ihm selbst belächelte oder bereute, — Kunststück zu Stande zu bringen. Der Verfasser dieser Erzählung war kein Andrer als — Rochlitz.

Wieland schrieb darüber: „Sagen Sie mir ums Himmels willen, wie kommt Rochlitz dazu, ein solches Produkt mit seinem Namen zu sanktioniren, und es gerade im ersten Heft des neuen Jahrgangs auszustellen? Sie glauben nicht, wie sehr unser Freund sich selbst und dem Journal durch dieses Sinn- und Zwecklose Ding Schaden gethan hat. Aber das sind die Früchte der neumodischen Aesthetik! Das Unbegreifliche ist nur, wie ein so trefflicher Kopf sich von dem Schwindelgeist der Zeit bethören lassen kann. Und was muß die kleine Zahl der Leute, die ihre Knie nicht vor dem Baal gebeugt und aus der besseren Zeit des 18ten Jahrhunderts noch einen gesunden Kopf und Sinn für das wahre Schöne gerettet haben, von mir denken, dessen Name auf dem Titelblatt des Journals, wo nicht die Güte solcher Aufsätze zu garantiren, doch wenigstens meinen denselben gegebenen Beifall zu beurkunden scheint? — Ich habe dem Herrn Hofrath Rochlitz meine Meinung von der Sache, zwar bescheiden genug, aber doch unverblümt geschrieben, und bin sehr begierig zu hören, durch was für Raisonnemens er eine solche Hirngeburt rechtfertigen will, von der sich schlechterdings nicht begreifen läßt, was für eine Tendenz sie in einem für bereits gebildete oder noch zu bildende Weiblein bestimmten Lesebuch haben soll oder kann. Was für Wunderdinge werde ich noch erleben, wenn das so fortgeht! Gott besser's!“

Rochlitz hatte Wielanden noch im ersten — Vatergefühl für seine Rosa geantwortet, und Wieland schrieb hierauf, vielleicht auch zu empfindlich, an Göschen: „Schon mehr als einmal fühlte ich mich zu der Bitte gedrungen, daß Sie meinen, ohnehin sehr entbehrlichen und (wie Sie selbst am besten wissen müssen) im 19ten Jahrhundert nichts mehr bedeutenden Namen auf dem Titel Ihres Journals künftig weglassen möchten. Ich habe dazu einen leicht zu errathenden zweifachen Grund: 1) weil ich an diesem Werke gar keinen aktiven Antheil habe, und 2) weil mein Name auf dem Titelblatt wenigstens eine stillschweigende Billigung aller darin vorkommenden Aufsätze andeutet, und mich also auch gewissermaßen für alle verantwortlich macht. — — — Ich bitte Sie, mein lieber alter Freund, überlegen Sie meine Bitte kaltblütig von allen Seiten, und Sie werden nicht nur finden, daß ich wohl berechtigt, ja in gewisser Hinsicht, sowohl um meiner Selbst, als um des Herrn H. R. Rochlitz willen, nothgedrungen bin, Sie um meine Entlassung zu bitten: sondern es wird Ihnen auch klar einleuchten, daß Rochlitzens Name berühmt genug ist, um das Journal unter seiner und allenfalls Seume's Firma allein gehen zu lassen. — — Und wird nicht bloß allein mein hohes Alter und meine Entfernung von Leipzig einen Beweggrund an die Hand geben, den alle Teutschen vom Lande Hadeln bis zu den Rhä-

tischen Alpen für vollgiltig annehmen werden? Nochmals, bester Göschen, beherzigen Sie alles, und legen Sie besonders das gehörige Gewicht auf den Umstand, daß Rochlitz dadurch von einer Art von Gêne, die seinem Poetischen Genius künftig nicht anders als lästig fallen mußte, freigemacht würde, wenn er bei seinen Produkten ganz unbesorgt zu seyn brauchte, was der alte, seiner zweiten Kindheit sich täglich mehr nähernde, Wieland dazu sage. Denn bei der entschiedenen Unverträglichkeit unserer Begriffe über das ästhetisch-Schöne und Gute könnten der Fälle, wie der mit der Rosa, noch öfter vorkommen."

Noch einmal kam er auf dieses, wie er es nannte, zur Novelle geadelte Papistische Volksmährchen zurück. „— — — Lassen Sie also, so schrieb er an Göschen, meinen unschuldigen Namen immer unter Rochlitz und Seume, die ich beide aufrichtig hochschätze, so lange stehen als es Ihnen gefällig ist; ich ersuche Sie sogar darum, da ich billig besorgen müßte, daß es Ihrem Freunde Rochlitz in dem schiefen Verhältniß, worin wir — durch das fatale Gelübde einer frommen, aber höchst thörichten, Christkatholischen Mutter, durch den häßlichen Despotismus, den sie noch nach ihrem Tode über ihre arme Tochter exercirt, durch das unselige und unbegreifliche Mönchsgespenst, das eine so teuflische Rolle in der Sache spielt, und (um das Maas meiner Be-

schwerden voll zu machen) durch den vorangesetzten Schillerschen Orakelspruch, der Mensch versuche die Götter nicht, — unverhofft gerathen sind, empfindlich fallen dürfte. Nun, bester Göschen, auch noch einige Herzenserleichterungen über Rochlitz. Die sogenannte Novelle, wovon eben die Rede war, ist für mich etwas schlechterdings Unerklärbares, sobald ich mir Rochlitz als den Verfasser derselben denke, und die schwere Sünde, die er (durch die neumodische Transscendental-Aesthetik verleitet) dadurch an D. Luther und an der heiligen Vernunft und an allen lieblichen und zur Liebe geschaffenen Mädchen begangen und auf sein Poetisches Gewissen geladen hat, ist in meinen Augen um desto unverzeihlicher, weil das Stück, die Erfindung und Tendenz abgerechnet, äußerst schön und anziehend geschrieben ist. Und dennoch war ich, sobald ich seine Elwina im 2ten Hefte mit Entzücken und — was bei mir noch mehr sagt — mit innigstem Wohlgefallen gelesen hatte, bereit, ihm die unglückliche Rosa zu verzeihen und zu vergessen, wenn nicht der Brief, den ich einige Tage später erhielt, alles wieder verdorben hätte. Itzt muß zwischen mir und Ihm alles in suspenso bleiben, bis wir persönlich mit einander bekannt sind, und ich in einer offenen treuherzigen expectoration de part et autre, aus seinem eigenen Munde vernommen haben werde, durch was für eine ästhetische Ansicht der Sache, oder vielmehr vermöge welcher

Grundsätze er selbst an jener, meinem poetischen und moralischen Sinn so anstößigen, Erzählung so viel Gefallen habe finden können, um sie sogar dem ersten Heft des 2ten Jahrganges einzuverleiben. Diese Beichte kann ich ihm nun einmal nicht ersparen, wenn wir wieder gute Freunde werden sollen; denn es ist schlechterdings nöthig, daß Freunde einander verstehen und, falls sie in Grundsätzen differiren, daß sie darüber mit einander ins Klare zu kommen suchen. Beides liegt mir um so mehr am Herzen, da alles, was Sie mir so schön und bestimmt von Seinem individuellen Charakter sagen, mir seine Freundschaft höchst wünschenswürdig macht."

Je mehr Wieland den Mann verehrte und liebte, von welchem ein, in allem übrigen für meisterhaft von ihm erklärtes, Werk in ähnlichem Sinn und Geiste kam, desto größer war sein Verdruß darüber, und darum erschien ihm in solcher Art nichts ärgerlicher, als, einige Jahre später, — Göthe's Wahlverwandtschaften. „Das, sagte er, ist ein Buch für die jetzige Generazion, die vor lauter ästhetischer und moralisch seyn sollender Schwärmerei und Raffinerie allen Sinn für Wahr, Schön und Gut verloren zu haben scheint!"

Bei einer ähnlichen Gelegenheit schrieb er Göschen: „Aber wer vermag etwas gegen den Strom der Zeit? und gegen die Anlockungen glänzender Irrlichter? Verleihe uns Gott eine gesunde

Seele in einem gesunden Leibe — betete schon der alte Juvenal, und ich sage dazu ein herzliches Amen!“

3.

Da er eben so wenig mit dem Strome schwimmen wollte und konnte, als gegen denselben anzustreben noch Kraft genug in sich fühlte, so zog er sich aus dem Chor der Schriftsteller gänzlich zurück. An den Aristipp ward allerdings eine Zeit lang noch gedacht, und vielleicht wäre dieser auch noch vollendet worden, wenn nicht in jener Zeit der mahnende Freund Böttiger Weimar mit Dresden vertauscht hätte. Wieland fand öfters Ursache seinen Verlust, in persönlicher und litterarischer Hinsicht, zu beklagen; und wenn er bisweilen, seines untreuer werdenden Gedächtnisses wegen, mit großer Mühe etwas zusammen suchte, seufzte er: Ja, der Böttiger fehlt! Der hat, glaub' ich, mein ganzes Gedächtniß mit nach Dresden genommen! — So wurde denn, von dieser Zeit, an den Aristipp nicht weiter gedacht. Ganz unthätig zu bleiben und seiner gewohnten litterarischen Thätigkeit gänzlich zu entsagen, wäre ihm aber unmöglich gewesen, und so entschloß er sich zur Ausführung eines Planes, den er schon vor 20 Jahren mit sich herumgetragen hatte.

Bereits im Jahre 1790 hatte er Göschen geschrieben: „Ihren Wunsch, die Briefe des Cicero von Jemandem, den Sie nicht nennen, ins Teutsche übersetzt zu erhalten, finde ich sehr natürlich; ob Sie aber die über alle Maaßen großen Schwierigkeiten eines solchen Werks, wenn es, ohne sich an dem Genius des großen Römers zu versündigen, ausgeführt werden soll, in ihrem ganzen Umfang so sahen, wie unser einer, daran zweifle ich, mit Ihrer Erlaubniß. Indessen gestehe ich Ihnen im Vertrauen, daß ich schon ziemlich lange den Gedanken, dieses litterarische Abenteuer zu wagen, mit mir herumtrage, und daß wol noch Ernst daraus werden könnte. Nur dürfte und möchte ich, nach der traurigen Erfahrung, die ich mit Lucian gemacht, und die mir einige Jahre an meinem Leben kostet, mich in Absicht der Zeit und der Folge der Bände zu Nichts verbindlich machen. Daß eine Art von Kommentar dazu gehört, der die Arbeit dreifach erschwert und vermehrt, brauche ich kaum zu bemerken,“

Jetzt, in einer gewaltig bewegten Zeit, machte er sich mit dem Gedanken dieser Arbeit immer vertrauter, und scheute sich um so weniger vor den wohlbekannten Schwierigkeiten, da er überzeugt war, die Mühe zur Besiegung derselben werde ihn leichter über eine Zeit hinwegbringen, in welcher der Drang der Weltbegebenheiten auch sein Ge-

müth heftiger aufregte, in seinem Leben aber Freuden mit Leiden unaufhörlich abwechselten.

Das Ende des Jahres 1803 brachte ihm die Trauer über Herders Tod. Der November des Jahres 1804 brachte ihm die Freude, den Erbprinzen als beglückten Gemahl an der Hand der liebenswürdigsten Kaiserstochter in das stille Thal der Ilm, begleitet vom Jubel eines liebenden Volkes, einziehen zu sehen. Den Genius des Schönen, der, umringt von der Schaar der Künste, so gern in dem stillen vertrauten Thale weilte, ließ Schiller damals mit Recht sagen:

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden,
Und schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt;
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft, und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Wieland war unter den vorzüglich Beglückten, denn er gehörte zu denen, die schon an der Newa Strande Ihr nicht fremd gewesen waren. Je mehr er aber von Tag zu Tag Gelegenheit hatte, Geist und Charakter der edlen Großfürstin sich entfalten zu sehen, desto mehr erfreute er sich des neuen Glücks, auch Ihrer Huld und Gnade in einem besondern Grade gewürdigt zu werden. Die schönen Verhältnisse, die sich jetzt in dem fürstlichen

Familienkreise anknüpften, das neue Leben, das wie ein heiterer Morgen anbrach, der einen schönen Tag verkündigt, erheiterten ungemein den Abend seines Lebens.

Der Frühling von 1805 brachte ihm neuen Schmerz, denn in ihm mußte er auch Schillers glänzendes Gestirn untergehen sehen, und er war voll Besorgniß für Göthe. „Ich kann mir vorstellen, schrieb er den 6. Juni an Göschen, welche Sensazion die Nachricht von Schillers Tode in Leipzig gemacht haben muß. Nach Herdern, und so lange uns Göthe noch erhalten wird, konnte Teutschlands Litteratur keinen empfindlicheren Verlust erleiden. Wollte Gott, daß wir nur nicht auch über den Einzigen, der uns darüber trösten kann, noch immer in Sorgen schweben müßten! Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie leicht mir ums Herz würde, wenn ich gewiß seyn könnte, diesen Fall nicht zu erleben. Indessen nimmt doch die Hoffnung täglich zu, daß seine treffliche Natur das Uebel, das ihn schon zweimal in diesem Jahr dem Tode nahe gebracht, zuletzt doch, wo nicht gänzlich besiegen, wenigstens so modifizíren und dämpfen werde, daß seine Freunde und die Welt seines Daseyns in unsrer Mitte noch lange genießen, und sich noch manche Früchte seines herrlichen Geistes versprechen können.“ — Ueber sich selbst schreibt er: „Einen so strengen und fast ununterbrochen bis zu diesem 6. Juni fort-

dauernden Winter habe ich in 72 Jahren nicht erlebt, und ich wundere mich alle Tage, wie es zugeht, daß eine so zarte Maschine wie diejenige, an die mein Daseyn gebunden ist, eine solche unbarmherzige Witterung mit so wenig Beschwerden, als ich in der That diese Zeit her gefühlt habe, auszudauern vermögend gewesen ist."

Am 31. Januar 1806 schrieb er demselben: „Sie haben einen harten Stand gehabt, und wenn der liebe Gott, wie man sagt, diejenigen am meisten züchtigt, die ihm die liebsten sind, so möchte ich wol wünschen, daß er Sie ein bischen weniger lieb hätte. Wiewohl das letztere (dermalen wenigstens) mein Fall gewesen ist, so bin ich doch während der ganzen Zeit auch nicht auf Rosen gelegen. Doch ist bis jetzt alles noch so erträglich abgegangen, und wir halten uns mit der Hoffnung besserer Zeiten von einem Tage zum andern hin, wiewohl uns diese Zauberin so lange schon gefoppt hat, daß wir ihr gar nichts mehr glauben sollten. Einen frohen Augenblick gewährt uns indessen doch der morgende Abzug der 21,000 Beschützer, die wir — mit der ganzen Natur und allen Europäischen Mächten im Frieden lebender Weimaraner — seit 6 Wochen mit 8000 Pferden inclusive, auf dem Halse gehabt haben. Noch größer würde die Freude seyn, wenn wir diesen Abzug unsrer blauen Schutzengel als ein gewisses Friedenszeichen ansehen könnten."

Leider war dies nicht der Fall, und schreckliche Tage sollten für das bisher so glückliche Weimar folgen. Während Wieland den Sommer des Jahres 1806 mit seiner fürstlichen Gönnerin noch einmal zu Tiefurt in heiterer Muße verlebte, zog sich das furchtbare Ungewitter zusammen, welches seine ganze Glückseligkeit zu zerstören drohte. Kaum hatte der Herbst den Aufenthalt auf dem Lande zu verlassen genöthigt, als das stille Thal der Ilm von wildem Kriegsgetümmel wimmelte, und die drohende Gefahr immer näher kam. Da mußte Wieland den Tag erleben, an welchem seine fürstliche Gönnerin den Sitz ihrer Ruhe verlassen, und der Erbprinz die geliebte Gemahlin vor den Greueln des Krieges ins Ausland flüchten mußte. Die Schlacht von Jena entschied am 14. Oktober damals Preußens und Teutschlands Schicksal; die Nacht aber, welche jenem Tage folgte, war für Weimars Bewohner die schrecklichste. Noch in ihren Spaziergängen und in ihren Straßen wurde gekämpft; Kugeln flogen über und in die Stadt. Wie ein reißender Strom drang des Feindes Heer von allen Seiten herein, und es gab nun kein Eigenthum, keine Zucht, keine Sitte mehr. In des Schlosses Nähe loderten Häuser in Flammen auf; geplündert wurde überall; Rettung durch Flucht war nicht möglich, weil man auf der Straße neuen Mishandlungen ausgesetzt war.

In der allgemeinen Verwirrung dieser Nacht

wurde Wieland glücklicher Weise durch die Husaren und Chasseurs selbst, die sich bei ihm einquartirten, vor Plündrung gesichert; gleich am Morgen des andern Tages aber nach 7 Uhr, sendete ihm Mürat unaufgefordert eine Sauvegarde zu, und bald darauf trat der Marschall Ney bei ihm ein, ihm im Namen Mürats anzukündigen, daß er unter unmittelbaren Kaiserlichen Schutz stehe. — So hatte Wieland für seine Person und seine Familie sich nicht zu beklagen; ja er hätte sich glücklich schätzen können, wenn das allgemeine Unglück ihn nicht erschüttert hätte. Dagegen bedurfte er eines Heilmittels; ein solches fand er nur in einer Arbeit; und so begann er jetzt seine Uebersetzung von Cicero's Briefen.

„Was kann ich — schrieb er — denen, welche eine so große und mit Schwierigkeiten aller Art umgebene Unternehmung, wie eine Dolmetschung der sämmtlichen Briefe Cicero's unläugbar ist, für ein allzugroßes Wagstück für einen Greis von Fünfundsiebzig Jahren halten, was kann ich ihnen antworten, als — daß ich selbst gänzlich ihrer Meinung bin, und kaum etwas anders zu meiner Entschuldigung anzuführen habe, als die Zeit, in welcher, und die Art, mit welcher dieser verwegene Gedanke wie ein Gewappneter über mich gekommen ist. Ich fühlte damals ein zwiefaches dringendes Bedürfniß in mir, ohne dessen unmittelbare Stillung ich nicht länger ausdauren zu kön-

nen glaubte: das Eine war, mich je bälder je lieber aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andre Welt, in eine Zeit und unter Menschen, die längst nicht mehr waren, wo möglich unter lauter kolossalische Menschen vom Titanen- und Gigantenstamm zu versetzen; — das andere, irgend eine große, schwere und mühselige, aber mir mit allem dem angenehme und zu meinen gewohnten Studien passende Geistesarbeit zu unternehmen, welche mich hoffen ließe, daß sie mir, durch Lust und Liebe zur Sache und durch die, mit der Ausführung selbst nothwendig verbundene, unvermerkte Steigerung meiner Kräfte vielleicht so weit gelingen dürfte, daß ich die Welt mit dem Troste verlassen könnte, die letzten Jahre oder Tage meines Lebens nicht ohne alles Verdienst um meine geliebten — Sprachgenossen zugebracht zu haben. Wie hätte mir, zu Befriedigung dieses doppelten Bedürfnisses und zu Erreichung dieser Absicht, mein guter Genius einen glücklichern Vorsatz einhauchen können, als die Uebersetzung der Briefe Cicero's? Mit dem 1sten November 1806 wurde der Anfang mit so gutem Erfolge für mich selbst gemacht, daß ich von allem, was rings um mich vorging, wenig gewahr wurde."

Er bedurfte aber seines, nicht übertriebenen, jedoch anhaltenden Fleißes bei dieser Arbeit noch gar sehr, um sich bei neuen für ihn unglücklichen Er-

eignissen aufrecht zu erhalten. Der Sturm des Krieges war zwar vorübergezogen, es wurde wieder stiller und heiterer, und für Wieland kehrte mit seiner fürstlichen Gönnerin seine vorige Glückseligkeit größtentheils zurück, aber — nur auf kurze Zeit. Das Unglück, das Sie noch erleben müssen, Ihres in der Schlacht bei Auerstädt verwundeten Bruders schmerzvoller Tod, der Fall Ihres einst so glänzenden Hauses, die ganze drangvolle und niederschlagende Gegenwart hatten auf die edle Fürstin zu erschütternd gewirkt, und — der wiederkehrende Frühling fand Sie nicht mehr! Unzählige Thränen des Schmerzens und des Dankes flossen bei der Nachricht von Ihrem Verluste; der jedoch kaum für einen Andern unersetzlicher war, als für Wieland. Zwar bemühten sich Hof und Stadt sehr angelegentlich, ihm den großen Verlust minder fühlbar zu machen; allein, wie dankbar er dies auch anerkannte, so mußte er sich doch mit aller philosophischen Standhaftigkeit ausrüsten, um diesen Schmerz nicht immer neu zu fühlen.

Die Verkündigung des Friedens, des Herzogs Ankunft, die Rückkehr des Erbprinzen und seiner Gemahlin, erfüllten ihn mit inniger Freude: um aber fortwährend über die Zeit zu siegen, bedurfte er des Bewußtseyns einer nützlichen Thätigkeit, und diese fand er in seiner unternommenen Uebersetzung, die, wie er hoffte, man nicht blos als

Uebersetzung lesen würde. Indem er die sämmtlichen Ciceronischen Briefsammlungen in eine einzige vereinigte und die Briefe in chronologischer Ordnung folgen ließ, gewann er eine fortlaufende Geschichte jener Zeit; und wenn diese Geschichte nicht zum Orakel der Gegenwart wurde, so — war es nicht Seine Schuld. „Nie, sagt er, hat man so große Kräfte in einem so hartnäckigen Kampf um Freiheit oder Sklaverei auf der einen, um Alleinbeherrschung der Welt oder Tod auf der andern Seite mit einander ringen sehen. Nie hatte sich noch so auffallend zu Tage gelegt, wie wenig die größten Talente, mit Rechtschaffenheit, Mäßigung und Humanität verbunden, gegen grenzenlose Herrschsucht, welcher alle Mittel zu ihrem Zweck zu gelangen gleichgiltig sind, auszurichten vermögen. Nie hatte sich augenscheinlicher bewährt, daß die erstaunlichsten Weltveränderungen sich zwar aus dem vorhergehenden und gegenwärtigen Zustand der Dinge, aus dem Charakter der handelnden Personen, aus ihren Lagen, Verhältnissen und Leidenschaften, kurz aus der immer individuellen Wirkung und Gegenwirkung aller dieser noch so sehr verwickelten Ursachen, so natürlich und begreiflich entwickeln, als ob die Götter und das Schicksal blos müßige Zuschauer dabei abgäben: und gleichwohl der Verwegenste und Ruchloseste so offenbar von den unsichtbaren Mächten unterstützt zu werden scheint, daß man sich nothgedrungen fühlt,

in allem diesem den verborgenen Plan einer über die menschlichen Dinge waltenden höchsten Macht zu erkennen, von welcher der begünstigt scheinende Liebling des Glücks unwissender Weise das bloße Werkzeug ist.“ Wielanden war die Vergleichung des Jetzt mit dem Einst, die sich ihm bei dieser Arbeit so oft aufdrängte, höchst interessant, und er wünschte, daß auch von Andern dieser historische und weltbürgerliche Gesichtspunkt gefaßt werden möchte. Darum scheute er nicht nur keine Mühe, um für das Ganze den historischen Zusammenhang auszumitteln, wodurch dem Leser das Verständniß der alten und der neuen Zeit erleichtert würde, sondern wurde auch um so mehr angereizt, auf die Uebersetzung selbst den sorgfältigsten Fleiß zu wenden. Daß er die Genialität von Cicero's Laune und Witz, seinen feinen Attizismus in leichtscherzender Einkleidung seines Tadels und Spottes, die ihm so geläufige Sokratische Ironie, die Frischheit, Leichtigkeit und naive Grazie seiner Diktion aufs treueste wiederzugeben suchte, sieht jeder; aber nicht jeder weiß, wie viele Mühe er darauf verwendete, und daß er bei absichtlich zweideutigen Ausdrücken, welche den Briefschreiber und die Zeit zugleich charakterisiren, oft Stunden lang unter entsprechenden teutschen suchte und wählte.

4.

Tiefurt war seit der Herzogin Amalia Tode für ihn verödet, und er entbehrte im Sommer 1807 der ihn sonst so beglückenden Naturgenüsse. Der edle Herzog, der ihn seiner liebsten Erholung nicht entbehren lassen wollte, ließ ihn im folgenden Jahre aus drei Lustschlössern sich eins zum Sommeraufenthalt auswählen, und Wieland wählte, theils der Nähe von Weimar, theils der höheren Lage und der halbwilden Natur wegen, Belvedere, wo der mit allen Arten einheimischer schöner Bäume und Buschwerk bewachsene, sanft abhängige Schloßberg auf der südöstlichen Seite ihn so freundlich in seine mäandrisch auf- und absteigenden, mit anmuthigen Ruheplätzen, Lauben, Blumenstöcken, Bassins und springenden Wässern verschönerten Gänge zu Lustwandlungen einlud. Diesem Berge gegenüber, durch ein schmales Thal von demselben getrennt, erhebt sich wieder ein mäßiger, ganz mit Fichten bewachsener, Berg, und hier war Wielands Lieblingsplätzchen, wo er an warmen Sommerabenden zwischen 5 und 7 Uhr entweder die balsamische Luft unter diesen Bäumen einathmend hin und wieder ging, oder auf einer Bank, die er sich dahin hatte tragen lassen, in der Gesellschaft eines Cicero, Horaz, Luzian oder Shaftesbury saß. Nur ein einziges Mal hat sein jetziger Biograph

ihn hier, wo er so gern ungestört war, aufgesucht, und auch dies einzige Mal nur auf die ausdrückliche Versicherung, daß er ihm auch hier nicht unwillkommen seyn würde.

Nie werde ich vergessen, wie er mir da entgegen trat. Es war etwas so Ehrwürdiges und zugleich so Liebenswürdiges in seinem ganzen Wesen, daß ich ihn mit auffallender Rührung begrüßte. Man hat öfters seine Physiognomie als ein seltenes Gemisch von Satyre und Grazie geschildert, und in Augenblicken seiner schalkhaften Ironie hatte ich wol selbst dies wahr gefunden; jetzt aber nicht. Diese hohe, schön gewölbte Stirn, das ganze Profil dieses Kopfes erinnerte mich durchaus nur an einen Griechischen Weisen, und der milde Ernst seiner Züge, das freundliche Lächeln um seinen Mund, die Heiterkeit seines ruhigen, stillen Auges vollendeten den Eindruck. Hätte es eines Zeugnisses für die praktische Weisheit dieses Greises bedurft, so würde sie jeder in seiner noch so kräftigen Haltung bei einer schwach scheinenden Konstituzion — die er scherzend bisweilen mit Filigranarbeit verglich — gefunden haben. Er war von mehr als mittlerer Größe, aber schlank und schmächtig. Sein Gang, in welchem etwas Edles und Würdiges sich ausdrückte, war fest, und er bedurfte des spanischen Rohres in seiner Hand nicht zur Unterstützung. Nur von seinem Kopfe würde man sagen können, das Alter habe ihn vorwärts gebeugt, wenn man

diese kleine Senkung nicht um so eher der gedankenreichen Stirn zugeschrieben hätte, als man an der Lebhaftigkeit seines Geistes, seinem Witz und Scharfsinn, ja seiner Phantasie sogar die Wirkungen des Alters durchaus nicht spüren konnte. Nur seine größere Bedachtsamkeit, seine ruhigere Umsicht und die Aussprüche seiner Erfahrung zeugten davon.

Als ich meine Freude äußerte, ihn nicht bloß so wohl, sondern in solchem Alter auch so rüstig zu finden, erwiederte er, daß er sich zu Zeiten selbst darüber verwundere, da er eigentlich von Kindesbeinen an eine Treibhauspflanze gewesen, durch Stubenluft und Frauenpflege verzärtelt. Zudem habe er mehr als sein halbes Leben schreibend zugebracht, seine Jugend in gewaltigen Kämpfen bald mit eingebildeten Sünden, bald mit der Liebe, getheilt zwischen anspannenden Schwärmereien und erschöpfenden litterarischen Lukubrazionen. Sein erstes Mannesalter sey nur eine Abwechselung von Aktenschreiben und Bücherschreiben gewesen, und unstreitig habe ihn da nur eine heitere Phantasie aufrecht erhalten. Auch nachher habe es an vielfachen Anstrengungen nicht gefehlt, und er begreife bisweilen selbst nicht, woher etliche 40 Bände seiner Schriften und wol an 30 seiner Uebersetzungen gekommen seyen, ungerechnet, was Merkur im Fluge mitgenommen, der ihm oft auch gar gewaltig zugesetzt habe. Mit seinem vierzigsten Jahre sey zwar ein neues Leben für ihn angebrochen, allein

die damaligen Hofdienste seyen doch auch nicht geeignet gewesen, die Gesundheit zu stählen. So habe er es nie zu der Rüstigkeit Klopstocks gebracht, der ein gewaltiger Reiter und Schlittschuhläufer gewesen. Er würde es im Reiten kaum zu Gellerts Fertigkeit gebracht haben; auf dem Eise könne er nicht einmal gehen, und körperliche Anstrengungen habe er sich nie zumuthen dürfen. Einst habe man ihm bei ermangelnder Bewegung das Sägen empfohlen, allein nur einmal habe er es versucht, und dann eine lange Zeit nicht einmal hören können, daß man säge, ohne zu schaudern. Bedenke er nun noch die hohe Reizbarkeit, die nun einmal im Guten und Bösen des Dichters Erbtheil sey, so verwundre er sich selbst, daß er niemals kränklich gewesen, und zu einem Alter gelangt sey, wobei er wirklich zuweilen an Agathodämons Tage zu reichen hoffe. Unstreitig danke er einen großen Theil dieses glücklichen Zustandes der sorgfältigen Pflege erst seiner Gattin, dann seiner Töchter, einen Theil davon aber ohne Zweifel auch seiner, wenigstens nicht unweisen, Lebensordnung. Als die Folge einer immer beobachteten Mäßigkeit, schloß er, muß ich es betrachten, daß ich jetzt, ohne mir zu schaden, wol noch zwei Hofschmäuse hinter einander aushalten wollte. Es geht freilich nicht ganz ohne eine tüchtige Emballage meines Seelengehäuses, und ich bin froh, daß meine Kalotte oben und meine Tuchstiefeln unten

sich die Duldung erworben haben, als ein Pertinenzstück dieses Seelengehäuses angesehen zu werden. Wenn Merkur mir einmal mit seinem Stabe winkt, was er aus alter Freundschaft noch unterlassen hat, da wird es freilich an dreifache Häutungen und Ausschälungen gehen. Bis dahin habe ich mir für meine Seele zum Gesetz gemacht, mich die Zukunft nicht anfechten, und von Uebeln, die jetzt alle Welt befürchtet, die aber vielleicht doch nicht kommen, im Genuß der Gegenwart mich nicht stören zu lassen. Was ich damit meine, wissen Sie, und wenn Sie es einst der Mühe werth finden, so erinnern Sie alle, die mich nicht verstehen wollen, nur an Wielands — Euthanasia, nicht gerade an die, die er gegen einen berüchtigten Geisterseher schrieb, den nun berühmtere abgelöst haben, sondern an jene, für die er recht eigentlich gelebt hat, auch wenn er nicht an sie dachte; denn der Mensch ist nun einmal so ein wunderliches Wesen, daß er getrost fortlebt, als ob es ewig so fortgehen würde. Es ist aber auch recht gut so, denn die Kopfhängerei hat noch nie etwas Gutes ausgerichtet, und ich meine, daß man Gott doch besser dankt durch Heiterkeit, als durch finstere Nachtgedanken. Die Griechen verstanden das wirklich besser.

So verlebte er nun stillheiter den Abend seines Lebens, weder lebenssatt noch lebensmüde. Mit Zufriedenheit blickte er auf seine zurückgelegte

Bahn, mit ruhiger Ergebung auf das Ende derselben, entschlossen, mit echt philosophischem Gleichmuth das Gute und das Schlimme anzunehmen, was ihm bis dahin die Vorsehung noch zugedacht habe.

„Was uns noch bevorsteht, weiß der Himmel! Unser künftiges Schicksal ist ungewiß — wie es aber auch entschieden werden mag, ich werde es zu ertragen wissen, und mich selbst in keinem Fall verlassen.“ So hatte er in seinem letzten Briefe vom 3. November 1806 seiner Freundin Laroche geschrieben, von welcher er, während des damaligen Sommeraufenthalts zu Tiefurt Melusinens Sommerabende revidirt, und diese mit einer Vorrede begleitet hatte*), nicht ahnend, daß er die Vorrede zu ihrem letzten Werke geschrieben haben würde, wie es bei ihrem ersten geschehen. Noch zu Ende Januars 1807 erhielt er einen Brief, den letzten, von ihr; sie starb am 18. Februar. Wenige Monate vor ihrem Tode hatte die treffliche, auch vielgeprüfte, Frau ihm gleichsam Trost und Ersatz voraus zugesendet. Wieland schrieb ihr damals: „Die Mit-

*) In demselben Sommer revidirte er auch die Biographie des blinden Flötenspielers Dulon, welche ebenfalls mit einer Vorrede von ihm begleitet herauskam. Wieland war mit dieser Biographie insofern nicht zufrieden, als er die eigenthümlichen Ansichten, die er von einem Blindgebornen erwartete, darin nicht fand.

theilung der köstlichen Blätter von Ihrer fürstlichen Freundin hat mir unendliche Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Wenn in dieser sublunarischen Welt alles an seiner rechten Stelle wäre, so säße diese wahrhaft große, durch Geist und Gemüth große, und in ihrem Stande vielleicht einzige Frau auf einem Kaiserthrone. Aber da nun einmal (aus Ursachen, welche Gott wissen mag) in besagter Welt, insofern sie von der Willkühr, den Leidenschaften, Launen und Thorheiten der Adamskinder abhängt, nur gerade so viel Konsequenz ist, daß nicht alles alle Augenblicke aus einander geht und zusammenstürzt, — so geht es denn auch wie es geht, und den Weisen und Guten, die immer die schwächern (im materiellen und mechanischen Sinne des Worts) sind, waren und seyn werden, bleibt nichts übrig, als dem Glück, der Gewalt und dem Minimum von Vernunft, das in dieser Welt sich zeigt, zu Trotz, unter allen Umständen weise und gut zu bleiben. — — — Das einzige, liebe Sophie, was mir nicht erlaubt, so stolz auf den Werth, den Ihre große Freundin mir beilegt, zu seyn, als ich es zu seyn versucht bin, ist das Gefühl, daß sie wirklich eine zu hohe Meinung von mir hat. Viel guter Wille und einige Talente sind am Ende doch alles, was ich werth bin. Ueberdies ist's nun einmal nicht anders — unser Geist mag so selbstständig und unvergänglich seyn, als er will, wenn das Werkzeug seiner Thätigkeit stumpf wird — so

wissen wir, was die natürliche Folge davon ist. Ich habe am 3ten September meinen 74sten Geburtstag im Kreise einiger meiner Kinder und Enkel begangen. Die Quelle, die einst ziemlich voll und lebhaft sprudelte, rieselt nur noch tropfenweise. — Ich wehklage nicht über das, was Ordnung der Natur ist: aber das können Sie Ihrer großen Freundin kecklich versichern, daß es dermalen, um mich zu sehen und reden zu hören, nicht der Mühe werth wäre, nur fünf, geschweige 50 Meilen zu Fuße zu gehen."

Von dieser fürstlichen Freundin Sophiens erhielt Wieland die Nachricht von deren Tode, und antwortete hierauf: „Es scheint mein Schicksal, daß ich alles, was ich am meisten und innigsten liebte, überleben soll. Bald habe ich, außer meinen größtentheils weit von mir entfernten Kindern nichts mehr zu verlieren. Auch hat mich der Verlust, den ich am 9ten November 1801 erlitt, gegen jeden andern so abgestumpft, daß nur einer ist, den ich meinem jetzigen Gefühl nach nicht ertragen könnte. Ihnen, meine gnädigste Frau, die Sie unserer verewigten Freundin so viel näher waren, und wie es scheint schon viele Jahre in enger Geistesverbindung mit ihr lebten, muß ihr so wenig vermutheter, schneller Abruf aus diesem Leben freilich sehr schmerzlich fallen. Die Lücke, die dadurch entstand, ist unersetzlich. Aber die Welt kann zufrieden seyn, eine so außerordentliche Frau — die von ihrer Kind-

heit an für diese Welt viel zu gut war — 76 Jahre lang besessen, und 36 Jahre die Früchte ihres mit ihrem Herzen gänzlich in Eins verwebten und gleichsam zusammengewachsenen Geistes dankbar und undankbar genossen zu haben. Für uns lebt Sie jetzt nur noch, insofern wir ihrer gedenken, und das wollen wir, und noch oft in unsern Briefen auf sie zurückkommen. Denn die köstlichen Worte „sehen Sie mich an als Ihr Vermächtniß," lassen mich hoffen, daß es Eurer Durchlaucht Wunsch und Wille ist, in einen freundschaftlichen Briefwechsel mit Sophiens ältestem Freunde zu treten, und ihrer Liebe zu ihm, als eines verlassenen und von keinem ihrer Erben angesprochenen Gutes um so unbedenklicher und geneigter sich zu bemächtigen, da Sophie selbst, wenn sie mir in ihrer Krankheit geschrieben hätte, mir die Ihrige, die ihr so theuer war, vermacht haben würde. Ich bin sonst nicht dafür bekannt, daß ich sehr freigebig mit meinen Briefen sey, aber mit Ihnen, gnädigste Frau, den angefangenen Geistesumgang und Gedankentausch so lange, als ich noch lesen und schreiben kann, fortzusetzen, wird für mich die angenehmste und interessanteste Erholung von der langwierigen, ernsten und anstrengenden Arbeit seyn, die ich mir selbst für den Rest meines Lebens aufgelegt habe."

Dieser gewiß in seiner Art höchst seltene Briefwechsel mit der verwittweten Fürstin von Neuwied, welcher bis nahe an das Ende seines Lebens

fortdauerte, eröffnete ihm in der That eine neue schöne Quelle köstlichen Genusses in den Jahren, wo er „nachdem so viele, deren Daseyn mit dem seinigen verflochten war, von ihm gerissen worden, in Gefahr stand ganz isolirt da zu stehen.“ In der idyllischen Schilderung, die er von der Feier seines 76sten Geburtstages zu Belvedere entwarf, sagt er: „Ich habe zwar in vollen 75 Jahren, Gottlob! kein glänzendes und sonderliches Glück gemacht, und nicht nur manchen trüben Tag gesehen, sondern auch das herzdrückende Schicksal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner besten Jahre zu überleben: aber dem ungeachtet verdank' ich der Mutter Natur eine so glückliche Organisation und Sinnesart, und meinem guten Genius so manche glückliche Ereignisse und ein so freundlich schönes Gewebe der 27,593 Tage (die Schalttage mitgerechnet), daß ich mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich gegen Einen trüben oder stürmischen, womit die Parzen mich nicht verschonen konnten oder wollten, vierzehn heitre und vergnügte Tage eines so frohen und reinen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen, von diesem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann. Denn für mich sind die Gefühle, worin sich ein Tropfen Bitterkeit mit dem Süßen vermischt, immer die angenehmsten.“

So ging er wohlgemuth dem Guten und dem

Schlimmen der Zukunft entgegen, die ihm beides noch in überraschendem Wechsel brachte.

5.

Im Oktober desselben Jahres war der berühmte Kongreß zu Erfurt, während dessen die dort versammelten Fürsten auf einige Tage den Weimarischen Hof besuchten. Beim Diner am 6. Oktober fügt es sich, daß der Fürst Primas, dessen Besuch Wielanden hoch erfreute, im Laufe des Gesprächs der Wielandischen Prophezeihung von Napoleon und der Aeußerungen desselben über ihn gedenkt. — Napoleon wird dadurch begierig, Wieland zu sehen. Da dieser indeß gerade an diesem Tage nicht bei Hofe erschienen war, und auch eine Einladung zum Ball unter Vorschützung seiner Gesundheit abgelehnt hatte, so beruhte es hiebei. An demselben Abend aber führten die von Napoleon nach Weimar beorderten französischen Schauspieler den Tod Cäsars von Voltaire auf, und nun, meinte Wieland, habe er doch der Begierde, den französischen Kaiser, die französischen Schauspieler, und unter ihnen vorzüglich Talma, auf einmal zu sehen, nicht widerstehen können. Er hatte seinen Platz in einer kleinen Seitenloge dicht am Theater, worin sonst der Herzog zu seyn pflegte. Napoleon konnte die Augen nicht in die Höhe richten, ohne ihn so-

gleich zu erblicken; und da dieser mit einem schwarzen Sammtkäppchen bedeckte, nicht alltägliche, Greiseskopf ihm auffiel, so erkundigte er sich nach demselben, und hörte, daß er Wielanden vor sich sehe. Beim Balle fragte er nun wieder nach ihm. Die Herzogin befahl, ihm sofort einen Hofwagen zu senden, und Wieland erschien gegen halb 11 Uhr Abends in seinem gewöhnlichen, sehr einfachen, aber immer anständigen, Anzuge.

„Kaum war ich — schreibt er selbst — etliche Minuten da gewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und wegzuhaben, in einem höhern Grade besessen als Napoleon. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu trotz, ein schlichter, anspruchloser alter Mann war, und da er, (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher seyn konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu seyn sich bewußt war. Er unterhielt sich mit

mir wie ein alter Bekannter mit seines gleichen, und, (was keinem andern meines gleichen widerfahren war,) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden. —— Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Teutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez! bon soir!

Aus der langen Unterredung war Wielanden immer Folgendes das Merkwürdigste. Das heutige Schauspiel hatte das Gespräch auf Julius Cäsar gelenkt, und diesen erklärte Napoleon für einen der größten Köpfe in der ganzen Weltgeschichte, ja, fügte er hinzu, er würde ohne Ausnahme der größte seyn, wenn er nicht einen einzigen, aber ganz unverzeihlichen Fehler gemacht hätte. Wieland sann vergeblich, was das für ein Fehler gewesen seyn möchte, wollte jedoch nicht fragen; Napoleon aber, der ihm die Frage wol am Auge ablesen mochte, fuhr sogleich fort: Sie wollen ihn wissen, diesen Fehler? Cäsar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen. — Hätte

Napoleon, fügte Wieland hinzu, hier auch in meiner Seele lesen können, so würde er gelesen haben: Du wirst Dir diesen Fehler nicht lassen zu schulden kommen!

Von Jul. Cäsar kam das Gespräch auf die Römer überhaupt, die römische Kriegskunst und Politik, welche alle an Napoleon einen großen Lobredner hatten. Desto schlimmer kamen die Griechen weg. „Aus diesem ewigen Zank einer Menge kleiner Republiken um wahre Erbärmlichkeiten," sagte Napoleon, „was kann da heraus kommen? Die Römer aber hatten ihren Sinn auf das Große gerichtet, und da kam auch das Große heraus, diese ungeheure Gewalt des Römischen Reichs, die der ganzen Welt eine andere Gestalt gab, und in der Weltgeschichte Epoche macht." Wieland erinnerte an die Literatur und Kunst der Griechen, Napoleon aber versetzte: es läuft doch alles auf Zänkereien hinaus! — Indeß sprach er hierauf rühmend von Homer, dem er jedoch den Ossian vorzog. So kam das Gespräch auf die Poesie, in welcher Napoleon nur die ernste Gattung, das Starke, Erhabene, Pathetische schätzte, meinend, die andere Gattung spanne nur ab und mache weichlich. Ueber Ariosto erklärte er sich kaum so gut, als der Kardinal Hippolito von Este, ja er äußerte sich misbilligend über alle ähnliche Poesie, „wobei er — setzte Wieland hinzu, — freilich nicht wissen mochte, daß er mir selbst eine Ohrfeige gab. Ueber-

haupt aber ging aus allen seinen Aeußerungen über Poesie besonders hervor, daß er so ein Ding, was die Teutschen Gemüth nennen, durchaus nicht habe, und ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, so kam es mir doch zuweilen vor, als sei er aus Bronze gegossen. Indeß hatte er es doch dahin gebracht, daß ich ganz offen ihm endlich die Frage vorlegte, wie es denn komme, daß der Kultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philosophischer und dem Geist unserer Zeit angemessener ausgefallen sey? — Lächelnd erwiederte hierauf Napoleon: Ja, mein lieber Wieland, für Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Kultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen seyn. — An diesem Faden spann sich nun das Gespräch über Religion fort, wobei Napoleon den Skeptiker so sehr machte, daß er die historische Existenz Christi bezweifelte. Das war aber, sagte Wieland, nur ein sehr alltäglicher Skeptizismus, den er da auskramte, und ich fand an seiner Freigeisterei nichts zu bewundern, als die Offenheit, mit welcher er sie mir Preis gab."

In dem Briefe an die früher erwähnte Fürstin, worin er von dieser Begebenheit erzählt, schreibt er:

„Meine Fürstin erräth ohne Zweifel, daß ich

sehr vergnügt nach Hause kam, diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lange und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Dem ungeachtet that ich nicht, was zehn Tausend andere an meiner Stelle für ihre Schuldigkeit gehalten, oder auch aus vermeinter Klugheit gethan hätten. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer und that wohl daran. — (Drei Tage darauf) Sonntag Morgens erhielt ich eine Einladung vom Fürsten Primas und meinem Herzog, unverzüglich nach Erfurt zu kommen und bei dem ersten zu Mittag zu speisen. Hier machte ich, entre autres, eine sehr oberflächliche Bekanntschaft avec S. A. S. le prince de Benevent, autrement le ministre Talleyrand. — — — Montag Morgens erhielt ich eine Invitazion, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in Kurzem mit teutschen und französischen Altessen, Excellenzen und cordons de toute couleur; welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuné nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beide Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Konferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz, wir antichambrirten samt und sonders, ein Paar schöne

Herzoginnen von Würtemberg so gut wie wir andere, bis 12 Uhr, ohne das die Thore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Noth der langen Weile nöthigte die Anwesenden Hilfe bei einander zu suchen, und so gebrach es mir denn nicht an mannichfaltiger Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antichambre vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabei vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressirten sich sehr artig gegen mich zu seyn und ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au niveau zu setzen, — und nach und nach folgten auch die teutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiele ꝛc. Um meiner verehrten Fürstin nicht, wider meine Absicht, eine zu große Porzion der vorzimmerlichen Langweile, die ich seit 30 und mehr Jahren in so reichlichem Maße nicht genossen hatte, mitzutheilen, überhüpfe ich, vermittelst der übrigen Etcetera alles, was ich noch aus diesen drei merkwürdigen Stunden meines Erdenlebens erzählen könnte. Genug, um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinet hereingewinkt. Seine Majestät saßen in der Mitte des Zimmers, an einer mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proporzio-

nirten Appetit belieben. Hastiger kann wol kein getulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurden eben so hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homnciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum, und der Kaiser, der (entre nous) ganz andre Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu seyn schien, adressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier oder fünf mal, eine unbedeutende kurze Frage. — Ich hatte nöthig, die anderthalbstündige Konversazion unter vier Augen, womit Napoleon mich am letzten Donnerstage begünstigt hatte, in mein Gedächtniß zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten, — zumal da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, daß er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblick nur wünschen konnte. — — — — — Als ich mich am Donnerstag darauf eben an den Schreibtisch setzen wollte, siehe, da wurde ich, sehr unerwarteter Weise, von einem, mit dem kaiserlichen Wappen besiegelten, Brief in großmächtigem Format von dem Ministre Secretaire d'Etat Maret, überrascht, welchen ich meiner Fürstin hier (zur beliebigen Vergleichung des heutigen

französischen diplomatischen Styls mit dem an teutschen Höfen in ähnlichen Fällen üblichem Kanzleistyl) in Abschrift mittheile, mit flehentlicher Bitte, ihn ja nicht aus Ihrer Hand kommen, oder Abschrift davon nehmen zu lassen. Denn ich möchte ihn um Alles nicht in irgend einem teutschen oder französischen Blatt durch meine Schuld abgedruckt lesen!"

Napoleon ließ ihm hiemit den Orden der Ehrenlegion übersenden, und der Kaiser von Rußland, dem Beispiele des französischen folgend, verlieh ihm den russischen St. Annen-Orden. — Sonderbar genug, daß es zwei Kaiser des Auslandes waren, und nicht ein teutscher Kaiser oder König, die auf solche Weise sein Verdienst ehrten, und eben so sonderbar, daß Wieland zwar Ehren-Mitglied des französischen National-Instituts, aber keiner teutschen Akademie war, außer der antiquarischen Gesellschaft zu Cassel! Es fiel ihm selbst ein wenig auf, als ich ihm dies bemerkbar machte, und er erinnerte sich dabei, daß auch ein Ausländer früher gegen ihn gerechter gewesen sey, als seine Landsleute nämlich der berühmte französische Dichter Graf Beusslers.

6.

Hätte Wieland nicht auch die schönen Erinnerungen gehabt, wie es bei dem Weimarischen Für-

stenhause einem Manne von Geist, Geschmack und Talent zur Empfehlung diente, ein Teutscher zu seyn, so wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn sein Patriotismus unter solchen Erfahrungen erkaltet wäre. Gerade jetzt aber sollte dieser noch recht lebendig in ihm werden, und der Orden der Ehrenlegion bestach sein Urtheil nicht. Immer zwar erkannte er in Napoleon den außerordentlichen Mann, ja er hielt ihn für ein Werkzeug der Vorsehung, er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er nur ein Mitwisser, geschweige selbst Veranlasser so mancher ihm zur Last gelegten Greuelthaten sey, und legte dann auch die auf Napoleons Leben gemachten Anschläge in die Wagschale. An manchem, worüber man viel schrie, meinte er, sey doch nur unser schafmäßiges, linkisches und charakterloses Benehmen Schuld; wenn aber nicht alles so bliebe, wie es gewisse Leute gern möchten, so sey ja dabei am Ende auch kein Unglück. Nun aber entwickelte sich ein empörendes Unterjochungssystem mehr und mehr, und was in Spanien, so wie bald darauf in Oesterreich vorging, Palms Erschießung eingeschlossen, erregte ihm den tiefsten Unwillen. Selbst in seiner Nähe fielen unerträgliche Dinge vor; aber doch schnitt ihm kaum etwas mehr in die Seele, als der Fall der letzten freien Städte in Teutschland, Hamburg, Lübeck und Bremen, und daß ein einziger Federzug hinreichte, solche echtteutsche Männer in Franzosen zu

verwandeln, und ein Paar Dekrete, um ihren ganzen Wohlstand in einigen Monaten zu vernichten, „Aber auch die fatale Periode unserer Fürsten ist gekommen," schrieb er, „und sie fängt gerade bei dem besten, rechtschaffensten, und von seinen Unterthanen bis zur Anbetung geliebten Herzog von Oldenburg an. Das Schlimmste ist, daß unsere Fürsten mit ihren angeerbten Unterthanen dermaßen zusammengewachsen sind, daß sie ein lebendiges Ganzes ausmachen, und daß ein Volk seinen Fürsten, nicht verlieren kann, ohne daß es seine Existenz verliert, und beinahe alle Individuen unglücklich werden. — — Was wir erleben ist unglaublich, — aber wir sind noch lange nicht am Ende. Man spricht von Entschädigungen. Wo sollen sie herkommen? Wer ist sicher, daß er nicht auf den ersten Wink dessen, der sich Alles erlaubt, weil er Alles kann, sein von Jahrhunderten her angestammtes Erbland hergeben muß, um einen andern zu entschädigen, der das seinige mit dem Rücken ansehen muß?" Ganz unerträglich war ihm überdies, daß man, „nicht zufrieden, uns dermaßen zusammengeschnürt zu haben, daß wir weder Hand noch Fuß regen könnten, auch noch zur Pflicht machte, keinen vernehmbaren Laut von uns zu geben, und alles, was geschieht, wie sehr sich auch unser Innerstes dagegen empört, entweder stillschweigend gut zu heißen, oder gar als recht und wohlgethan aus vollem Halse anzupreisen. Ich gestehe, das geht

über mein Vermögen.“ — „Wie oft, schrieb er ein andermal, nehme ich mir vor, keine Zeitungen, keine Tagblätter, kein Frankfurter Journal, keinen Publicisten mehr zu lesen! aber ich gestehe, es geht über meine Kräfte, mir selbst Wort zu halten. Und in der That ist wol nichts natürlicher, als daß in einer Zeit, wie die unsrige, die Neugier ein unwiderstehlicher Trieb, und die Befriedigung desselben eines unserer dringendsten Bedürfnisse werden muß. Denn auf der einen Seite ist nichts mit der Seelenruhe unverträglicher, folglich peinvoller, als über Gegenstände und Ereignisse, welche unser Vaterland, also uns selbst und alles, was wir lieben, unendlich interessiren, in ungewissen Erwartungen zu schweben; auf der andern Seite muß eine Zeit, worin in dem engen Raum weniger Wochen, mehr Wichtiges, Großes, Unerwartetes und Wunderbares geschieht, als ehemals in eben so viel Jahrzehenden, ja wol gar Jahrtausenden, — und zwar eine Zeit, die das Schicksal vieler Nazionen entscheiden, und dem ganzen Europa, ja, durch die Folgen dieser Entscheidung, dem ganzen Erdkreis eine andere Gestalt geben wird: eine solche Zeit muß nothwendig vermöge der Natur der Sache, nicht nur unsre Erwartung aufs Höchste spannen, sondern auch unsere ganze Aufmerksamkeit, so zu sagen, verschlingen, sich unserer ganzen Seele bemächtigen, und alles Kleinere, Persönliche, und Einzelne verdunkeln und verdrängen. Hieraus

allein kann ich, wenigstens mir selbst begreiflich machen, wie es möglich ist, trotz der Lebhaftigkeit meiner Sympathie mit der besondern und allgemeinen Noth, mich in gewissem Sinne glücklich zu preisen, daß ich eine so merkwürdige Zeit erlebt habe, und, au risque de tous les hazards, zu wünschen, daß ich noch lange genug leben möchte, um die Entwickelung dieser großen Welt-Tragödie zu sehen, — zu sehen, wie der außerordentliche Geist, durch welchen, und in welchem wir alle leben, weben und sind, sich nicht nur über die Zulassung der ungeheuren Masse von Uebeln, worunter das Menschengeschlecht zu erliegen scheint, sondern über seine unleugbare Mitwirkung sobald die Zeit erfüllt seyn wird, rechtfertigen werde. — — Aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet, ist das ewige Wehklagen über das, was geschehen ist, und noch täglich geschieht, ein offenbarer Beweis, daß es denen, die sich, wie Kinder unter der Ruthe, durch Zappeln, Wimmern und Schreien zu helfen suchen, an den zwei unentbehrlichsten Requisiten des menschlichen Lebens am Glauben an Gott, und an Sich selbst gänzlich fehlen muß: denn von jenem ist Ergebung und stilles Dulden die natürliche Folge, und dieser gibt uns Muth und Kraft, uns gegen den Andrang der äußern Zeitumstände aufrecht zu erhalten, und zeigt uns in unserm Innern zureichende Hilfsquellen gegen alle nicht ganz unerträgliche Uebel.

Indessen muß ich doch bekennen, daß dieser mein doppelter Glaube nicht so unerschütterlich ist, daß er immer gegen die momentanen Wirkungen einer allzugroßen Erregbarkeit und Empfindlichkeit aushalten könnte."

Als ich ihn eines Tages in einer solchen Stimmung fand, ergriff er mit besonderer Lebhaftigkeit meine Hoffnung, daß es sich wenden werde, wenn es aufs Aeußerste gekommen sey, daß es aber bis dahin kommen müsse, und daß wir dann dem, der uns jetzt in die Schule genommen, das Schulgeld bis auf den letzten Heller bezahlen würden. „Ja, ja," rief er, „da haben Sie recht! Nur hütet euch, ihr Jüngern, solche Gedanken nicht von den Dächern zu predigen, bevor der rechte Zeitpunkt gekommen ist:" Er wurde sichtbar heiterer, denn auf einmal stand Xerxes vor seiner Seele, wie er mit einer unzählbaren Heeresmacht nach Griechenland vordrang, wie in diesem Augenblick jede Privatleidenschaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder frischer Beschwerden, alle Eifersucht, alles Mistrauen vor dem Gefühl der gemeinen Noth schwieg, wie Eine Seele auf einmal in der ganzen Hellas aufflammte, Athener und Sparter, Euböer und Korinther, und alle übrigen blos fühlten, daß sie Hellenen waren, und als Brüder um die Erhaltung und Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes kämpften. Aehnliche Ursachen hätten im 15ten und 16ten Jahrhundert ähnliche Wir-

kungen bei den Helvetiern und Batavern hervorgebracht, warum also nicht auch bei den Teutschen? „Es sind beinahe 20 Jahre," sagte er, „daß ich (im J. 1793) über teutschen Patriotismus Betrachtungen, Fragen und Zweifel niederschrieb, denn in Wahrheit, es mußte damals ein moralisches und politisches Wunder scheinen, wenn ein sehr großer, aber aus äußerst ungleichartigen und schwach zusammenhangenden Theilen bestehender Staatskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindenden Ursachen von Einem vaterländischen Gemeingeist beseelt, zusammengehalten und geleitet werden sollte. Jetzt wird freilich das Unmöglich Geschienene wahrscheinlich: allein ist einst die Zeit gekommen, wo es wirklich geworden ist, so denke ich, werde es immer noch gut und heilsam seyn, sich meiner Fragen und Zweifel zu erinnern, damit ein teutscher Patriotismus, wenn er eine Zeit lang kein Unding gewesen, nicht sogleich wie eine Wasserblase wieder zerplatzte."

7.

Bei allem Patriotismus war jedoch Wieland zu echt und weltbürgerlich gesinnt, um in dieser Zeit den Gedanken von sich abhalten zu können, wie dies alles, was er noch erlebte, sich wol zu dem verhalte, was Lessing die Erziehung des Men-

schengeschlechts genannt hatte. Wenn er sah, wie man von neuem alle Unterschiede zwischen Zwang und Pflicht, Gewalt und Recht, Aberglauben und Glauben, Vernünftelei und Vernunft aufzuheben strebte, so konnten ihm wol Zweifel an der fortschreitenden Veredlung des Menschengeschlechts erwachsen; sie machten aber nie den festen Glauben an ihm wankend, in welchem er einst ausrief; es muß vorwärts gehen, es muß! — Die Frage unter den gegebenen Umständen aber war: wie kann es? Nach seiner Ueberzeugung nur dann, wenn die Besten und Edelsten sich eng und immer enger zusammenstellen und einen heiligen Bund für Wahrheit und Recht schließen würden, welcher, das höhere Menschenleben treu in sich bewahrend, für die Zukunft einen sicheren Halt darböte.

Solch einen Bund sollte er selbst noch erleben, und, indem er als Mitglied in denselben trat, zugleich auch für die Zeit, die er selbst nicht mehr sehen würde, die Beruhigung finden, deren sein Menschenliebendes Herz bedurfte. Am 4ten April 1809 wurde er von der Freimaurerloge Amalie in Weimar, auf eine ausgezeichnete Weise, als Bruder aufgenommen.

Wenn ein Mann wie Wieland, der, bei der Klarheit seines Verstandes, seiner heiteren Vernünftigkeit und ruhigen Besonnenheit, Zeit seines Lebens alles Mysteriöse, alles geheimthuende Wunderwesen, entschieden von sich abgehalten, ja un-

aufhörlich bekriegt hatte, wenn ein solcher, in hohem Greisesalter, aber bei völlig ungeschwächter Geisteskraft, in eine solche Verbrüderung tritt, so sucht er gewiß darin nicht das Unsichtbare zu sehen, das Unbegreifliche zu begreifen, das Unmögliche wirklich zu machen, und würde durch ein bloßes Spiel mit Symbolen so wenig als durch eine alltägliche Klubgesellschaft befriedigt worden seyn. Er legte sich die Fragen vor: Was ist der Geist der Freimaurerei? Und wie erreicht sie denselben? —— und hier ist seine Antwort darauf.

„Die drei, durch die Worte: Staat, Kirche, Freimaurerei bezeichneten Begriffe sind eben so viele Ideale, und müssen, als solche, in ihrer höchsten möglichen Vollkommenheit gedacht werden. Sobald dies geschieht, so zeigt sich's, daß immer Tugend und Veredlung der Menschheit ihr gemeinschaftlicher und letzter Zweck ist, welchen Jedes durch die ihm eigenthümlichen Mittel und Wege zu erzielen sucht: so wie jener Zweck hinwieder das Mittel ist, die Menschheit einem noch höhern, obgleich ihrem gegenwärtigen Gesichts- und Wirkungskreis weit übersteigenden, Ziele immer näher zu bringen.

„Wenn nun dieses auch von der Freimaurerei gilt, so wäre die Frage: Wie sie das große Ziel, welches sie mit allen andern, auf Veredlung der Menschheit abzweckenden, Instituten gemein hat, zu erreichen suche? eigentlich das, was wir in nä-

here Betrachtung zu ziehen hätten. Denn entweder hätte sie gar keinen der Rede würdigen Zweck: oder in eben diesem Wie muß der besondere Zweck der Maurerei zu entdecken seyn.

„Die wesentlichen Symbole und Hieroglyphen, deren richtige Erklärung einen großen Theil unsers Geheimnisses ausmacht, deuten auf den Beruf, an den Bau eines herrlichen Tempels, der in der unermeßlichen Stadt Gottes aufgeführt werden soll, mit vereinigten Kräften zu arbeiten. Eine Arbeit, wozu zwar, im Allgemeinen, alle Menschen berufen sind, zu welcher aber die Maureriſche Verbrüderung — weil sie nicht blos unter dem Haufen der Berufenen, sondern unter der kleinern Zahl der Auserwählten seyn will, sich selbst besonders und freiwillig auf die ernstlichste und feierlichste Weise verpflichtet.

Welches ist denn nun der richtigste und würdigste Begriff, den wir uns von dem Sinn dieser symboliſchen Darstellung des Maureriſchen Berufs zu machen haben? Mir däucht gerade die Wahl des Symbols, und daß dazu das Heiligste was die Menschen haben, ein Tempel, und aus allen Tempeln der Salomoniſche gewählt wurde, der in der alten Welt nicht seines gleichen hatte, und in welchem die Herrlichkeit Gottes gleichsam unmittelbar wohnen sollte, gerade dies kann uns den erhabnen Sinn deſſelben nicht verfehlen lassen. Oder was könnte durch diesen geiſti-

gen Tempelbau anderes und würdigeres angedeutet werden, als:

„Das ernste, thätige und anhaltende Streben aller ächten und redlichen Maurer, vor allen sich selbst, und dann auch, so viel möglich, die übrigen mit ihm verbrüderten Menschen dem Ideale der Humanität, dem, was der Mensch, gleichsam als ein lebendiger Stein, in der ewigen Stadt Gottes zu seyn bestimmt ist, und wozu er schon in seinem rohen Naturstand alle Anlagen hat, durch unermüdete Bearbeitung immer näher zu bringen?“

Dies und dies ganz allein, meine Brüder, ist das Werk, welches wir nach unsern Vermögen fördern sollen, und wozu der höchste Baumeister der Welten, jeden unter uns seinen Theil Arbeit nach Maasgabe seiner Kräfte und der Lage, in welche er gesetzt worden, zugemessen hat. Daß jenes Ideal so hoch über uns steht, muß uns weder abschrecken noch irre machen. — Wir arbeiten aus der Tiefe zu ihm hinauf; es wird allerdings Zeit; es werden Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, dazu erfodert, bis unsre Arbeit auf dem ganzen Erdboden bedeutend sichtbar wird. Das Werk kann in Hinsicht auf seine Größe, auf die beschränkten Kräfte und die kurze Lebenszeit der Arbeiter, und auf die unzähligen Hindernisse, welche sie zu gewältigen haben, nicht anders als langsam wachsen: aber redlicher Wille und

unermüdeter Fleiß von Weisheit und Klugheit geleitet können und werden es vorwärts bringen. Das Meiste kommt freilich auf die Tüchtigkeit und den Eifer der Arbeiter an: und eben darum, scheint es, ist in unsrer Verbrüderung, nach dem Vorbilde der Innung, von welcher sie den Namen entlehnt hat, die Eintheilung in drei Grade, in Lehrlinge, Gesellen und Meister, beliebt worden. Aber, wie (nach dem Lateinischen Sprüchworte) alle Gleichnisse hinken, so geht es auch mit diesem: denn die Natur der Architektonischen Kunst, die wir treiben, bringt es so mit sich, daß nicht nur die Meister selbst nicht ausgelernt haben, weil sie in einem höhern Sinne immer Lehrlinge bleiben, sondern daß auch, nicht selten, Männer als Lehrlinge aufgenommen werden, die im Grunde auch für Meister in unsrer Kunst gelten könnten, und daher billig um so viel bälder zu dem Grade, der sie zu Meisterarbeiten berechtigt, befördert werden mögen. Ueberhaupt werde ich schwerlich einen Widerspruch zu befürchten haben, wenn ich behaupte, daß ein sogenannter Suchender, wenn er auch hundert Jahre suchte, nichts bei uns fürchten werde, was des Suchens werth ist, wofern er nicht die Anlage zu dem, was den wesentlichen Charakter und die Tugend des ächten Freimaurers ausmacht, schon bei seinem Eintritte in unsern Tempel mit sich bringt. Nur mit dieser Bedingung wird sich

sein Inneres in dem Lichte und in der Wärme, die ihm hier mitgetheilt werden, entwickeln und ausbilden: ohne sie wird es ihm ergehen wie Jenem, der eine Brille kaufte um lesen zu können, und sich nicht wenig verwunderte, als er erfuhr, man müsse schon lesen können, wenn die Brille zu etwas helfen solle.

„Ich sagte: die Höhe des Ideals, welches der ächte Maurer nie gänzlich aus dem Gesichte verlieren soll, dürfe uns von standhafter Verfolgung desselben nicht abschrecken: was allerdings geschehen müßte, wenn wir den kleinmüthigen Gedanken, „nach dem Unerreichbaren zu streben, sey vergebliche Mühe“ Gehör geben wollten. Das Höchste läßt sich freilich nicht auf einmal erfassen: wir steigen von Stufe zu Stufe, und bis der oberste Gipfel erstiegen ist, müssen viele Hügel und Berge, über welche er er empor ragt, hinter uns liegen. Horaz spricht eine große Wahrheit aus, wenn er sagt, es sei schon viel gewonnen, bis zu einem gewissen Punkte vorwärts zu kommen, wenn uns auch nicht gestattet werde, weiter zu gehen. Den Sinn dieses Ausspruchs zu verstehen, wird uns der Gebrauch, den die Kunst vom Idealischen macht, die beste Anleitung geben. Die Freimaurerei w rd, wie ich finde, häufig mit dem Namen der königlichen Kunst belegt. Ich gestehe, daß ich mir bei diesem vornehmen Prädikate nichts sonderliches zu denken weiß, wenn man nicht die

Kunst recht zu leben darunter versteht, und indem man diese Kunst königlich nennt, sie dadurch für die höchste aller Künste erklärt, wiewol die Beispiele, daß Könige große Meister in derselben waren, von jeher ziemlich selten gewesen sind. In diesem Sinne kann unser Institut allerdings eine Kunst genannt werden, denn es ist, wie alle Künste, praktisch, das ist, es besteht weniger im Wissen als im Thun, und hat, wie alle andern ein Ideal, nach welchem, als dem vollkommensten Modell und Kanon der Meister arbeiten und der Lehrling arbeiten lernen soll. Daß er es völlig erreiche, wird ihm nicht zugemuthet, er verdient schon Lob, wenn man sieht, daß er es zu erreichen sucht. Schlechte Modelle sind freilich mit geringer Mühe nachzubilden: aber wenn man sie auch völlig erreicht, hat man doch nur schlechte Arbeit gemacht. Das Ideal hingegen spannt die Kräfte des Geistes und beflügelt das Verlangen des Lehrjüngers: aber, indem es sich den Begeisterten zu nähern scheint, zeigt es ihm wie viel ihm noch fehlt, und macht es ihm eben dadurch möglich, sich immer weiter von der Unvollkommenheit zu entfernen. Auf diese Weise wird die Idee des Sittlichen, Schönen und Guten, die ein göttlicher Finger dem menschlichen Gemüthe eingedrückt hat, dem ächten Maurer, der die Würde seines Berufs fühlt, und in der Lebenskunst Meister werden will, aber das, was der berühmte Kanon des Polykletus dem

griechischen Künstlern war, die nach demselben arbeiteten; er bedient sich ihrer als eines Modells, wie er in allen Verhältnissen, Stellungen, Lagen und Momenten des Lebens seyn muß, um ein edler und guter Mensch zu seyn.

„Natürlicher Weise erfordert diese Lebenskunst, wie alle andre Künste, gewisse Kenntnisse, Regeln, Maximen und Studien, die wir unter den Namen Lebensweisheit zusammenfassen wollen: eine Art von Philosophie, die eben darum, weil sie durchaus praktisch und nur durch die Ausübung etwas werth ist, mit subtilen Spekulationen und übersinnlichen Meteoren nichts zu schaffen hat. Der Maurer als solcher, darf unzählige, an sich wissenswerthe Dinge nicht wissen: aber wehe ihm, wenn er in demjenigen unwissend wäre, was nicht zu wissen ein Uebel ist! Unsere Logen sind keine Akademien der Wissenschaften, keine chemischen Laboratorien; unsre Arbeiten keine Forschungen nach hermetischen, magischen, gnostischen und kabbalistischen Geheimnissen; keine fanatischen Anstalten, uns der Vorrechte reiner Geister schon in diesem Erdenleben zu bemächtigen. Aber alles, was uns in Kenntniß und unbefangener Beurtheilung unsrer Selbst, und der menschlichen Angelegenheiten überhaupt, fördert, unsern Kopf von Wahnbegriffen und sophistischen Spinnewebeu reinigt; Alles, wodurch es immer heller in unsrer Seele wird; Alles, was unser Herz erwärmt

und für das Wahre und Schöne empfänglicher macht, — kurz Alles, wodurch wir und unsre Mitmenschen weiser und besser werden können, gebe den Stoff zu unsern Arbeiten! Nichts was den Menschen angeht, sey uns fremd! Denn es ist eine der wesentlichsten Bedingungen unsers engern Bruderbundes, alle Menschen, ohne Rücksicht auf Stand, Religionsunterschied, bürgerliche und nazionale Verhältnisse, als unsre Brüder anzusehen und zu behandeln. Der Freimaurer als solcher ist kein Bürger dieses oder jenes States, sondern ein Weltbürger, oder, genauer im Geiste unserer Weihe zu reden, ein Theopolit, ein Mitglied der allumfassenden Stadt Gottes, in welcher Sonnen und Welten nur einzelne Wohnungen, und die zahllosen Klassen und Geschlechter aller, mit Vernunft und Freiheit begabter, Wesen nur eben so viele einzelne Familien ausmachen, die durch ein ewig unwandelbares Grundgesetz in Ein reinharmonisches Ganzes vereinigt sind. Bloß auf dieses erhabenste Verhältniß der Menschheit, welchem alle andere untergeordnet sind, und wodurch unser gegenwärtiges Leben an ein höheres Künftiges angekettet wird, gründen sich die wesentlichen Kategorien der Freimaurerei, als die wahren Grundpfeiler unserer Gesellschaft, die eben dadurch die edelste und ehrwürdigste ist, die sich denken läßt; und Niemand, der sich das nicht völlig klar zu machen vermag,

rühme sich, den Schlüssel zu unsern Geheimnissen gefunden zu haben.“

So war Wieland, der mit seinem Oberon von sich sagen konnte:

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert:

sich auch hier gleich, und arbeitete nur fort an dem Werke seines ganzen Lebens; jetzt, so nah am Ziele desselben, mit einer gleichsam verbürgten Gewißheit, nicht bloß im Andenken der Nachlebenden fortzuleben, sondern auch fortzuwirken.

„Was ist denn — so sprach er ein andermal in diesem Bruderbunde — eines jeden, dieses Namens würdigen, Menschen wahres Leben? Was verdient diesen so viel umfassenden, so viel bedeutenden Namen im höchsten Sinne? Etwa jenes unstete Hin- und Herwogen auf dem stürmischen Meere der Sinnenwelt, wo wir nichts, was außer uns ist, unser nennen können, und jeder Augenblick, wo wir uns seiner versichern wollen, bereits von dem folgenden verschlungen ist? Oder etwa diese dumpfe Art von Daseyn, die der Mensch mit dem Thiere des Feldes gemein hat, und worin sich seine ganze Thätigkeit auf Befriedigung seiner sinnlichen Triebe und Bedürfnisse, und, wenn's hoch kommt, auf Erstrebung selbstsüchtiger, von tausend Zufällig-

keiten abhängender, und daher auch selten gelingender Entwürfe beschränkt? Mit Einem Worte, besteht das Leben in dem, weswegen es den Namen eines Traums verdient? Oder nicht vielmehr in wohlgeordneter, und, so viel möglich, ununterbrochener Uebung und Anwendung der edelsten Kräfte unsers Geistes und der schönsten Gesinnungen und Gefühle unsers Herzens, wodurch beide eine unverwandte Richtung auf Beförderung des Guten außer uns, d. i. auf solche Kraftäußerungen, welche als Bestandtheile des allgemeinen Wohls und der allseitigen Ausbildung und Vervollkommnung der Menschen anzusehen sind? Lebt nicht jeder edelgesinnte Mensch weniger für sich selbst, als für andere? Ist nicht sein Daseyn, mehr oder weniger, eine immerwährende Aufopferung? War nicht, aus diesem Grunde, ein sich selbst nach und nach verzehrendes Licht von Alters her das schönste Sinnbild eines edlen und guten Menschen? Und kann man also nicht mit Wahrheit sagen: Das Leben im Andenken der Nachwelt, da es nur die natürlichste Folge ausgezeichneter und immer fortwirkender Verdienste ist, sey mit dem vorhergegangenen sichtbaren Leben in der Mitwelt gleichsam aus einem Stücke, und als eine wirklich fortgesetzte Persönlichkeit in derselben zu betrachten?“

8.

Dieser Gedanke, der ihm schon bei dem Verluste seiner älteren Freunde, Gleim, Weiße, Herder, tröstlich gewesen, gewährte ihm auch Trost bei dem Verluste jüngerer in den letzten Jahren seines Lebens, besonders nach Schiller Fernow's und Seume's, an denen beiden er, außer ihren Talenten und Kenntnissen, den biedern, geraden Sinn, und selbst den satyrischen Geist, der sich bei Fernow im Umgange mehr als in seinen Schriften aussprach, immer hochgeschätzt und geliebt hatte. Ueber Seume hatte er Göschen einst geschrieben: „Die Vorrede unsers Freundes Seume zur Uebersetzung des Percivallischen Werks *) habe ich mit großem Interesse gelesen. Es ist eine Freude, derbe Wahrheiten so freimüthig und kräftig und doch so manierlich gesagt zu hören. Seume kann nun sicher seyn, daß Niemand glauben noch sagen wird, daß Englische Guineen oder goldne Napoleons aus ihm sprechen. Ich habe von jeher große Stücke auf die ächten Cyniker gehalten, deren Ideal Luzian in seinem Kyniskos so trefflich aufstellte. Der ächte

*) Zu Percivals Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, in der Ehrmannschen Bibliothek der Reisebeschreibungen, welche Seume übersetzte, und welche den 18ten Theil dieser Bibliothek ausmacht.

Cyniker ist der ächteste Mensch und der wahre Weise, uno minor Jove, wie Horaz sagt. Das alte Griechenland hatte ihrer kaum ein halb Dutzend binnen 500 Jahren aufzuweisen; und in unsern Tagen ist Seume der Einzige, den ich wenigstens kenne.“ Wieland wirkte auch fortwährend für ihn, und es gelang seiner Verwendung von der Kaiserin Mutter in St. Petersburg eine Pension für diesen umgetriebenen Sohn der Erde zu erwirken. Leider aber kam die Versicherung derselben — zwei Tage später bei Wieland an als die Nachricht von Seume's Tode in Töplitz. „So sonderbar — schrieb Wieland hierüber an Böttiger — rächte sich die launenhafteste aller Göttinnen an dem Manne mit dem Schnurrbarte, der ihr im Leben so oft ein Schnippchen geschlagen und ihrem Geschlechte überhaupt nur einmal aufrichtig gehuldigt hatte.“ — An Göschen schrieb er: „Die Nachricht von dem Tode unsers unvergeßlichen Seume, die ich gestern von Böttiger aus Dresden erhielt, wird Sie, mein geliebter Freund, nicht weniger schmerzlich erschüttert haben als mich. Seume hatte durch einige Briefe, die wir in diesem Jahre wechselten, und durch seinen letzten Besuch (den ich, wiewohl er sehr leidend schien und war, doch keineswegs so nah glaubte), mein ganzes Herz auf immer gewonnen, so daß es mir unmöglich war, einer leisen Ahnung, daß wir uns nie wieder sehen würden, nur einen Augenblick Gehör zu geben.

Gott! Welch ein Geist, welch ein Herz, welch ein Charakter ist mit diesem seltenen Manne aus der Welt verschwunden! Daß sein Verlust für mich unersetzlich ist, ist das Wenigste: die Menschheit hat an ihm eine ihrer größten — leider! unerkannten — Zierden verloren! Wie viel hätte er ihr seyn können, wenn sie seinen Werth gekannt hätte, oder (richtiger zu reden), wenn nicht gerade das, worin sein höchster Werth bestand, ihn den Machthabern und sogenannten Großen zu ihren Zwecken unbrauchbar gemacht hätte! — Sagen Sie, ist es nicht wunderbar, daß Seume dem Kaiser Napoleon so ähnlich sah? Beinahe möchte ich glauben, daß sein Herz ganz allein Schuld daran war, daß nicht ein zweiter Napoleon aus ihm wurde, und unter keinen Umständen werden konnte."

Während dieser Jahre sollte aber Wieland auch nicht frei von häuslichen und persönlichen Leiden seyn. Mehrere Wochen lang schwankte er zwischen Angst und Hoffen über das Leben seiner Tochter Julie, und hatte dann nur den Trost, daß ihr Tod, die glücklichste Art zu sterben gewesen. Bei ihm selbst hatte sich seit Jahren schon ein Augenübel eingefunden, welches anfangs nie über zwei Tage anhielt, im Winter aber, wo der Schnee ihm sehr lästig wurde, sich bis zu einem Grade verschlimmerte, daß er oft Tage lang alles Lesens und Schreibens sich enthalten mußte, und nicht ohne die

Befürchtung blieb, das Schicksal seines Gleim könne auch ihn treffen. Indeß hatte sich doch immer seine Konstitution glücklich erhalten; im Herbste des Jahres 1809 aber überfiel ihn eine so gefährliche Krankheit, daß es wirklich einem Wunder ähnlich war, wie seine Natur den Sieg über die Krankheit behauptete. „Das Sonderbarste meiner Krankheit, schrieb er einige Zeit darauf, ist, nach der Versicherung meines Arztes, daß das Herz und die ganze Blutmasse an dem schrecklichen Sturme auf alle übrigen Theile meines ohnedies schwachen Körpers keinen Antheil nahm, und seine eigene Oekonomie ruhig fortzutreiben schien. Der Puls ging ruhig und gleich, nur etwas schneller als gewöhnlich. Dafür aber waren alle Muskularkräfte, Nerven, Flechsen und Sehnen so jämmerlich zugerichtet, alle Drüsen so rein ausgewunden und ausgetrocknet, alle Fibern so abgespannt, daß ein vierteljähriges Kind mehr Stärke in Armen und Beinen hat, als ich in den ersten 14 Tagen. Meine rechte Hand war lange fast unbrauchbar; über 14 Tage konnt' ich nicht einen Augenblick stehen. Kurz ich mußte wie ein Kind wieder von vorn anfangen und die Verrichtungen des animalischen Lebens wieder lernen, als ob sie mir etwas neues wären. Wie gern möcht' ich hier meinen mich umgebenden Töchtern und Enkelinnen eine Lob- und Dankrede halten!“ Nur langsam ging es mit seiner Genesung, da Arzneien nichts helfen konnten. Der Genuß alten Stein-

und Oporto-Weins gab ihm allmählig wieder Kräfte, und er rühmte öfters dankbar, wie ihm sein Herzog die Quelle der Hygiea im Hofkeller erröffnet habe. Nach seiner Genesung war er sich völlig wieder selbst gleich; nur über noch größere Abnahme des Gedächtnisses klagte er.

Diese Leiden wechselten indeß wieder mit manchen Freuden, durch welche der Hof und seine Freunde den Abend seines Lebens zu verschönern suchten.

Eine hatte ihm Göthe bereitet, und gerade darum war sie ihm um so lieber. Bei der ersten Vorstellung von Göthe's Tasso — worin der nun auch verewigte talent- und gemüthvolle Wolf als Tasso jedes Herz gewann — erblickte man, so wie der Vorhang sich erhob, anstatt der vom Dichter vorgeschriebenen Hermen Ariosto's und Virgils, die den Gartenplatz von Belriguardo zieren sollen, die Büsten — Wielands und Schillers. Antonio begann seine Schilderung vom Meister Ludwig:

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Teppich deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,

Bedeckt vom Schnee der leichtgetragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

Da richteten unwillkürlich alle Blicke sich nach der Herzoglichen Loge, in welcher Wieland saß, und jedermann freute sich seines geehrten Alters; der Neid selber gönnte dem alle Auszeichnung, der nie nach einer gestrebt hatte, und durch keine sich überhob.

Der Herzog und die Herzogin gaben ihm fortwährend neue Beweise ihrer Achtung und Theilnahme. Sein Geburtstag war jedes Jahr ein Festtag für alle gebildeten Bewohner Weimars, und an dem Morgen des einen — so schrieb er an Böttiger — „kam da nicht auf einmal meine liebenswürdige große Schutzheilige und Patronin, eine wahre Maria voller Gnaden, unsre Großfürstin mit Ihrem Gemahl und einer schönen Hofdame angefahren, um mir Glück zu wünschen, daß ich noch lebe und sogar noch länger zu leben drohe, ungeachtet ich am 5. September Morgens um 7 Uhr im Jahre 1733 zur Welt gekommen bin und also, billiger Weise, schon lange einem Bessern als ich hätte Platz machen sollen? — Das war frei-

lich eine eben so erfreuliche, als unvermuthete Unterbrechung.“

Was ihn aber besonders in jugendlicher Heiterkeit erhielt, war zunächst der Kreis seiner Familie. „Durch viele und große Verluste, — so schrieb er schon einige Jahre vorher an Gräter — wird das Gefühl endlich abgestumpft. Wohl mir indeß, daß ich im Winter meines Lebens noch mit Gegenständen der Liebe umgeben bin, mit Kindern und Enkeln, die mir Freude machen, und mein Herz wenigstens so lange warm erhalten werden, bis es zu schlagen aufhört.“ Der Kreis seiner Lieben war freilich kleiner und immer kleiner geworden, und bestand jetzt nur aus einer seiner verwittweten Töchter mit zwei Töchtern von dieser, und seiner jüngsten Tochter Luise. Schwerlich aber hat jemals ein Vater sich größerer kindlicher Zärtlichkeit erfreuen können, als er. So zärtlich aber als er geliebt wurde, liebte er auch wieder. — Man lese folgende zwei Briefe, die er an Göschen, nach dessen letztem Besuch bei ihm im Frühjahr 1810, schrieb, und die keiner weiteren Einleitung bedürfen.

Den 24. April 1810. „Tausendfachen Dank, lieber Göschen, für alle Freundlichkeit und Güte, so Sie und Ihre Gemahlin (die immer liebenswürdig bleiben wird, wenn sie auch Hekuba's Alter erreichte) seit dem Tage unsrer Trennung meinem holden München erwiesen haben!! Ich höre sehr gern, daß das liebe Mädchen — welche ihren Rei-

segesellschafter und Beschützer nicht genug rühmen kann — auch Ihnen den Weg durch ihr naives, muntres und treuherziges Wesen angenehm verkürzt hat, und daß sie gleich bei ihrem ersten Ausflug in die weite Welt sich so gut mit derselben zu befreunden und überall sich beliebt zu machen weiß. Ich wünsche, daß sie, wenn sie mit Madam Oels wieder zu uns zurückkommt, — wie es einer solchen jungen Mairose geziemt, einen guten Geruch in Leipzig zurücklasse.

„Auch mich, bester Göschen, hat Ihr kurzer Besuch und das Wiederaufleben unserer alten Freundschaft sehr glücklich gemacht; und da mein Aufenthalt diesseits des Mondes von keiner langen Dauer mehr seyn kann: so wünsche ich um so eifriger, daß das schöne Verhältniß, das seit so vielen Jahren zwischen uns besteht, zu unsrer beider Zufriedenheit ungestört bis ans Ende meiner Tage fortdauern möge.

„Adieu, mein geliebter Freund! Lassen Sie sich unser liebes München ferner empfohlen seyn, und helfen, so viel möglich, ihre Rückreise zu rechter Zeit zu beschleunigen. — — Luise empfiehlt sich, und bittet Sie um die Gefälligkeit, das angeschloßne Briefchen an unser liebes Mädchen bestellen zu lassen.“

An Denselben. Den 21. Juni 1810.

„Ich hoffe, mein liebster Göschen, Sie halten es Ihrem alten und wohlbetagten Freunde, mit dem

die Zeit unglaublich schnell davon läuft, zu gut, daß er so lange gesäumt hat, Ihnen für alle die Güte und Freundschaft, so Sie und Ihre Frau Gemahlin meiner lieben Enkelin Wilhelmine während ihrem neulichen Ausflug nach Leipzig, und besonders in Ihrer schönen villa oder villula zu Hohenstädt erzeigt haben, meinen wärmsten herzlichsten Dank darzubringen. Das gute, frohsinnige, leichte Sommervögelchen konnte uns nicht genug von der Anmuth und trefflichen Einrichtung dieses kleinen Buen retiro erzählen, das Ihnen um so lieber seyn muß, da (außer der schönen Lage und den prächtigen Aussichten) alles übrige Ihre eigne Schöpfung ist. Kurz, wenn ich Sie diesen Sommer nicht zu Hohenstädt besuche (wozu leider! wenig Anschein ist); so hat Minchen wahrlich keine Schuld."

Wie glücklich würde sich der zärtliche Patriarch gefühlt haben, wenn er noch einmal seinen ganzen Familienkreis um sich hätte versammeln können! Dieses Glück konnte ihm nicht werden; hoch beglückt fühlte er sich aber schon dadurch, daß sein geliebter Reinhold den Sommer des Jahres 1810 noch mit ihm verlebte, und er sich eines von dessen hoffnungsvollen Söhnen erfreuen konnte. Dadurch vereinigte sich das Zweite, was ihn in jugendlicher Heiterkeit erhielt, aufs innigste mit dem Ersten; worüber das, was er seinem Freunde Böttiger von der Feier seines diesjährigen Geburtstages schrieb, die beste Auskunft geben wird.

„Auch wieder ein Paar schöne Tage, die sich ganz besonders freundlich, heiter und liebevoll an die 28,105, die nun mit mir vorbei gewankt, gehüpft, gestolpert, getanzt, gewalzt, gestürmt und geschlichen sind, angeschlossen haben! Es ist doch eine hübsche Sache um's lange Leben, wenn einem am Vorabend des 78sten Jahres noch solche Stunden zu Theil werden, wie ich am Abend des 4. September im enggeschlossenen Kreise brüderlich verbundener Freunde genossen habe. Ueberhaupt konnte es nicht anders als meinem Herzen wohl thun, so viele und unzweideutige Zeichen einer herzlichen Theilnahme, Achtung und Liebe von Ihnen allen, ohne Ausnahme, zu empfangen. Was aber den goldnen Becher der Freude bis an den äußersten Rand füllte, war der Gesang, womit ich von dem ältesten Sohne meiner ältesten Tochter Sophie, Karl Reinhold aus Kiel, ganz unvermuthet überrascht wurde. Dieser mein Enkel, ein junger Mann voll Geist und Gefühl, sehr gebildet, für seine 22 Jahre sehr gesetzt und verständig, voll Talent und warmer Liebe zu allem, was Wahr, Schön und Gut ist, kurz seines Vaters, und wie ich wol hinzusetzen darf, seines Großvaters würdig und von vielen Menschen dafür anerkannt, wurde nach dem Wunsche seines Vaters vor etwa zwei Monaten in diese Verbindung aufgenommen, und machte mir schon damals durch sein ganzes Benehmen bei dieser rührenden Feierlichkeit große Freude. Von ihm

also rührte nicht nur dieses Lied her, sondern er sang es auch selbst, nach einer von ihm unserm Musikdirektor Müller angegebenen, besonders schönen und passenden Melodie, mit einer sehr angenehmen, reinen, sonoren und gefühlvollen Stimme, so brav ab, daß er alle Anwesenden in eine der seinigen zusagende Stimmung setzte, so daß es sich wol selten trifft, daß ein Tafellied mit einer so allgemeinen Theilnahme und Rührung abgesungen wird. Da Sie mich in meinem Innersten kennen, lieber Böttiger, so brauche ich Ihnen kein Wort mehr davon zu sagen, wie einem alten Familienvater zu Muthe seyn muß, der sich bei der Feier seines 78sten Geburtstags in einem so liebenswürdigen Enkel verjüngt und fortgesetzt sieht. — — Der 5te konnte nach einem so angenehmen Vorabend nicht anders als sehr vergnüglich zugebracht werden, wiewohl nicht ganz so, wie Sie sichs vorgestellt zu haben scheinen. Einige meiner trauten Freunde und Freundinnen hatten zwar abermals ein festliches Gastgebot im Belvederischen Schlößchen anrichten wollen; ich hatte es mir aber für diesmal so ernstlich verbeten, daß es unterblieb, und mir vergönnt wurde, den mittlern Theil des Tages, blos in Gesellschaft meiner hier anwesenden Kinder und Kindeskinder, ruhiger und gemüthlicher zuzubringen. Allein meine übrigen Freunde und Freundinnen wollten sich ihre Rechte und Ansprüche doch nicht gänzlich nehmen lassen, und so wurde

ich Abends gegen 5 Uhr von einer glänzenden Gesellschaft von Damen und Herren überrascht, die mich und die Meinigen zu einem großen Thee einluden, und mir ihre lebhafte Theilnahme auf die freundlichste und verbindlichste Art zu bezeigen sich beeiferten. Unter andern wurde mir auch durch die Frau Hofmarschallin von Egloffstein ein Medaillon in vergoldetem Bronze, im größten Format, mit meinem, erkennbar getroffenen Bildniß en haut relief überreicht. — — Die allerangenehmste Ueberraschung aber war für mich Ihre Zuschrift vom 1. Sept. mit dem dreifachen Wunsche des alten Simonides und dem von Ihnen beigefügten vierten: μετα φιλων ἡβαν (mit Freunden frohe Jugend), der das Beste in sich schließt, was Sie mir in der höchsten Exaltation der Freundschaft nur immer wünschen können, — begleitet von der köstlichen offrande unsrer Freundin Bardua, die sich durch dieses meisterhaft, geistreich und fleißig kopirte Bild als eine würdige Schülerin von Kügelgen und Friedrich beurkundet. Das alles langte an jenem zu frohen Ereignissen auserwählten Tage, eben da wir von Tische aufstanden, zu Belvedere an, und setzte den Freuden desselben die Krone auf. Ich weiß nichts, was mich über den Verlust unsers unvergeßlichen Seume kräftiger trösten könnte, als diese so glücklich gelungene Kopie eines Bildes, worin der ganze individuelle Charakter des herrlichen Mannes, dem Aeußern und

Innern nach, so wahr, so zart, so lebendig und kräftig dargestellt ist, daß es Jeden, der ihn (zumal in seiner letzten Lebensperiode) nur einmal in der Nähe gesehen, und nur eine Viertelstunde reden gehört, auf den ersten Blick so völlig mit seinem eigensten Ton anspricht, und daß man, bei der Unmöglichkeit ihn selbst ins Erdenleben zurückzurufen, sich keinen bessern Stellvertreter seiner Gegenwart wünschen kann, als dieses treffliche Bild."

Wie glücklich Wieland sich durch die Vereinigung dieser Umstände in jenen Tagen fühlte, wie die Energie seines Geistes, die jugendliche Frische seiner Phantasie, die Wärme seines Herzens sich dadurch erhielten, davon kann man wol keinen überzeugenderen Beweis verlangen, als sein am 4. November 1810 an seine Durchlauchtige Korrespondentin in Neuwied geschriebener Brief enthält *), in welchem er die Entschuldigung seines langen Schweigens in einen Dialog eingekleidet hat, der den frühesten schönsten Ergießungen seiner genialen Laune, in nichts nachsteht. Nicht ein Wort ist zu viel davon gesagt in Böttigers Urtheil, daß es schwer seyn möchte, in den zahlreichen Briefsammlungen, die nun auch unsere Literatur von mehreren ihrer Heroen aufzuweisen hat, einen sinnreicher gedachten, zarter ausgedrückten aufzufinden, als

*) In der Sammlung von Ludwig Wieland. Bd. 2. S. 198.

diesen, wo er die Silhouette dieser, in jeder Hinsicht hochachtungswürdigen und Wieland ganz fassenden, Fürstin mit ihm selbst in einem vertraulichen Morgengespräch sich unterhaltend eingeführt hat. Gewiß ist er der vollgiltigste Beweis eines stets frischen, durch den Zauber der Musenkunst in beständiger Jünglingskraft fortblühenden Greisenalters.

Lürkemüller, der schon seit mehreren Jahren Weimar verlassen hatte und zu Papenbruch bei Wittstock Prediger war, bat ihn in eben jenem Jahre, der Pathe seines ersten Sohnes zu werden. Wieland nahm dies Zeichen liebevollen Andenkens freudig auf, und schickte nicht nur seinem Pathen, Ludwig Paul Wieland genannt, ein Exemplar seiner sämmtlichen Werke, sondern dem Vater auch einen Brief, dessen Mittheilung zur Vollendung der Charakteristik des Greises Wieland sehr zu wünschen wäre.

9.

Gegen Ende des Jahres 1810 schrieb er an Böttigern in Beziehung auf den Teutschen Merkur: „— — Ich würde mich wundern, daß Sie das Wiederaufleben dieses armen Lazarus für möglich halten, wenn ich nicht sähe und fühlte, daß Sie bloß aus warmer Liebe zu mir, und im Grun-

de gegen Ihre Ueberzeugung, und offenbar gegen Ihren Vortheil, so denken, und Superos et Acheronta aufbieten wollen, ein Wunder zu seinen Gunsten zu thun. — — — Sie haben bisher schon weit mehr gethan, als mir lieb ist, und ich müßte wirklich der letzte unter den Menschen seyn, wenn ich länger gestatten wollte, daß Sie, bloß aus Liebe zu mir, Ihre Zeit und Mühe so augenscheinlich verschwenden sollten. Nein, mein bester Freund! dies wäre mehr als zu viel, um mir den ganzen Rest meines Lebens zu verbittern. Lassen wir den Gedanken, den Merkur, es koste was es wolle, bei einem doch immer nur armseligen Scheinleben zu erhalten, ein für allemal fahren! Lassen wir den Sterbenden im letzten Monat dieses Jahres seinen letzten Athem sanft und selig verhauchen, und bestatten wir ihn sine lux et crux, und ohne ihm eine de- und wehmüthige Leichenrede zu halten! Er hat wahrlich nur zu lange gelebt, da er den größten Theil seiner ältern Freunde überlebt hat. Sie können sich kaum vorstellen, wie leicht mir ums Herz werden wird, wenn ich meinen Namen (den ich schon so lange mit einem geheimen Vorwurf und mit Scham vor mir selbst auf dem Titelblatte paradiren sehe,) nicht länger als einen verwitterten Schild an einem in Nahrungsverfall gerathenen Wirthshause sehen muß. Die jährlichen 100 Thlr., die ich dem armen Bertuch als ein wahres Sündengeld abnahm, werden sich ja

wohl noch auf eine andere und ehrenfestere Weise ersetzen lassen, wäre es auch nur, daß ich desto muntrer und freudiger an meinem Cicero arbeite. Denn ich gestehe, wenn mir auch dieser aufgekündigt würde, würd' ich es schwerlich so gleichmüthig ertragen, wie den Tod des T. M. — Daß der teutsche Buchhandel in den letzten Zügen liegen muß, ersehe ich (außer andern mich unmittelbar betreffenden Todesvorboten) daraus, daß die treffliche Uebersetzung des Lieds der Nibelungen, von meinem Freunde Hinsberg, ein Gedicht, das vor 25 Jahren mit Gold wäre aufgewogen worden, keinen Verleger finden kann."

Um so erfreulicher war ihm die von Göschen erregte Hoffnung auf eine neue Ausgabe seiner Werke, und zwar, wie er sie längst ersehnt hatte, mit teutschen Lettern. Die Einrichtung dieser Ausgabe beschäftigte ihn öfters sehr angelegentlich. Er schrieb Göschen darüber: „Die erste und wichtigste Frage wäre wol diese: ob die neue Auflage alles, was in der ersten ist, enthalten solle oder nicht? Da diese Frage, meines Erachtens, bloß aus Buchhändlerischem Gesichtspunkt entschieden werden kann und muß, so habe ich nichts darüber zu sagen, als daß sie mir viele und kaltblütige Ueberlegung von allen Seiten zu erfodern scheint. Glauben Sie Ihre Rechnung bei einer Auswahl des Besten und Interessantesten besser zu finden als bei einer wiederholten Auflage meiner

Sämmtlichen Werke, so bin ichs völlig zufrieden: nur muß ich bemerken, daß Alles, was sich mit gutem Gewissen retranchiren ließe, höchstens 3 oder 4 Bändchen ausmachen, und manchen Lesern auch damit vielleicht kein Gefallen geschehen würde: — — — Die 2te Frage ist: ob wir die Kinder meines Geistes in der Ordnung, wie sie zur Welt gekommen sind, auf einander folgen lassen wollen? Und da dies aus mehreren Gründen wol das Beste seyn möchte: ob die Poetischen von den Prosaischen Werken abgesondert werden, und also zwei Klassen ausmachen sollen? Auch dies kann und soll blos von Ihnen entschieden werden. Wenn nicht merkantilische Rücksichten das Letztere rathen, so sollte ich beinahe glauben, es dürfte vielen, wo nicht den meisten Liebhabern meiner Schriften angenehmer seyn, sie, ohne Hinsicht auf Verse und Prosa, in der Ordnung, wie sie geschrieben wurden, zu lesen: um so mehr, da sie eben dadurch dem scharfsinnigen und aufmerksamen Leser eine Art von Geschichte, oder vielmehr die Belege zur Geschichte meines geistigen Lebens, welches ich (wenn der schwarzbraune Bruder des Schlafs mir Zeit dazu läßt) zu schreiben gedenke, an die Hand geben, und manchen Zweifelsknoten auf eine sehr natürliche Art lösen würden. Endlich kommt noch ein dritter Punkt, der aber im Grunde kaum eine Frage seyn kann: ob kleine, unerhebliche Verbesse-

rungen im Styl und der Sprache, ohne die Besitzer der ersten Ausgabe zu beleidigen, nicht nur erlaubt, sondern sogar als ein unverlierbares Recht des Autors anzusehen seyn sollten?“

Zu der Geschichte seines geistigen Lebens oder, wie er sie sonst nannte, zu seinen Memorabilien, würde er schwerlich jemals gekommen seyn, und er hatte schon vor Jahren seinem jetzigen Biographen versichert, den Gedanken daran aufgegeben zu haben, aus Gründen, die ihm stets eine neue Scheu erregt haben würden; die neue Auflage mußte, durch zufällige Umstände verhindert, damals noch unterbleiben; und so blieb die Uebersetzung des Cicero seine einzige litterarische Arbeit, bei welcher er standhaft aushielt bis an seinen Tod, wo nur 40 Briefe zu übersetzen übrig geblieben waren, deren sein geliebter Gräter sich treulich annahm.

Im Sommer 1811 bezog er nicht, wie gewöhnlich, den Pavillon in Belvedere, weil, wie er schrieb, „das ewige Bergab- und Bergansteigen, ohne welches die Schönheiten von Belvedere nicht genossen werden können, seiner Brust und seinen etwas dünnen Beinen nicht länger zuträglich schien;“ sondern machte blos kleine Ausflüge nach Jena oder auch nur Spazierfahrten. Auf einer derselben am 11. September, auf welcher seine jüngste Tochter ihn begleitete, hatte er das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Ihn selbst wurde ein Schlüsselbein zerbrochen;

schlimmer und gefährlicher noch wurde seine Tochter verletzt.

„Am bewundernswürdigsten — erzählt Göthe von ihm — erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach diesem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langweile der Genesung, ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung; es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wol billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genaß er auch bald, indem sich seine Natur, wie die eines Jünglings, schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey. Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor.“

Am 28. October schrieb er darüber der Fürstin von Neuwied: „Es gehört unter die größten Uebel der schon so oft von mir recht herzlich verwünschten Celebrität (zu teutsch Berühmtheit) — die übrigens auch hinwieder ihr nicht zu verachtendes Gutes hat — daß einer nicht einmal den kleinen Finger, geschweige ein Schlüsselbein, was doch im Grunde eben auch nicht viel sagen will, —

brechen kann, ohne daß es sogleich in öffentlichen Blättern der Welt verkündigt, und dadurch alle entfernten Freunde des Verunglückten, unschuldiger und ungebührlicher Weise, gegen den Willen desselben, zur Mitleidenheit gezogen, beunruhigt, und nicht selten in den Fall gesetzt werden, sich das Uebel ärger einzubilden, als es ist. Wäre dieser Umstand nicht, der mich nöthigte, den ungebetenen Zeitungsnachrichten, wo möglich, zuvorzukommen, so sollte meine theuerste Fürstin von diesem ganzen Unfalle nicht eher was erfahren haben, bis alle, die er betroffen, sich wieder in den vorigen Stand hergestellt gesehen hätten."

Sein 80ster Geburtstag, der ihn in seiner früheren stillen Heiterkeit fand, wurde von den ihm verbündeten Brüdern zu Jena gefeiert, und diese überraschten ihn mit einer ihm zu Ehren geprägten Denkmünze, auf deren Vorderseite sein Bildniß mit der Ueberschrift seines Namens stand, auf der Kehrseite aber eine geflügelte Lyra mit einem Stern über ihr, von unten umgeben mit Blumengewinden, aus deren Mitte eine Psyche hervorschaut, und von oben mit der Aufschrift: Dem unsterblichen Sänger.

10

Während alles dieses Wechsels von Leid und Freude, Arbeit und Genuß hatte Wieland den stil-

len Platz der letzten Ruhe zu Oßmannstädt nicht vergessen. Dieser war von dem neuen Besitzer, als unveräußerlich, der Familie Brentano zu Frankfurt a. M. ganz abgetreten worden. Man that nun den Vorschlag, ein Denkmal daselbst zu errichten: und da Wieland bestimmt erklärt hatte, daß auch Er dereinst dort ruhen wolle, so war die Aufgabe, durch Ein Monument die drei dortigen Gräber zu bezeichnen, und man genehmigte die Idee eines jüngeren Freundes, eine dreiseitige Piramyde zu errichten, die in der Mitte der drei Gräber auf einem kleinen Rasenhügel so aufgestellt werden sollte, daß sie durch die Schrifttafel und das Emblem jeder Seite das vorliegende Grab bezeichne. Für Sophie Brentano wählte man das Emblem einer Psyche mit dem Kranze jugendlicher Rosen umgeben, für Wielands Gattin das sprechende Sinnbild der Eintracht und Treue, zwei verschlungene Hände in dem Eichenkranze teutscher Biederkeit; für Wieland selbst wählte man späterhin die geflügelte Lyra mit dem Sterne der Unsterblichkeit darüber. Der treffliche Weimarische Hofbildhauer Weißer führte diesen Entwurf in Seeberger Sandstein aus, und Wieland selbst verfertigte am 6. December 1806 folgendes Distichon zur Inschrift:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Niemand fürchtete beim Eintreten des Winters, daß dieser Stein seinen sterblichen Theil so bald decken sollte. Er erfreute sich einer fortdauernd guten Gesundheit, und hatte noch vor Kurzem großen Antheil an Ifflands Darstellungen auf der Weimarischen Bühne genommen, als er in der Nacht vom 10ten auf den 11ten Januar 1813 unerwartet einen schlagähnlichen Zufall bekam. Nach einer Stunde schien die Natur selbst durch einen Fieberfrost eine Krisis zu machen, und sein Arzt entfernte wirklich durch die zweckmäßigsten Mittel für die ersten Tage alle Gefahr. In der Nacht vom 13ten Januar aber wiederholten sich die krampfhaften Zufälle, und das Fieber kehrte zurück. Von jetzt an nahm die Gefahr zu; den Blick des ehrwürdigen Greises aber trübten keine Bilder des Todes. Nicht ganz ohne Schmerzen waren seine letzten Tage; so wie sie nachließen, beschäftigte sich seine Phantasie nur mit der Gegenwart, mit seinen Kindern, und seiner noch nicht beendigten Uebersetzung Cicero's. Der neunte ruhige Tag gab wieder Hoffnung; am zehnten aber (d. 20. Januar) kehrte das Fieber mit noch größerer Heftigkeit zurück, und da gingen erst Bilder der alten klassischen Zeit vor seiner Seele vorüber, dann ließen italienische Worte, die er aussprach, glauben, daß er in Arioste's Gefilden wandle, bis endlich seine Seele ahnungsvoll bei Shakespeare weilte. Mehrmals vernahmen seine geliebten, ihn wehmuthsvoll

umringenden, Kinder in den Abendstunden, wie er, schwach zwar, aber vernehmlich, Hamlets berühmte Worte wiederholte: Seyn — oder Nichtseyn! — die er bald teutsch bald engländisch aussprach. Hierauf ward er ruhiger, und schien sanft zu schlummern; es war der Schlummer der Euthanasia; kurz vor Mitternacht hatte die schöne Seele von der irdischen Hülle sich getrennt.

II.

Tief war der Eindruck, den diese Trauernachricht am andern Morgen auf ganz Weimar machte; eben so allgemein aber auch der Wunsch, in den irdischen Ueberresten noch das Andenken des edlen Verewigten zu ehren. Es liegt etwas so Tröstliches in dieser letzten Pflicht, und etwas so Heiliges zugleich, daß kein zartes Gemüth ihrer entsagen könnte. Die Brüder-Maurer beschlossen daher eine feierliche Bestatttung. Der Legazionsrath Bertuch, seit 43 Jahren mit dem Verewigten freundschaftlich verbunden, erbot dazu das durch architektonische Verzierungen passende Lokal seines mittleren Gebäudes, welches schwarz ausgeschlagen und zweckmäßig verziert wurde. Hier wurde die Hülle des ehrwürdigen Dichters und Weisen am Abend des 24. Januar auf einem Katafalk ausgestellt. Der Kopf, den über der schwarzen Sammt-

kalotte ein Lorbeerkranz zierte, ruhte auf blauseidenen Kissen, mit goldenen Spitzen besetzt. Ueber den untern Theil des Sarges, so wie über den Deckel, war eine blauseidene Decke mit Gold besetzt ausgebreitet; den Körper kleidete ein weißes Sterbegewand. Auf dem Deckel lagen oberhalb auf einem rothen Sammtkissen Oberon und Musarion, in den Prachtausgaben von Göschen und Degen, in Maroquin gebunden, mit einem Lorbeerkranz umwunden. Darunter — als Anerkenntniß seiner klassischen Werke — sah man auf einem rothsammtenen und darüber liegenden kleineren weißen Atlaskissen den russischen und französischen Orden.

Voll inniger Trauer wallfahrteten des Vollendeten Verehrer und Freunde in jenen Abendstunden dahin, noch einmal wenigstens die Hülle desselben zu sehen. Unverändert waren seine Züge; der Todesengel hatte nur einen erhöhten milden Ernst darüber ausgegossen, und man schaute das Bild eines Verklärten.

In der folgenden Nacht wurde der Leichnam still nach Oßmannstädt gebracht, und in dem Gartensaale des Gutsgebäudes — einst seinem so lieben Aufenthalte — beigesetzt und bewacht. Am Nachmittag des 25. Januar versammelten sich die sämmtlichen Brüder der Loge Amalia nebst einer großen Anzahl von Wielands Freunden und Verehrern in dem Schlosse zu Oßmanstädt. Auch die

französische Gesandtschaft und eine Deputation der Stadt Weimar erschien, um öffentlich ihre theilnehmende Hochachtung auszudrücken. Sechszehn Maurerbrüder trugen den Sarg, welchem zunächst der französische Gesandte, Baron St. Aignan, mit des verewigten ältestem Sohne ging, an welche dann die ansehnliche Begleitung sich anschloß. Die einfachen Glocken der Dorfkirche läuteten; mit aufrichtigster Trauer strömte die ganze Gemeine des Orts herbei, um auch ihrem alten Gutsherrn, wie sie Wieland immer nannten, die letzte Ehre zu erweisen. So begab sich der Zug die lange Allee hinab nach dem Bosket, der Stätte des Grabes. Hier war das Weimarsche Chor versammelt, und stimmte bei Annäherung des Zuges einen sanften Trauergesang an. Als der Sarg am Grabe niedergesetzt war, hielt der O. C. R. Günther eine kurze, aber herzliche Rede; und als hierauf: Wie sie so sanft ruhn! ertönte, da wünschte mit thränendem Blick ein jeder dem Abgeschiedenen ein letztes Lebewohl, und sanft Ruhe seiner Asche.

Bei seiner Todtenfeier in der Loge Amalie hielt Göthe die Gedächtnißrede, ein gleich ehrenvolles Denkmal für den Abgeschiedenen wie für den Lebenden!

12.

Geweiht ist die Stätte, wo duftende Blumen seine Hülle freundlich decken, diese Hülle eines edlen Menschen, eines echten Weisen, eines lieblichen Sängers, eines verdienstvollen Teutschen; eines an Geist und Gemüth reich begabten Mannes, der durch sein langes Leben unermüdet nach dem Wahren forschte, das Gute übte, und das Schöne darstellte; der redlich und mit besonnenem Eifer für die Ehre der teutschen Litteratur sich bemüht, unter uns sie gefördert und im Ausland ihr Achtung verschafft hat: denn welche civilisirte Nation in Europa hat Wieland nicht gekannt, geehrt und geliebt? die Quelle der Poesie floß, wie er selbst am besten wußte, bei ihm so reich nicht, wie bei Göthe; aber er leitete die schönsten Quellen der Griechen, Römer, Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier in ihr Bett, daß sie zu einem herrlichen Strom erweitert dahin floß, und zeichnete sich in einer Gattung aus, für die man dem Teutschen kaum Feinheit genug zugetraut hätte. Daß er, der Einzige, Horaz und Luzian, Xenophon und Shaftesbury, Ariosto und Cervantes, Voltaire und Sterne, Crebillon und Metastasio, unter uns erneuerte, hätte nicht Tadel, sondern Dank verdient; und ein gerechtes Urtheil hätte nicht verschweigen dürfen, daß er bei der bildsamsten, in fremde Form

sich leicht schmiegenden, Phantasie doch eigenthümlich ist, schon weil er vom Grundcharakter seines Volks nie abweichen konnte. Er hat uns Muster von didaktischen Gedichten geliefert, wie keine Nation gleiche dagegen aufstellen kann; Er hat das romantische Epos unter uns eingeführt, und ist von keinem seiner Nachfolger übertroffen worden; Er hat uns die ersten philosophischen Romane gegeben, deren innerer Gehalt, unter allem Wechsel der Mode, und selbst als spätere Meisterwerke dieser Art erschienen, ihnen Dauer gesichert hat; Er hat zu einer Zeit, da es noch kein erträgliches bei uns gab, uns Singspiele gegeben, die wenigstens kein späteres übertroffen hat; Er war einer der melodiösesten unter unsern Dichtern, und unsre Sprache verdankt ihm weit mehr, als man anerkannt hat. Er war es zuerst und vorzüglich, der sie mit Laune der Grazie scherzen und mit humoristischer Gewandheit sich bewegen lehrte; Er war es zuerst und vorzüglich, durch den sie an unsre Höfe und in die höheren Zirkel eingeführt wurde, was allein ihm einen Eichenkranz von seinen Sprachgenossen verdient hätte. Mit dieser Sprache aber hat er die Grazien selbst auch in die geselligen Zirkel seiner Zeit eingeführt, und wo sie erschienen, da verschwanden die rohen und die steifen Gelage wie die Reifröcke vor seinen Griechinnen — Und gelangte nicht mit der Sprache nun auch manche nöthige Wahrheit dahin, wo man zu hören sie nicht ge-

wohnt war? Und wie unumwunden sagte sie oft, der Mann, der an der Hand der Grazien auch die Weisheit erscheinen ließ, nicht um das Leben zu trüben und zu verdüstern, sondern um es zu beglücken, indem sie es veredelte. Gegen die Thorheiten stand ihm ein lächelnder Satyr zur Seite, der aber auch, durch seinen Muthwillen sogar, der Weisheit dienen mußte. Bei der griechischen Bildung, die er sich selbst gegeben, weckte er den Geist des klassischen Alterthums, das er aus den Schulen in das Leben einführte, und gab dadurch auch seiner Zeit und seinem Volk eine höhere Bildung.

Mild gegen den Irrthum, schonend gegen Fehler, war er für Vernunft, für Recht und Pflicht, für alles was der Menschheit heilig seyn muß, weil es allein dem höheren Menschenleben Werth gibt, ein unermüdlicher, eifriger Kämpfer, aber eben deshalb auch ein rastloser Bekämpfer aller verderblichen Vorurtheile, aller Verfinsterung, aller Unterdrückung, aller Sophistereien. Veredlung und Beglückung seines Brudergeschlechts war sein Ziel. Er schwatzte nicht Religion und Philosophie, aber bethätigte sie im Leben, in welchem er dankbar alles Gute, und mit ruhiger Ergebung das Unglück hinnahm. Wer ihn ganz dem Irdischen dahingegeben geglaubt hat, der hat ihn nie gekannt — vielleicht, weil er ihn nie gelesen. In ihm war und wirkte das Höhere, allein er kannte nichts höheres als die Vernunft, die sich nicht aufspreizt wie die Phanta-

sterei, die sich auf Stelzen stellt, um größer zu scheinen und — gesehen zu werden. Ihm gab es nichts Größeres im Leben, als nie in Gemeinheit sinkend, den Sinn stets auf das Edle gerichtet, unausgesetzt ein guter Mensch, Gatte, Vater, Freund und Bürger zu seyn. Die Natur überspringen wollen, war ihm Unnatur, gegen die er mit allen Waffen seines Geistes ankämpfte wie gegen die Heuchelei, die ihm, je offener und redlicher er selbst, ein desto ärgerer Greuel war.

Der Glaube, daß das Wahre und Gute, wenn auch wer weiß wie spät, aber endlich doch gewiß siegen werde, erhielt ihm bei diesen Kämpfen seinen Muth; nur müsse man in diesem Kampfe nie ermüden, und fortwährend Saamen des Wahren und Guten ausstreuen. Wer ermüdete aber darin weniger als Er? — Ihm ließe sich daher noch eine besondere Grabschrift, auch mit seinen eignen Worten, setzen:

Hier ruhet Wieland
Der, wenn ihn gleich kein Amt zum Dienst der Welt verbunden,
Beruf, und Eid und Pflicht stets in sich selbst gefunden.